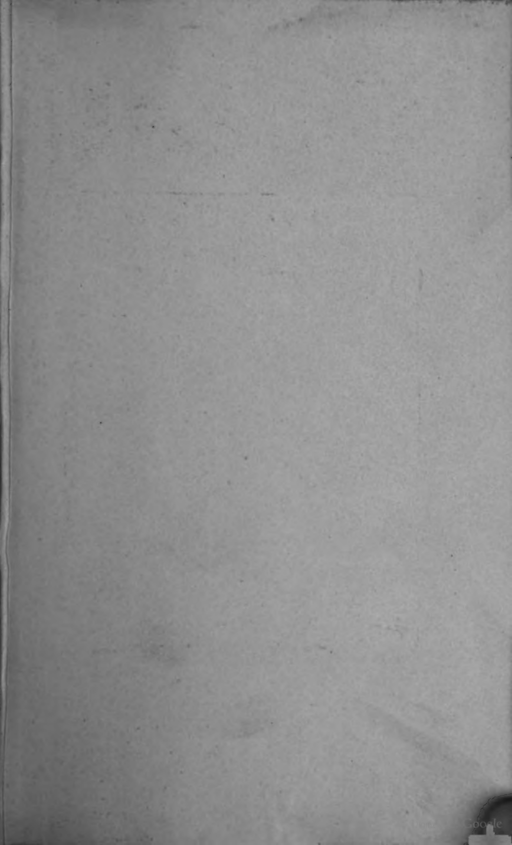




Steiermärkische

Zeitschrift.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Erstes Heft.



DER GRUNDELSEE in STEYERMARK.

Steiermärkische
Zeitschrift.

Redigirt

von

Dr. G. F. Schreiner, Dr. Albert v. Muchar,
C. G. Rit. v. Leitner, A. Schrötter, prov. Prof.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

I. Heft.

Mit einer lithographirten Ansicht.

Grätz, 1834.
Im Verlage der Direction des Lesevereins am Joanneum,
und in Commission bei Damian und Sorge.

Papier und Druck von den Gebrüdern
Georg und Carl Tanzer.

Vorerinnerung.

Die steiermärkische Zeitschrift, welche vorzüglich vaterländische Geschichte und Topographie, dann Naturwissenschaft, Nationalökonomie, Erziehungskunde, Sitten- und Erfahrungsseelenlehre zum Gegenstande hat, erwarb sich bisher durch gediegene, und meistentheils rein wissenschaftliche Aufsätze, einen ehrenvollen Ruf im In- und Auslande, entfernte sich aber durch ihre gelehrte Richtung vielleicht zu weit von dem Bedürfnisse eines gemischten Lesepublikums. Da Se. kais. Hoheit, der durchlauchtigste Erzherzog Johann, der erhabene Gründer des Lesevereins am Joanneum und der von diesem ausgehenden steiermärkischen Zeitschrift, vor Allem den Zweck im Auge hatte, gemeinnützige Kenntnisse im Umkreise unseres Landes selbst zu verbreiten; so wird die vom Vereins-Ausschusse gewählte Hauptredaction bei der Herausgabe dieser neuen Folge derselben künftig alle blos einen kleinen Kreis gelehrter Männer interessirenden und für den Raum eines Journals zu ausgedehnten Aufsätze und Abhandlungen zu vermeiden, und nach Kräften dahin zu wirken suchen, daß sämmtliche, was immer für einem Gebiete des Wissens angehörenden Beiträge in einem allgemein faßlichen und anziehenden Style geschrieben seien. Alles, was auf die Landeskunde Bezug hat, soll wie bisher mit besonderer Vorliebe behandelt werden;

um einem größern Kreise von Lesern zu genügen, sollen aber auch Schilderungen der übrigen Theile unserer weiten Monarchie und der interessantesten Länder und Völker des Auslandes nicht mehr ausgeschlossen werden; ja, um eine angenehme Mannigfaltigkeit noch sicherer zu erzielen, werden auch nebenher Uebersetzungen aus den anziehendsten und neuesten Schriften fremder Nationen und kurze Auszüge aus den zuletzt erschienenen, werthvollsten Werken deutscher Zunge geliefert werden.

Der erste Jahrgang dieser neuen Folge der steiermärkischen Zeitschrift begreift zwei Hefte, deren jedem ein lithographirtes Titelblatt beigegeben wird. Der Preis Eines Heftes auf weißem Postdruckpapier beträgt 48 kr. C. M., auf Velinpapier 1 fl. C. M. Um aber die allenfalls beliebige Nachschaffung der zwölf Hefte der ältern Reihenfolge dieser Zeitschrift zu erleichtern, werden die ersten sechs um den herabgesetzten Preis von n. 24 kr. C. M. pr. Stück ausgegeben.

Hiemit ladet man auch alle Schriftsteller und überhaupt alle Freunde der vaterländischen Literatur zur Mitwirkung an dieser Zeitschrift ein. Als billige Vergütung der aufgewandten Zeit und Mühe werden für jeden Originalaufsatz drei, für jede Uebersetzung zwei Ducaten in C. M. auf unsern Druckbogen an Honorar berechnet, und nach dem Abdrucke gegen Empfangsbestätigung unverzüglich übersendet. Jeder Verfasser eines Aufsatzes muß sich jedoch entweder öffentlich unterzeichnen, oder wenigstens seinen Namen der Redaction mittheilen. Kein Aufsatz darf zwei unsrige Druckbogen überschreiten, jeder muß auf einem abgesonderten Blatte, und, vorzüglich in Rücksicht der Eigennamen, deutlich geschrieben sein. Einsendungen jeder Art erbittet man sich portofrei an

die Hauptredaction der steierm. Zeitschrift
am Joanneum zu Grätz.

Inhalt.

Oesterreichs Naturschönheiten.

Ein Vorwort
zur steiermärkischen Zeitschrift.

Von Dr. Gustav Franz Schreiner.

Die steiermärkische Zeitschrift, von dem hochherzigen Gönner der Steiermark gegründet, von vielen gelehrten Männern groß gezogen, hat bisher manchen schätzbaren und werthvollen Beitrag zur Aufhellung der Landesgeschichte und zur Beförderung der Alterthumskunde geliefert, und so einen Theil ihrer Bestimmung erfüllt, auch sich dadurch rühmliche Anerkennung ihres Strebens und eine ehrenvolle Würdigung ihrer Leistungen im Auslande errungen. Sie sollte aber auch gemeinnützige Kenntnisse im Lande verbreiten, den reichen Schatz erschließen, den unsre schöne Steiermark an den großartigsten Scenen der Natur besitzt, und ihn der übrigen Welt bekannt machen, die verschiedenen Eigenheiten der beiden Volksstämme, von denen das obere und untere Land bewohnt wird, wie sie Vergangenheit und Gegenwart zeigen, erforschen, das Charakteristische in der Verfassung der Provinz auffassen, und alle diese zerstreuten Züge zu einem sinnigen Bilde vereinen, in dem man, wie in einem hellen, reinen Spiegel, das schöne Alpenland und das kräftige Volk erkennen würde. Dieser

Theil ihrer Aufgabe ist bisher mehr in den Hintergrund getreten, soll aber hinfüro vorzugsweise berücksichtiget werden. An würdigen Gegenständen ihrer Forschungen und Schildereien kann es ihr um so weniger fehlen, als Geschichte und Natur in Oesterreich überhaupt und in der Steiermark insbesondere noch die reichsten Fundgruben darbieten, aus denen die geistreichsten und anziehendsten Beiträge zu schöpfen sein würden, die sich alle durch Neuheit und wissenschaftlichen Gehalt auszeichnen können. Bei dem beschränkten Raume dieser Blätter soll die Aufmerksamkeit der Freunde des Vaterlandes durch mich nur auf Einen Gegenstand hingelenkt werden, der mir noch immer viel zu wenig gewürdiget worden zu sein scheint, das ist auf die Schönheiten der Natur unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes.

Eine unerschöpfliche Quelle der reinsten Genüsse bietet vor Allem die Natur durch die unendliche Mannigfaltigkeit ihrer landschaftlichen Formen demjenigen dar, der einiges Gefühl für die Herrlichkeiten der Schöpfung hat. Der für Naturschönheiten empfängliche Sinn findet überall, selbst im rauhen und unwirthbaren Island und in der Mitte des Polar-Eises Befriedigung, ja sogar die dürre, traurige Sandwüste der Sahara bereitet ihm durch den Wechsel des Lichtes und der Tageszeiten, durch das reizende Farbenspiel, welches die auf- und untergehende Sonne an das blaue Himmelsgewölbe zaubert, und durch das Unermeßliche der Wüste selbst unaussprechliche Genüsse, die ihn entzücken und begeistern. Die Natur bleibt überall und immer groß, herrlich und imposant. Freilich sind einige Länder durch einen seltenen Reichthum der erhabensten Scenen der Natur vor anderen ausgezeichnet, und wieder andere Gegenden in dieser Hinsicht stiefmütterlich behandelt worden. Die österreichische Monarchie gehört unstreitig in die erstere Classe und hat vor vielen anderen Ländern Europa's den Vorzug, einen großen Reichthum an den ausgezeichnetesten Naturschönheiten in allen seinen Gauen zu besitzen [1]; nur sind leider

---

1) S. D. F. Sartori in den vaterl. Blättern. Jahrgang 1808. Nr. XXI. S. 151 u. f. f.

bisher viele der herrlichsten Landschaften Oesterreichs, viele Fluren desselben kaum von dem In- und noch weniger von dem Auslande gebührend gewürdiget worden.

In zahlreichen Reisebeschreibungen werden die Naturschönheiten anderer Länder gepriesen, und Tausende von Schaulustigen strömen jährlich aus allen Theilen von Europa an den Rhein, nach der Schweiz, in das mittägige Frankreich und nach Italien, um die Wunder der Natur, welche jene Länder enthalten, zu schauen und zu genießen. Wie wenig werden dagegen noch von Ausländern unsere reizenden Alpenländer und Karpathengegenden besucht! Wie Wenige kennen die gewiß nicht minder großartigen Landschaften Oesterreichs, jene Gegenden, wo im herrlichen oberösterreichischen Salzkammergute der 6000 Fuß hohe Traunstein und seine Nachbarberge ihren Fuß in den bläulich-grünen Fluthen des Traunsees baden, dessen liebliche oder melancholisch-ernste Ufer mehr als Eines der schönsten landschaftlichen Gemälde darbieten, und wo das freundliche Gmunden am Fuße grüner Hügel sich ausbreitet [1]; oder wo die am steilen Berggehänge gleichsam nur kümmerlich haftende Hallstadt, mit dem in schwindelnder Höhe das ganze Thal beherrschenden Rudolphsthurme sich in den dunkeln Wellen des gleichnamigen düsteren Sees spiegeln [2], und das silberweiße Haupt des begletscherten Dachsteins, von der untergehenden Sonne vergoldet, noch hell erglänzt, während schon tiefe Finsterniß in den einsamen Thälern herrscht, die seine nächste Umgebung bilden. — Wie entzückend schön ist nicht das reiche Gefilde der Giudicarien Tirols um Arco und Riva, wo die schnelle Sarca sich durch üppige Fluren dem Gardasee entgegenwindet [3],

1 *

1) S. Desselben: Neueste Reise durch Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg, Kärnthen ꝛc. Wien, 1811. 1. B. S. 312 u. f. f.

2) S. J. A. Schultes: Reisen durch Oberösterreich in den J. 1794, 1795, 1802, 1803, 1804 und 1808. Tübingen, 1809. 1. Th. S. 93 u. f. f.

3) S. Fr. Mercey's Oesterreichisch-Italien und Tirol. Reisebilder, Schilderungen, Rückblicke, Anekdoten ꝛc. Aus dem Französischen übersetzt von A. Kaiser. Leipzig, 1834. II. B. S. 212 u. f. f.

oder um Meran, wo sich ein Rebengelände entfaltet, das alle Reize des Südens mit der ganzen Herrlichkeit der Hochgebirgsnatur vereint! Wie herrlich bist Du, mein theures Heimathland, ihr Anfänge der Karpathen, wo sich schattige Auen, rebengeschmückte Hügel und ein freundliches Gebirge um das weinreiche Preßburg lagern, deren Reize noch der breite, majestätische Strom erhöht! Wie viele Oesterreicher gibt es nicht, die es kaum für möglich halten, daß selbst das nördliche Galizien Gegenden enthalte, die mit den erwähnten kühn in die Schranken treten können, und daß, um nur Eines aus vielen Bildern zu erwähnen, die Umgebung von Neu-Sandec dem Maler eine wahre Schweizerlandschaft zeige.

Wie wenige selbst unserer Mitbürger kennen den Zauber, der über jene italienischen Seen ausgebreitet ist, deren Spiegel um Varese [1]), oder zwischen den unbeschreiblich lieblichen Monti di Brianza oder im romantischen Val di Ledro erglänzen; wie selten besucht ein Fremder den Lago morto oberhalb Serravalle, der seinen ruhigen himmelblauen Spiegel zwischen wilden Felsen und den Schutthaufen eingestürzter Berge ausbreitet, oder den noch anmuthigeren und größeren Lago di santa croce, und doch sind auch sie mit Reizen geschmückt, die Jeden, der sie gesehen, zur Bewunderung hinreißen [2]). Mit Recht gefeiert sind dagegen der durch die Schönheit seiner Ufer auch im Auslande berühmte Lago di Como, den wohl kaum irgend ein anderer See in Europa an Reichthum der Landschaften und an romantischen Schönheiten der Natur übertrifft, an dessen Gestaden sich eine Kette schöner Villen von den anmuthigsten Gärten umgrünt, von Lorberbäumen, Pinien und Cypressen umrauscht, dahinzieht [3]); der viel größere Lago di Garda, in dessen terrassenförmig angelegten,

1) S. L. Rossi: Guide des étrangers à Milan et dans les environs de cette ville. Milan, 1822. Tom. II. S. 39 u. f. f.
2) S. G. v. Martens: Reise nach Venedig. Ulm, 1824. 2. B. S. 312 — 314.
3) S. Friederike Brun: Tagebuch einer Reise durch die östliche, südliche und die italienische Schweiz 2c. Koppenhagen, 1800. S. 442 u. f. f.

an den hohen Bergwänden emporgebauten Gärten zarte Südfrüchte im Freien herrlich gedeihen, und an dessen südlichen Ufern zahlreiche große Ortschaften einander die Hand reichen und den wohlthätigsten Anblick einer regsamen Thätigkeit und Industrie gewähren [1]). Wie Wenige können sich rühmen, die vielen Gebirgsseen gesehen zu haben, welche in schauerlichen Felsenschluchten der Zipser-Karpathen, meist zwischen hohen Bergspitzen in äußerst romantischen Gegenden liegen, nämlich das grüne Meerauge, den See von Pribilina, die Popper- und Wagseen und andere [2]).

Jeder Gebildete kennt, wenigstens dem Namen nach, den donnernden Fall des Rheins bei Schafhausen, den Fall des Velino bei Terni und jenen des Teverone oder Anio bei Tivoli in den römischen Apenninen; den Staubbach im Lauterbrunnen- und den Reichenbach im Haslithale der Schweiz; dagegen sind die prächtigsten Wasserfälle unsers Staates kaum dem Inlande und noch weniger den Fremden gehörig bekannt. — Wenige der europäischen Großstädte können sich, gleich Wien, rühmen, einen der malerischesten Katarakte in so beneidenswerther Nähe zu besitzen, wie dieses mit dem Sturze der Lassing seitwärts vom Wienerbrückl im V. O. W. W. Niederösterreichs der Fall ist, den sie vor ihrer Vereinigung mit der Erlaph bildet, indem sie sich ganz in Gischt und Schaum aufgelöset, mit donnerähnlichem Getöse in drei Absätzen in eine enge, malerische Schlucht stürzt, und das ganze tiefe Thal mit ihrem Staubregen erfüllt [3]). — Den Waldbachstrub bei Hallstadt kann man ohne Uebertreibung den schöneren Wasserfällen der Schweiz kühn an die Seite setzen; durch ein äußerst romantisches Thal, in dem rechts einige kleinere Bäche, gleich flatternden Silberbändern, von den senkrecht steilen Felsenwänden herabgleiten, führt ein angenehmer Fußpfad vom Hall-

1) S. Göthe's italienische Reise in seinen Werken. Stuttgart und Tübingen, 1829. 27. B. S. 40 u. f. f.

2) S. v. Csaplovics's topographisch-statistisches Archiv des Königreichs Ungarn ꝛc. I. Th. S. 43 — 61.

3) S. André's Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser Prag, 1820. B. XXV. Beil. Nr. 1. S. 19 u. f. f.

städtersee an den Fall hinauf, den drei mächtige Bäche bilden, die aus tief ausgewaschenen Klüften hervorbrechen, und sich, von hohen Wänden herabstürzend, in der Tiefe in Einem Becken vereinigen, das sie von allen Seiten mit ihren stäubenden Cascaden erfüllen, und von wo sie mit rastloser Eile, in zahllose kleine Fälle zersplittert, über hundert bemooste Felsenblöcke rauschend ihren Weg in das tiefer gelegene Thal verfolgen [1]). — Wer vermag das Großartige und Majestätische des bedeutenden Falls der Krimmler-Ache im Pinzgaue Salzburgs, gewiß des ersten und großartigsten im ganzen Alpengebirge, so zu beschreiben, daß die Darstellung nicht zu weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibe; und doch ist er so wenig besucht, den Engländern und andern reiselustigen Völkern unsers Erdtheils kaum dem Namen nach bekannt, und selbst von Jenen nicht beachtet, welche jährlich das Wildbad in der Gastein besuchen, obgleich sie sich den Hochgenuß, diesen Wasserfall zu sehen, so leicht verschaffen könnten. Wie sehr würden sie sich freuen, das, was sie sich vielleicht als das Höchste in dieser Art von Naturwundern gedacht hatten, den Fall des Schwarzbaches, in der Nähe des salzburgischen Dorfes Golling, noch bei weitem übertroffen zu sehen, und doch gehört der letztere gewiß zu den malerischesten Gießbächen der Alpen. Wer kann je wieder jene Höhe vergessen, wo dieser klare Waldbach, vom dunkeln Nadelwald malerisch umstanden, von einer hohen, mächtigen Wand überragt, geräuschlos aus einer kühn überwölbten Grotte des Berges herausgleitet, und sich sogleich über den rauhen Felsenabhang in einen wilden, immer dampfenden Kessel hinabwirft. Ueber diesen Fall hat die Natur selbst, gleichsam um dieses ihr erhabenstes Werk zu feiern, den Fels zu einem Triumphbogen gewölbt, unter welchem sich die kaum besänftigten Gewässer sammeln, um sich sogleich von Neuem wieder in wiederholten prächtigen Fällen noch tiefer in eine Schlucht hinabzustürzen, welche die feurigste Einbildungskraft sich nicht düste-

---

1) S. Kleyle's Rückerinnerungen an eine Reise in Oesterreich und Steiermark im J. 1812. Wien, 1814. S. 104.

rer denken kann [1]). Dasselbe Schicksal, gleich der Krimmler-Ache, wenig gekannt zu sein, haben auch die meisten übrigen Wasserfälle, die das Gebirge der Alpen in so großer Zahl enthält; andere, wie der Fall der Möll oberhalb des Dorfes Dellach in Oberkärnthen, die sich dort in mächtigen Sätzen, von der himmelan wirbelnden Wolke der zerstäubten Gewässer umwallt, in eine schauerliche Schlucht hinabstürzt [2]), jener der Gößnitz in der Nähe von Heiligenblut, wo sich der wasserreiche Fluß in einen tiefen Kessel wirft, und in zwei Fällen donnernd die schwindelnde Tiefe erreicht [3]); der majestätische Fall der Gasteiner-Ache im Salzburgischen [4]), sind zwar bekannt, aber von Ausländern noch zu wenig besucht, und können daher nicht oft genug erwähnt und gepriesen werden, um endlich die allgemeine Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sie hinzulenken.

Preiset das Ausland und mit Recht den Wechsel der herrlichsten Landschaften, welche eine Wasserfahrt auf dem Rheine darbietet; so preisen auch wir mit demselben Rechte die Reihenfolge ernster und lieblicher, romantischer und idyllischer Ansichten, welche die Ufer der Donau von Achleiten bei Passau bis Wien [5]), und bis an die Gränzen der Monarchie bei Orsova vor dem Schiffer entfalten; oder den Lauf der reißenden Wag, die hier zwischen schroffen, nicht selten senkrechten Kalkwänden, welche häufig die malerischesten Formen zeigen, mit einer beschleunigten Geschwindigkeit dahinfließt, anderswo wieder den Fuß sanfter Berge bespült, zwischen deren bewaldetem Gehänge sie ganz beruhigt in feierlicher Stille ihren Lauf fortsetzt; oder endlich die Fahrt auf der Etsch durch die wechselvollen Thäler von Süd-Tirol bis hin-

---

1) S. Friedländer's Ansichten von Italien während einer Reise in den J. 1815 u. 1816. Leipzig, 1819. I. Th. S. 29.

2) S. A. F. Groß: Handbuch für Reisende durch das Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Salzburg ꝛc. München, 1831. S. 163 u. f. f.

3) S. André's Hesperus. Jahrg. 1820. B. XXVIII. Nr. 1. S. 53.

4) S. Alb. v. Muchar's: Das Thal und Warmbad Gastein ꝛc. Grätz, 1834. S. 167.

5) S. v. Martens a. a. O. I. Th. S. 119 — 132.

aus in die reizenden Flächen des Venetianischen; nur Schade, daß sich noch so wenige Federn gefunden haben, welche die wechselnden Bilder beschrieben hätten, die eine Fahrt auf der Etsch, Moldau, Elbe, dem Inn und manchen anderen Gewässern des Kaiserstaates an dem Schiffer vorüberführt.

Nicht minder reich als an Seen, Wasserfällen und malerischen Landschaften ist Oesterreich auch an den anmuthigsten oder schauerlichsten Thälern, die gewiß nicht weniger lieblich und bezaubernd schön, oder großartig und erschütternd sind, als die meisten hoch gepriesenen Gegenden der vielbesuchten Schweiz. Wie lieblich ist das belebte, breite, reichbebaute Thal der Lavant um Wolfsberg, St. Andrä und bis gegen Lavamünd, wie anziehend sind seine obstreichen Flächen, in denen zahlreiche Ortschaften zwischen Baumgruppen, kleinen Wäldchen und Obstpflanzungen zerstreuet liegen; wie abwechselnd sind die grünen Abhänge seiner Berge und die vorspringenden Hügel mit Kirchen, Schlössern und Burgtrümmern bedeckt, und wie ernst blicken nicht die hohen Felsenhäupter der Petze, des Obiers und der anderen kärnthnerisch-krainerischen Kalkalpen in diese lieblichen Thalflächen herein [1]). Das liebliche Kremsthal gewährt auch, bei hoher Schönheit seiner üppig grünen Gelände, seiner reichen Obstbaumpflanzungen und seiner kräuterreichen Wiesen von Spital am Pyrn bis Kremsmünster, den erfreulichsten Anblick eines seltenen Wechsels der anmuthigsten Landschaften und einer regsamen Industrie und hohen Cultur, die sich in den wohlbestellten Gründen und Gärtchen, in den vielen großen Eisenhämmern, Sensenschmieden und anderen Gewerken, und in den zahllosen malerischen Obstbaumgruppen offenbaret. Die Thäler der Gail, die Umgebungen von Villach und St. Veit in Kärnthen, jene der March und Oder, der Thaya und Punkwa in Mähren, der Elbe, Moldau und Eger

1) S. Ch. Käferstein's Deutschland, geognostisch-geologisch dargestellt. Weimar, 1829. 6. B. 1. Heft. S. 161.

in Böhmen, das Hatzegerthal in Siebenbürgen [1]), die Thäler der Gran, Harad und Sajo in Ungarn, das Thal des Dunajetz und der Poprod in Galizien, jenes des Inn [2]) und der Etsch, der Rienz und Eisak [3]) in Tirol und noch hundert andere enthalten eine Fülle der reizendsten Partien, wie sie wenig andere Gebirgsländer, die mit Oesterreich unter gleichen Breitegraden liegen, aufzuweisen haben.

An schauerlich wilden Thälern, in denen die Natur sich nur in den furchtbarsten Zerstörungen zu gefallen scheint, ist die Gebirgswelt der österreichischen Monarchie ebenfalls sehr reich. Wahrhaft erschütternd, so, daß die Brust ob der wilden Zerstörung, die sich dort ringsum offenbaret, kaum zu athmen wagt, und doch zugleich wieder herrlich und groß ist die Natur in jenem erdrückenden Engpasse bei Golling, den man die Oefen der Salzach nennt, an jenem Puncte, wo der wasserreiche Fluß, der seiner Größe nach schon befahren werden könnte, von den ausgewaschenen Felsenwänden so eingepreßt, von den colossalen Trümmern eingestürzter Gebirge so überwölbt wird, daß der mächtig aufgeregte Strom brausend und unter dem dumpfen Getöse der Felsentrümmer, die er gewaltsam mit sich fortwälzt, sich gewaltsam seinen Weg durch das Felsengeklüfte bahnen muß, das oft nur einige Fuß breit ist [4]). Nie werde ich jenen grauen, regnerischen Morgen vergessen, an welchem ich allein, das einzige lebendige Wesen in dieser grauenhaften Felsenklemme, auf den schlüpfrigen Stegen und Brücklein und auf den colossalen, mitten im Sturze eingeklemmten Felsenblöcken herumstieg, und mich an dem Anblicke einer Gegend erfreute, die unter der Beleuchtung, wie sie jener lichtlose Morgen spärlich verbreitete, nur in Dante's Hölle

---

1) S. v. Jenny's Handbuch für Reisende in dem österr. Kaiserstaate ꝛc. Wien, 1823. 2. B. S. 356.

2) S. Fr. Thiersch's Reisen in Italien. Leipzig, 1828. I. Th. S. 10.

3) S. H. D. Inglis Tirol und ein Blick auf Baiern. Aus dem Englischen übersetzt von Kaiser. Leipzig, 1833. I. Th. S. 243.

4) S. Elise van der Recke Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den J. 1804 — 1806. Berlin, 1815. S. 53 u. f. f.

einen ihrer würdigen Platz finden konnte. Wahrlich dieser Punct steht weder der berüchtigten Via mala in Graubündten, noch den Umgebungen der tiefen Schlünde, durch welche der jugendliche Rhein mit furchtbarer Schnelligkeit herabrauscht, an Wildheit und Erhabenheit nach. — Wie schauerlich einsam sind die Thäler in den menschenleeren Wäldern und Schluchten des Böhmerwald-Gebirges, wo die bemoosten, vielfältig herumgestreuten, und durch- und übereinander gewürfelten Granitblöcke, die man oft auf den Kuppen der höchsten Berge antrifft, von Revolutionen zeugen, welche unser Planet in Zeiten erlitten haben muß, die über alle urkundliche Geschichte weit hinausreichen. Gegenden, wie sie sich zwischen den höchsten Bergen der Tatra, in den Umgebungen der früher erwähnten Karpathenseen, im Kohlbacher- und Kopperschächter-Thale darstellen, in deren Nähe um die hohe Lomnitzerspitze, verwitterte, ungeheuere Granitmassen in schwindelnde Höhe sich emporthürmen, andere, in die Thäler herabgestürzt, in große Blöcke zerschellt herumliegen, alle Vegetation erstorben ist, und weit und breit lautlose Stille herrscht, nur selten durch den hellen Pfiff eines Murmelthieres oder durch den rauschenden Flügelschlag eines Adlers unterbrochen, finden sich auch in anderen Gebirgen der Monarchie vor [1]).

Selbst jene erhabenen Scenen, die sich um die Gletscher, Schnee- und Eisfelder der schweizerischen Hochgebirge herumlagern, fehlen einigen unserer Provinzen nicht. Im Zuge der Salzburg von Tirol und Kärnthen scheidenden Urfelskette reihen sich im Pinzgaue Salzburgs Gletscher an Gletscher, welche die Gebirge von allen Seiten umgürten, und sich zu einer unermeßlichen Schnee- und Eiswüste von einem Umfange von vielen Meilen vereinigen, aus welchen sich die riesigen Gipfel des Ober- und Untersulzbacher Venedigers, des h. Geistkogels, des Drei-Herrenspitzes, des hohen Axels und anderer in die blauen Lüfte erheben [2]).

---

1) S. Bredolzky's Beiträge zur Topographie des Königreichs Ungarn. Wien, 1805. 1. Bdchen. S. 17 u. f. f.

2) S. Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien, 1828. Nr. 119. 2. Oct. S. 959 u. f. f.

Ueberschreitet man die hohe Gerlos und kommt aus dem Pinzgaue in das Zillerthal Tirols, so findet man im Duxerthale, in der Zemm und in den benachbarten Gründen auch Gletscher an Gletscher gereiht, deren Eiswände und Nadeln die ganze weite Landschaft im Süden begränzen. Wandert man noch weiter gegen Sonnenaufgang, so findet man im Oetzthale und in den Nachbarthälern Hochgebirgsgegenden, in denen eine Kette von Gletschern, Schnee- und Eisfeldern, ringsum von kahlen Felsengrotten eingeschlossen, ihre nach allen Richtungen zerklüfteten Krystallwogen ausbreiten, und durch ihr donnerähnliches Krachen die Stille der selten besuchten Gegend von Zeit zu Zeit unterbrechen [1]. Noch ergreifender sind die Schnee- und Eisgefilde, welche sich um die Ortlesspitze in grauenhafter Erstarrung ausbreiten, und die Winterscenen der Polargegenden in die Nähe des heißen Südens versetzen [2].

Wie reich ist endlich Oesterreich nicht an den umfassendsten Fernsichten, welche hunderte von Bergen in einer unglaublichen Mannigfaltigkeit darbieten. Wer kann ohne Begeisterung von der Höhe von Optschina auf Triest, auf das allumfassende Meer und auf die Vorgebirge und Buchten, die den Golf von Triest bilden, hinabschauen? wer diese Aussicht je vergessen, wenn er einmal so glücklich war, ihrer theilhaftig zu werden [3]? Welch' ein herrliches Rundgemälde entfaltet sich nicht vor den Augen des überraschten Fremdlings auf den Ruinen des Schlosses ob dem Städtchen Töplitz in Böhmen. Man blickt von dort auf den für die Wiedergeburt von Europa classischen Boden von Kulm herab. In der Fronte thürmen sich die ernsten Höhen des Erzgebirges empor, an deren Abhang das arme Bergstädtchen Graupen mit seinen Burgtrümmern hinangebaut ist; im Rücken erheben sich die konischen Berge des böhmischen Mittelgebirges, dessen Gelände mehre

1) S. Vaterländische Blätter. Wien, 1820. Nr. 50. S. 197 u. f. f.
2) S. Gilbert's Annalen der Physik. Weimar, 1805. IV. Stück. S. 220 u. f. f.
3) S. Kreil's Mnemosyne. Ein Tagebuch, geführt auf einer Reise durch das lomb. venet. Königreich 1815 u. 1816. Leipzig, 1817. S. 128 u. f. f.

schöne, malerisch gelegene Dörfer schmücken, und zur Rechten jenseits der Elbe erblickt man in nebeliger Ferne die Kuppen des Lausitzer Gränzgebirges. Zwischen den beiden ersteren Gebirgsketten zieht sich jenes breite Thal hin, aus dem sich der Schloßberg von Töplitz erhebt. Zahlreiche große Ortschaften, mit ihren rothen Ziegeldächern, die aus einem Kranze von Obstbäumen hervorblicken, und darunter die große Wallfahrtskirche Maria-Schein, die dreiseitige Kulmerkapelle und das Stift Osseg fesseln vor Allem den Blick, der mit Vergnügen auf der grünen Landschaft herumirrt. Am Fuße des Berges lagert sich das freundliche, nette Städtchen selbst, mit seinem schattigen Park, seinen vielen neuen und schönen Gebäuden, und der im grotesken Geschmack erbauten Schlackenburg [1]). Eben so schöne Aussichten über dieselben Gegenstände hat man auch vom Nollendorfer Berge, aus dem Garten des Bergamtes zu Graupen, von der Höhe des Bilinersteines und von mehren anderen Puncten dieses reizenden Thales. Doch wie viel des Herrlichsten wäre noch anzuführen, wollte man auf alle jene Standpuncte aufmerksam machen, die Oesterreich in so reichem Maße in allen seinen Provinzen aufzuweisen hat. Ich brauche zur Bekräftigung dieser Angabe den Leser nur im raschen Fluge an jene entzückenden Rundgemälde zu erinnern, welche sich um den Gamskahrkogel ob Hofgastein [2]), den Kapuzinerberg in Salzburg [3]); den Wiener Schneeberg [4]); die Villacher-Alpe; die Riesenkoppe [5]); den Altvater in Schlesien [6]); den Heumadkogel in Oberösterreich [7]); den Spieglitzer-Schneeberg in Mähren und um hundert andere Bergspitzen entfalten.

---

1) S. v. Uklansky's Briefe über Pohlen, Oesterreich, Sachsen, Baiern, Italien, Etrurien, den Kirchenstaat und Neapel, an die Comtesse Constance de S—. Nürnberg, 1805. I. Th. S. 254 u. f. f.

2) S. Alb. v. Muchar a. a. O. S. 823 u. f. f.

3) S. Morgenblatt für gebildete Stände. Tübingen, 1833. Nr. 272, vom 13. Nov., S. 1085 u. f. f.

4) S. Hesperus. Jahrg. 1815, Nr. 23, S. 180 u. f. f.

5) S. Dr. Hoser. Das Riesengebirge in einer statistisch-topographischen und pittoresken Uebersicht. Wien, 1804. 2. B. S. 93 u. f. f.

6) S. Vaterländische Blätter vom J. 1814, Nr. 50. S. 322.

7) S. Kleyle a. a. O. S. 170 u. f. f.

Zu dieser Herrlichkeit und Mannigfaltigkeit der Landschaften gesellt sich in Oesterreich noch ein eben so reiches Völkergemälde, ein Wechsel von Nationalcharakteren, wie ihn, außer dem russischen Reiche, kein anderer Staat Europens besitzt; eine Fülle von Sitten und Gebräuchen, Trachten und Formen des häuslichen Lebens, eine Lebhaftigkeit der Gewerbsthätigkeit und eine Verschiedenheit der Einrichtungen in den staatlichen Verhältnissen, wie man sie sich kaum bunter denken kann. Alle diese Gegenstände gewähren dem denkenden Manne einen vielseitigen Vorwurf zu den interessantesten Beobachtungen und Darstellungen, woran es noch immer über viele unserer schönsten Provinzen gebricht. Dieß kann man insbesondere auch von unserem Lande sagen.

Der Steiermark, ausgezeichnet durch einen seltenen Reichthum der malerischesten Landschaften und erhabensten Naturscenen, durch eine Fülle und Ueppigkeit der Vegetation, wie sie nur wenigen anderen Provinzen der Monarchie zu Theil geworden ist, und mit einem gesunden Klima und einer reinen Luft gesegnet, bewohnt von einem kräftigen und biederen Volke, und ausgestattet mit einer Menge der nützlichsten Producte, gebührt im Schwesterreigen der österreichischen Provinzen gewiß einer der ausgezeichnetesten Plätze; und doch sind viele Theile dieses schönen, fruchtbaren Landes, manche Eigenheiten seiner Bewohner, mehr als eine Seite seiner Geschichte und Verfassung, der Zustand seiner Industrie und Geistes-Cultur noch dem In- und Auslande unbekannt, oder doch wenigstens nur in den trockensten Umrissen bekannt geworden. Kennt man gleich die mit Recht gepriesenen, obgleich noch immer zu wenig besuchten Thäler, in denen der kleine Töplitzsee in tiefer Einsamkeit und feierlicher Stille seine grünen Gewässer dem lieblichen, fischreichen Grundelsee zusendet [1]; jene Gründe, in welchen der düstere Altausseer-See seine blauen Fluthen, von Wäldern, Almen und buntfärbigen Felsen begränzt, zwischen einsamen Ufern ausbreitet oder

1) S. Ritter v. Leitner in der steiermärkischen Zeitschrift. Grätz, 1830. X. Heft. S. 2 u. f. f.

der Leopoldsteiner-See, von den schroffen Wänden der Seemauer und ihrer Nachbarberge enge umschlossen, die imposanten Felsenmassen seiner todten Umgebung in seinen Fluthen abspiegelt; so ist doch dem größten Theile der gebildeten Welt der schwarze See in der Sölk, selbst dem Namen nach, unbekannt, und doch entfaltet sich die Majestät der Hochgebirge in ihrer ergreifenden Eigenheit, das schauerlich Einsame der höchsten Alpen und der ernste und doch zugleich auch idyllische Charakter der frischen Wiesenmatten, welche die Ufer der Alpenseen umgrünen, vielleicht nirgend anders so scharf, als eben hier [1]). Und so sind noch viele andere unserer Hochgebirgsseen, die in traurigen Felsenwüsteneien, oder in einem Kranze dunkler Nadelwälder verborgen liegen, den Einheimischen und noch mehr den Fremden unbekannt, während jeder Dorfteich Norddeutschlands und der kleinste See der Schweiz besungen und der literarischen Welt wiederholt auf das genaueste beschrieben worden ist.

Es ist zwar die Steiermark nicht so reich an Wasserfällen wie Tirol, Salzburg und die Schweiz, aber dennoch dürfte sich auch hier noch mancher Katarakt finden, der des Pinsels eines Ruysdäel, Salvator Rosa oder Schödelberger würdig wäre, und durch deren geistreiche Beschreibung sich mancher Schriftsteller den wohlverdienten Lorber erwerben könnte. Dasselbe gilt auch von manchen unserer Straßenzüge. Ist gleich die Steiermark nicht im Stande eine Straße gleich der über das Stelffser-Joch [2]) oder jener über den Loibl, oder eine Nebenbuhlerinn der kühnen Maria-Louisenstraße aufzuweisen; so sind doch mehre ihrer Straßenzüge durch ihre umfassenden Fernsichten oder durch die kühne Natur ihrer Umgebungen ausgezeichnet, und einer Schilderung um so würdiger, als mehrer aus ihnen noch nirgends in wissenschaftlichen Werken gedacht worden ist. Wie wenig bekannt ist nicht

---

1) S. Dr. C. Hock in dem priv. Bothen von und für Tirol und Vorarlberg. Innsbruck, 1829. 24. Dec. Nr. 103. S. 412.

2) S. Sommer's Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse ꝛc. Prag, 1832. 10. Jahrg. S. 46 u. s. f.

das Romantische des Straßenzuges, der durch den Engpaß der Huda lukna führt; wie gering ist die Zahl der Reisenden über die durch ihre Aussichten ausgezeichnete Pack und über die nicht minder interessante Stubalpe, und wie selten findet man des Weges über die Eisenerzerhöhe und durch die schauerlichen Schlünde der Wildalpen in unseren Reisebeschreibungen erwähnt.

Welche andere Provinz von gleichem Umfange mit unserm Lande kann eine solche Menge und einen so ergreifenden Gegensatz ernster und lieblicher Thäler, schauerlicher Engpässe und reizender Thalgründe aufweisen, wie das obere Land und die untere Steiermark. Wer kennt nicht, wenigstens dem Namen nach, das liebliche Mürzthal, dessen anmuthige Windungen voll der malerischesten Baumgruppen und üppigsten Wiesen mit dem stäten Wechsel der freundlichsten Gebirgslandschaften das Gemüth, und dessen malerische Burgtrümmer und ernste, bedeutungsvolle Sagen der Vorzeit die Phantasie des Wanderers so vielfältig ansprechen, während das Geräusch der leise murmelnden hellen Mürz ihn in seinen Träumereien unterstützt, und die weithin schallenden Schläge der Eisengewerke und die tausend wechselnden Gegenstände der Länder verbindenden Hauptstraße dem Geiste eine sehr anziehende Beschäftigung und dem ganzen Thale Leben und Bedeutung ertheilen [1]). Der Freund ernster Gegenden und einer imposanten Natur braucht nur den Lauf der Mürz über Neuberg und Mürzsteg hinauf bis in die Freyn zu verfolgen, dort wo zwischen einsam gelegenen Holzknechthütten eine Wildniß im erhabensten Style sich in den benachbarten Gründen entfaltet, die stille und die kalte Mürz in tiefen, einsamen Schluchten einherrauschen, hochstämmiger Urwald das steile Berggehänge bedeckt, der schmale, rauhe Steig sich am Rande schwindelnder Abgründe dahinschlängelt, die rauschende Mürz aus einem imposanten Felsenthore hervorbrauset oder der Fall am todten Weibe sich zeigt;

1) S. J. v. Kalchberg in den vaterländischen Blättern. Jahrg. 1815. Nr. 56. S. 532 u. s. f.

dort findet er alles, was seine düstere Phantasie nur irgend wünschen kann [1]).

Wie furchtbar, ja schauerlich wild zeigt sich die Natur nicht in den einsamen von den himmelhohen Felsenwänden der Zeller-Staritze, der Wild- und Gamsalpen eingeschlossenen Thälern der Salza und besonders in dem ringsum mit den grauenhaften Verwüstungen der Lavinen und Gießbäche erfüllten Weichselboden, in dessen tiefem Grunde die unbezähmbare Salza jedem Versuche, sie einzudämmen, spottet, und, von den Zeugen ihrer Triumphe über das schwache Menschenwerk umlagert, regellos ihre hellen, bläulich-grünen Fluthen in dem weißen Schuttbette rauschend ergießt [2]). Wie entsetzlich grauenhaft, aber selbst in ihren Zerstörungen noch erhaben und großartig ist die Natur im Gesäuse der Enns oberhalb Hiflau, oder im Johnsbacher-Thale, oder in der Nähe der Kaiserscharte und in anderen Gegenden der Sölk [3]), wo man sich auf einer Wanderung von vielen Stunden ganz verlassen fühlt, weit und breit sich keine menschliche Wohnung zeigt, überall steile, nackte, ungeheure Felsenwände, an denen kaum der Blick sich emporzuschwingen wagt, den Wanderer enge umschließen, der Wildbach brüllend zwischen Felsenblöcken dahinbrauset, so, daß man sich dem Führer nur durch Zeichen verständlich zu machen im Stande ist, das Auge überall, wohin es sich auch wenden mag, nur auf Spuren der Verwüstung stößt, und Alles in der Landschaft ein harmonisches Grauen erregende Ganze bildet.

Welch' einen heiteren Gegensatz zu diesen Schauerthälern bilden die lieblichen Rebenhügel von Luttenberg, der windischen Büheln, in der Kapellen und um Radkersburg; die anmuthigen Wiesenthäler der Kainach, der Sulm und Laßnitz, die freundli-

1) S. A. Schmidl: Der Schneeberg in Unterösterreich mit seinen Umgebungen. 2 Wien bis Mariazell. Wien, 1831. S. 241, 271 u. s. w.
2) S. Sartori a. a. O. I. B., S. 238 u. s. f.
3) S. F. C. Weidmann's Darstellungen aus dem steiermärkischen Oberlande. Wien, 1834. S. 72 u. s. f.

chen, von hochstämmigen Nuß= und Kastanienbäumen überschatteten Schluchten und Höhen des Sausaler=Weingebirges, dem an malerischer Schönheit kein anderes der unteren Steiermark gleichkommt, die breiten, fruchtbaren Windungen des freundlichen Raabthales, die über alle Beschreibung lieblichen Umgebungen von Grätz und so viele andere Gegenden des Grätzer=, Marburger= und Cillier=Kreises.

Wenige andere Provinzen der Monarchie haben eine solche Zahl der schönsten und umfassendsten Fernsichten als die Steiermark. Ich brauche nur an die Aussichten vom Grätzer=Schloßberge oder von der freundlichen Platte und dem ernsten Plabutsch in Grätz, von der hohen Buche oder der Kitzecker=Kirche im Sausaler=Weingebirge, von der Plattforme des Schlosses Ober=Radkersburg zu erinnern, und der Rundgemälde von dem Kulmerkogel bei Weitz, dem Hochschwab, der Klein= und Choralpe und von den zahlreichen anderen Bergen, welche durch ihre Fernsichten berühmt sind, zu erwähnen, um die Wahrheit dieser Behauptung dargethan zu haben. — Doch wie viel des Herrlichen bliebe noch anzuführen übrig, wollte ich auf alle die schauerlichen Engpässe, malerischen Burgtrümmer, merkwürdigen Höhlen und Grotten, stattlichen Schlösser aufmerksam machen, die sich in allen Theilen der Steiermark vorfinden, und einer Beschreibung würdig wären. Wie viele sinnige und bedeutungsvolle Sagen mögen noch im Munde des Volkes leben, oder sich bereits dem Verklingen nähern, die einer Aufzeichnung würdig wären: wie manch unschätzbares Denkmal der Vorzeit mag sich noch in den entfernteren Winkeln des Landes vorfinden, das noch seines Entdeckers harrt; wie viele bezeichnende steierische Volksgesänge gibt es noch, die, gleich den allemannischen Gedichten, der literarischen Welt bekannt gemacht zu werden verdienten; wie reich ist endlich das Volksleben im oberen und unteren Lande an Sitten und Gebräuchen, eigenthümlicher Beschäftigung und altererbter Gesinnung, — würdigen Gegenständen der Forschnugen und der Darstellung für Männer von Geist und Gemüth.

Auf alles dieses, und was noch sonst irgend die Steiermark und Oesterreich Ausgezeichnetes in seiner Geschichte und im Volke besitzen mag, das In- und Ausland aufmerksam zu machen, sei hinfüro die Hauptaufgabe dieser Blätter.

Aber auch die übrigen im ursprünglichen Plane zur steiermärkischen Zeitschrift bezeichneten Zweige der Wissenschaften mögen ihre Freunde und Bearbeiter finden, und diese dem Lande die Ergebnisse ihrer Forschungen und gemeinnützigen Bemühungen durch das Organ dieser Zeitschrift, anziehend für Alle uud Allen verständlich, unverdrossen mittheilen. Neben dem provinciellen und österreichisch-nationellen Interesse, soll aber auch das universell-literarische, alles, was irgend den Menschen anspricht und begeistert und von gemeinnütziger Art ist, hier seinen Platz finden.

So wäre denn der Standpunct bezeichnet, von welchem diese neue Serie der Zeitschrift von den geneigten Lesern beurtheilt und von den hochgeehrten Mitarbeitern gefördert werden soll, auf daß die frohe Hoffnung, welche der hochherzige Gründer dieser Zeitschrift ausgesprochen, verwirklicht werde, und dieses literarische Unternehmen die innige Anhänglichkeit zum heimathlichen Boden und die Liebe zum Vaterlande mehr und mehr entflammen, und die innige Theilnahme jedes Steiermärkers an dem Wohle desselben steigern möge.

Ueber das concentrische Zusammenwirken der innerösterreichischen Geschichtsforschung.

Theile, die einem Ganzen angehören, können durch die blose Betrachtung ihres abgeschiedenen Selbst, ohne Rücksicht auf das Ganze, nie vollständig und richtig erkannt werden.

Plan zu gegenwärtiger Zeitschrift.

1) Das Zweckmäßige und Tiefgreifende dieser Worte dürften besonders jene rastlosen Geschichts- und Alterthums-Forscher Innerösterreichs gefühlt haben, welche aus eigener Erfahrung wissen, wie nachtheilig, wie hemmend und beirrend der provincielle Separationsgeist und die literarische National-Eifersucht auf ihre Studien eingewirkt haben. — Wie möchte auch das Ganze der innerösterreichischen Geschichtsforschung mit großen Schritten vorwärts kommen, bevor der Austausch der Ideen, die Berichtigung der Ueberzeugungen, die Communication der Beweismittel nicht zur Herzensangelegenheit Aller geworden ist! — Wie vermag insbesondere der einzelne Fremde bei seiner historischen Orientirung über die innerösterreichischen Hochlande den richtigen Standpunct zu treffen, von welchem aus die Strömungen der Zeit in jenen romantischen Thalebenen angeschaut sein wollen? Wird er nicht, irre geführt von der unkritischen Leichtgläubigkeit, von gewagten

Behauptungen und Scheingründen provincieller Autorität, zumal bei dem Mangel an sattsamer Localkenntniß, morgen verwerfen, was er gestern noch für wahr hielt? Wird seine Unbefangenheit sich nicht endlich verstricken in den widersprechenden Ansichten und Beweisführungen der Führer, deren Kenntniß und Wahrheitsliebe ihm als über alle Zweifel erhaben, gepriesen wurden? — Fürwahr es ist hohe Zeit, daß die Historiker, nicht blos Innerösterreichs, sondern der ganzen österreichischen Monarchie zusammenstehen für die eigene Wahrheit, für deren Bekannt- und Geltendmachung im Angesichte des civilisirten Europa; daß sie beseitigend kleinliche Eifersucht und engbrüstigen Hader, sich selber erst wechselseitig anerkennen und ehren, und so vereint in geschlossenen Reihen die Waffen des Geistes führen für den eigenen Herd, d. h. für die österreichische Wahrheit, welche der auswärtige literarische Lügengeist im Bunde mit abtrünnigen Undankbaren wie mit dem alten anti-österreichischen, sowol religiösen als politischen Parteigeiste so planmäßig zu verunstalten und so leidenschaftlich zu überschreien, dadurch aber die öffentliche Meinung irre zu führen, die Völker zu äffen und Oesterreich herabzusetzen sich erfrecht hat.

2) Wie man bei Nachgrabungen auf classischem Boden durch den Schutt der neuen Zeit hindurch zuerst auf die Quadersteine des Mittelalters, dann, sind diese bei Seite geschafft, zu den Scherben und dem Hausrathe der alten Zeit hinunter gelangt, so ist es mit den Forschungen in der Geschichte Innerösterreichs: die großen Umwälzungs-Perioden oder Catastrophen dürfen dabei nie aus dem Gesichte verloren werden; denn sie sind die Schichten und Lagen, welche der Geschichtskritik und dem Alterthumskenner zu eben so vielen Anhaltspunkten dienen. Der Niederschlag und die Anschlemmungen aus der Flut der Völkerwanderungen müssen nach allen Richtungen verfolgt und durchsucht werden, um zu sehen, wohin die Wässer ihren Lauf genommen und wo sie den meisten Widerstand gefunden, — so der Niederschlag aus der Hunnen-, Gothen-, Langobarden- und Avaren-Zeit über den Fragmenten der Römer-Welt, so die Schichten frän-

kisch-deutscher und habsburgisch-österreichischer Civilisation unter und über dem Schutte hungarischer und türkischer Länderverwüstung. — Manches historische Denkmal so wie manche Ortsbenennung trägt die Spuren und Merkmale mehrerer dieser großen Catastrophen an sich, und es ist daher unerläßlich, daß die Geschichtsforschung und Philologie Arm in Arm durch die inner-österreichischen Hochlande bis ans Meer und selbst über die Wasserscheide der julischen Alpen hinaus ihre Wanderung antreten, überall anfragend und sich wechselseitig verständigend, wo die Räthsel schwer zu lösen sind. Und müssen sich die beiden Schwestern dergestalt letztens selbst mit der Natur, d. h. mit der Ortsbeschaffenheit berathen, wo weder Denkmäler, noch Laute, noch Schriftzüge Auskunft geben. Denn die Geschichte der innerösterreichischen Lande redet mit vielerlei Zungen: griechisch, lateinisch und celtisch, gothisch und langebardisch, italienisch, slavisch und deutsch. In diesen Zungen reden die Berge und die von ihnen herabstürzenden Gewässer, die Felsen und die Wälder, die Thäler und die Schluchten, die Grab- und Meilensteine, das in Sumpf begrabene Aquileja und das im Musäum zu Cividale zusammengeschaufelte Forum Julium (Völkermarkt Friauls), Aemona, Virunum, Celeja und tausend andere Dinge vom Simmering bis nach Pola und von Meran bis Pettau. Der Triglav oder dreiköpfige Berg in Krain steht da wie ein Meilenzeiger für den Geschichtsforscher der innerösterreichischen Vorzeit mit dem einen Gesichte nach Italien, mit dem andern in die deutschen Hochländer und mit dem dritten in die alte Winden-Mark hinweisend, und warnet sinnig, diese drei Zungen auf die Wanderung durch die Jahrhunderte mitzunehmen. Nur so ausgerüstet wird der innerösterreichische Geschichtsforscher heimisch werden in Baierisch-, Windisch und Friaulisch-Grätz oder Görz, wird sich interessiren für alle Elemente innerösterreichischer Art und Eigenthümlichkeit, wird sich die gegenwärtige Physiognomie der Länder, die religiöse wie die politische, aus den Schicksalen der Vergangenheit richtig deuten. — Denn er wird mit gleichem

Antheile nach der deutschen Christianisirung der hohen Salzburg und nach der Aquilej'schen Umfrage halten in den Cathedralen und bei den schwarzen Mönchen von Monte Cassino, wird am kärntnerischen Herzogsstuhle der windischen Volksthümlichkeit und in der Carn-, Mos- und Crainburg der bajoarischen, wie in Cividale der langobardischen Herrlichkeit gedenken, wird auf den verfallenen Ritterburgen den Adel und die Vasallentreue der alten Burgherren heraufbeschwören und an den windischen Büheln wie auf dem Grab — und so manchem anderen Blach- und Schlachtfelde jener Gegenden den gefallenen Helden eine Thräne weinen dafür, daß sie männlich gestanden wider hunnische und magyarische Barbarei oder gegen osmannischen Fanatism, und so das Christenthum und die Civilisation gerettet haben.

3) Ist der heidnische Bodensatz jener Länder zusammengeschürft, antiquarisch geordnet, gedeutet und beschrieben, also daß das innerösterreichische Heidenthum klar vor Augen liegt, und ist nachgewiesen, was der Senatus populusque Romanus und seine Cäsaren in jenen Hochlanden Ersprießliches gewirkt und wie sie gewirthschaftet haben über und unter der Erde, dann wäre zunächst der Männer zu gedenken, welche das Evangelium gepprediget durch die innerösterreichischen Gauen: die innerösterreichische Apostel-, Kirchen- und Klostergeschichte mit Hinblick auf die deutsche und wälsche Metropole (Salzburg und Aquileja) wäre von Grund aus zu erforschen, und auf dem Grunde eines innerösterreichischen Diplomatarii sacri, so wie der Kirchen- und Klosterchroniken ein christkatholisches Pantheon zu erbauen, das für die gesammte Monarchie, ja für die gesammte Christenheit schon darum von hoher Wichtigkeit sein müßte, weil in den Tagen der Glaubensneuerungen der österreichische Katholicismus in Innerösterreich gestärkt und gekräftigt wurde und zu Baierisch-Grätz die Wiege des römischen Kaisers gestanden, dessen eisenfester Sinn den alten Glauben wider die Glaubensneuerer im Norden und mit dem alten Glauben zugleich das wahre monarchische Princip und die Einheit des österreichischen

Länder- und Völkerbundes gerettet hat. — Dem zunächst käme die Reihe an die Geschlechterkunde und an die Geschichte des innerösterreichischen Städtewesens, dessen erste Elemente weit über die goldene Zeit des Cäsar Augustus zurückreichen, und darum nicht blos provincielles, sondern selbst universal-historisches Interesse haben. Und ließe sich diese innerösterreichische Geschlechterkunde und Municipal-Geschichte eben so auf dem Grunde der alten Denkmäler, wie eines Florilegii aus den griechischen und römischen Classikern, aus lateinischen und deutschen Chronisten des Mittelalters mit Zuhülfnahme der ungeschriebenen Tradition, besonders aber auf der stattlichen Basis eines innerösterreichischen Adels- und Städte-Diplomatars erbauen, und nach den provinciellen Landschaften absondern, dergestalt, daß bei den, in Innerösterreich grünenden und verwelkten Stammbäumen die Wurzeln nach allen vier Weltgegenden verfolgt und bei den Städten und Märkten zu Tage gefördert würde, in wie fern sie von griechischen, römischen, slavischen oder deutschen Händen erbaut und durch welcher Fürsten Gunst sie erstarkt und kräftig geworden sind. Denn solche Aufklärung mahnt an die Pflichten der Dankbarkeit, knüpft das Band zwischen Fürst und Völkern, Herren und Unterthanen fester, und ist ein undurchdringlicher Schild gegen die vergifteten und beflügelten Pfeile der modernen Volksaufwiegler und Volksaufklärer hinter den Bergen, welche, wenn sie könnten, gern alles Gedächtniß und alles Gewissen austilgen möchten, damit ihre unheilschwangeren Doctrinen desto sicherer Eingang fänden in die Köpfe und Herzen der Völker.

Dergestalt würde die innerösterreichische Geschichtsforschung eine Art Mittel-, Einigungs-, und Verbindungs-Punkt für die italienischen, deutschen und hungarischen Forschungen; sie würde Licht empfangen und Licht geben von diesen und nach diesen Richtungen; sie würde die große Kluft ausfüllen zwischen deutscher und italienischer Literatur, würde die deutschen und slavischen Elemente österreichischer Nationalität einander näher befreunden und für einander erwärmen dergestalt, daß man vergessend auf Un-

garns und Böhmens (und noch manches andere) Alleinseyn, — die Vorsehung anbetete, welche wachend über das Heil der Völker und Nationen, langsam und nach und nach durch Jahrhunderte hindurch den schönen Verein aller inneröſterreichischen Zungen, Provinzen und Geschlechter vorbereitete, der unser Stolz und unsere Stärke ist inmitten des civilisirten Europa und dadurch Inneröſterreich mit Oesterreich und Oesterreich mit der Welt durch feste Bande zusammenhängt, also daß sich erwahren muß: A. E. I. O. U *).

Bibliothekar Richter.

---

*) Anmerkung. Um Mißverständnisse zu beseitigen, dürfte es nöthig sein, hier ausdrücklich zu bemerken, daß diese Blätter allerdings vorzugsweise und am liebsten unsern inneröſterreichischen Nachbarn zur Mittheilung der Ergebnisse ihrer geschichtlichen Forschungen offen stehen werden: daß man aber die Aufnahme bloser Urkunden und überhaupt alles noch unverarbeiteten Stoffes um so mehr ablehnen müsse, da diese Zeitschrift den vaterländischen Lesern, wenn auch eine unterrichtende, so doch auch eine unterhaltende Lectüre zu liefern beabsichtiget, welcher Zweck wol durch einzelne anziehende Aufsätze einer geistreichen Geschichtsschreibung, nicht aber durch die blose Sammlung von, wenn gleich für den Gelehrten wichtigen, Quellenschriften erreicht werden kann.

Die Redaction.

Die Sage von Grätz.

Von C. G. Ritter v. Leitner.

Vor manchen hundert Jahren
Erhob vom Isarstrand
Ein Völklein sich, zu fahren
Weit über Berg und Land.

Weiß nicht, warum's den Leuten
Daheim nicht mehr gefiel;
Wer kann auch Alles deuten!
Des Volks war wol zu viel.

Sie kamen hergeschritten
Weit übern grünen Inn
Bis zu den Urgraniten
Der hohen Tauern hin.

Da brach ein Flüßchen kräftig
Vom Alpenwinkel aus,
Und stieß sich gar geschäftig
Vor Hast die Wellen kraus.

„Hei! Flüßchen! klar und heiter,
Thu' immer barsch und murr'!
Uns scheuchst du doch nicht weiter,
Wir folgen deiner Spur."

Das Flüßchen konnt's nicht ändern,
Ließ mit an seinem Rand
Die irren Wand'rer schlendern,
Gleichwie am Gängelband.

Es führte sie zum Possen
Durch Klüft' und wild Gestein;
Sie folgten unverdrossen,
War doch die Luft so rein.

Wol ließ es sie auch schauen
Manch lieblich-grünes Thal,
Doch wollten sie nicht trauen
Den Alpen weiß und kahl.

„Nun wend' ich mich nach Süden,"
Denkt sich der Fluß zuletzt,
„Und den geprüften Müden
Vergönn' ich Ruhe jetzt."

Und bricht mit freud'gem Brausen
Durch's letzte Felsenthor,
Und aus den Bergesklausen
Tritt mit die Schar hervor.

Da liegt voll Anmuth, sonnig
Und weit mit Einem Mal
Vor Aller Augen wonnig
Ein blau-verduftend Thal.

Und lauer haucht's und linder
Als je daraus sie an,
Daß Männer, Weiber, Kinder
Laut jauchzen himmelan.

„Traun!“ rufen die Entzückten,
„Darob ist Gottes Hand!
He, Leute! Ihr Beglückten,
Wie heißt dieß schöne Land?“

„Man nennt's das werthe Steier,“
Versetzt ein Mann am Rain,
„Juchei! so soll der Baier
Hinfür ein Steirer sein!“

Und kaum noch Eine Stunde
Zieh'n abwärts sie am Strand,
Bis, wo im Waldesgrunde
Einsam ein Felsberg stand.

Hier schlugen sie Gezelte
Im dunkeln Uferwald,
Doch Axt und Haue hellte
Die schöne Wildniß bald.

Dann schleppten sie noch Steine
Und Kalk herbei und Sand,
Zum Schutze der Gemeine
Zu bauen Dach und Wand.

Als nun die Eingebornen
Der Fremden Treiben sah'n,
Sah man durch Strauch und Dornen
Sie heimlich spähend nah'n.

Und Einer mit Geberden
Des Staunens tritt hervor,
Und fragt: „Was soll dies werden
Hier zwischen Wald und Moor?“

„Ei, eine Stadt!" — erwiedert
Der Nächste wohlgemuth,
Arbeitet fort und liedert,
Wie wol ein Werkmann thut.

Da lacht der And're helle:
„Nicht übel, in der That!
Doch solch' ein Haus, Geselle,
Ist lang noch keine Stadt."

Der Fremdling, unbekümmert
Um Lachen und Geschwätz,
Singt lustig fort und zimmert
Und meint nur: „G'räth's, so g'räth's!"

Und seht! — es ist gerathen!
Bald stand am Saum der Mur
Die junge Stadt auf Matten
Der segenreichsten Flur.

Sie steht noch diese Stunde,
Vom Alter nur verschönt,
Und froh aus manchem Munde
Das Wörtchen „Grätz" ertönt.

Erinnerung an den Hochschwab.

Ein großes Bild taucht auf, mich zu beglücken,
Du, Riese, bist's, auf dem entzückt ich stand.
Noch dauernder, als du, ist das Entzücken,
Das ich auf deiner Felsenhöh' empfand.

Beflügelt mußt du dich von ihm entfernen,
Willst du den Boden lieben, der dich hegt.
Nur angeseh'n von fremden, fernen Sternen,
Erscheint als Stern die Erde, die dich pflegt.

Von Sternen kann ich nicht hernieder sehen,
So will ich mind'stens geh'n, so weit ich kann;
D'rum mag ich gern auf Alpengipfeln stehen,
Dort seh' in Lieb' ich mir die Erde an.

Vom Hero's aus der grauen Zeit der Alten,
Hat jedes Stäubchen weggetilgt die Zeit,
Nur sein Unsterbliches hat sich erhalten,
Und prangt vor dir in voller Herrlichkeit.

So weiß ich nicht, wenn ich dort oben stehe,
O arme Erde, wo du sterblich bist;
Nur Schöpfung Gottes ist, was rings ich sehe,
Verschwunden ist, was daran menschlich ist.

Dort oben hör' ich keine Klage stöhnen,
Dort rührt mich nicht ein bleicher, stummer Schmerz,
Dort hör' ich nicht des Krieges Donner drönen,
Dort seh' ich kein verblutend Bruderherz.

Dort seh' ich nicht die Jagd nach eitlem Plunder,
Die unten tief die Seele mir empört.
Was dort mein Auge sieht, ist hohes Wunder,
Und lauter Wunder, was mein Ohr dort hört.

Dort oben darf ich — denken nicht, doch träumen,
Daß unten Ruh', wie oben Friede lebt;
Mir stört kein Schrei, kein Kampf aus jenen Räumen
Das Zauberbild, das mir ein Engel webt.

Dort oben darf ich — denken nicht, doch träumen,
Daß diese Sonne, die die Welt mir malt,
Dort unten in der Thäler sel'gen Räumen
In Millionen froher Augen stralt.

Solch eine Stunde, Riese, den ich nannte,
Hab' auch auf deinem Gipfel ich gelebt.
Was Wunder, daß dein Bild mir jetzt entbrannte,
Das mir die Seel' in Lust und Schmerz erhebt!

Ein schöner Traum, der dich des Nachts getragen,
Taucht desto frischer auf am hellen Tag,
Je mehr er sticht das Herz mit tausend Plagen,
Das so beglückt im Arm des Traumes lag.

Franz v. Hermannsthal.

Die Heimführung der
Herzogin Maria von Baiern
durch den
Erzherzog Carl von Oesterreich
zu Grätz im Jahre 1571.

Von C. G. Ritter v. Leitner.

Im Allgemeinen ziehen Beschreibungen von Feierlichkeiten die Aufmerksamkeit denkender Männer selten auf sich. Wenn aus denselben aber der Charakter, die Sitten und Gebräuche eines Volkes oder weniger bekannten Zeitraumes erhellen, oder wenn solche Feste mit folgenreichen Ereignissen in Verbindung stehen, so gewinnt die Darstellung derselben für tiefer schauende Leser allerdings an Bedeutung. Daher dürfte ein kurzer Auszug aus der von dem landschaftlichen Registrator Wenzel Sponrib im Jahre 1572 zum Drucke beförderten Beschreibung der Feierlichkeiten bei der Heimführung der Herzogin Maria von Baiern durch den Erzherzog Carl von Oesterreich nicht ohne Interesse gelesen werden [1]).

---

1) Das dem gegenwärtigen Auszuge zum Grunde liegende Exemplar dieses seltenen, selbst in der Joanneums-Bibliothek nicht vorfindigen, mit vielen, freilich noch rohen, gemalten Holzschnitten versehenen, in Quartformat aufgelegten Werkes ist im Besitze des Herrn Franz Ritter von Formentini, und enthält auf dem Titelblatte die schriftliche Bemerkung: »Dieses Exem-

Die Erzählung dieser Festlichkeiten enthält nämlich nicht nur mehrere Hindeutungen auf allgemeine Landesangelegenheiten, Volksbelustigungen und örtliche Verhältnisse der damaligen Residenzstadt Grätz; sondern die durch selbe verherrlichte Vermählung äußerte überdieß auch auf das Schicksal unsers Vaterlandes einen wichtigen Einfluß. Die junge Herzogin Maria, voll des glühendsten Eifers für die katholische Religion, brachte es bei dem in Glaubenssachen bisher, wenn auch nicht ganz gleichgültigen, so doch sehr duldsamen Landesfürsten Carl schon nach kaum zwei Jahren dahin, daß er die von ihr und dem Kanzler Schranz eingeleitete Einwanderung der Jesuiten geschehen ließ, und endlich gegen die bereits vom größten Theile des Adels, der Hälfte des Bürgerstandes und einer großen Anzahl von Bauern angenommene Lehre Luthers beschränkendere Maßregeln ergriff, welche ihr, im Geiste der strenggläubigen Mutter erzogener Sohn Ferdinand mit ungemeiner Kraftentwicklung dermaßen verschärfte, daß ganz Steiermark hundert Jahre nach dem ersten Auftreten evangelischer Prediger im Lande der katholischen Kirche wieder gegeben war; indem viele Anhänger der augsburgischen Confession, um im Lande ihrer Väter bleiben zu dürfen, ihr bisheriges Bekenntniß abschworen; dreißig tausend Andere aus den reichsten und angesehensten Familien, um selbes beibehalten zu können, dem heimischen Boden auf immer Lebewohl sagten; oder endlich noch

plar behalt Ich Wenzel Sponrid Author für mich selbst anno domini 1575." — Weiter unten findet sich aber zweimal geschrieben: »Ex Bibliothoca Archid. Fordinandi etc.," was schon auf die ursprünglich geringe Anzahl der aufgelegten Exemplare schliessen läßt. Der vollständige Titel des Werkes lautet: »Wahrhaffte Beschreibung, was vor der Fürstl. Durchlaucht Ertzhertzogen Carls zu Osterreich ꝛc. Hochzeitlichen haimfuerung in der Hauptstadt Grätz in Steyer, vom 17 Augusti biß auff den 8 September, von Porten vnd andern Triumphirenden zierligkhaiten zuegerichtet, Auch wie Ire Fürstl. Durchl. ꝛc. mit derselben Fürstlichen gemahel, Frewlin Maria, geborner Hertzogin aus Bayern emphangen worden, vnd was sich die gantze Zeit werender Haimfürung vom 9 bis auff den 17 Septembris, alles des 71 Jars daselbst zuegetragen. — Durch Wenzeln Sponrib, ainer Ersamen Landtschafft in Steyer Registratorn mit vleiß zusamen bracht. Gedruckt zu Grätz, durch Zacharias Bartsch, Formschneider im Reinhoff, Anno 1572.

Andere ihre Ueberzeugungen in die stummen Tiefen ihres Innersten verbargen, und als heilige Mysterien dritthalb Jahrhunderte lang von Geschlecht zu Geschlecht im Stillen fortvererbten, bis das menschenfreundliche Toleranzedict Joseph II. ihnen wieder die Erlaubniß ertheilte, die fromme Heuchelei abzulegen, und den geheimen Glauben ihres Herzens auch mit dem Munde frei zu bekennen. An den Grundsätzen dieser vernunftgemäßen Duldung hält auch die gegenwärtige Regierung mit weiser Milde fest, und wir sahen in der Hauptstadt Grätz nicht nur in jüngster Zeit eine neue protestantische Gemeinde entstehen, und ein zu ihrem Gottesdienste bestimmtes christliches Bethaus weihen, sondern wir haben unter den Mitgliedern derselben auch mehrere von dem gnädigen Monarchen mit hohen Würden bekleidete und den ehrenvollsten Zeichen landesfürstlicher Huld geschmückte Staatsdiener zu verehren, und manchen biedern und gewerbfleißigen Bürger zu achten. So wurde durch die schöne Humanität unserer Tage die verletzende Strenge einer rauheren Vorzeit wieder gesühnt, und das Urtheil über die innern Ueberzeugungen des Menschen in christlicher Demuth Jenem anheim gestellt, dem allein das Richteramt in dieser Sache zustehen kann. Doch wir wenden uns nun zu Wenzel Sponribs ausführlichem Hochzeitsberichte.

Am 8. September 1571 gelangte Erzherzog Carl von Oesterreich mit seiner jungen, ihm zu Wien am 26. August angetrauten, Gemahlin Maria, Tochter Albert V. Herzogs von Baiern, und deren beiden Brüdern Wilhelm und Ferdinand nach Bruck an der Mur, der damaligen Berechnung gemäß sechs Meilen ober Grätz gelegen. Des andern Tages schifften sich die hohen Neuvermählten auf dem, wie aus dieser vom regierenden Herrn selbst, und zwar bei einem feierlichen Einzuge gewählten Reiseart zu schließen, gefahrloser als jetzt zu befahrenden Flusse ein, und stiegen bei Peggau wieder an das Land, um dort auf einer anmuthigen Wiese unter eigens von Grätz dahin gebrachten Zelten das Mittagmahl einzunehmen. Indessen hatte man von dem Herannahen des fürstlichen Paares in der Hauptstadt bereits Nach-

richt erhalten. Der nach dem damaligen Religionsbekenntnisse der Landstände in einer Predigt bestehende Gottesdienst in der protestantischen Landschafts-Stiftkirche, welche auf der Stelle des jetzigen Czeik'schen Hauses stand, war an diesem Tage früher als gewöhnlich abgehalten worden, damit Jedermann Zeit gewann, sich zu dem feierlichen Entgegenzuge gebührend zu schmücken und zu rüsten. Den Landeshauptmann, Hans Herrn von Schärffenberg und auf Spielberg, an ihrer Spitze, ritten nun Peter, Fürstbischof von Seckau, die Prälaten, Verordneten und übrigen zahlreich versammelten Landstände, denen sich auch die adeligen Damen angeschlossen hatten, bis zum Amte Aigen zu Weinzierl hinauf, um dort die hohen Ankommenden zu erwarten. Endlich kamen diese in zwei wolbeladenen Schiffen den Strom herab gefahren, und traten bei Weinzierl an das Ufer. Jetzt wurden auf dem jenseits des Flusses stehenden Bergschlosse Gösting aus mehreren Doppelhaken und großen „Stücken auf Rädern" die ersten Freudensalven, welche dem Hauptschlosse Grätz zugleich als Signale dienten, gelöst, und die ganze im köstlichsten Schmucke glänzende landständische Versammlung trat den landesfürstlichen Personen mit dem Ausdrucke der aufrichtigsten Freude entgegen. Landeshauptmann Schärffenberg bewillkommte dieselben mit einer kurzen ehrfurchtsvollen Rede, in welcher er dem bräutlichen Paare den reichsten Segen des Himmels und eine glückliche christliche Regierung zur Wohlfahrt und Erhaltung der ganzen Landschaft hohen und niedern Standes wünschte, und zum Beschlusse die fürstliche Braut insbesondere bat, dem Lande jederzeit eine gnädige Frau und Landesfürstin sein und bleiben zu wollen.

Der Erzherzog, über diese Begrüßung erfreut, reichte dem endenden Sprecher nach altdeutsch-biederer Weise voll Freundlichkeit die fürstliche Hand; seinem Beispiele folgten dann auch die Herzogin Maria und ihre beiden Brüder, und erwiesen sich überhaupt gegen alle übrigen Aebte, Pröpste, Herren und Ritter so wie die stattlich geschmückten Frauen auf das Gnädigste. Hierauf kehrte die hohe Geistlichkeit im rascheren Trabe voraus zur

Stadt zurück, um sich in der Pfarr- jetzigen Domkirche zum würdigen Empfange in ihre Ornate zu kleiden. Die Uebrigen aber ordneten sich zum feierlichen Einzuge, welcher sich dann unter dem fortgesetzten Donner von mehr als anderthalb hundert größern und kleinern auf dem Schloßberge und den neuen Basteien aufgestellten Feldstücken an der linken Stromseite abwärts, um den Fuß des Schloßberges gegen das eiserne Thor bewegte [1]).

Den imposanten Festzug, bei welchem man, außer jenen der einzeln in der Stadt angekommenen Reiter, über tausend wolgerüstete Pferde zählte, eröffneten die landschaftlichen Heerpauker und sechs Trometer in den gebräuchlichen Hofgallakleidern mit gründamastenen durch das Landeswappen verzierten Fahnen. Ihnen folgten die landschaftlichen Spießknappen zu Roß mit Sturmhauben, Federbüschen und goldenen Ketten, dann einige Glieder Rüstmeister vom Adel, eine Anzahl reisiger Knechte und fürstlicher Edel-

1) Es dürfte hier nicht am unrechten Orte sein, die damalige Ausdehnung der Stadt kurz anzudeuten, weil dadurch Manches in diesem Aufsatze an Verständlichkeit gewinnen kann. — Vom Schloßberge, welcher damals aber noch keine kunstgemäß angelegte Festung, sondern nur ein Bergschloß, wie z. B. Gösting, war, lief eine Mauer zu dem innern Paulusthor herab, von diesem, sammt dem hier beginnenden alten Stadtgraben, hinter dem Vicedomhause weg, wo eben ein Wartthurm abgetragen wird, zur k. k. Burg, dann bis zum Tummelplatze, welcher jedoch außer der Stadt lag, von hier zum Eisenthor. Dieses scheint aber damals tiefer in der Stadt gerade zwischen dem jetzigen Stadtpfarrhofe und dem Widmannstetten'schen Hause gestanden zu haben. Von hier lief die Stadtmauer bis zur Bastion im Joanneumsgarten, wo vor wenigen Jahren noch der sogenannte Reckthurm, ein Rest der alten in gewissen Zwischenräumen der Stadtmauer angebrachten Wartthürme, stand; dann gerade hinter dem Vorauerhofe längs dem Garten des Franciscaner-Conventes, — hinter den Fleischbänken bemerkt man wieder einen noch stehenden Thurm, — bis zum Murthore und dann von diesem längs dem Admonterhofe bis zu dem Thurme, welcher heute den zweiten Sack, damals aber mit seinem Thore die Stadt schloß, und stieß endlich wieder an die schroffen Wände des nahen Schloßberges. Hieraus folgt, daß die Paulusthorgasse sammt dem Karmeliterplatze, die Gebäude des Tummelplatzes außer dem Klarisserinnen-Kloster (dem jetzigen Damenstifte), die neue Gasse sammt dem jetzigen Eisenthor, die Neuthorgasse, das Hafnerplätzchen und der dritte Sack noch nicht erbaut, und somit die Stadt noch sehr klein war, was jedoch damalige Geographen und Geschichtschreiber nicht hinderte, Grätz eine herrliche berühmte Stadt zu nennen.

knaben. An diese schlossen sich zahlreiche Adelige aus Steier, Kärnten, Krain und Görz, die Verordneten und andere mit Aemtern bekleidete Mitglieder der Landschaft, mehrere deutsche Ordensritter mit ihrem Komthur in der Ordenstracht, die Kammer-, Regiments-, Hof- und geheimen Räthe in prachtvollen Festgewändern, und die ansehnliche Schar der den beiden Prinzen als Ehrengeleit dienenden baierischen Herren, welche zum größten Theile schwarze mit goldnem Bortenwerk reich verbrämte Sammtkleider trugen. Hierauf ritten der steiermärkische Landeshauptmann, Johann Herr von Schärffenberg und der steier. Oberst-Erbschenk und Hofstallmeister Wolf Herr von Stubenberg, und dann erschien der Landesfürst Erzherzog Carl selbst in der Mitte seiner beiden herzoglichen Schwäher, wieder von einer Menge adeliger Herren und Hofwürdenträger gefolgt. Dann erblickte man einen prachtvollen fürstlichen Wagen, innen und außen mit Goldstoff überzogen, mit köstlicher Seidenstickerei verbrämt, und bespannt mit sechs schönen, mit gleichen Goldstoffdecken gezierten, milchweißen Schimmeln, welche bei dem gewaltigen Schießen der Sicherheit wegen von reichgeschmückten fürstlichen Lackaien am Zaume gehalten und geführt wurden. In diesem Prachtgespanne saß die reizende junge Fürstin und ihr gegenüber ihre Hofmeisterin, Katharina, Witwe des Grafen Jacob von Monfort, eine geborne Fugger. Dann folgte ein zweiter mit Goldstuck gesäumter rothsammtener, von sechs starken braunen Rossen gezogener Wagen, nach demselben ein dritter von schwarzem Sammt mit silberner Verbrämung mit sechs mächtigen Rappen bespannt, diesem eine schwarzsammtene Sänfte, von zwei großen Maulthieren getragen, und endlich kamen noch acht und zwanzig wohlgezierte „Kobelwägen," in welchen die baierischen Kammerfrauen der Neuvermählten fuhren.

Als der Zug sich dem eisernen Thore, welches man damals auch das Ungarische nannte, näherte, wurde er von dem, auf der davor liegenden weiten grünen Wiese in einem Treffen aufgestellten und von dem Oberhauptmanne Leonhard Schwaiger be-

fehligten Kriegsvolke der Grätzer-Bürgerschaft begrüßt, welches größtentheils aus Doppelsöldnern und wolgeübten Knechten meistentheils aus der Bürgerschaft selbst bestand, auf deren Unkosten „gar stattlich ausstaffirt" und unter sechs Fähnlein geschart war [1]). Schon in einiger Entfernung von der Eisenthor-Brücke traf man auf zwei links und rechts an der Straße erbaute hölzerne steingrau angestrichene Thürme mit schwarzen Fenstern und trichterförmig zugespitzten rothen Dächern. Auf der Zinne eines jeden erhob sich ein großes Krieger-Standbild in römischer Tracht und einem mit Silber und Gold belegten Küraß. Eines hielt in der rechten Hand das österreichische Wappen und schwang in der linken eine roth und weiße Fahne, das andere aber hatte mit der rechten eine weiß und blaue Seidenfahne und mit der linken das baierische Wappen gefaßt. Ueberdieß waren zwei große gründamastene Fahnen mit silbernen Panthern an den beiden Thürmen so eingesteckt, daß sie sich über der Straße zusammen neigten.

Als die fürstlichen Personen hier durchgezogen, und das Geschütz in diesen Wartthürmen und auf den nahen Basteien schweigen geheißen war; trat der ganze Magistrat unter Anführung des Bürgermeisters Michael Straßburger ehrfurchtsvoll vor den Erzherzog und brachte ihm und seiner fürstlichen Gemahlin, wie früher die Landstände im Namen des Adels, nun auch von Seite der Stadtgemeinde seine Huldigung dar. Carl dankte den bürgerlichen Abgeordneten, reichte auch ihnen, einem nach dem andern, die Hand, und ermahnte sie, auch die beiden Herzoge von Baiern zu bewillkommen. Als sie es gethan hatten, ritten diese näher, hielten ihre fürstlichen Häupter so lange entblößt und die Hüte in den Händen, bis sie allen Rathsbürgern nacheinander gleichfalls die Hände gereicht hatten. — Ist dieses wiederholte trauliche Handschütteln nicht ein Beweis mehr, daß zwischen deutschen Fürsten und Völkern von jeher ein herzliches Verhältniß

---

1) Unter den namentlich angeführten sechs Fähnrichen findet sich auch Dietrich Camaser, ein niederländischer Maler.

herrschte, daß Herablassung, Schlichtheit und Leutseligkeit unseren deutschen Fürsten von Alters her eigen war, und daß man über den Händedruck, mit welchem eine königliche Hand „die blaue Faust" eines ehrlichen Färbers beglückt, nur in einem Lande so viel Rühmens erheben kann, wo der Hof sich Jahrhunderte lang mit den starren Pallisaden der strengsten Etiquette unnahbar umbollwerkt hatte?

Nach dieser Begrüßung bewegte sich der Zug durch die erste große Triumphpforte, welche sich vor der Eisenthorbrücke auf acht großen ausgehauenen Grundsteinen erhob, und aus eben so vielen marmorartig gemalten Säulen, und einer über sie gespannten mit Wappen, allegorischen Statuen und Inschriften verzierten Wölbung bestand. Von derselben führte über die mit grünen Reisern verkleidete Brücke eine Allee von Tannenbäumchen zum gleichfalls mit Aufschriften prangenden, neuen eisernen Thore, welches sammt den daran stoßenden Basteien erst in diesem Jahre aus großen Werkstücken von Grund aus neu erbaut worden war [1]).

Als das fürstliche Paar durch dieses Thor und das alte Stadtthor der Ringmauer, welches wahrscheinlich zwischen dem damaligen von Ferdinand I. gestifteten kais. Spitale (dem jetzigen k. k. Kreisamtsgebäude und Stadtpfarrhofe) und dem Widmannstetten'schen Hause stand, gezogen, und durch die hier aufgerichtete zweite Ehrenpforte in die Stadt gelangt war, begannen die Räderstücke und Doppelhaken von Neuem zu donnern. Der Zug bewegte sich nun zwischen eigenen, mit grünen Fichtenreisern, roth und weißen Bändern und Rauschgold umwundenen Schranken, an welchen in regelmäßigen Zwischenräumen junge Fichtenbäume und grünende Laubbögen befestigt waren, wie in einem lebendigen Waldgange dem Hauptplatze zu. Außerhalb lief das jubelnde Volk nebenher, und blickte neugierig durch die

---

1) So erzählt Sponrib. Die Jahrzahl 1575, welche in der von Carl herrührenden Inschrift angeführt ist, bezieht sich daher wahrscheinlich mehr auf die gänzliche Vollendung als auf den eigentlichen Bau dieses Thores.

Baumreihen und hangenden Festgewinde nach dem seltenen Schauspiele des herrlichen Einzugs-Gepränges. Bei der Ausmündung der Herrengasse gegen den Hauptplatz erhob sich wieder ein mächtiger vom Magistrate erbauter Triumphbogen mit einem weiten Haupt- und zwei engern Seiteneingängen. Den Platz entlang liefen noch die früher beschriebenen Schranken bis an die damals sogenannte Steigerecke zu Anfang des Sackes. Hier war unter einer Baumgruppe „ein herrlicher Brunnen von Tischlerarbeit mit dem Bachus und seiner ganzen Gesellschaft" aufgerichtet, welcher das hellste Kristallwasser sprudelte. Als nun die Fürsten daran vorüber zogen, verwandelte sich das Wasser plötzlich in weißen und rothen Wein. Das gemeine Volk stürzte sich nun ungeachtet der gegenseitigen Stösse und Püffe so eifeig über den strömenden Rebensaft her, daß wegen des dadurch entstandenen Gedränges „etliche Stunden lang Niemand weder hinauf noch herab reiten oder gehen konnte."

Indessen war der Zug durch die vierte an „des Stockingers" Ecke aufgerichtete Pforte die Sporgasse hinan geritten, durch welche man wegen der Enge der Bahne die Schranken nicht mehr fortgesetzt, sondern blos die Erdgeschosse der Häuser mit Laubwerk verziert hatte. Wo die Gasse sich theilt, stand vor des Hans Nürnbergers Hause, links gegen das St. Paulusthor hin, die fünfte, und beim Beginn der Burg- (jetzt Hof-) Gasse die sechste Prunkpforte, durch welche sich der festliche Zug der herzoglichen Burg zuwendete. Zwischen dieser und dem Freithofe der Pfarrkirche St. Egidy erhob sich die siebente Triumphpforte, welche an Höhe und Pracht alle übrigen übertraf, und unter dem gemauerten Bogengange, welcher die Burg mit der Kirche verbindet, hing in einem Kranze aus duftendem Laubwerk und Blumen ein langes auf großem Regalpapier gedrucktes lateinisches Festgedicht. Hier stiegen nun die Fürsten von den Rossen, die Fürstin aus dem Wagen, und begaben sich durch einen mit Rauschgold, flatternden Bändern und Orangen geschmückten Laubengang zur Kirche. An der Thüre erwartete sie der Fürst-Bi-

schof von Seckau mit dem Weihbrunnen, ertheilte ihnen den Segen, und sang, nachdem sie in den mit Goldstoff überkleideten Stühlen des Chores vor dem Hochaltare Platz genommen hatten, unter Assistirung sämmtlicher Prälaten und infulirten Pröpste des Landes das von dem Donner der Geschütze begleitete feierliche Te Deum, und die fürstl. Räthe und Beamten so wie die Herren und Landleute, katholischer sowohl als augsburgischer Confession warteten unter dem Chore des Ausganges.

Mittlerer Weile rückte das bürgerliche Kriegsvolk durch das damalige St. Paulusthor nächst dem gräflich Saurau'schen Hause, durch die obere Spor- und die Hofgasse in die herzogliche Burg, zog dort vor den fürstlichen Personen, welche sich inzwischen in die Burg begeben hatten, in guter Ordnung vorüber, wurde bei dem — wahrscheinlich im hintern Theile der Burg gestandenen Zeughause durchgelassen, und zog dann wieder auf den Hauptplatz hinab, wo man es „nach altem Brauche," — welcher Ausdruck auf ein schon sehr frühes Bestehen einer Grätzer-Bürgermiliz zurück weiset, — abdankte, und jedem wieder heimzugehen erlaubte.

Des andern Tages, den 10. September speisten die fürstlichen Personen nach dem Hochamte im großen Tafelzimmer allein, jedoch wie es scheint öffentlich. Abends aber waren alle Herren und Landleute zu Gast geladen, und wurden an einigen zwanzig Tafeln auf das beste bewirthet. Hierauf versammelten sich allmälig auch die Damen, und man eröffnete „in dem großen, gegen die neuen Basteien gelegenen, bei neunzig guter Mannsschritte langen Saale" einen glänzenden Ball, welchem Carl und Maria, so wie die beiden Herzoge, zeitweise auf den unter einem goldstoffenen Thronhimmel stehenden rothsammtenen Stühlen ausruhend, mit vieler Leutseligkeit beiwohnten.

Am 11. September erschienen die ständischen Deputationen wiederholt bei Hofe, um dem erlauchten Brautpaare die von den verschiedenen inneröstereichischen Landschaften auf den letztjährigen Landtagen bewilligten Hochzeitgeschenke darzubringen. Die

Landschaft Steier überreichte bei dieser Gelegenheit dem Erzherzoge 25000 Gulden Rheinisch in barem Gelde, der Erzherzoginn aber eine Spende von verschiedenen Kostbarkeiten, im Werthe von 15000 Gulden; jene von Kärnten Beiden außer 10000 Gulden in Geld, ein massiv-goldenes Becken sammt Gießkanne von künstlicher Schmelzarbeit, zwanzig Mark löthiges Ducatengold schwer; jene von Krain 8000 Gulden in Barem, und über 2000 Gulden Werthes an Präciosen, und endlich jene der Grafschaft Görz einen ansehnlichen vergoldeten doppelten „knorreten" Kopf, welchen man mit dem darein gefüllten Gelde auf 2000 Gulden schätzte. Alle diese Prunkgegenstände als: Glas- und Kristallgeschirre, goldene oder silberne, zum Theil mit Edelgestein besetzte Becher, Teller, Schüsseln, Löffel, Vasen, Leuchter, Lampen u. dgl. waren auf vier abgesonderten mit roth- oder schwarzem Taft überhüllten Gestellen in der großen Tafelhalle zur Schau ausgesetzt, und wurden unter passenden Reden übergeben. Unter andern äußerte der steiermärkische Sprecher Joh. Friedrich Freiherr v. Hoffmann, daß die steiermärkische Landschaft ihre Freude über dieses glückliche Ereigniß nicht genugsam aussprechen könne, da sie durch dasselbe von ihres gnädigsten Herrn und Landesfürsten stäter Wohnung unter ihnen erst recht vergewissert worden wäre, welches den gehorsamsten Unterthanen wegen des daraus nächst Gott zu erwartenden Schutz und Schirmes, als auch um des so viel mehreren Segens und Aufnehmens zum höchsten Trost gereiche; die durchlauchtigsten Landesfürsten mögen daher die dargebrachte unterthänige Verehrung und Credenz, obwol selbe nach der Hoheit der durchlauchtigsten fürstlichen Personen, als auch der Landschaft eigenem innigsten Wunsche nach, billig auf ein Höheres gestellt sein sollte, doch gnädigst aufnehmen, da die Ungelegenheit jetziger beschwerlicher Zeitläufe das Unvermögen bei ihnen verursacht [1]).

---

1) Im Jahre 1532 eroberten, plünderten und verwüsteten die Türken die Stadt Grätz; in den Jahren 1543 und 1560 herrschte die Pest, Heuschrecken verheerten die Felder und der Wein mißrieth so, daß auf einige Zeit Mauth

Herzogin Maria sagte hierauf sämmtlichen Landschafts-Deputirten Dank, und bot jedem derselben, „so viel deren waren," huldreich die Hand. Abends war wieder Gastmahl und Ball für die Landstände und ihre Frauen. Hierauf begab man sich auf die Burgbastei, und belustigte sich an dem, auf Befehl des Erzherzogs veranstalteten Feuerwerke, welches am Schloßberge auf einem Holzgerüste, das „sich von ferne wie ein wirkliches Steingebäu und lustiges Schlößlein mit Thürmen und Streichwehren ausnahm," angebracht war. Die Gastgesellschaft, so wie die ganze Bewohnerschaft der Stadt war nicht nur über dieses damals noch neue, oder wenigstens sehr seltene Schauspiel, sondern auch, ja noch mehr darüber in großes Staunen versetzt, daß die hölzerne Feste, ungeachtet der nächtlichen Flammenpracht, frühmorgens ganz unversehrt auf dem Berge stand.

Am 12. September folgte ein großes Turnier. Schon bei der Abreise des Erzherzogs zur Vermählungsfeier nach Wien wurde von dem dazu beauftragten nieder-österr. Kammerrath, Andrä von Mötnitz zu Limberg, der Adel zu dem bei den Heimführungsfestlichkeiten beabsichtigten Turniere durch ein öffentlich angeschlagenes Cartell eingeladen. Es beginnt: „Zu wissen und kund gethan sei menniglich, daß dreien ehrlichen Rittern von dem weisen und kunstreichen Meister Adrionico in der fürstlichen Stadt Grätz ein Brunnen, so in einem lustigen schönen Garten, zu bewahren und zu beschirmen befohlen wurde. Dieser Brunn hat die Kraft und Tugend, daß demselben viel schöner Frauen und Jungfrauen auch allerlei liebliche Musiken und Freuden beiwohnen, und wer in demselben sein Angesicht wäscht, dem kann durch keinerlei Weg, List, Betrug oder ein böses Thier Schaden zugefügt werden. Also auch wer seine Hände darin zu waschen vermag, dem soll kein Ritter, wie stark er auch ist, das Schwert aus seiner Hand nehmen oder gewinnen können." Sofort wurde

---

und Aufschlag auf dessen Einfuhr aufgehoben wurde, und im Jahre 1580 brannte das nach dem Türkeneinfalle neuerbaute Landhaus wieder ab.

nun Jedermann, wer von altem adeligen Geschlechte war, aufgefordert, in seiner Rüstung zu erscheinen, und im Angesichte der löblichen Frauen gegen die bestellten Wächter des Wunderbrunnens seine Lanze zu versuchen, um sich die Vortheile dieses Abenteuers zu erringen.

Zum Turnierplatze war der Hauptplatz gewählt. Dem Rathhause zunächst, welches jedoch damals noch nicht die ganze südliche Front einnahm, stand ein starker steinfarb angestrichener Holzthurm mit einer Altane, auf welcher ein Wächter stand, und den darin hausenden Mandenatoren (Beschützern des Thurmes) mit einem Horne das Zeichen gab, wenn ein Fremdling vor den Schranken erschien, und Einlaß zum Kampfe verlangte. Links vor dem Ausgange des Thurmes, gegen das jetzige Weißische Haus hin, lag hinter einer Planke, welche an der Westseite von der Höhe einer Klafter, an der Ostseite aber, gegen den Turnierplatz hin; nur etwa tischhoch war, Meister Adrionicos geheimnißvoller Garten, welcher aus verschiedenartigen Gesträuchen, Blumen und Gewächsen, ja sogar mehrern großen früchtebehangenen Obstbäumen gebildet, und mit einigen „herum spazierenden indianischen Hühnern" — damals also noch sehenswürdigen Seltenheiten — bevölkert und geschmückt war. Neben diesem Garten erhob sich der Pallast der Kampfrichter, dessen rothgetünchtes Dach auf gezimmerten, mit marmorartig gemalter Leinwand überzogenen Säulen ruhte, und vorne hin lag der umschränkte Turnierplatz mit der hohen, durch schimmernde Wappen, flatternde Fahnen, Schlachtbilder und römische Kriegerstatuen verzierte Pforte der Adventurier (Abenteurer). Vor dem Gitter derselben erschienen nun die in 18 Parteien abgetheilten Kampflustigen, welche sich durch die verschiedenen Farben und Trachten ihrer Patrini unterschieden. An der Spitze der ersten Partei ritt Erzherzog Carl selbst in einem schönen glänzenden Küraß, ihm zur Seite Herzog Ferdinand von Baiern in einer blau geätzten Rüstung. Ihre Patrini trugen weißatlassene Röcklein mit engen fliegenden Aermeln. Die wirklichen Aermel waren von gleichem Stoffe,

aber dicht mit aschfarbenen Seidenschnüren verbrämt, die Beinkleider von weißem Sammt, und der Hut von weißem Atlaß mit gelb=, weiß= und aschfarbenen Straußfedern geschmückt.

Das Turnier, welchem die Erzherzogin Maria aus einem Fenster der Behausung des Rathsbürgers Georg Grebinger zusah, nahm jetzt unter dem Schalle der Musik seinen Anfang. Die als kampffähig erkannten Ritter rannten der Reihe nach gegen einander, und suchten sich gegenseitig nicht nur an Gewandtheit und Kraft, sondern auch an Zierlichkeit in Handhabung des Schwertes und der Lanze zu überbieten, und das Lob der zusehenden Damen zu erringen. Den Siegern, und vor allen dem Erzherzoge Carl und seinem Schwäher Herzog Ferdinand kamen, nachdem sie am Eingange des Gartens ihre Wehren abgegürtet hatten, liebliche Jungfrauen, gleichsam die Nymphen der wunderbaren Quelle, sittig entgegen gegangen, empfingen und begrüßten sie nach Stand und Würde auf das Feierlichste und Höflichste, und geleiteten selbe, während sie — ein sprechendes Zeugniß für die damalige weibliche Bildung — anmuthige Madrigale in französischer, lateinischer und deutscher Sprache sangen, zu dem Ziele des ritterlichen Abenteuers, dem mystischen Brunnen. Dieser stand in der Mitte des Gartens, war aus Mauerwerk ruinenartig gebaut, innen und außen mit Moos, Hirschzungen und wilden Blumen bewachsen, und trug auf seinem Gesimse die Inschrift:

Non fas est vlli fontis gustare liquorem,
Judicio Martis sit nisi victor ovans [1]).

Die Eingetretenen hatten diese Bedingung erfüllt, und so war es ihnen denn auch erlaubt, „die Tugend des Brunnens zu erproben," und ihr Angesicht in seinen Wellen zu waschen. Darauf boten ihnen die reizenden Quellnymphen feine Tücher, sich wieder zu trocknen, beschenkten sie zum Zeichen ihres ritterlichen Wohlverhaltens mit zierlich gewundenen Kränzlein, und begleite=

---

1) Jedem bleibt es verwehrt, des Brunnens Helle zu kosten,
Naht er als Sieger nicht lorbergekrönt im Triumph.

ten sie unter dem Klange einer lieblichen Musik an das Gartenthor zurück. Nachdem auf diese Weise die Einzelkämpfe beendigt waren, theilte sich die ganze Ritterschaft in zwei Scharen, welche nun zum Gesammtkampfe, den man Folia nannte, gegen einander rückten. Von beiden Seiten wurde nun, indem sich jeder selbst diesen Scheinkampf zur Ehrensache machte, beharrlich und mannhaft gestritten, bis endlich ein Zeichenschuß aus dem Thurme der Mandenatoren dem lebhaften Kriegsspiele Einhalt that, worauf die ermüdeten Kämpfer, um der nöthigen Ruhe zu pflegen, in ihre Wohnungen oder Herbergen heimritten.

Abends war in der erzherzoglichen Burg fröhliche Festtafel und Tanz, bei welchem den siegreichen Rittern die von den Kampfrichtern zuerkannten Danke (Preise) von dazu gewählten adeligen Jungfrauen unter Trompeten- und Paukenschall ausgetheilt wurden. Als ersten Dank wegen des Maschkalan oder zierlichsten Aufzuges überreichte Regina Eysenreich, eine von Mariens Hofdamen, dem Herzog Ferdinand von Baiern einen kostbaren Ring. Den zweiten Dank erhielt Jörg Ruprecht Freiherr v. Herberstein, weil er den Spieß am zierlichsten gebrochen und mit seinem Vetter Siegmund Friedrich in die Krönlein, — ein Zierath an der Turnierlanze, — getroffen; den dritten Scipio Formantin, weil er in den fünf Streichen am zierlichsten geschlagen; den vierten Jörg von Colaus Watzler, weil er die meisten Spieße gebrochen, und endlich den fünften und letzten Otto von Ratmanstorf, weil er in der Folia seine Streiche am besten und zierlichsten angebracht hatte.

Am 13. September ritt Erzherzog Carl mit den beiden Herzogen von Baiern auf die Jagd, besuchte am 14. mit ihnen das Hauptschloß Grätz, ließ denselben zu Ehren einige große Räderstücke abfeuern, und befahl, „dem Bairischen Hofgesinde, so es begehrt, vom süßen Wein die Nothdurft zu geben." Ist damit neu gepreßter Weinmost gemeint, so wäre das J. 1571 seiner frühen Lesezeit wegen merkwürdig. Am 15. war eine große Lusthetze angeordnet, wobei der ganze nächst der Hauptstadt ge-

legene Schackenwald mit Plahen umzogen, und manches Stück Wild von englischen und Wind-Hunden gehetzt und von den hohen Gästen gefällt wurde.

Den 16. September endlich waren die noch anwesenden Herren und Landleute sammt ihren Frauen und Töchtern wieder nach Hof zu Nachtmahl und Tanz geladen. Hierauf folgte ein von der Landschaft veranstaltetes Feuerwerk, welches von Jörg Perger von Völkermarkt, deutscher Nation, größtentheils selbst verfertigt, oder wenigstens unter dessen Anleitung und Aufsicht ausgeführt wurde. Dem erzherzoglichen Lustgarten und den Burgbasteien gegenüber auf dem Grieß jenseits des Stadtgrabens war nämlich ein bethürmtes, von einem Zwinger umgebenes, Holzgebäude aufgeführt, welches durch eine darin aufgepflanzte weiße Seidenfahne mit einem goldenen Halbmonde als ein türkisches Raubschloß bezeichnet wurde. Als nun die hohen Personen auf den Basteien des Burggartens, welcher mit anmuthigen Lustgängen und verschiedenen bekannten und unbekannten Gewächsen und Früchten, — in der Botanik mochten es unsere Väter damals noch nicht gar weit gebracht haben, — mit fürstlichem Aufwande ausgestattet war, Platz genommen hatten, erschien etwa Einhundert fünfzig Schritte vor der beschriebenen Feste ein schmuckes durch Wachsfackeln beleuchtetes Lustschiff mit weiß und rothen Taftflaggen, welches vermuthlich von der eigenen Bemannung getragen, oder auf Rädern gerollt wurde. Wenn die Ruderknechte sich in ihrer Fahrt beeilten, setzte die strömende Luft die unter dem Kiele hangende wellenartig gemalte Leinwand dergestalt in Bewegung, daß es von ferne schien, als schlügen große Wellen an das Fahrzeug. Dazu ertönte aus demselben „eine herrliche Musik von Lauten, Zithern, Querpfeifen, Geigen, Posaunen, stillen Zinken und lebenden Stimmen, daß es eine große Lust gewesen." Als nun das Schiff ganz arglos an dem Raubschlosse vorübergefahren, die Musikanten unter der Burgbastei ausgestiegen waren, und den versammelten Damen ein Ehrenständchen gebracht hatten, wurden sie plötzlich von einer rothge-

kleideten Schar aus dem Räuberneste hervor stürzender Türken überfallen, als unbewehrtes Volk nach kurzer Gegenwehr gefangen genommen, und in die Zwingfeste geschleppt. Die Schiffsleute, welche den Unfall ihrer Gefährten sahen, eilten darüber zu dem Lager ihrer Partei zurück, und holten Hilfe. Sofort kamen zwei andere Schiffe heran, deren größeres, Namens Bergartin, einen geschnitzten Pantherthierkopf, welcher eine goldene Krone trug und aus dem Rachen Feuer spie, am Vordertheile, und zwölf mit Feuerwerk versehene Ruder zur Seite hatte. Die Schiffsmannschaft trug blanke Landsknecht-Rüstungen und Spieße „mit ausfallenden Raketten.“ In ihrer Mitte flatterte eine große Landsknecht-Fahne von grünem Taft mit einem gemalten Panther. Vor der Piratenburg angelangt, stiegen sie aus den Schiffen, und trieben die einen zweiten Ausfall versuchenden Türken in ihre Mauern zurück. Hierauf wurde allgemeiner Sturm angelegt. Die Besatzung hielt die Angreifenden durch das Abfeuern von fünfzehnhundert Schüssen „aus etlichen Kammerstücklein auf Rädern“ lange zurück, allein diese ließen sich nicht abschrecken, setzten ihre mit „auswerfendem Feuer“ zugerichteten Wehren in Brand, erstürmten, ungeachtet auch ihre Gegner mit flammensprühenden Waffen gegen sie kämpften, die befestigten Vorwerke und zwangen den feindlichen Befehlshaber sich in den Hauptthurm zurück zu ziehen. Nun erschien eine Schar osmanischer Reiter auf cachirten Pferden mit roth und weißen Decken, türkischen Zäumen und flammenschnaubenden Nüstern, um die Ihrigen zu entsetzen; zur gleichen Zeit aber sprengte ein Trupp deutscher Reisigen in grünen gefalteten Röcklein mit fliegenden Aermeln auf gleichartigen Rossen mit grünen Decken heran, um mit gefällten Feuerlanzen den Kampf aufzunehmen. Während nun hier eine Menge von Raketten gegen einander zischten, von den Schiffen gegen das Schloß und vom Thurme wieder auf die Stürmenden über sechshundert Schüsse abgefeuert, und dazwischen auf deutschen Trometen, Heerpauken, Trommeln, türkischen Trompeten und Schalmeien fortwährend Lärm geblasen wurde,

ließ man auch auf der Bastei vor dem Frauenkloster der Clarisserinnen — dem jetzigen Damenstifte in der Salzamtsgasse — zwanzig landschaftliche Stücke auf Rädern, unter welchen fünf Mauerbrecher waren, und sechshundert Doppelhaken lösen, „was bei der Nacht einem ziemlichen Ernst gleich gewesen."

Nachdem zuletzt auch der Hauptthurm der Ungläubigen eingenommen und ihr Anführer gefangen war, wurde unter lautem Jubel der ganze Bau in Trümmer geworfen, und dann die große Feuerwerksdarstellung — „ohne daß irgend Jemand dabei Schaden gelitten hätte" — durch eine allgemeine Triumph-Salve glücklich geschlossen. — Hiedurch fanden zugleich die Heimführungsfeierlichkeiten ihr Ende, und die beiden Herzoge von Baiern traten des andern Morgens, vom Erzherzoge selbst eine halbe Meile Weges, von einer Schar adeliger Herren aber durch das Mürzthal bis „Leoporstorf" begleitet, mit ihrem ganzen Hofstaate die Rückreise an.

Ueberblickt man nun den Verlauf dieser festlichen Tage, so findet man in der Geschichte derselben die für den Menschenfreund so wohlthuende Erscheinung, wie schlicht, leutselig und herablassend einerseits sich die Fürsten benahmen, und wie gerad, bieder und treuergeben sich der Sinn des Volkes aussprach, ungeachtet über Glaubensansichten eine große Verschiedenheit zwischen Hof und Bevölkerung obwaltete. Ein Beweis, daß weise Duldung alle Herzen vereinigt, und das wahre Bindungsmittel eines nothwendig aus höchst verschiedenen Elementen bestehenden Staates sei. — Blickt man auf das Einzelne dieser Feierlichkeiten, so erkennt man in dem vielen Schießen und dem zweimaligen Lustfeuerwerke die Neuheit der Anwendung des Schießpulvers zu unterhaltenden Schauwerken, wie wol es scheint, daß man in dieser Kunst bereits ziemliche Fortschritte gemacht hatte. Vor Allem aber ist es anziehend zu beobachten, wie das Turnier, von Heinrich dem Vogelsteller zur kriegerischen Uebung der von den Ungarn damals so ernstlich bedrohten Deutschen eingeführt, im sechzehnten Jahrhunderte seinen strengen Charakter schon größten-

theils abgelegt, und sich unsern jetzigen Schauspielen genähert hatte. Die Darlegung körperlicher Gewandtheit und Kraft erscheint hier nicht mehr als der eigentliche Zweck des Kampfspieles, sondern vielmehr nur als Mittel, einen höhern, wenn auch nur im Reiche der Phantasie liegenden Zweck, den Eintritt in den herrlichen Wundergarten, zu erringen. Der Wechsel des Kampfglückes bildet hier gleichsam die Verwicklung, und die Aufnahme in den magischen Gartenbezirk die Katastrophe. Noch deutlicher offenbart sich diese Forderung einer vorgeschrittenen Bildung in der Anordnung des zweiten Feuerwerkes. Der blose Anblick feuersprühender Massen, welche man damals noch nicht mit Geschmack zu einer Art von Kunstwerk zu gestalten verstand, genügte dem Zuschauer nicht; um das Interesse zu erhöhen, wurde daher eine vollkommene, fortschreitende, sich ver- und entwickelnde Handlung erdichtet, und vor der versammelten Menge als eben geschehend dargestellt. Welch lebhaften Antheil diese Scheinhandlung erregte, zeigt der Jubel, mit welchem die Schleifung der Feste der zu jener Zeit so furchtbaren Türken aufgenommen wurde; und so leuchtet auch aus diesen Spielen hervor, wie sich bereits die Sitten und Ansichten des Mittelalters und die geistigeren Bedürfnisse einer neu herein brechenden Zeit berührten, und wie dadurch gleichsam der Uebergang zur Gesittung unserer Tage eingeleitet wurde.

Ueber den

Handel Griechenlands

mit vorzüglicher Rücksicht auf Oesterreich.

Griechenland braucht von außen mehrere Artikel von erster Wichtigkeit und ausgebreiteter Verwendung, z. B. seinen ganzen Bedarf an Kaffeh, Zucker, Gewürze, verarbeiteten und rohen Metallen, Papier, Glaswaren u. s. w., und den größten Theil seines Bedarfes an Bauholz, Leinen-, Wollen- und Seidenstoffen, Leder u. s. w.; es braucht von Außen überdieß alle Luxusartikel, welcher Art sie seien, Waffen, Quincaillerie, Färbestoffe und selbst einen bedeutenden Theil des Brennmaterials. Dieser Bedarf sichert den Fremden einen Markt, welcher dermalen, wo die Verhältnisse des Landes noch so traurig und unsicher sind, dennoch, nach dem Durchschnitte der letzten zehn Jahre berechnet, einen Absatz für nahe an 8 Millionen Silbergulden jährlich erlaubte. Dieser Absatz muß, besonders in den ersten Jahren und bis ein zweckmäßiges Fabrikssystem über dies Land gebreitet wird, in dem Verhältnisse steigen, als Ruhe und Wohlstand zunehmen, und durch den europäischen Hof europäische Sitten und Bedürfnisse eingeführt werden.

Einen Theil dieses Bedarfes wird England decken, das in den jonischen Inseln und in Malta, also an den Thoren von Griechenland seine Magazine für amerikanische Producte und eigene Manufacturen so bequem und frühzeitig anlegen kann, daß kaum

eine andere Handelsmacht ihr den Vorrang abzulaufen im Stande sein wird. Für einen anderen Theil, namentlich für Glas- und Eisenwaaren, für Bauholz und Brennstoff, selbst für einen Theil der Luxusartikel, liegen Triest und Venedig so sehr an der Hand, daß nur eine beharrliche Nachlässigkeit von Seite der deutschen und vorzüglich der österreichischen Handelsleute in Benützung der ersten, hierin entscheidenden Zeit die Zufuhr dieser Artikel aus anderen Richtungen veranlassen, und Griechenland an diese anderen Straßen gewöhnen kann.

Um solches Versäumniß sich nicht zu Schulden kommen zu lassen, ist zunächst die Gründung vernünftiger Handels-Etablissements, vorzüglich von Seite Oesterreichs in Griechenland, unerläßlich, wozu eben die Orte, worin diese Macht bereits Consule aufgestellt hat, die zweckdienlichsten sind, nämlich: Patras für die gesammte Westküste, Nauplia oder Athen für die Ostküste und Sira für die Inseln des Archipels. Ohne diese Etablissements sind Waaren-Sendungen von zureichender Stärke so gut als unthunlich, und der österreichischen Handelsmarine, die eben so zahlreich als vortrefflich ist, entfällt der Vortheil der Verführung. Ob dem dermaligen Abgange solcher Etablissements muß dieser Vortheil, der jährlich ein Paar hundert größere österreichische Schiffe beschäftigen kann, ganz in die Hände der griechischen Kauffahrer kommen. Bei weiterer Entwicklung werden Salona im Golf von Lepanto, Coron oder Calamata an der Südküste von Morea und Skiatho wegen seiner Lage vor den Golfen von Volo und von Salonich, auch Negropont bequeme Punkte für Handels-Etablissements werden; Hydra, trotz seinem Freihafen, ist von untergeordnetem Werthe.

Wie schnelle Schritte auch die Entwicklung von Griechenland mache, der geringe Interessenfuß auf den alt-europäischen Märkten und das Uebergewicht daselbst an industriellen Mitteln werden noch für lange Zeit Europa den bis zu einer ansehnlichen Höhe steigenden Absatz sichern. Der Zustand der völligen Verwüstung Griechenlands muß denselben namentlich für Oesterreich

vermehren, da zwei Drittheile der Städte im Peloponnes sowol als auf dem Festlande aufzubauen, tausende von Häusern außerdem zu gründen sind, und fast die ganze Marine des vorzugsweise seefahrenden griechischen Volkes herzustellen ist.

Diejenigen Artikel, deren Bedarf dermalen in Griechenland am drängendsten, deren Absatz also auch am sichersten ist, sind:

1) die Breter und Pfosten weichen Holzes, an denen die Märkte von Triest und Venedig Ueberfluß haben;
2) das Eisen in Stangen, das leichtere sowol als das spröde, worin Rußland und Schweden, wie natürlich, mit Oesterreich concurriren werden;
3) der Stahl jeder Art, dermalen in Oesterreich so tief gesunken im Preise;
4) alle Gattungen von Nägeln für Hausbedarf sowol als für Schiffbau; alle Gattungen Messer, Sensen, Sägen, Hacken u. s. w.;
5) Eisengußwaren: wie Oefen, Feuerröste, Töpfe u. s. w.;
6) Blech, Messing, Zinn u. s. w., roh und verarbeitet;
7) Glaswaren;
8) Brennstoff, namentlich Steinkohlen, die als Ballast eine so bequeme Ladung bilden. Man hat emsig nach Steinkohlen gesucht und in Skopolo und Negropont deren zu entdecken geglaubt [1]). Dermalen kommt diese Ware aus Malta, und kostet, den Nolis eingerechnet, zu 1 fl. C. M. der Centner.

Um diese Einfuhr zu bezahlen, hat Griechenland hinreichende Erzeugnisse, die zum Theile schon jetzt dort geholt werden, zum Theile dort mit Vortheil geholt werden können.

Zu oberst in dieser Reihe stehen die Korinthen, deren Ausfuhr allein, nach dem Durchschnitte der letzten zehn Jahre, für 2 1/2 Millionen Silbergulden jährlich betrug. Wichtiger für andere Länder Europa's als für Oesterreich, sind Oel, Getreide,

---

1) Man fand später, daß es fossiles Holz sei, karbonisirter Wald. Es brannte gut, gab aber wenig Wärme.

Seide, die zusammen ein Capital von 4 Millionen Silbergulden erschöpfen. Dagegen für Oesterreich insbesondere wichtig ist die Valoner, sind die frischen und getrockneten Früchte, Käse, Schafwolle und Schwämme, die zusammen abermals ein jährliches Capital von 1 1/2 Million aufwiegen. Hierzu kommen noch Honig, Wachs, Häute, Pech, Theer, Fische, Schlachtvieh, Weine u. s. w., welche im Ueberschusse der Ausfuhr an 2 Millionen Silbergulden abwerfen.

Der Handelszug zwischen Oesterreich und Griechenland besteht bereits und ist ein nothwendiger. Es handelt sich dermalen darum nur, durch Gründung von Etablissements und gehörigen Schutz denselben zu sichern und zu erweitern. In Triest und Venedig ist dieser Handel hauptsächlich in den Händen griechischer Häuser; warum sollte er in Griechenland nicht durch österreichische geführt werden?

Merkwürdiges
aus der Geschichte des Bücherwesens.

(Aus dem Mirror 1833.)

Gewohnheit bei den Alten. Ursprünglich wurden die Buchstaben in den Büchern nur in Zeilen, erst später in Worte abgetheilt, nach und nach mit Accenten versehen und durch Punkte und Striche in Perioden, Paragraphe, Kapiteln und andere Abtheilungen gebracht. In einigen Ländern, wie bei den Orientalen, fingen die Zeilen zur Rechten an, und liefen gegen die Linke; bei andern, als zum Beispiel den nördlichen und westlichen Völkern, von der Linken zur Rechten. In chinesischen Büchern laufen die Zeilen von oben nach unten. Die Griechen folgten abwechselnd beiden Arten, sie fingen auf der einen Seite an, und lenkten dann zurück in die andere ein. So sollen Solon's Gesetze geschrieben gewesen sein.

Verschönerungen mittelst rother, goldener oder umzogener Anfangsbuchstaben, Haupt- und Endstücke und Bilder waren früher sehr gewöhnlich. Der gegenwärtig mit: Finis oder Ende bezeichnete Schluß eines Buches wurde bei den Alten mit $\alpha <$ bemerkt, und hieß Coronis, und das Ganze war mit Zedernöl gewaschen, oder man streute klein geschnittene Citronenschalen zwischen die Blätter, um das Buch vor Schimmel u. dgl. zu schützen.

Ebenso gibt es mancherlei Formeln am Anfange und am Ende der Bücher, welche den Leser Muth zu fassen und auf das folgende Buch überzugehen aufmuntern. Dieses war besonders bei den Juden gebräuchlich. Die Mohammedaner setzen im Anfange

aller ihrer Bücher den Namen Gottes, welcher denselben, wegen der unbegränzten Verehrung, die man für diesen Namen, wo er immer vorkommt, allgemein hegt, den sichersten Beifall verschaffen muß.

Verbrennung von Büchern. Diese war bei den Griechen und Römern eine Art durch das Gesetz verhängter Strafe. Zu Athen wurden die Bücher des Protagoras verboten und alle nur zu bekommenden Abschriften von dem öffentlichen Ausrufer verbrannt. Zu Rom wurden die Schriften Numa's, die man in seinem Grabe fand, auf Befehl des Senats zum Verbrennen verdammt, weil sie der von ihm eingeführten Religion entgegen waren. Unter der Regierung des Augustus wurden auf Einmal 20,000 Bände verbrannt, worunter auch die Bücher des Labienus waren. Als sein Freund Cassius Severus das Urtheil kundmachen hörte, rief er laut, daß man ihn auch mit verbrennen müsse, weil er alle diese Bücher auswendig könne. Labienus konnte den Verlust seiner Bücher nicht überleben, er schloß sich selbst in das Grab seiner Vorfahren ein, härmte sich immer mehr ab, und wurde endlich lebendig begraben. Besonders merkwürdig und auffallend ist es, daß einige Jahre darauf, die Schriften desselben Mannes, der früher die Hauptursache der Verbrennung der Bücher des Labienus war, auf gleiche Weise öffentlich verbrannt wurden. Antiochus Epiphanes ließ die Werke der Juden verbrennen. Eusebius berichtet, daß Diocletian die Bücher der h. Schrift verbrennen ließ. Die Schriften des Arius wurden auf der Kirchenversammlung zu Nicäa zum Feuer verurtheilt, und Constantin drohte denjenigen die Todesstrafe, die selbe verbergen würden. Die auf der Kirchenversammlung zu Ephesus versammelte Geistlichkeit bat den Kaiser Theodosius II., die Werke des Nestorius verbrennen zu lassen, und ihre Bitte wurde gewährt. Leo I. ließ zweimal hundert tausend Bände in Constantinopel verbrennen.

Im Jahre 1790 wurden in Frankreich 4,194,412 Bücher aus den aufgehobenen Klöstern verbrannt. Zwei Millionen waren theologischen Inhalts, Handschriften 2600. In Paris allein wurden 808,120 Bände verbrannt.

Mangel an Büchern. Im Anfange des zehnten Jahrhunderts waren in Spanien die Bücher so selten, daß eine und dieselbe Bibel oft mehrern Klöstern zum Gebrauche diente. Der Preis der Bücher war so hoch, daß selbst vermögende Personen nicht leicht eines kaufen konnten. Im Jahre 1174 kaufte Walter, Abt zu St. Swintins bei Winchester, von den Mönchen von Dorcester, Bede's Predigten und des h. Augustins Gesangbuch für 12 Schäfel Gerste und ein Bahrtuch, in welches die Geschichte des h. Birinus, wie er den Sachsenkönig bekehrt, mit Silber eingestickt war. Um das Jahr 1225 gab Roger von Insula, Dechant von York, der Hochschule von Oxford mehrere lateinische Bibeln unter der Bedingung, daß die Schüler, welche selbe lesen wollen, Bürgschaft leisten sollen. Im Jahre 1299 entlehnte der Bischof von Winchester von der Geistlichkeit seiner bischöflichen Hauptkirche eine h. Schrift mit Randanmerkungen, und mußte für die gewisse Zurückgabe ein Pfand geben, das mit großer Feierlichkeit bestimmt und eingehändigt wurde. Für das Vermächtniß derselben aber und hundert Mark stifteten die Mönche täglich eine Messe für die Seele des Erblassers. Wer einem gottgeweihten Hause ein Buch gab, hielt dies für ein werthvolles großes Geschenk, das die ewige Belohnung verdiene und übergab es unter großer Feierlichkeit am Hochaltar. Manchesmal wurde einem Stifte ein Buch unter der Bedingung gegeben, daß der Geschenkgeber, so lange er lebt, davon Gebrauch machen könne. Vor dem Jahre 1300 bestand die Büchersammlung der Hochschule zu Oxford, nur aus einigen in Ketten oder Kisten verschlossenen Abhandlungen.

Oeffentliche Bibliotheken von Constantinopel. Innerhalb der Mauern des Serails sind zum Gebrauche der kaiserlichen Familie zwei Büchersammlungen. Sie wurden von Ahmed III. und Mustaphá III. gegründet und mit, sowol von ihnen selbst als auch von ihren Nachfolgern gekauften Büchern bereichert. Diese Bibliotheken enthalten gegen 15000 Bände und vergrößern sich immer mehr, theils durch Einkäufe, theils durch die

von den Großen des Reichs den Herrschern gemachten Geschenke, oder auch durch die auf die Verlassenschaft der öffentlichen Beamten veranlaßte Beschlagnahme, worunter sich stets einige Bücher befinden.

Rücksichtlich des Inhaltes dieser Bücher herrschte große Ungewißheit und mancherlei falsche Berichte waren im Umlaufe. Der Abbé Sevin hielt auf die erhaltene Versicherung, daß Amurath IV. alle vorhandenen griechischen Handschriften verbrennen ließ, alle fernern Nachforschungen für fruchtlos, und gab sie auf. Spätere Reisende behaupteten im Vertrauen auf eben so ungegründete Versicherungen wieder, daß in denselben die Sammlungen der griechischen Kaiser aufbewahrt seien. Glücklicher als die früheren Reisenden war der Abbé Toderini, der nach dreijährigen unermüdeten Versuchen während seines Aufenthaltes in Constantinopel Mittel und Wege fand, sich durch einen dienstthuenden Edelknaben eine Abschrift von dem gegenwärtigen Bücherverzeichnisse der Bibliotheken des Serails zu verschaffen; er schrieb nämlich jeden Tag heimlich einige Zeilen davon ab.

Aus den Bemühungen dieses gelehrten Abbé ergibt sich, daß der Werth dieser Büchersammlungen sehr übertrieben angegeben wurde. Sie sind viel unbedeutender als manche der zum allgemeinen Gebrauche geöffneten Bibliotheken. Auslegungen, Erläuterungen, Randglossen u. s. w. über den Coran bilden den größten Theil ihres Bestandes, diesen folgen Abhandlungen über die Rechtswissenschaften, nebst Erklärungen und Randbemerkungen über die Vernunftwissenschaft, Denklehre, Himmelskunde, Rechenkunst, Heilkunde und Tugendlehre. Geschichtliche Werke sind wenige, und meistens nur auf das osmanische Reich beschränkt. Es sind wol auch einige Handschriften in griechischer, lateinischer und den andern europäischen Sprachen vorhanden, aber von den in Verlust gerathenen Büchern des Livius, den Werken des Homer oder Tacitus oder von solchen Theilen, welche zur Vollständigkeit anderer alten Schriftsteller fehlen, ist keine Spur zu entdecken.

Nebst den Bibliotheken des Serails besitzt Constantinopel noch zwei und dreißig andere öffentliche Bibliotheken von ver-

schiedener Größe, jedoch alle wegen der Zahl und dem Werthe der Handschriften merkwürdig. Die Handschriften sind in den türkischen Büchersammlungen sehr geschmackvoll in rothen, grünen oder schwarzen Maroquin gebunden. Die Mohammedaner haben eine besondere Art ihre Bücher zu bezeichnen, zu stellen und aufzubewahren. Jeder Band wird nebst den Maroquin-Einband noch durch ein Futteral von demselben Stoffe vor dem Staube geschützt, auf welchem sowol als auf der Schneide der Blätter mit großen Buchstaben der Titel geschrieben steht.

Das ganze Jahr hindurch, ausgenommen an Dinstagen und Freitagen, sind diese Bibliotheken dem Eintritte der Leser geöffnet, die Bibliothekare gefällig und besonders gegen diejenigen zuvorkommend, welche Wißbegierde und Liebe zur Wissenschaft dahin führen. Jedermann darf nicht nur die Bücher durchlesen, sondern kann auch Auszüge machen, ja selbe ganz abschreiben, jedoch nur in der Bibliothek, da die Gesetze dieser Stiftungen das Ausleihen der Bücher nicht gestatten. Um wissenschaftliche Forschungen zu erleichtern, besitzt jede Bibliothek einen vollständigen Katalog, der den Titel und die Inhaltsanzeige eines jeden Bandes kurz enthält. Religionslehre mit Einschluß des Corans, der Erläuterungen hiezu und den mündlichen Gesetzen des Propheten, Rechtswissenschaft, Philosophie, Erkenntnißlehre, Heilkunde, Tugendlehre und Geschichte sind die von den Nachfolgern Mohammeds am meisten betriebenen Wissenschaften. Die Bücher werden mit der größten Sorgfalt auf das feinste Pergament geschrieben, der Text einer jeden Seite in sehr schön geziertes goldenes Rahmenwerk eingeschlossen. Den Anfang eines jeden Abschnittes schmücken kostbare goldene Buchstaben, wodurch der Werth der Handschriften ungemein erhöhet und der Preis derselben nach der Schönheit der Buchstaben sehr verändert wird.

Wandernde Bibliothek. — Aus der Revue britanique 1827. — Wahrscheinlich haben unsere Leser schon von den wandernden Bibliotheken gehört, welche man seit mehreren Jahren in Schottland errichtet hat. Herr Samuel Brown, Grün-

der dieser Anstalten, gibt über die wandernde Bibliothek in der Grafschaft Ost-Lothian einen sehr anziehenden Bericht, aus welchem wir folgende nähere Umstände herausheben.

Diese Bibliothek ist in vier und zwanzig Abtheilungen, jede zu fünfzig Bände, gebracht. Diese Abtheilungen bleiben in eben so vielen Orten der Grafschaft Ost-Lothian durch zwei volle Jahre zu Jedermann's Benützung aufgestellt. In einer jeden Ortschaft wird diese Abtheilung der Obhut und Sorgfalt eines anerkannt würdigen Mannes übergeben, welcher sich gerne herbeiläßt, die Pflichten und Verrichtungen eines Bibliothekars auf sich zu nehmen. Nach Verlauf von zwei Jahren wird jede Abtheilung wieder an einen andern Ort geschafft und durch eine neue aus Büchern verschiedenen Inhalts mit der vorigen bestehenden Abtheilung ersetzt. Diese Verwechslungen geschehen gleichzeitig mit allen Abtheilungen, die auf diese Weise die Runde durch alle Hauptorte der Grafschaft machen, so, daß durch dieses einfache nud wenig kostspielige Verfahren jeder Hauptort alle zwei Jahre mit einem ganz neuen Vorrath von Büchern versehen wird. Man verlangt von den dergestalt mit Büchern versehenen Lesern nicht die geringste Entschädigung, ausgenommen ein Buch hätte in den Händen eines derselben einen bedeutenden Schaden erlitten, welcher dann von ihm nach Verhältniß vergütet werden muß.

Man schlug Herrn Brown, der die hier besprochene Bibliothek leitet, und im Verlaufe der zwei letzten Jahre noch um fünf Abtheilungen vermehrt hat, angelegentlich vor, von den Lesern ein, wenn auch nur kleines Entgelt zu fordern. Er beschloß nach reiflicher Prüfung dieses Vorschlages jedoch nichts zu nehmen, da diese Veränderung auf das Fortschreiten dieser Anstalt einen nachtheiligen Einfluß haben könnte. Geschenke an Büchern für die Büchersammlung, so wie andere Geschenke an Capitalien zum Ankauf derselben werden angenommen, und im letzten Falle jene Gattung von Büchern beigeschafft, welche der Geschenkgeber anzuzeigen für gut hielt. Aus einem neulich rücksichtlich der Zahl der Bücher und ihrer Leser öffentlich kundgemachten Aus-

weise erhellt, daß tausend in zwanzig Abtheilungen gebrachte Bände im Verlaufe des Jahres 1824 neunhundert ein und zwanzig Leser hatten, im Jahre 1825 hingegen sechshundert und sechzehn, ein Unterschied, der sich leicht daraus erklärt, daß das Jahr 1825 das zweite Jahr gewesen ist, in welchem dieser Büchervorrath an demselben Orte blieb. Es unterliegt wol keinem Zweifel, daß im Jahre 1826, wegen des allgemeinen Umtausches der Bücher, die Zahl der Leser sich im Vergleich mit dem vorigen wird bedeutend gehoben haben.

Diese in 24 Abtheilungen gebrachte Bibliothek genügt dem Bedürfnisse der Grafschaft Ost-Lothian bei Weitem nicht. Nach Herrn Brown wäre es wünschenswerth, daß sich die Zahl der Abtheilungen auf 64, also auf 1⅔ Mal höher als gegenwärtig beliefe, in welchem Falle für den Umkreis von 4 englischen Meilen Eine käme, und so jedes Dorf, ja jedes Haus in der Grafschaft mit Büchern versehen würde.

Die zur Stiftung dieser 64 Abtheilungen nothwendigen Kosten, einbegriffen jene für Kataloge u. dgl., würden nicht über 60 Pfund Sterling und die jährlichen Auslagen nicht mehr als 80 Pfund betragen. Man sieht hieraus, wie viel Gutes man selbst mit geringen Mitteln schaffen kann, sobald sie mit umsichtigem, wohlthätigem Eifer gewählt und angewendet werden. Diese wandernden Bibliotheken können sowol rücksichtlich des wichtigen Einflusses auf die Volksbildung, welchen sie nothwendiger Weise hervorbringen müssen, als auch der geringen Kostspieligkeit mit den berühmten Lehrmethoden Bell und Lancasters in die Schranken treten. Die Werke, woraus diese Bibliothek besteht, sind übrigens sehr verschiedenartigen Inhaltes; meistens handeln sie über Religion, Tugendlehre, Geschichte, Reisen, Wissenschaft und Kunst u. s. w. Hauptsächlich aber wurden die Bücher über theoretische und praktische Landwirthschoft von den Leuten dieses Faches mit besonderer Vorliebe gelesen.

Das
Seetreffen bei der Insel Lissa
in Dalmatien am 13. März 1811.

Vom Prof. Petter in Spalato.

Das Seetreffen bei Lissa, welches zwischen den Franzosen und Italiern einerseits und den Engländern anderseits geliefert ward, ist für das deutsche Publikum ein völlig fremdes Ereigniß geblieben, theils, weil bei dem unglücklichen Ausgange, welchen es genommen hatte, die Besiegten für besser fanden, davon zu schweigen, theils weil die Siegesberichte der Gegner geheim gehalten wurden, indem die englischen Blätter in den unter französischem Einflusse gestandenen Ländern auf das strengste verboten waren.

Jetzt gehört das Treffen bei Lissa der Geschichte an. Da es aber in den österreichischen Gewässern geschlagen ward; da ferner viele Officiere und Soldaten dabei mitgekämpft haben, welche noch heut zu Tage in den Reihen der österreichischen Armee stehen, oder in der österreichischen Kriegs-Marine dienen: da endlich durch die, wenn gleich unglücklichen Resultate, der Ruhm italischer Krieger keineswegs befleckt ward, sondern vielmehr in einem schönen Lichte gestralt hat: so dürfte eine treue und umständliche Schilderung davon für viele Leser deutscher Zunge Interesse haben.

Das in Mailand in italischer Sprache (jetzt auch zum Theil in deutscher) erscheinende Zeitblatt „Echo" hat in der Nummer 73 des Jahres 1832 eine zwar zierliche, aber sonst oberflächliche Beschreibung dieses blutigen Ereignisses geliefert, welche aus der Feder eines gewissen Hrn. Vittorio Barzoni in Lonato geflossen ist. Dieser Hr. Barzoni war zur Zeit des Treffens in La Valetta auf der Insel Malta domicilirt, und redigirte daselbst ein politisches Blatt (Foglio di Malta). Seine Schlachtskizze im Echo hatte einen kleinen Federkrieg zwischen ihm und der Redaction der Zaraer-Zeitung (Gazzetta di Zara, welche seit ersten Mai 1832 zwei Mal die Woche erscheint und ihrer innern und äußern Ausstattung nach gewiß nicht zu den schlechteren der Monarchie gehört) hervorgerufen. Im Anhange der genannten Zeitung erschien nämlich eine Berichtigung der Barzoni'schen Darstellung. Darüber ward ihr Verfasser gar sehr erboßt, und ließ eine herbe Antwort folgen, mit welcher er zu beweisen sucht, daß er recht und wahr gesprochen habe. Er behauptet nämlich, daß sich seine Skizze auf Berichte gründe, die ihm unmittelbar von dem in Malta stationirt gewesenen englischen Admiralen für sein Blatt mitgetheilt wurden, und daß sich die ihm auf solchem Wege zugekommenen Mittheilungen stets durch Treue und Wahrheit ausgezeichnet haben; daß er ferner den Bericht über das Seegefecht bei Lissa in der Zeitung von Malta unter den Augen mehrerer kriegsgefangenen französischen und italienischen Officiere geschrieben und der Oeffentlichkeit übergeben habe, und daß sich ihrerseits keine Stimme dagegen erhob. — Der Redacteur der Zaraer-Zeitung hat aber seine Berichtigungen auch nicht aus der Luft gegriffen, sondern aus sehr achtbaren Quellen geschöpft, die allerdings den Stämpel der Glaubwürdigkeit an sich tragen. Ueberdies gibt es in der benachbarten Stadt Lesina Leute genug, welche dem Treffen vom Anfange bis zum Ende zugesehen hatten. Ein französischer Marine-Officier, der als Telegraphist auf einem Fahrzeuge außer den Scoglien, welche an der Ausmündung des Hafens liegen, postirt war, hatte alle Bewegungen der beiden Escadren beobachtet, und

die Zeichnungen sind noch heut zu Tage in den Händen mehrerer Einwohner von Lesina und Lissa. Somit müssen die Angaben des Malteser-Zeitungsschreibers, die übrigens der Hauptsache nach übereintreffen, in den Hintergrund treten. Aus diesen Berichten und Gegenberichten, so wie aus den Mittheilungen eines meiner Bekannten, welcher als Oberofficier in dem heißen Kampfe mitgefochten, und während seines Kriegslebens ein genaues Tagebuch geführt hat, habe ich die nachfolgende Darstellung entnommen.

Die 36 Millien von Spalato entfernte Insel Lissa, deren einstige klassische Celebrität ich schon in der Wiener-Zeitschrift (1829 Nr. 35 — 37 und 1832 Nr. 98 — 99) besprochen habe, wurde von den Britten im Jahre 1810 den Franzosen, als damaligen Herren Dalmatiens, nach einem kurzen Widerstande entrissen. Sie erkannten ihre Wichtigkeit, und machten sie nach dem Treffen, von welchem hier die Rede ist, zu einem Waffenplatz und Stützpunkt ihrer Seemacht im adriatischen Meere. Zugleich ward sie ein Depot englischer Waaren aller Art, welche dann durch Schmuggler (meistens in Fischerbooten) nach allen Richtungen hin verbreitet wurden, so, daß selbst französische Officiere und Beamte in Nankin und anderen Stoffen gekleidet herum gingen, welche von Schmugglern in Lissa gekauft wurden. Zugleich ward der dortige Hafen der Sammelplatz vieler Kaperschiffe, welche von dort aus auf die Lauer ausgingen, und die gemachte Beute dahin führten, um sie an die sich zahlreich eingefundenen Speculanten zu veräußern, da bekanntlich der Seekrieg das Privat-Eigenthum nicht schonet. Alle Unternehmungen, welche darauf abzielten, den Franzosen im adriatischen Meere zu schaden, wurden in Lissa ausgerüstet. Lissa ward für das adriatische Meer das, was Malta für das Mittelmeer war. Alle diese Folgen knüpften sich an das unglücklich ausgefallene Seetreffen, von welchem wir sprechen werden; denn im Augenblicke desselben, war die Insel von Landtruppen nicht besetzt, und die im Hafen gelegenen vier brittischen Streitschiffe, welche von der Annäherung der feindlichen Schiffe, wahrscheinlich am Vortage der

Schlacht unterrichtet waren, da man sie von der Insel aus sehen mußte, begaben sich aus dem Hafen, um nicht Gefahr zu laufen, darin eingeschlossen zu werden. Diese Insel, welche den französischen Machthabern längst ein Dorn im Auge war, wollten sie erobern. In dieser Absicht wurde in Ancona unter der persönlichen Leitung Eugens, damaligen Vicekönigs von Italien, eine Expedition gegen dieselbe ausgerüstet. Diese bestand aus folgenden 6 größern und 3 kleinern Schiffen als:

			Kanonen.	Befehligt vom
Fregatte	Favorita	von	44	Freg. Capt. De la Mellierie
—	Flora	=	44	Linienschiffs=Capt. Peridier
—	Danae	=	44	— — Villions
—	Corona	=	44	— — Pasqualigo
Corvette	Bellona	=	32	Fregat. Capt. Duodo
—	Carolina	=	32	Linienschiffs=Lieut. Buratovich
Brigg	Principessa Augusta		16	— — Bolognini
Goelette	Aurora	=	1	Linienschiffs=Capt. Ragiot
Schebeke	Eugenio	=	5	— — Rossanquiet.

Summe 262 Kanonen.

Die Favorita, Flora und Danae waren französische Schiffe und mit französischen oder genuesischen Matrosen bemannt. Alle übrigen Schiffe waren solche, welche im Arsenale in Venedig gebaut worden, und deren Officiere und Mannschaft geborne Italiener, Dalmatier, Istrianer u. s. w. waren, daher die Flotte in den italienischen Berichten gewöhnlich die Squadra franco-italiana genannt wird. Diese Schiffe nahmen in Ancona ein Bataillon des dritten ital. Linien=Infant. Regiments, das dort in Garnison lag, und eine Compagnie Kanoniere nebst vieler Munition an Bord. Die auf den Schiffen befindliche Mannschaft an Soldaten und Matrosen betrug 2655 Köpfe. Der Oberbefehl über das Geschwader ward dem Linienschiffs=Capitän Dubordieu, einem gebornen Franzosen und Ehren=Legions=Ritter übertragen. Er wählte sich als Commandeur=Schiff die Fre=

gatte Favorita, weil sie die beste Seglerin war. Die Aufgabe, welche er zu lösen hatte, war: eine Landung zu bewerkstelligen, und das an Bord genommene Bataillon Linientruppen nebst der Artillerie und Munition auszuschiffen und die Engländer zu zwingen, den Hafen der Insel zu verlassen, und selbe alsdann in einen solchen Vertheidigungsstand zu setzen, um jeden Angriff von Seite der Britten abwehren zu können. Hätte der französische Befehlshaber nur dieses Ziel vor Augen gehabt, so würde er es mit seinen überlegenen Streitkräften wahrscheinlich auch erreicht haben. Er that es aber nicht, und führte dadurch, wie wir sehen werden, das Unglück des Tages herbei. Auch hatte der Umstand, daß Dubordieu und nicht Peridier vom Vicekönige Eugen zum Chef der Expedition ernannt ward, einen ungünstigen Eindruck hervorgebracht. Peridier war schon seit mehreren Jahren Linienschiffs-Capitän und hatte seit längerer Zeit das Commando über zwei Fregatten geführet, welche wenige Tage zuvor in Ancona angekommen waren, um an der Expedition Theil zu nehmen, während Dubordieu erst seit wenigen Monaten zum Range eines Capitäns befördert worden war.

Die Escadre segelte am Morgen des 11. März 1811 mit schwachem Nordwestwind aus dem Hafen von Ancona ab. Der Oberbefehlshaber hatte schon am Vorabend den Befehl bekannt gemacht, daß sich die Schiffe bei dem ersten Signale in eine Linie formiren und dann in folgender Ordnung segeln sollen, als: Die Flora, die Carolina, die Corona, die Favorita, die Danae endlich die Bellona. Die andern drei kleinern Schiffe (Augusta, Aurora und Eugenio) kommen in keinen Betracht, da sie keine Landtruppen an Bord hatten und als leicht bewegliche Schiffe dem Ganzen nur als Anhang dienten. Mit Anbruch des folgenden Tages machte er der Flotte durch die Signale [1]) bekannt,

---

1) Als Signale dienen bei Tage Fähnlein, welche sich durch leicht kennbare Farben von einander unterscheiden, und davon jedes eine Zahl bedeutet, deren jede wieder eine andere Bedeutung hat, und die nach Erforderniß der Umstände zusammengestellt werden. Den Sinn der Zusammenstellung erkennt man aus dem Signalbuche, welches jeder Schiffscommandant bei sich führt.

daß sie nach der Insel Lissa steuern werde. Der schwache Nordwestwind begünstigte die Fahrt den ganzen Tag hindurch, so daß sich das Geschwader bei Untergang der Sonne der Insel Lissa so genähert hatte, daß sie nur mehr etwa 36 Millien gegen Süd-Süd-Ost entfernt lag. Die Schiffe segelten jedoch in keiner bestimmten Ordnung, weil das oben erwähnte Signal wegen Formirung der Linie nicht erfolgt war. Nach der Mitternachtsstunde machte der Oberbefehlshaber der Corvette Carolina durch das Sprechrohr (tromba marina) bekannt, daß das Geschwader im Hafen von Lissa einlaufen werde, und befahl ihrem Commandanten mit der Corvette an der Ausmündung des Hafens unter Segel zu bleiben, und der Flotte jedes Schiff zu signalisiren, das in ihrem Gesichtskreise erscheint. Dem Commandanten der Goelette Aurora ertheilte er den Auftrag, nach Porto Lissa zu segeln und auszuforschen, ob sich das feindliche Geschwader dort befinde. Bei Anbruch des folgenden Tages machte Dubordieu der Flotte mittels der Signale bekannt, daß er sich mit seinem Schiffe an die Spitze der Flotte stellen werde, und daß die Schiffe eine Linie formiren sollen. Die Signale aber wurden nicht von allen Schiffsbefehlshabern gesehen, theils, weil es noch sehr dunkelte, theils, weil die Signalflaggen wegen des Windes den Beobachtern abgekehrt standen. Der Capitän der Bellona, welcher dem Commandeur-Schiffe zunächst segelte, hatte diesen Umstand deutlich wahrgenommen, näherte sich daher der Corona, welche sich vom Curse zu sehr entfernt hatte, und rief ihr zwei Mal zu, mit den anderen Schiffen in Linie zu bleiben, erhielt aber keine Antwort, und die Bellona setzte ihren Weg weiter fort. Die Flotte segelte jetzt von Westen kommend um die äußerste westliche Küste von Lissa herum, und in diesem Augenblicke drönte der Donner zweier starker Kanonenschüsse an die Vorderseiten der Schiffe her. Daraus folgerte man sogleich, daß die englischen Schiffe aus dem Hafen von Lissa ausgelaufen seien. Indessen hatte sich der Morgen aufgehellet und man erblickte wirklich im Canal, welcher die Inseln Lesina und Lissa von einander trennet, drei große feindliche Schiffe unter dem

Winde [1]), und ein viertes, das man als eine Corvette erkannte, befand sich in einiger Entfernung nahe bei den Scoglien von Lesina, während die übrigen näher bei Lissa waren. Man bemerkte, wie jenes Schiff mit Schnelligkeit alle seine Segel entfaltete und manövrirte, um sich mit den andern Schiffen zu vereinigen. Diese Schiffe waren folgende:

Fregatte	Cerberus	von	44	Kanonen
—	Amphion	=	48	—
—	Active	=	50	—
Corvette	Volage	=	32	—
		Summe	174	Kanonen.

Den Befehl über diese 4 Schiffe führte der Linienschiffs-Capitän Chevalier William Hoste, eben derselbe, welcher in mehreren Plätzen und Inseln Dalmatiens, wie z. B. Cattaro, Lesina, Spalato, Lagosta u. a. im Namen der Alliirten zuerst die Flagge seines Monarchen aufgepflanzt hatte. Die Befehlshaber der andern brittischen Streitschiffe nannten sich: Gordon, Hornby und Whitby, insgesammt wackere Söhne des Mars und des Neptuns, welche ihre Geschicklichkeit auf dem tückischen Elemente, des Königs Feinden (of the Kings Enemies, wie die Engländer gern zu sagen pflegen) gegenüber, mehr als Ein Mal erprobt hatten. Die Bemannung aller 4 Schiffe, Matrosen und Soldaten, belief sich auf 879 Mann. Capitän Hoste befand sich als Commodore [2]) auf dem Amphion.

---

1) Nehmen wir an, daß wir in der Mitte zweier Schiffe segeln und gleichen Curs mit ihnen halten, und daß der Wind von der linken oder Backbordseite (wenn man von hinten nach vorn sieht) her wehe. In diesem Falle befindet sich das Schiff zu unserer Linken in Bezug auf uns ober dem Winde (sovra vento) jenes zu unserer Rechten oder Stürbordseite unter dem Winde (sotto vento).

2) Commodore ist bei den Engländern ein Marine-Officier, welcher, ohne Admiral zu sein, eine Escadre auf unbestimmte Zeit befehliget, und in dieser Zeit den Rang eines General-Brigadiers hat. In der österr. Marine hat der Linienschiffs-Capitän Oberstens Rang.

Als der französische Anführer die brittischen Schiffe gewahr wurde, befahl er der Flotte mittels der Signale, sich zum Kampfe vorzubereiten, und unmittelbar darauf durch andere, „daß man ihm mit forcirten Segeln folgen soll.“ Der Wind wehte auch heute aus Nordwest, aber auch nur schwach, und hielt den ganzen Tag hindurch in dieser Beschaffenheit an. Die Schebeke Eugenio wiederholte die Signale, da sie als Avisschiff dazu bestimmt war. Alle französisch-italienischen Schiffe segelten nun vor dem Winde (con vento in poppa, wenn nämlich der Wind von hinten her weht) ohne bestimmte Ordnung, so schnell als ein jedes vermochte, auf die brittischen Schiffe los. Diese hatten sich inzwischen mit der Corvette vereinigt und an der äußersten östlichen Küste einige Millien südlich vom Hafen Lissa Posto gefaßt, und eine enge Schlachtlinie formirt. Der Commodore Amphion stand an der Spitze; dann folgten die Active und der Cerberus. Die Corvette Volage mit der Prora (Vordertheil) gegen Südwest gekehrt, machte den Schluß (la Coda). Das Commandeur-Schiff, welches, wie wir bereits gesagt haben, am besten segelte, gewann bald einen Vorsprung vor den übrigen Schiffen. Um 8 1/2 Uhr Morgens hatte es sich dem Amphion auf Kanonenschuß weit genähert, und feuerte zwei Geschütze ab, um, wie es in einem Bericht heißt, seinen Gegner damit herauszufordern. Die Schüsse verhallten antwortslos im Luftkreise. Ruhig, aber zum Kampfe vorbereitet, standen die englischen Schiffe, wie eben so viele schwimmende Castelle. Dubordieu segelte nun voll Zuversicht längst der feindlichen Linie hinauf, und wurde aus allen Feuerschlünden bewillkommet. Er bog um die Linie und legte sich dem Amphion in Pistolenschußnähe zur Seite. Seine Absicht war das Schiff zu entern, wozu ihn wahrscheinlich der Umstand bewogen hat, daß er viele Landtruppen an Bord hatte und sich an Streiterzahl überlegen fühlte; auch hoffte er, daß die übrigen Schiffe inzwischen ankommen, and das feindliche Schiff ober und unter dem Winde bekämpft werden wird. Allein Dubordieu's Schiff war von den feindlichen Kugeln schon übel zugerich-

tet, ehe es noch seinem Gegner näher kam. Die Enterhaken [1]) griffen nicht, und der Commodore Amphion machte mittels des ihm von seinen Booten geleisteten Beistandes eine so schnelle und geschickte Wendung, daß er dem französischen Schiffe seine ganze Breite bot, und ihr einen Hagel von Kugeln aller Art zuschicken konnte, welche wegen der allzugroßen Nähe ihre zerstörende Wirkung nicht verfehlten. Die Favorita widerstand dem furchtbaren Angriffe mit Muth und Entschlossenheit, und schleuderte ebenfalls ihre Blitze auf den Amphion. Allein der Sieg konnte nicht lange zweifelhaft bleiben. Die linke Schiffswand war von Kugeln durchlöchert, die Masten beschädigt, die Segelstangen zersplittert, und sogar das Steuerruder entzwei geschossen. Dieser Schade war nicht wieder gut zu machen. Das Schiff war außer Stande den Kampf fortzusetzen. Seinem Führer Dubordieu wurden bald nach dem Anfange des Gefechtes durch eine Stückkugel beide Schenkel weggerissen, und er starb noch während der Schlacht als Opfer seiner Tollkühnheit und seines Ehrgeizes. Auch sein Gefährte De la Mellierie und mehrere andere Officiere waren gefallen, und ein großer Theil der Bemannung theilte dasselbe Schicksal oder war durch Verwundung kampfunfähig geworden. Es blieb dem Schiffe nichts übrig, als sich den Wellen Preis zu geben, um nicht in Grund geschossen zu werden, oder in feindliche Gewalt zu gerathen. Dieses Gefecht war ein Vorspiel der nachgefolgten Ereignisse, und mag auf die übrigen französisch-italienischen Schiffe, unter deren Augen es vorfiel, eben nicht den günstigsten Eindruck gemacht haben, so wie es anderseits die Brust der kampfbegierigen brittischen Seeleute nicht wenig gehoben haben wird.

In der Zwischenzeit, als sich die Favorita mit dem Amphion schlug, näherten sich nach und nach die Flora, die Danae, neben

---

1) Wenn ein Schiff geentert wird, was bei der jetzigen Bauart der Seeschiffe sehr schwer ist, so werden von den Segelstangen an Stricken befestigte Haken und Entertreppen in das Tauwerk des feindlichen Schiffes geworfen, an welchen man sich Bord an Bord zieht, damit die mit Enterbeilen, Pistollen u. s. w. bewaffnete Mannschaft hinüber springen kann, wo dann auf dem kleinen Raume ein scharfes Schießen, Stechen und Hauen beginnt.

derselben die Bellona und zuletzt die Carolina. Peridier, der Commandant der Flora, versuchte zu unternehmen, was seinem Vorgänger fehlgeschlagen hatte, nämlich den Amphion zu entern; allein um diesen Coup auszuführen, mußte er zwischen dem Amphion und der Active hindurch schiffen, deren Feuerschlünde Tod und Verderben auf ihn sprühten. Dem tapferen Peridier wurde durch eine Kugel der rechte Arm zerschmettert. Auch waren die große Stenge (l' albero di gabbia) [1]) abgeschossen und mehrere andere zur Leitung und Vertheidigung eines Schiffes nöthigen Bestandtheile beschädigt und viele Mannschaft getödtet oder verwundet worden. Es war gezwungen sich in Angesicht des Feindes unter den Wind zu begeben, wo es zum Zeichen, daß es sich ergeben wolle, die Flagge senkte (ammainò il suo paviglione). Die Danae, welche der Flora zunächst gefolgt, aber doch zu fern war, um ihr einen wirksamen Beistand zu leisten, oder wenigstens des Feindes Kräfte abzuleiten und zu theilen, erschien erst in dem Augenblicke als Florens Schicksal schon entschieden war. Nun mußte auch die arme Danae eine Zeit lang das Feuer der feindlichen Linie aushalten und hatte dadurch nicht wenig gelitten. Mitten unter dem furchtbaren Donner der Geschütze kam auch kampfgerüstet die Bellona herangesegelt und legte sich dem Cerberus gegenüber, eine so wirksame Kanonade auf ihn beginnend, daß dessen Hauptmast entzwei brach. Sogleich zog sich der Ceberus aus der Schlachtlinie, setzte ein neues Maststück an und kehrte schnell in seine vorige Position zurück, um dem Gegner aufs Neue die Stirne zu bieten. Nun wandte sich die Bel-

1) Ein Mastbaum auf einem großen Seeschiffe besteht aus drei Theilen, nämlich aus dem unteren Theile oder eigentlichen Mast, welcher oft aus zwei Stücken besteht, weil man selten einen Baum findet, welcher die gehörige Länge und Stärke hat, daher man einen andern ansetzt und mit eisernen Ringen und Klammern verbindet. Auf dem unteren Theil ruht der Mastkorb, dann folgt ein anderes Stück, welches die große Stenge heißt, endlich der dritte Uebersatz, oder die große Bramstenge. Jedoch gelten diese Benennungen nur, wenn vom Haupt- oder Mittelmast die Rede ist.

lona gegen den Volage und es entspann sich ein hitziger Kampf zwischen diesen beiden Corvetten. Die heldenmüthige Bellona setzte ihrem Gegner so hart zu, daß er beinahe entmastet wurde und die Flagge strich, aber, wie es scheint, alsobald wieder aufhißte. Jetzt trat aber ein für die siegreiche Bellona verderbliches Ereigniß ein. Die Danae hatte nämlich die in eine Rauchwolke eingehüllte Bellona für ein feindliches Schiff gehalten und ihr eine solche Ladung zugeschickt, daß sie sich ergeben mußte. Dies geschah um die Mittagsstunde. Des Schiffes tapferer Commandant Duodo ward schon früher durch eine Kanonenkugel, welche ihm zwischen die Oberschenkel fuhr, auf dem Verdecke des Hintertheiles des Schiffes (Hinterkasteel, Cassero) zu Boden gestreckt; aber dennoch hielt es sich noch eine Zeit lang. Jetzt war auch das letzte Schiff, die Carolina, herangekommen und sogleich in das Gefecht verwickelt; — Villions, Capitän der Danae, hatte inzwischen beobachtet, daß die Commandeur-Fregatte Favorita außer Gefecht war, und folgerte daraus, daß sie nur ein außerordentlicher Verlust zum Rückzuge genöthiget haben mußte. Er sah ferner die Commando-Flaggen auf den Schiffen Flora und Bellona nicht mehr wehen, er vereinigte sich nun mit der Corona und Carolina, stellte sich mit beigelegten Segeln [1]) der feindlichen Linie gegenüber in Schlachtordnung auf, und zwar an der Spitze die Danae, in der Mitte die Corona und zuletzt die Carolina. Die Carolina eröffnete das Gefecht mit einer heftigen Kanonade gegen den Cerberus, und sogleich folgten die übrigen Schiffe diesem Beispiele. Nun erst entwickelte sich ein hartnäckiger mehrere Stunden hindurch anhaltender Kampf. Die Danae schlug sich mit dem Amphion, die Corona mit der Active, die Carolina, wie bemerkt mit dem Cerberus. Auf beiden Seiten hatte

1) Die Segel beilegen (disporre le vele in panno) heißt: die Segel so stellen (auf- und gegenbrasschen), daß sie einander entgegen wirken, daß nämlich ein Theil derselben das Schiff vorwärts gehen mache, während es der andere rückgehen macht, und das Schiff, ohne Anker zu werfen, eine Zeit lang auf demselben Punkt stehen bleibt, vorausgesetzt, daß der Wind nicht zu heftig ist.

sich im Getümmel und Wirren der Schlacht die Kampflust aufs Höchste gesteigert. Die kämpfenden Flotten hatten sich der Insel Lissa so sehr genähert, daß der Amphion nur mehr eine halbe Kabellänge [1]) von der Küste entfernt war. Dieser Umstand bestimmte den Commodore die brittischen Schiffe an den Wind zu legen (di render il bordo-poggia alla banda [2]). Das Nämliche thaten die französischen Schiffe unter beständigem Donner der Kanonen, die Vorderseiten nach Nord-Nord-Ost (Greco-Tramontana) kehrend. Auf ein Mal gewahrte man, daß die Fregatte Favorita neuerdings die Segel entfaltete, und man gab der angenehmen Hoffnung Raum, daß der erlittene Schade in so weit hergestellt worden sei, um zu der Flotte zu stoßen und an dem Kampfe Theil nehmen zu können. Allein es war nur eine süße Täuschung; denn bald blieb kein Zweifel übrig, daß das Schiff verloren sei. Es steuerte gegen die Rhede vor Smocova, 3 Millien östlich Porto Lissa, wo es von Wind und Wellen gegen die Küste getrieben und an dem felsigen Ufer auf den Strand gerieth. Doch hatte es noch immer die Commandeur-Flagge und die Signale wegen des Schnellsegelns (il segnale di sforzo di vele) aufgehißt, daher sie auch das Avis-Schiff Eugenio nicht eingezogen hatte. Das Schicksal des Oberbefehlshabers war den Unterbefehlshabern der einzelnen Schiffe unbekannt, eben so wußte man nichts von dem Tode der Capitäne De la Mellierie und Peridier. Duodo's tödtliche Verwundung war den kämpfenden Schiffen gleichfalls unbekannt. Die Flora und Bellona waren bis gegen Mittag jede einzeln schon geschlagen; denn sie hatten, um dem gegebenen Befehl Folge zu leisten, alle Segel angestrengt, und waren der Danae, Corona und Carolina vorausgeeilet, um ihrem Verderben entgegen zu gehen, und dadurch

---

1) Eine Kabel- oder Taulänge (gomena) rechnet man zu 120 venez. pasei oder 132 Wien. Klafter.

2) Ein Schiff an den Wind legen heißt: dasselbe mittels des Steuerruders und der veränderten Segelstellung so drehen, daß es in die entgegengesetzte Lage kommt, und dem Winde entweder das Vorder- oder Hintertheil zukehrt.

auch das Schicksal dieser Schiffe zu gefährden, welche es jetzt mit der ganzen feindlichen Linie zu thun hatten. Der Brigg Augusta, als er zwei Mal aus seiner Batterie gefeuert hatte, wurde durch die weit schwerern feindlichen Kugeln so stark beschädiget, daß er sich, um sich schnell zu entfernen, vor den Wind legen mußte, und nach Südost steuerte; in gehöriger Entfernung lurte er links an (legte sich an den Wind, prese l'orza - aperta alla sinistra) und nahm die Richtung nach dem Hafen von Spalato. Daselbe that auch die Goelette Aurora und endlich folgte diesem Beispiele auch die Schebeke Eugenio. Von Spalato segelten diese drei Schiffe nach Zara und von dort nach Ancona. Man hält es für ein großes Versehen von Seite des Linienschiffs-Lieutenants Fabris, welcher sich auf dem Commandeurschiffe befand, dort als Officier au detail [1]) der Flotte angestellt war, und an den nach Dubordieu's und De la Mellierie's Tode das Commando des Schiffes der Ancienneté nach überging, daß er die Commandeur-Flagge nicht eingezogen, und statt der Signale, welche die Forcirung der Segel befahlen, andere aufgehißt hatte, welche der Flotte den Tod des Oberbefehlshabers bekannt machten. Wäre dies geschehen, so würde Peridier, als ihm dem Rang nach der nächste, sogleich die Commandeur-Flagge aufgezogen haben. Denn nach der Niederlage der Favorita waren die übrigen Schiffe noch vom Kampfplatze fern; Peridier würde alsdann ihre Vereinigung angeordnet und bei seiner anerkannten Geschicklichkeit wahrscheinlich ausgeführt, und den Feind mit vereinten Kräften bekämpfet, somit der Unternehmung, wenn auch nicht einen vollkommenen Erfolg, doch wenigst einen besseren Ausgang gesichert haben. Nun aber waren die Danae, Corona und Carolina auf sich selbst beschränkt und schlugen sich sechs Stunden ununterbrochen mit dem Feinde. Während des Gefech-

---

1) Detail-Officier (Ufficiale al dettaglio) ist auf einem Kriegsschiffe derjenige, welcher für den Einkauf der Lebensmittel und ihre Verwendung zu sorgen hat, nebst dem Commandanten für alle Rechnungsgegenstände mit verantwortlich ist, und gleich ihm einen Schlussel der Schiffscasse bei sich aufbewahrt.

tes gewährte man von dem Schiffe Carolina aus, daß auf der Corona die rechte Seite unter den Besahns-Rusten (il fianco destro sotto le bancazze di mezzana [1]) in Brand gerathen sei. Sogleich segelte die Carolina, welche zuletzt stand, mit großer Anstrengung und Gefahr, welche ihr von der Active drohte, welcher letztern sie sich nähern mußte, zu ihr hin, und prävenirte sie von der Entstehung des Brandes. Die Corona verlangte, man soll sie im Schlepptau aus der Schlachtlinie ziehen, um sich auszubessern (voleva rimurchio per ripararsi), worauf die Carolina keine Antwort gab. Sie behauptete sich solange in ihrer gefährlichen Stellung gegen die Active und den Cerberus, bis der Brand auf der Corona gelöscht war. Dann segelte sie in ihre frühere Position zurück, um den Kampf mit dem Cerberus fortzusetzen.

Capitän Villions, welcher das Flotten-Commando übernommen hatte, sah als ein erfahrner Seeofficier ein, daß die Corona nicht länger mehr im Stande sei, dem Feinde zu widerstehen, indem der von den feindlichen Geschossen angerichtete Schade zu groß war, um auf offenem Meere hergestellt zu werden, und daß ihr nichts anderes übrig bleibe, als die Flagge zu streichen, was auch um 4 Uhr Nachmittags geschah. Somit wollte er wenigstens die Flora retten, da sie von den Britten noch nicht in Besitz genommen war; denn es muß bemerkt werden, daß von den kämpfenden Parteien keine ein brauchbares Boot (jedes große Schiff hat deren mehrere) übrig hatte, indem alle andern während des Gefechtes zertrümmert oder in Grund geschossen worden waren. Dieser Umstand machte es den Britten unmöglich, einen ihrer Officiere an Bord der Flora zu senden, um das Commando zu übernehmen. Villions vereinigte sich nun mit der Carolina und rief der Flora mit dem Sprechrohre zu, beiden Schiffen unverzüglich zu folgen. Diese drei Schiffe steuer-

---

1) Der Besahnmast ist der hinterste Mast auf einem Schiffe. Rusten nennt man diejenigen Hölzer, welche horizontal befestigt werden, um die Annäherung anderer Schiffe zu hindern. Darneben ist das Strickwerk, mittelst welchem die Anker an der Schiffswand festgebunden werden, sobald es segelt.

ten nun dem Hafen von Lesina zu, wo die Strandbatterien und das Fort Spagnuolo sie vor allen Verfolgungen bargen. Dies geschah um 5 Uhr Abends, wo das Treffen sein Ende erreicht hatte. Die Flora und die Danae wurden dann durch die ihnen entgegen gekommenen Boote auf der östlichen Seite in den Hafen bugsirt, wo sie um 6 Uhr Abends stark beschädigt, jedoch erstere mehr als die letzte, eintrafen. Die Carolina kam später nach, und lief auf der Westseite ein. Die Fregatte Corona und die Corvette Bellona blieben in feindlicher Gewalt. Die Feinde hatten die Absicht der Gegner zu spät entdeckt, weil sie unter dem Winde lagen und der Rauch von den französischen Schiffen stets auf sie getrieben wurde. Auch war der Schade, welchen sie selbst erlitten hatten, zu groß, und sie konnten, wie bemerkt, nicht einmal ein disponibles Boot, noch weniger ein großes Schiff zur Verfolgung detachiren.

Auf der ihrem Schicksale überlassenen Fregatte Favorita befand sich der General Gifflenga, Flügel-Adjutant des Vicekönigs Eugen. Als derselbe sah, daß es kein Rettungsmittel für das Schiff gäbe, schiffte er sich mit der wenigen am Leben gebliebenen Mannschaft mit Zurücklassung der Todten und schwer Blessirten unter Trommelschlag in einem ihm von Lissa zu Hülfe gekommenen Boote nach Lissa ein, noch ehe die Engländer dahin zurückgekehret waren, und ertheilte dem Linienschiffs-Fähnrich Villeneuve, Dubordieu's Adjutanten, den Auftrag, das Schiff in Brand zu stecken, daß es nicht in feindliche Hände gerathe. Um vier Uhr Nachmittag flog es mit allem, was darauf war, in die Luft. Da es eine Menge Munition und geladene Bomben an Bord hatte, so war die Explosion so heftig, daß sie in Lesina verspürt und in Spalato und Ragusa deutlich gehört wurde. Man erzählte mir, daß große Trümmer bis auf die Gipfel der Berge, welche den Hafen von Lissa umgeben, geschleudert wurden. Die 3 Officiere und die gerettete Mannschaft wurden mit Einbruch der Nacht auf Lissaner Booten nach Lesina übergeschiffet. Der in feindlicher Gewalt verbliebenen Fregatte Corona drohte ein neues Unglück. Sie wurde aus erwähnten Hindernissen von dem Sie-

ger nicht sogleich besetzt, und blieb mehrere Stunden in die Nacht hinein auf offener See. Plötzlich sah man den großen Mast und alles Segel- und Strickwerk, das ihn umgab, in helle Flammen auflodern. Neuer Schrecken! Neue Verwirrung! Die Verwundeten heulten, die Gesunden, in der gewissen Meinung, daß das Schiff auffliegen werde, da im untern Raume viele gefüllte Bomben lagen, und ein starker Ostwind wehte, sprangen in die aus Lissa herbei geeilten Boote, und mehr als Einer stürzte in dumpfer Betäubung ins Meer, um sich schwimmend von dem Unheil drohenden Vulkane zu entfernen. Das Feuer, welches wahrscheinlich durch eine brennende Lunte entstanden ist, welcher nach Abfeurung der auf dem Mastkorb stehenden kleinen Kanone nicht in das Meer geworfen worden, wurde aber glücklich gelöscht, aber viele der Schwimmenden erreichten nicht wieder den Bord, und fanden, den tödtenden Kugeln entronnen, nun in den Wellen des Meeres ihr Grab. Erst am Morgen wurde die unglückliche Corona in den Hafen von Lissa bugsirt.

Am folgenden Tage erschien im Hafen von Lesina ein brittisches Fahrzeug unter Parlamentär'sflagge. Der am Bord befindliche Officier forderte die Herausgabe der Fregatte Flora, weil sie ihre Flagge gestrichen hatte. Man antwortete ihm, daß man sich französischer Seits zu derselben Forderung wegen Ausfolgung der Corvette Volage berechtiget glaube, welche, wie wir bemerkt haben, das Nämliche gethan hatte. Somit glich sich die Sache von selbst aus.

Der tapfere Peridier bestand im Hause der Familie Discuo in der Stadt Lesina die Amputation seines zerschmetterten Armes. Mein Berichterstatter setzte hinzu, er sei nach seiner Wiederherstellung zum Director der Marine-Schule in Toulon befördert worden. Die Verwundeten fanden in Lesina Heilung und Pflege, und die unversehrt Gebliebenen wurden mit jener Theilnahme aufgenommen, welche wackeren Kriegern auch im Unglücke gebührt. Dem tapfern Capitän Duodo, welcher mit seiner Corvette Bellona in feindliche Gefangenschaft gerieth, ward im Hause des Hrn. Doimi, gegenwärtigem Podestà der Insel Lissa, eine men-

schenfreundliche Aufnahme zu Theile. Allein der Tod hatte die Fackel gesenkt und am zweiten Tage nach dem Treffen war er eine Leiche. Er soll, nach der einstimmigen Aussage seiner Waffengefährten, mit einem Muthe gekämpft haben, der über alles Lob erhaben ist. Obgleich auf dem Schiffsdeck zu Boden gestreckt und genöthigt, das Commando des Schiffes dem Linienschiffs-Lieutenant Borgia, und nachdem auch dieser durch eine Wunde unfähig gemacht wurde, es fortzuführen, dem Linienschiffs-Fähnrich Dabadlè abzutreten, ließ er nicht ab, die Seinigen mit halb gebrochener Stimme zum Kampfe zu ermuntern. Erst nachdem alle Widerstandsmittel erschöpft waren, befahl er die Flagge, für deren Ehre er sein Herzblut hingegeben hatte, einzuziehen. Die Engländer, die Tapferkeit auch im Feinde ehrend, veranstalteten ihm ein feierliches Leichenbegängniß, welchem viele ihrer Officiere und alle in Kriegsgefangenschaft gerathenen Franzosen und Italier beiwohnten. Barzoni sagt: die Britten setzten einen Denkstein mit einer Inschrift auf seinen Grabhügel und pflanzten darneben einen Lorbeerbaum, der ihn beschattete. Ich habe davon nichts gesehen, obgleich ich darnach geforscht habe. Wie dem auch sei, Duodo's Tapferkeit erinnert an die Großthaten der einstigen venetianischen Seehelden, wie z. B. Mocenigo († 1657), Morosini († 1694) und so vieler anderen, denen die dankbare Republik in der Kirche San Giovanni e Paolo jene herrlichen Marmor-Denkmäler errichtete, welche den Beschauer noch heut zu Tage mit Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen. — Duberdieu's und De la Mellierie's Leichname zerstoben beim Auffliegen des Schiffes in der Luft.

Nicht weniger Bravour als Duodo entwickelte Pasqualigo. Alle seine Geschütze, außer Einem, waren unbrauchbar geworden, und er konnte den ungestümen Angriffen der Active, welche nicht abließ, ihn zu verfolgen, nur Flintenfeuer entgegen setzen. Aber erst, als die Kreuzstenge (albero di contromezzana) [1])

---

[1]) Kreuzstenge wird der mittlere Theil des Besahnmastes, das ist, des auf dem Hintertheil des Schiffes stehenden Mastbaumes genannt.

von feindlichen Kugeln zerborsten auf das Deck stürzte, befahl er um 3 Uhr Nachmittag den Panner seines Schiffes einzuziehen. In Lissa angekommen, wurde Pasqualigo dem Commodore Hoste vorgestellet, und wollte ihm nach Kriegsgebrauch seinen Degen überreichen. Hoste gab ihm solchen mit den Worten zurück: „Derjenige, welcher ihn mit solcher Ehre zu führen weiß, sei auch würdig ihn zu tragen." Pasqualigo befand sich als Kriegsgefangener nur wenige Tage in Malta, und empfing in diesen wenigen Tagen von den Britten die auffallendsten Beweise von Achtung und Wohlwollen, und kehrte mit dem frohen Bewußtsein erfüllter Pflicht in seine Heimath zurück. Eben so edel als Mensch, wie als Krieger, folgte er nach dem Sturze des Welterschütterers, dem er früher gehorchte, dem Rufe seines Gewissens und seiner Ueberzeugung, und trat in die österreichischen Kriegsdienste über, wo er im Jahre 1821 nach einer kurzen Krankheit in Venedig als Marine-Oberst gestorben ist. Sit illi terra levis!

Wie heiß der Kampf gewesen sein muß, erhellet daraus, daß auf der Flora, auf welcher sich mein Berichterstatter befand, außer einem Marine-Officier alle andern Officiere getödtet oder verwundet waren. Von der übrigen Mannschaft zählte sie 150 Todte und Blessirte und 35 Mann von den eingeschifften Landtruppen. Die Danae hatte 45 Getödtete und Verwundete. Die Carolina war die glücklichste; denn sie zählte deren nur 11 Mann, war aber auch die kürzeste Zeit im Gefechte. Auch die Britten erkauften den Sieg mit großen Opfern. Der Cerberus zählte am Ende der Schlacht nur 26 Mann, welche mit heiler Haut davon gekommen waren. Alle andern wurden theils getödtet, theils verwundet. Auch William Hoste erhielt ein Denkzeichen an den blutigen Tag in seinem rechten Oberarm.

Wenn schon eine Feldschlacht etwas furchtbares ist, so muß es eine Seeschlacht noch weit mehr sein, des engen Raumes wegen, auf welchen die Kämpfenden beschränkt sind. Man denke sich den beständigen Donner der großen Kanonen; den Rauch, welcher nach jedem Schusse im Schiffe zurück bleibt; das Einschlagen der feindlichen Kugeln, welche oft beide Schiffwände durch-

bohren, indem sie bei der einen hinein, bei der andern hinausfahren; die Splitter von Holz- und Eisenwerk, welche nach jedem solchen Schusse im Schiffe herum fliegen, und den sie treffen verwunden; das Aechzen der Sterbenden; das Jammern der Verwundeten, welche im Getümmel der Schlacht oft nicht sogleich in den untern Raum geschafft werden können, und welche sich fort und fort vermehren, weil auch die Matrosen außer dem Raume der größten Gefahr ausgesetzt sind, da sie bei Veränderung der Segel auf den Strickleitern und Segelstangen herum klettern müssen, und somit den feindlichen Schützen blos gestellt sind, die sie wie Vögel vom Baume herunter puffen. — Mitten unter diesem Lärme tönen die Commandoworte des Schiffsbefehlshabers hindurch, welche durch das Sprechrohr ertheilt und von den Unterbefehlshabern durch gellende Pfeiffen vereinzelt und verbreitet werden, indeß die Trommel den Schiffsoldaten die Befehle der Obern verkündet. Während diesen Wirren im und außer dem Schiffe tragen die Schiffsjungen (mozzi) den Kanonieren die Patronen mit größter Vorsicht in verdeckten Kistchen zu, weil diese in den Pulverkammern des Schiffes aufbewahrt werden, welche sorgfältig vor Feuer und Nässe geschützte Behältnisse im untersten Raume am Hintertheil des Schiffes sind, und dennoch darf der Faden der Ordnung und eines besonnenen Handelns nie abreißen; denn nur dorthin neigt sich zwischen zwei kämpfenden Schiffen bei sonst gleichen Kräften der Sieg, wo die größte Ordnung und Entschlossenheit und eine überwiegende Thätigkeit herrschen.

Die drei geretteten Schiffe besserten den erlittenen Schaden in Lesina, so gut es die dortigen Hülfsmittel erlaubten, aus, und segelten dann nach Gravosa bei Ragusa, um auf den dortigen Werften ihre Schiffe in vollkommen brauchbaren Stand herzustellen. Die englischen Schiffe verweilten lange Zeit unthätig im Hafen von Lissa, weil sie das zu ihrer Ausbesserung nöthige Material erst von Malta erwarten mußten und nicht früher auslaufen konnten. Die in Gefangenschaft verbliebenen Franzosen und Italier wurden nach Malta und von dort nach England abgeführt.

Viele der Nichtfranzosen traten in englische Dienste, wozu sie eingeladen wurden, und fochten in der Fremden-Legion in Portugal und Spanien gegen die Franzosen. Als ich mich zu Anfang des Jahres 1816 in Genua befand, hatte diese Stadt eine englische Besatzung. Darunter war auch ein Regiment, das aus solchen Fremden bestand, und das während meiner Anwesenheit aufgelöst und dessen Mannschaft in ihre Heimath entlassen wurde. Darunter waren viele Italiener und Croaten. Unter den Reisenden, mit welchen ich in einem Vetturino nach Mailand fuhr, befand sich auch ein Sergent dieses Corps, welcher sich in seine Vaterstadt Pordenone begab. Ich erinnere mich sehr genau, daß er mir die Schrecknisse des Brandes auf dem Schiffe Corona, auf welchem er in brittische Gefangenschaft gerieth, geschildert hat, und daß diese Schilderung einen tiefen Eindruck auf mein jugendliches Gemüth gemacht hatte, zu einer Zeit und unter Verhältnissen, wo ich wol eher gedacht hätte, vom Schicksal in die andere Hemisphäre, als in die Nähe der Insel geschleudert zu werden, von welcher mein Reisegefährte sprach. So ist der Mensch ein Spielball der Verhältnisse, und Keiner weiß, was ob den Sternen über ihn beschlossen ist. Auch den beiden der Gefahr entronnenen Fregatten Flora und Danae war kein heiteres Loos beschieden. Die Danae lag einige Monate nach dem Treffen von Lissa im Hafen von Triest vor Anker. In der Nacht vom 3. auf den 4. September flog sie mit allem, was darauf war, in die Luft. Auf den Thurmuhren von Triest hatte es die Mitternachtsstunde geschlagen. Der Commandant und die übrigen Officiere des Schiffes waren gerade aus der Oper gekommen, und stiegen fröhlicher Dinge in das Boot, welches sie am Molo S. Carlo erwartete, um sie an Bord der Fregatte zu führen, nicht ahnend, daß wenige Minuten später Keiner mehr „der süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens" sich erfreuen werde; denn kaum hatte der letzte Matrose das Schiff betreten, als es unter einem furchtbaren Krachen in die Luft flog. Das geschah eine Viertelstunde nach Mitternacht. Von 360 Mann, welche des Schiffes Besatzung ausmachten (meistens Genueser) ward nur ein Einziger in

der Gegend des alten Lazarethes, mithin in großer Entfernung vom Standorte der Fregatte, welcher in der Nähe des Molo S. Carlo war, durch den hohen Fall stark beschädigt gefunden, aber dem Leben erhalten. Der Hafen von Triest, die nächsten Gassen und Straßen wurden mit Trümmern und verstümmelten Leichnamen bedecket, und sogar auf den Corso, den Börseplatz und andere entfernte Gegenden wurden Trümmer geschleudert. Man sagt: 300 Fäßchen Pulver und 44 scharf geladene Kanonen, die sich alle entladen zu haben scheinen, seien an Bord gewesen. Ein Glück war es, daß der Wind von der Stadt her gegen den Hafen blies, und aus dieser Ursache des Schiffes Hintertheil (poppa), in welchem sich die Pulverkammer (santa Barbara) befindet, dem offenen Meere zugekehrt war, sonst wäre der Schade für die zunächst gelegenen Häuser weit größer gewesen als er war. Die Ursache, welche die Explosion verursacht hatte, ist bis heute unbekannt. Die Flora ward zwei Monate früher bei einem heftigen Sturme bei Chiozza auf den Strand getrieben, und in ein Wrack verwandelt, die Mannschaft aber gerettet.

Nach dem Treffen begannen die Engländer erst sich auf der Insel recht festzusetzen. Sie unterhielten im dortigen Hafen ein stets schlagfertiges Geschwader, und um dieses zu sichern, umgaben sie den Hafen mit Straudbatterien, und erbauten das noch bestehende Fort George und mehrere Vertheidigungsthürme. Außer dem Fort kampirte in von blosen Steinen aufgeführten Baracken ein Bataillon von angeworbenen Calabresen unter dem Obristen Moor. Auf dem 1800 Pariser-Fuß über die Meeresfläche emporragenden Berge Hum errichteten sie einen Telegraphen, wodurch das Marine-Commando von Lissa in augenblickliche Kenntniß gelangte, wenn sich ein feindliches Schiff in dem weiten Gesichtskreise zeigte. Die Franzosen hatten zwar Soldaten genug, aber keine hinlängliche Anzahl von Kriegsschiffen, und mußten auf jeden weiteren Versuch, sich der ihnen so gefährlichen kleinen Insel zu bemeistern, verzichten.

Ursprung von Spital am Semering.

Wohlthätigkeit durch eigenes Beispiel zu lehren, war einer der edeln Züge der steiermärkischen Geistlichkeit im Mittelalter. Beiläufig um die Mitte des zwölften Jahrhundert vereinigten sich die Priester des Erzdiaconates von Obersteiermark zu einem Brüderbunde, mit der Verpflichtung, daß jeder derselben jährlich zwölf Silberpfennige in eine gemeinschaftliche Armenkasse einzahlen, und daß nach dem Tode eines jeden von ihnen das beste Kleid und ein Pferd des Verstorbenen dem Armenfonde zugewendet werden sollte. Diese Beiträge hatten die Bestimmung, als Opfer für die hingeschiedenen Gläubigen unter Arme vertheilt zu werden. Schon war durch gewissenhafte Leistungen Bedeutendes gesammelt; doch hatte man noch keinen bestimmten Ort, wo die Vertheilung sollte vorgenommen werden. Die Geistlichkeit wandte sich an ihren gutmüthigen Landesfürsten, den Markgrafen Ottokar, welcher die Kirche St. Stephan an der Mur, unfern von Kraubat, sammt allen Einkünften desselben zu dem Zwecke übergab, damit dort die Gebete für die Verstorbenen verrichtet, die frommen Spenden an die Armen vertheilt, und er selbst ihres wohlthätigen Bruderbundes und der frommen Werke desselben theilhaftig würde.

Allein bald zeigte es sich, daß diese Kirche, wegen ihrer Lage jenseits der Mur, über welche in jener Gegend noch keine Brücke führte, und wegen der großen Entfernung von der Straße, ihrer neuen Bestimmung nicht zusagte. Neuerdings bat die Geistlichkeit den guten Markgrafen einen zur Vertheilung der Armenspenden angemessenern Ort anweisen zu wollen. Bereit, wie immer, dem Dürftigen helfende Hände zu bieten, erklärte er den Bittenden, ihnen jeden Ort, welchen sie wo immer in seinem

Gebiete, selbst, wenn er noch nicht sein Eigenthum sein sollte, ihrem Zwecke entsprechend fänden, verschaffen zu wollen. In einer gemeinschaftlichen Berathung wählte die Geistlichkeit den tiefverwilderten Wald im Cerwald oder Semering. Durch die Wahl dieses Ortes suchten sie, außer ihren frühern Zwecken, nämlich Gebet für die Verstorbenen und Gabenspendung an Arme, noch andere sehr wichtige zu erreichen. Denn am Semering sollten Ansiedlungen geschehen, die dort hausenden Räuber sollten aus ihren Höhlen vertrieben, und der über diesen Berg führende Fußsteig sollte in eine Landstraße umgeschaffen werden. Erfreut über die schönen Gesinnungen des steiermärkischen Clerus, eilte Ottokar von Ortolf dem Abte des Klosters Formbach in Baiern, welches einen großen Theil des Semeringer-Waldes von unsers Markgrafen Verwandten, vom Grafen Egbert von Pütten erhalten hatte, diesen Waldstrich für einige Huben in Neusiedel und Wilhalmsburg einzutauschen. Ottokar übergab nun diesen Wald sammt jenem Antheile, welchen er schon früher am Semering besaß, mit Zustimmung seiner Gemahlin Kunigunde, einer gebornen Vohburg, der steiermärkischen Geistlichkeit, so daß dieser Landstrich südlich vom Fröschnizbache, nördlich durch die Quellen der in die März oder Mürz [1]) fließenden Gewässer, und westlich durch die Maierei Birkenwang begränzt war. Diesem Geschenke, in welchem Ottokar sich nur einen Theil des Jagd- und Fischfang-Rechtes vorbehielt, fügte er noch drei Huben in Birkenwang, eine Hube und Wiese in der Fresen, drei Huben in Bach, und eine in Schörgendorf sammt allen dabei befindlichen zugehörigen Leuten bei. In diese Schenkung ward auch die schon früher diesem Institute zugewiesene Kirche St. Stephan bei Kraubat eingeschlossen. Denn Ottokar hatte bestimmt, am Fuße des Semering zu Ehren der h. Jungfrau Maria ein Hospital zu errichten, in welchem die Vorüberwandernden Wohnung und hinreichende Verpflegung finden sollten, und wirklich hatte er ungesäumt eine Kirche zu Ehren der h. Jungfrau Maria und ein Spital

1) Murizo, kleine Mur.

erbaut, dieses mit allem Nöthigen versehen, und zur Besorgung dieser Stiftung einen Priester als Spitalvorsteher dahin gesetzt.

Um diese Anstalt mehr aufblühen zu machen, ertheilte er für seine und seiner Nachfolger Zeiten den steiermärkischen Ministerialen die unbeschränkte Freiheit, diese Stiftung, so viel sie immer wollten, durch Geschenke zu bereichern und zu vergrößern; auch befreite er alle Güter, welche das Hospital schon besaß, oder noch erwerben würde, von der Vogtmaut und vom Marchdienste; denn er hatte das Vogtrecht über das Hospital und über alle Güter und Rechte desselben sich, seinem Sohne [1]) und allen seinen gesetzlichen Nachfolgern vorbehalten. Ueberdies gebot er, nirgends in seinem Gebiete von demjenigen, was dem Hospitale gehörte, irgend ein Weggeld oder eine Abgabe zu fordern, damit jenes Einkommen, welches zur Umstaltung des Gangsteiges in eine Landstraße über den Semering gewidmet war, nicht durch Entrichtung des Weggeldes geschmälert werde. Endlich hatte Ottokar selbst in seinem Testamente diesem Spitale noch einige Güter zugewiesen.

Dem schönen Beispiele ihres Landesfürsten folgten seine edlen Ministerialen, die dem Spitale durch mehrere Jahre den Ze-

---

1) Die Stiftungsurkunde vom Spital am Semering vom Jahre 1160 ist bis jetzt als die älteste bekannt, welche einen Sohn Ottokar des Fünften aufführt. Die Stelle heißt: »Ipso hospitalis locus, cum omnibus adipsum pertinentibus, sub nostra et *filii nostri*, legitimorumque successorum nostrorum maneat tuitione etc.“ Den Namen dieses Sohnes unsers Markgrafen nennt eine Garstener-Urkunde vom J. 1163, im Schloße Steier gefertiget, in welcher der nämliche Ottokar sagt: »Investiture testes sunt: *Leupoldus marchio filius meus* etc.“ Dieser Leopold muß aber schon 1163, und zwar ehe sein Vater Ottokar V. Vorau stiftete, gestorben sein, weil dieser im Stiftbriefe für Vorau im Jahre 1163 nicht mehr diesen ältern Sohn Leopold, sondern den erst am 19. August 1163 gebornen Ottokar, der nach seines Vaters Tode Markgraf, und im Jahre 1180 erster Herzog von Steiermark ward, nennet. Die vom Jesuiten Frölich, vom Vorauer-Cäsar rc. gegen die Existenz dieses Leopold ausgesprochenen Bedenklichkeiten, indem sie die erstere Urkunde nicht gekannt, oder nicht beachtet haben, zerfallen wol von selbst, gegenüber dem Zeugnisse, welches Ottokar *der Vater* in Urkunden *verschiedener* Jahre so unwiderleglich niedergelegt hat. — Auch dürfte jener kleinere Kopf, den man bei der Eröffnung der markgräflichen Familiengräber zu Seiz im Jahre 1762 fand, wol nur diesem sehr jung verstorbenen Leopold, und nicht seinem jüngern Bruder Ottokar, der 1192 im Mannesalter von 29 Jahren verschied, gehören.

hent von ihren Gütern gaben; in der Besorgniß jedoch, ihre Nachfolger dürften dieser wohlthätigen Anstalt den Zehent vorenthalten, entschädigten die vorsichtigen Väter das Spital durch die Uebergabe liegender Gründe verschiedener Art ins Eigenthum. Schon die Ottokarische Urkunde nennt mehrere dieser Wohlthäter, und an ihrer Spitze einen Otto v. Stubenberg, nach ihm einen Gotschalk v. Neuberg, Rapoto v. Püten, Heinrich v. Schwarzach, Siegfried v. Kranichberg, Bernhard v. Stubenberg und einen Arzt Baldwin.

Doch allmälig hörten die Priester auf, jährlich zum Gottesdienste für die Verstorbenen sich zu versammeln, und die Almosenbeträge einzuzahlen. Da erhob sich einst in einer Versammlung des ganzen Clerus des Erzdiaconates von Obersteiermark zu Neunkirchen, Siegfried der Priester und Hospitalar von Cerwald oder Semering, und trug die Stiftungsgeschichte seines Spitales umständlich vor. Die Versammlung beschloß hierauf einstimmig, den alten Bund zu erneuern; jeder Pfarrer und jeder Caplan sollte jährlich 12, die übrigen Priester aber 6 Denare zahlen; nach dem Tode jedes der erstern sollte desselben bestes Kleid und ein Pferd, oder für dieses ein Aequivalent an das Spital gegeben werden; ferner sollte bei den jährlichen Versammlungen jeder Cleriker, in deren Gegenwart der Erzdiacon für alle verstorbenen Gläubiger, und insbesondere für alle Priester ein feierliches Seelenamt halten sollte, mit einer Kerze erscheinen, und diese sammt einem Denar für das Spital erlegen. Ueberdies ward einverständlich mit dem Hospitalar beschlossen, daß jeder Priester, welcher wegen anhaltender Augen- oder Altersschwäche, wegen empfangener Wunden, oder wegen langwieriger Kränklichkeit nicht im Stande wäre, seine Kirchengeschäfte zu besorgen, sich, mit Vorwissen des Erzdiacons, in dieses Spital verfügen, sein Vermögen und seine Kircheneinkünfte dorthinbringen, und dort bis zu seiner Genesung oder auch bis zu seinem Tode verpflegt werden; der Hospitalar aber während dieser Zeit die Kirchengeschäfte des bei ihm wohnenden Priesters besorgen, und wenn das Vermögen oder die Pfründeneinkünfte dieses letztern zu seiner Verpfle-

gung nicht zureichen würden, diesen aus dem Spitalsvermögen verpflegen sollte. Auch jene Priester, welche von ihren Kirchenvögten hart behandelt würden, sollten, nach der Weisung des Erzbischofes, vielmehr dieses Spital, als einen andern Ort, zu ihrem Aufenthalte wählen, doch aber sich aus Eigenem verpflegen. Alle diese Beschlüsse der Versammlung wurden vom Salzburger-Erzbischofe Eberhard II. und von Leopold dem Glorwürdigen, Herzoge von Steiermark und Oesterreich, am 16. October 1220 bestätigt.

Das traurige Schicksal des Mißbrauches, das so viele wohlthätige Anstalten traf, mußte auch das Spital am Semering fühlen. Was Frömmigkeit der Laien und so vieler Priester, oft sich selbst versagend, zur Erquickung hilfloser Wanderer und Armen spendete, zehrten großentheils angesehene, reiche, adelige Reisende auf. Diesen empörenden Unfug abzudämmen, und zugleich seiner neuen Stiftung, dem Cisterzienser Kloster in Neuberg größere Einkünfte zu verschaffen, übergab Herzog Otto von Oesterreich und Steiermark, mit Einwilligung seines Bruders, Herzog Albert des Weisen oder Lahmen, und mit Zustimmung des Papstes Johann XXII. und des Salzburger-Erzbischofes Friedrich dem Kloster Neuberg die Marienkirche zu Spital am Semering sammt allen dazu gehörigen Kirchen, Kapellen, Grundstücken und Rechten, dann einen großen Theil der Einkünfte des Spitales selbst; diesem ließ er nur so viel, daß es noch arme Romwallfahrter, reisende Priester und Fremdlinge aufnehmen konnte, so daß in dieser einst so reichen Unterstützungsanstalt nur noch einige Spuren eines Hospitales blieben, „ut in ipsa aliqua remaneant vestigia hospitalis" sagt der Salzburger-Erzbischof Friedrich in der Bestätigungsurkunde vom Jahre 1331.

Indessen danken wir der Gründung dieses Spitales selbst jetzt noch, nach mehr als einem halben Jahrtausend auch für die Zukunft, den Anbau dieser Gegend, und die Anlegung der Landstraße über den Semering.

Wartinger.

Reisebilder aus Italien.

Von Dr. Gustav Franz Schreiner,
ö. o. Professor der Statistik an der Universität zu Grätz.

I.
Die Fahrt nach Venedig.

Das österreichische und venezianische Friaul hatte ich, von Trübsinn und Langeweile oft heimgesucht, von Unmuth über des Volkes Unreinlichkeit noch öfter gequält, in kleinen Tagereisen durchzogen; durch viele Stunden hatte mich theils die wunderbare Bildung und Eigenthümlichkeit des öden Karstes und der Zustand der südlichen Landwirthschaft, besonders der öconomische Pflanzenbau, theils des Volkes Lebensart und Sitte angenehm und lehrreich beschäftiget; in andern Stunden fand der Geist, zurückgestoßen durch die ermüdende Einförmigkeit der reich bebauten, aber dennoch monotonen Ebene, keinen interessanteren Gegenstand der Betrachtung als die grauen, oft senkrecht steilen, meist kahlen Felsenwände der venezianisch-kärntnerischen Kalkalpen, die einer von unsichtbaren Geisterhänden aufgethürmten Riesenmauer gleichen, um deren Felsenzinnen lichte Wolken spielten, und die lieblichen grünen Hügel und Vorberge, welche sich südwärts sanft in die Fläche verlieren. Von den Wällen von Palmanuova konnte ich ihren ununterbrochenen Zug durch mehre Längengrade ost- und westwärts verfolgen. Von dort aus sah sich das benachbarte Land wie ein ungeheurer Wald an, aus dem nur die schlan-

ken Thürme der Dörfer hervorschauten. Dieser Ueberblick entschädigte mich für die ermüdende Einförmigkeit der vormittägigen Fahrt, flößte mir aber auch zugleich eine Art von Grauen ein, wenn ich daran dachte, in einigen Stunden in diesen Wald oder Garten wieder eintauchen und ihn noch durch mehr als einen Tag langsam durchziehen zu müssen. Und fast verzweifeln wollte ich, als wir Nachmittag noch überdies vom rechten Wege ab, und statt über Rivolto nach Codroipo gegen Passeriano kamen, und so länger als nöthig gewesen wäre uns in der drückendsten Hitze in diesem Irrgarten herumtreiben mußten.

Ernste Gedanken und die wehmüthigsten Erinnerungen an die letzten Tage des rettungslos dahinsinkenden Freistaates von Venedig hatte der kleine Ort Passeriano nahe vor Codroipo in mir erweckt. Dort steht die große, von weitläufigen Gärten umblühte Villa der venezianischen Familie Manini und des letzten Doge Lodovico Manini, dessen schwacher Hand in Mitten des gefährlichsten Sturmes, der je den alternden Freistaat bedrohte, das Staatsruder entsank, und der durch eigene Schwäche und fremde Schuld, vom Fürstenthrone herab und bald darauf ruhmlos in die Gruft steigen mußte. Mich dünkte, sein Schatten umschwebe trauernd die hohen, schlanken Pilaster des majestätischen Porticus, welche von zwei Seiten den einsamen Hofraum einschließen und die Flügel des Hauptgebäudes bilden, und sein Geist hauche jene Klagetöne aus, die der durch das hohe, kunstreiche Gitter des Portals streichende Abendwind der stillen Luft entlockte. Die tiefe Einsamkeit und feierliche Stille, welche das verlassene Landhaus umgaben, die düsteren Schatten der hereinbrechenden Abenddämmerung und die wehmüthigen Erinnerungen an das traurige Geschick dieser einst so reichen Familie, deren Wohlstand damals (im J. 1822) ganz zertrümmert war, trugen auch nicht wenig bei, die Trauer und Schwermuth zu erhöhen, von der ich mich schon früher ergriffen fühlte.

Codroipo, wo wir endlich die nach dem Prinzen Eugen von Beauharnois sogenannte Strada Eugenia, eine breite, herrliche,

meist schnurgerade, von Pappelreihen oft eingefaßte Heerstraße erreichten, die von Udine über Campo formio herüber führt, ist ein offener Ort, nicht groß, aber hübsch und rein, ein Vorzug, dessen die meisten italienischen Städtchen entbehren. Die Häuser stehen zu beiden Seiten der Straße in dicht an einander gedrängten Reihen, deren mehre Arcaden haben, und die zugleich auch, mehr gegen die Mitte der Commune hin, einen weiten Platz bilden, auf dem die Kirche des Ortes steht. Die Häuser sind fast durchaus aus großen abgerundeten Bachkieseln erbauet, wie sie in der ganzen Fläche häufig als Unterlage der Aecker vorkommen, und sehen aus, als ob sie geflochten wären; eine Täuschung, die dadurch noch erhöht wird, daß die meisten Steine schief gestellt und sehr regelmäßig aneinander gereiht sind. Dennoch hat der Ort im Ganzen ein viel besseres Ansehen als Monfalcone. In der Bauart der Häuser fand ich das Eigenthümliche, daß die Dächer weit über die Vorderseite des Gebäudes hervortreten, und ihr gebräuntes Holzgebälke düster genug zur Schau tragen. Ich fand es später in den meisten Städtchen des gebirgigen Theils von Friaul so. So klein der Ort auch ist, hat er doch seine Kaffeehäuser, in denen sich die Honoratioren in den ersten Stunden der Nacht eben so einfanden, wie die Venezianer unter dem Porticus der alten Procuratien; das Volk sammelte sich vor ihnen auf der Straße und horchte den Gesängen, die ein Mannweib mit heiserer Stimme zur Guitarre sang.

Hinter Codroipo ist die Landschaft zwar offener, aber durch ihre geringe Fruchtbarkeit auch weniger erfreulich; denn nur kurze Zeit dauern die Baum- und Rebenpflanzungen, und machen bald den dürftigen huthweideähnlichen Wiesen Platz, welche die Straße durch einige Viertelstunden auf beiden Seiten einfassen; hier und da sind, gleichsam versuchsweise, einzelne Maulbeerbäumchen und einige Rebenanlagen angepflanzt; das Gebirge zog noch immer nordwärts uns zur Rechten in großer Entfernung dahin, während die Flächen sich südwärts ausbreiteten. Im Verfolge der Reise gewinnt aber die Physiognomie des Landes wieder einen

interessanteren Charakter. Das Gebirge nähert sich mehr und mehr; große reißende Ströme durchschneiden zuweilen die breite, majestätische Straße; die Städte rücken an das Gebirge oder aus der Fläche ganz auf die Höhen- und Hügelzüge hinauf, welche von dem Hochgebirge abstreifen und sich südwärts sanft in der Ebene verlieren; mehre derselben gewähren schon mitunter einen köstlichen Ueberblick über das unabsehbare Gartenmeer der friaulischen Flächen und des venezianischen Terraglio; an viele Orte knüpfen sich geschichtliche Erinnerungen aus dem klassischen Alterthum, aus den düsteren Jahrhunderten des Mittelalters, oder aus der Kriegsgeschichte der neuesten Zeit; endlich hat auch der Anblick der fremden Sitten und Gebräuche, die von der unsrigen bedeutend abweichende Bauart der Städte und Dörfer, und die immer schärfer hervortretenden charakteristischen Eigenheiten der Südländer für jeden Fremden, der aus dem Norden kömmt, einen Reiz, der den Geist in einer stäten Spannung erhält, und ihn für die Einförmigkeit der nächsten landschaftlichen Umgebung entschädigt.

So ging es auch mir; je näher ich aber dem ersten Ziele der Reise kam, um so mehr und um so rascher nahm die Ungeduld und das Verlangen nach den Wundern der meerumflossenen Beherrscherin der stürmischen Hadria zu; dazu gesellte sich noch der Unmuth über die Schneckenfahrt des für seine Pferde auf eine ärgerliche Weise besorgten Vetturin's. Es ist dies zwar eine Eigenheit, die dem Reisenden manchen Aerger verursacht, ja zuweilen ihn bis zur Ungeduld bringt, aber im Grunde doch lobenswerth. Ich habe später, auf mehren anderen Reisen in den verschiedendsten Gegenden Italiens, mannigfaltige Gelegenheit gehabt, die Sorgfalt, Aufmerksamkeit und die Schonung zu bewundern, welche der italienische Vetturin seinen Zugthieren angedeihen läßt. Wie ängstlich achtet er nicht darauf, daß sie nicht zu früh und nicht kalt trinken, zu welchem Ende er einige Hände voll Häckerling auf die Oberfläche des Wassers wirft, und dadurch die Thiere nöthigt, das Wasser in dünnen Adern durch die Zähne an sich zu ziehen; wie reichlich und oft füttert er sie, freilich nur

mit Kleien, in Wein getauchtem Brod und Grünfutter, dem er zuweilen wol auch einige Hände voll Hafer beimischt, und wie oft sieht er, während er selbst sich erquickt, nach, ob sie mit Appetit essen; ob sie in jeder Hinsicht gut bedacht sind u. dgl. m. Welche Verzweiflung bemächtigt sich endlich seiner, wenn er wahrnimmt, daß ein oder das andere Thier die Nahrung verschmähe, und krank zu sein scheine; man muß in einer solchen Lage das herzlichste Mitleiden mit seinem Seelenzustande fühlen, und wird dann wieder ganz mit seiner Langsamkeit ausgesöhnt.

Zwischen Codroipo und Pordenone und jenseits des letzteren Ortes gesellte sich zu diesem Allen eine neue Quelle der Schwermuth und niederschlagender Betrachtungen. Man fährt nämlich fast den ganzen Tag zwischen Fluren hindurch, die ringsum einst, erst vor wenigen Jahren zum letzten Mal, mit den Grabhügeln der in den hier gelieferten Schlachten Gefallenen bedeckt waren. Pordenone, Rogaredo, Cordenons, Fontana fredda und die meisten an der Meduna, am Roncello und an der Livenza gelegenen Ortschaften sind auf einem weiten Schlachtfelde zerstreuet. Bedauernswerthes Volk, dessen meiste Wohnorte in der Kriegsgeschichte fremder Völker ihren Platz gefunden haben! Schönes Land, mit Recht der Garten von Europa genannt, und doch gleichsam vom Schicksal bestimmt, von den Verwüstungen der Kriegsfurien immer von Neuem heimgesucht zu werden! Deine Städte und Dörfer: Pordenone, Fontana fredda, Sacile, Montebello, Caldiero, Arcole, Rivoli, Mantua, Lodi, Marignan, Marengo, und noch wie viele andere, und deine blauen Ströme: der Tagliamento, die Piave, die Etsch, der Mincio, die Adda, die Trebbia und noch manche der übrigen scheinen ja fast keine andere Bestimmung in der Zeit gehabt zu haben, als vom Blute der Erschlagenen geröthet und vom Getümmel und der Raserei der Schlachten, wie auch von der tollen Wuth des Aufruhrs und seiner Gräuel erfüllt zu werden! Können wol solche Betrachtungen andere als die wehmüthigsten Gefühle, Trübsinn und die düsterste Melancholie erzeugen?

Zu diesen Gefühlen, — bei denen ich darum länger, als ich vielleicht nach der Ansicht mancher Leser sollte, verweile, weil ich auf späteren Reisen durch dieselben Gegenden die Erfahrung gemacht habe, daß sie durch die Beschaffenheit dieses Theils von Italien auch in Andern hervorgerufen wurden, und weil sie mir demnach auch mit zu jenen Eindrücken zu gehören schienen, welche die charakteristischen Eigenthümlichkeiten jener monotonen Flächen auf die meisten, wo nicht auf alle Reisenden machen — zu diesen Gefühlen kam endlich auch noch eine krankhafte Sehnsucht nach der fernen, lieben Heimath, die mich mit der Riesenkraft des Heimwehes befiel, und die durch die Einsamkeit der Fahrt, durch die Monotonie der Landschaften und durch die Beschaffenheit der übrigen Umstände mächtig genährt wurde. Es war nämlich ein Sonntag; der reinste Morgenhimmel ruhte auf der feierlich stillen Landschaft, die heute noch einsamer war, als sonst; die frische reine Morgenluft trug von allen Seiten die melodischen Töne der Glocken zu uns herüber, welche die Dorfbewohner zum Gottesdienste riefen, aber zugleich auch in meiner wunden Brust Erinnerungen weckten, die mich in die düsterste Gemüthsstimmung immer tiefer versenkten und meine Gefährten nöthigten, die Fahrt durch die Post zu beschleunigen. Wie sehr beneidete ich die leichten, zweirädrigen Sedien, welche blitzschnell an uns vorüber rollten und uns immer in Kürze weit hinter sich zurückließen. In langsamer Fahrt schlich dagegen unser Wagen auf einer herrlichen überaus langen Brücke über den Tagliamento, über mehre andere reißende Flüsse, durch Pordenone und viele kleine Ortschaften nach Sacile.

In Sacile, wo wir Mittag hielten, mietheten wir, der zu langsamen Fahrt überdrüssig, die Post, und fuhren nun auf einer der schönsten Kunststraßen, welche Europa irgend aufzuweisen hat, rasch der lange ersehnten Lagunenstadt entgegen. Dieser Entschluß wirkte gleich in den ersten Stunden durch den schnelleren Wechsel der Gegenstände und durch die frohe Aussicht, noch an demselben Abende in Venedig eintreffen zu können, höchst vor-

theilhaft auf das Gemüth und auf unsere Stimmung ein. Neue Bilder der Landschaft drängten sich flüchtig an uns vorüber, neue Eigenheiten des Volkslebens ergetzten und überraschten uns, und bewirkten eine sehr wohlthätige Zerstreuung.

Schon die Postillons gewährten uns gleich in den ersten Stunden vielen Spaß, durch ihre mitunter höchst barocke Kleidung, durch die ungestüme Lebhaftigkeit, mit der sie die Pferde durch ihr Geheul und durch das bachantische Schwingen ihrer Peitschen ohne Rast vorwärts treiben, und durch ihr ganzes, mitunter höchst phantastisches Wesen, das sie uns wie Rasende erscheinen ließ. Dieser Ungestüm und die tolle Eilfertigkeit stiegen, je mehr wir das Trinkgeld erhöhten, so daß wir den Letzten aus ihnen vor Mestre wirklich bitten mußten, mit den armen Thieren mehr Mitleiden und auf die Zufriedenheit eilfertiger Reisender weniger Rücksicht zu haben. Bei dieser Klasse von Fuhrleuten zeigte sich keine Spur dessen, was wir an unserem redlichen Vetturin achten mußten; im Gegentheile werden die Pferde von den Postillons auf das grausamste mißhandelt, und wahrscheinlich auch auf gleiche Weise in der Fütterung und Pflege vernachläßigt, da wir in den meisten dieser Menschen Säufer erkannten, die stets zuerst sich und dann erst ihre Pferde bedachten; darum sehen aber auch die meisten ihrer Thiere so erbärmlich aus, daß sie wahre Satyren auf die italienische Pferdezucht vorstellen.

Gleich vor dem Thore des Borgo di S. Gregorio, der westlichen Vorstadt von Sacile, welches Städtchen von der raschen Livenza ganz umflossen wird, fängt wieder eine lange, schnurgerade Allee von hochstämmigen Pappeln an, die zu beiden Seiten reich angebaute Gartenfelder einfassen. Man fährt, wie durch einen großen Park, zwischen den üppigsten Maulbeerpflanzungen, zwischen malerischen, reich mit schwarzen Trauben behangenen Rebengewinden, schönen Wiesen und Obstbaumanlagen bis Godega dahin. Bald öffnet sich das Land wieder und erschließt die Aussicht auf eine schöne, mit Dörfern und Landhäusern besetzte,

malerische Hügelreihe, die sich von dem kahlen, nur spärlich begrünten Gebirge, dem wir nun schon ganz nahe gekommen waren, bis über Conegliano, das sich nun immer mehr entfaltete, gegen Süden ausdehnt. Schon aus weiter Ferne fesselte mich dieses am Fuße eines mit Schloßtrümmern bedeckten Hügels, den der alte Meister der venezianischen Schule, Cima da Conegliano, so häufig in den Hintergründen seiner Bilder anbrachte, recht anmuthig gelegene Städtchen.

Während das neue Gespann vorgeführt, eine andere Kalesche zugerichtet und mit unserem Gepäcke belastet wurde, erstiegen wir auf dem kürzesten aber dafür auch um so steileren Wege den Berg, an den sich die Stadt anlehnt, und an dessen Abhang sie zum Theile emporgebauet ist. Schon im Hinaufsteigen gewährte uns die wechselnde, zuletzt fast unermeßliche Aussicht über die Stadt, die fruchtbare Ebene und das Hügelgewoge hinter derselben ein unbeschreibliches Vergnügen. So lange man noch zwischen den hohen Gartenmauern, die einem in Italien überall so vielen Verdruß verursachen, auf gepflasterter, steiler Straße emporsteigt, zeigt sich die Landschaft nur fragmentarisch; erst von der höchsten Höhe des Berges, wo zwischen alten Mauertrümmern, neben einigen ärmlichen Häuschen eine Kirche steht, wird die Fernsicht wahrhaft imposant, weil sie nach zwei Seiten hin unbegränzt ist. Es war seit fünf Jahren wieder das erste Mal, daß ich von einem Höhenpunkte, mit einem zwar vielfach im Aufsteigen vorbereiteten, aber dennoch ungemein überraschten Blick das ganze weite Feld der unabsehbaren Flächen Friauls und des venezianischen Terraglio vor mir ausgebreitet sah. Welchen Genuß bereitet man sich auch schon durch das Ersteigen dieser eben nicht bedeutenden Höhe, auf der man erst die reizende Lage des weinreichen Städtchens ganz kennen lernt. Ein unabsehbarer, sonnenheller, von zahllosen Baumreihen und Rebengewinden durchwirkter Teppich, den hier und da die hohen schlanken Baum-Obelisken der italienischen Pappeln, bald in Reihen gepflanzt, bald einzeln zerstreut, überragen, breitete sich nach drei Seiten vor uns

aus; nur selten ist dieses grüne Gartenmeer durch offene Felder oder durch grüne Wiesenflächen unterbrochen. Aus dieser üppigen Baumfluth tauchen in der Nähe und Ferne die schlanken Thürme zahlreicher Städte, die grauen Häusergruppen mehrer Dörfer und das weiße schimmernde obere Stockwerk vieler Palläste auf. Zur Rechten sieht man die Kirchthürme und Dachgiebel von Treviso aus dem lachenden Rebenfelde sich erheben, und weiter zurück in blauer Ferne die lieblichen Höhen der berischen Hügel bei Vicenza, und am fernsten Horizonte, in scharfen Umrissen die euganeischen Berge weit hinter Padua emporsteigen; zur Linken begränzte das nackte Gebirge hinter Udine, Cividale, Görz und Triest, in einen leichten Duft gehüllt, und doch überraschend nahe, die Aussicht. Zu unseren Füßen senkte sich der steile Abhang des Berges zur Stadt hinab; zunächst trug er ein schönes, im edelsten Style erbautes Landhaus, weiter unten erhob sich der weitläufige Bau der alten Hauptkirche und um und vor ihm ergoß sich die Stadt mit ihrem Halbkreise von Vorstädten bis hinab in die Fläche.

Ueber diese hinweg schweifte der Blick ungehemmt gegen Süden, wo er mit Erstaunen den glänzenden Spiegel des adriatischen Meeres erblickte, dessen blitzender Silberstreif in einer langen, hell leuchtenden Linie den fernen Horizont begränzte. Wer malt aber unsere Ueberraschung, als wir zuerst mit dem Fernrohre, dann aber auch mit unbewaffnetem Auge, in geringer Entfernung von dem festen Lande einen langen Streifen von Häusern mit einer Kuppel und mehren Thürmen entdeckten. — „Sollte das etwa gar Venedig sein?" so fragten wir zweifelnd einen der Männer, die uns schweigend umstanden und betrachteten. — „Zweifeln Sie nicht daran," erhielten wir zur Antwort, „Sie sehen die Kuppel von La Salute und die ganze Uferstrecke der fondamenta nuove mit den Dachgiebeln und Thürmen mehrer Kirchen des Sestiere di Castello." — Ohne diese ernste Versicherung eines Eingebornen hätten wir noch lange an der Identität des vermutheten Gegenstandes gezweifelt. So nahe wähnt man sich

hier Venedig noch nicht; so deutlich glaubte ich höchstens Torcello, Burano oder Mazorbo, Inseln, die in der Nähe des Festlandes in den Lagunen liegen, ausnehmen zu können, in keinem Falle aber die große Lagunenstadt selbst zu sehen. Mit Jauchzen begrüßten, mit Entzücken und lange staunten wir die Herrliche an und konnten den Blick von ihr nicht abwenden. Alles Uebrige hatte nun für uns den früheren Reiz verloren. — Doch die Zeit drängte und die überraschende Nähe der längst ersehnten Inselstadt ließ keinen Gedanken an ein längeres Verweilen aufkommen. Wir warfen daher nur einen flüchtigen Blick auf die im Norden der Stadt gelegene Landschaft, auf die wohlangebauten, mit terrassirten Gärten, Rebenguirlanden, Olivenpflanzungen und schönen Landhäusern, den Wohnsitzen venezianischer Reichen, bedeckten Hügel; auf das nahe und malerisch gelegene Ceneda mit seiner stattlichen Kathedrale und dem höher gelegenen Serravalle dahinter; auf das im Hintergrunde dicht daran aufsteigende, steile, wilde, zerrissene Hochgebirge und auf die übrigen Umgebungen von Conegliano, die ein ganz eigenthümliches Gepräge haben, und eilten dann in raschen Sprüngen der Post zu, um sogleich wieder weiter zu fahren.

Es konnten mich diesmal weder die schöne, heitere, säulengeschmückte Villa des Herrn Gera auf dem oberen Abhange des Schloßberges und die eigenthümliche, merkwürdige Bauart des Domes (der Hauptkirche), noch die alten Freskobilder, welche die Wände seiner stattlichen Vorhallen bedecken, und das an Gemälden guter Meister reiche Innere desselben, noch der von Tiepoletto gemalte, schöne Plafond in der Kirche der heiligen Rochus und Damianus, noch endlich die schönen Spaziergänge, welche die Umgebungen der so anmuthig gelegenen Stadt reichlich darbieten, länger fesseln. Erst als wir wieder im Wagen saßen und bereits die Stadt verlassen hatten, widmete ich den Umgebungen von Conegliano mehr Aufmerksamkeit, und betrachtete sie mit einer größeren Ruhe und Unbefangenheit. Vor der Stadt haben die Franzosen auch hier einen sehr schönen öffentlichen

Spaziergang, wie in Udine, Treviso und mehren anderen Städtchen angelegt. Stattliche Platanen, zu beiden Seiten der Straße in Alleen gereiht, gewähren dem Wanderer erquickende Kühlung, steinerne Bänke laden zur Ruhe ein, und symmetrisch vertheilte marmorne Standbilder tragen auch dazu bei, die Schönheit der Anlage zu erhöhen, die noch mehr dadurch gewinnt, daß die nächste Gegend um das Städtchen, die sich links und rechts unmittelbar an die Alleen schließt, reich bebauet, mit Maulbeerbäumen und anderen Baumgruppen besetzt ist, wodurch das Ganze das Ansehen eines Gartens gewinnt. Dahinter erheben sich rechts sanfte Hügel, Fortsetzungen derjenigen Höhen, an denen das Städtchen emporgebauet ist, und schwellen gegen Norden immer höher an, bis sie in der Entfernung von einer Stunde sich zur Höhe ansehnlicher Berge emporschwingen, deren Fuß sie eigentlich bilden. Alle diese Anhöhen sind üppig bebauet, und enthalten eine reiche Mannigfaltigkeit von Bäumen und Gewächsen des Südens: Oliven, Feigen, Reben und andere zartere Obstsorten. Mehr gegen Westen erhebt sich hinter den grünen Hügeln der ernste Montello, und scheint nur da zu sein, um durch seine dunkeln Eichenwälder, die lange für die Marine von Venedig von der größten Bedeutung waren, einen Hintergrund zu bilden, durch dessen Contrast mit dem unbeschreiblich lieblichen Vorgrunde das Malerische der ganzen Landschaft bedeutend erhöht wird. Auf dem vordersten dieser Hügel ruht das weitläufige, stattliche Schloß von San Salvador, welches der alten Familie Collalto gehört. Dieses großartige Castell breitet sich über dem Dorfe Susegana mit seinen Wällen, Thoren, Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, Glashäusern, Terrassen, Baumgruppen, Obst-, Blumen- und Gemüsegärten und Weinrebenpflanzungen über mehre Hügel aus, und kündigt sich schon aus der Ferne als den Wohnsitz eines reichen, mächtigen Fürstengeschlechtes an.

So lange die Straße am Fuße dieser schönen Hügel oder in der Nähe derselben dahinzieht, wird das Auge auf das angenehmste beschäftigt, und bald von einem schönen Landsitze, bald

von den Häusergruppen von Susegana und dann wieder von dem im Hintergrunde der Hügelkette sich zeigenden wilden Felsengebirge angezogen. Bald darauf wird aber die Landschaft und besonders die nächste Umgebung der Straße höchst einförmig. Sie entfernt sich wieder immer mehr von den Bergen, und geht in einer unabsehbaren, geraden Linie durch die wenig fruchtbare Fläche dahin. Schliefe man auch wirklich ein, man versäumte dadurch in der That nichts, als höchstens hier und da ein an oder nicht ferne von der Straße stehendes, einsames Haus, oder einen hohen, schlanken Kirchthurm, der in der Ferne über dem auf der Fläche zerstreuten, niedrigen Gebüsche sich zeigt, oder sumpfige Huthweiden und fahle Heiden, deren dünne Rasendecke häufig unterbrochen ist, und den darunter verborgenen Schotter zeigt; oder endlich einige durstende Felder, mit zahllosen kleinen Bachkieseln bedeckt, welche die Fruchtbarkeit derselben fast auf Nichts herabsetzen. Höchstens hat die Straße indessen eine Wendung gemacht, und läuft nun wieder wie früher schnurgerade fort, ohne daß man dadurch ein erfreulicheres landschaftliches Bild gewonnen hätte.

Noch trauriger ist die Gegend in der Nähe der reißenden Piave, über die man auf einer 1500 Fuß langen Jochbrücke setzt. Beide Flußufer sind niedrig, fast wagerecht eben, brüchig und bestehen aus Sand- und Steingeschiebe; das Bett selbst ist über eine Viertelstunde breit, wüst und mit dürftigem Weidegebüsch spärlich bewachsen. Von der zierlich gebauten und mit freundlichen Farben übermalten Brücke hat man, bei dem dünnen, überall unterbrochenen Anbaue des umliegenden Landes, nach allen Seiten weite Aussichten, die aber nur nordwärts gegen den Montello hin, aus dessen Wäldern die Karthause hervorblickt, ein freundliches Bild geben. Gegen Süden verfolgt das Auge, so weit es zu reichen vermag, das weiße, traurige Kiesbette, in dem der zügellose Fluß, in viele Arme zersplittert, regellos hin und her irrt. Wer sollte in dieser öden Gegend, in diesen unwirthbaren Flächen, wo die Felder so weit zerstreuet sind, glauben, daß er in Italien sei! Jeder, der plötzlich hieher versetzt würde,

müßte denken in einem Lande zu sein, dessen Boden-Cultur erst im Beginne begriffen ist. Wie froh war ich daher, diese traurige Gegend rasch durcheilen zu können, am frohesten, als wir endlich den öffentlichen Spaziergang vor dem Thore von San Tommaso erreicht hatten, und in das großstädtische Treviso einfuhren. Gerne wäre ich länger in dieser Stadt geblieben, hätte gerne den an ausgezeichneten Gemälden so reichen Dom, und manche andere seiner Kirchen besucht, allein der Abend rückte rasch heran und gebot Eile. Wir säumten darum auch nicht, und fuhren ohne Verzug weiter.

Kaum hat man die porta altina im Rücken, ein Thor, das durch seinen Namen an eine der schönsten römischen Pflanzstädte [1]) erinnert, deren Landhäuser und Gärten sich am nördlichsten Gestade des adriatischen Meeres ausbreiteten, deren Herrlichkeit aber itzt bis auf den Namen, den einige elende Bauernhütten, die am Rande der Lagunen zwischen Sümpfen zerstreuet liegen, führen, längst verschwunden ist, als auch schon eine Reihe von Villen die Landstraße zu beiden Seiten mit ihren Gärten einfaßt, und beinahe bis gegen Mestre begleitet. Gleich den vielgepriesenen Ufern der Brenta ist auch die Straße zwischen Treviso und Breganziol und darüber hinaus bekannt durch die große Anzahl der Landsitze, welche aus üppigen Pflanzungen und den blühendsten Gartenumgebungen auf die breite, staubige Straße herüberschauen und das Auge des nordischen Fremdlings durch die Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Bauart entzücken. Hatte mich früher die Langsamkeit der Fahrt geärgert, so mußte ich nun die Schnelligkeit bedauern, mit der wir an aller dieser Herrlichkeit nur allzu rasch vorüberfuhren. Mit Vergnügen ruht das Auge auf den schönen Landschaften, die um so mehr ergetzen, je einförmiger die Gegenden zwischen der Piave und Treviso waren, durch die wir vor einer Stunde fuhren. Man möchte gern beide Seiten der Landschaft zugleich sehen; denn indem man einen Augenblick gegen Westen schaut, hat man im Osten einen anziehenden Ge-

1) Aemula bajanis Altini littora villis. Martialis Epigr. Lib. X.

genstand übersehen. Wie gerne hätte ich die Schnelligkeit der Fahrt gehemmt und wäre länger hier verweilt. So ist das Leben des Menschen. Dem Unglücklichen werden die Minuten zu Stunden, und die Tage des Glücklichen fliehen gleich Minuten dahin.

Die Sonne war indessen von der Mittagshöhe herabgesunken, und die Hitze des Augusttages hatte ein Gewitter herbeigeführt, das sich über Venedig und dem adriatischen Meere entlud, zwar bald vorüberzog, aber einen heftigen Seewind zurückließ, der, wie die Leute sagten, uns verhindern würde, noch an demselben Tage nach Venedig überzusetzen. In Mestre angelangt, zeigte es sich, daß diese Besorgniß nicht ungegründet gewesen.

Mestre ist ein großer, schöner Ort, in dem sich die Straßen vereinigen, welche von Treviso, Stra und Venedig, doch von letzterem nur als Canal, kommen. Zahlreiche gute Gasthöfe nehmen die Fuhrwerke der Reisenden auf, und machen den Ort gleichsam zu einer Vorstadt von Venedig. Hier schiffen sich jene, welche zu Lande angekommen sind, auf dem Canal nach der Inselstadt ein; hier warten die Vetturin's, um die von Venedig Kommenden weiter zu führen, und hier müssen jene Reisenden, welche mit ihrem eigenen Fuhrwerke angekommen sind, dasselbe bis zu ihrer Rückkehr unterbringen; die Barkenführer und Gondoliers harren hier der Ankommenden, und eine Menge müssiger Arme ist in der Nähe des Canal-Endes stets bereit, dem Fremdlinge zu dienen.

Auch unser Wagen hatte kaum auf dem weiten Platze vor dem Canale angehalten, als auch ihn schon eine Schar von Schiffern umringte, die uns ihre Gondeln und Barken anbot, und eine Menge von Trägern ihre Arme und Schultern zu unseren Diensten stellte; ja einige der letzteren bemächtigten sich ohne Umstände des Gepäckes, und wären damit sogleich zur Gondel ihrer guten Freunde und Schützlinge geeilt, wenn wir nicht (nach ihrer Ansicht) so tölpisch und eigensinnig gewesen wären, darauf zu bestehen, daß früher Alles genau verabredet und bedungen werde, ehe wir uns vom Wagen entfernen wollten. Nach vielem Hin- und Herreden war endlich Alles in Richtigkeit, die Zahl der

Ruderer bestimmt, der Preis, das Trinkgeld mit eingerechnet, bedungen, und der ganze Zug wollte sich eben in Bewegung setzen, um das Fahrzeug zu besehen, da trat der Stalliere (Schirrmeister) der Post dazwischen, legte gegen die Fahrt Protest ein, und producirte eine Verordnung, in deren Folge Reisende, welche mit der Post ankommen, sich einer Post-Gondel bedienen müssen. So war denn mit einem Schlage der ganze Handel aufgelöset und eine neue Unterhandlung begann. Der Postmeister, der zur Bekräftigung der von uns bestrittenen und in Zweifel gezogenen Anordnung herbeigerufen worden war, versicherte hoch und theuer, die Gefahr, welche mit der Fahrt über die zu sehr aufgeregte Lagune bei so heftigem Gegenwinde verbunden sei, nicht auf sich nehmen zu können; nach vielen Betheuerungen von seiner und Gegenvorstellungen von unserer Seite bewilligte er uns endlich eine große, vierruderige, mithin kostspieligere Gondel, die uns bald darauf langsam den Canal hinab trug.

Der von Mestre in die Lagunen und in seiner weiteren Fortsetzung durch dieselben bis nach Venedig in den Canareggio führende Canal endet in dem ersteren Orte als Cul de sac, erhält sein Wasser schon aus den salzigen Barene und Palui (Theile der Lagunen) und bildet so gewissermaßen den Hafen von Mestre, der immer mit zahlreichen Gondeln und anderen größeren und kleineren Fahrzeugen besetzt ist, und in welchem stets das regste Leben herrscht. Nachdem man sich langsam und vorsichtig durch alle diese Schiffe hindurchgearbeitet hat, geht es anfänglich durch einige Zeit zwischen Feldern dahin; die Ufer des Canals sind nicht hoch, zuweilen begrünt, brüchig und die Seitenwände oft sogar eingefallen. Da wir Wind und Wellen gegen uns hatten, so glitt das Fahrzeug nur langsam auf der schmalen Wasserstraße dahin. Die Ungeduld, Venedig zu sehen, und die Unkenntniß des Terrains ließen mich mehrmal aufstehen, aber immer vergebens; nicht einmal der goldene Engel auf dem Marcusthurme wollte sich noch über den vorliegenden Wällen zeigen. Nach einer Viertelstunde fanden wir die Ufer durch Holzwände geschützt und bald darauf stellenweise schon aus

Quadern aufgeführt. Nun faßten Festungswerke den Canal auf beiden Seiten ein, und entzogen uns das Bischen Aussicht ganz, die wir bis dahin, wenigstens noch auf die Felder, hatten; es waren die Fortificazioni di Malghera, welche theils dem Kaiser Napoleon, theils den Oesterreichern ihre gegenwärtige Stärke verdanken. Die Wasserstraße krümmt sich von nun an immer zwischen grünen Wällen oder aus Quadern aufgeführten Wänden in mehrfachen Windungen dahin. Hier, zu Malghera nämlich, war es, wo der General Buonaparte am 1. Mai des J. 1797 die Abgeordneten des Freistaates, der sich selbst schon aufgegeben hatte, zum letzten Mal empfing, die ihm den Entschluß des großen Rathes überbrachten, daß er in die Abänderung der Verfassung willige, und sich auch über die übrigen von dem Sieger gemachten Bedingungen mit ihm zu verständigen geneigt sei. Der Schreck und die Furcht hatten sich damals des größten Theils der Edlen so sehr bemächtigt, und so wenig Kraft war in den Nachkommen der Pisani, Zen, Bragadin's und anderer Erlauchten, daß, als am 30. April Francesco Pesaro, einer der Wenigen, der in jenen gefahrvollen Tagen einige Energie entwickelte, seine Mitbürger und Senatoren zu muthiger Vertheidigung des Vaterlandes gegen die democratischen Neufranken aufrief, man sich vor einem solchen Gedanken entsetzte, und die Wenigen, welche ihm beipflichteten und sich für seinen Antrag erklärten, unbesonnene Tollköpfe nannte, und mit 704 gegen 10 Stimmen den Beschluß faßte, daß man sich nicht vertheidigen wolle. So sehr hatte die vieljährige Ruhe und das Bewußtsein der Sicherheit die edelsten Männer verweichlicht, und der Eigennutz und die Selbstsucht die Vaterlandsliebe unterdrückt! Unähnlich den Römern nach dem Siege Hannibals bei Cannä und am See Trasimenus, fällte der Senat, als der Feind am Rande der Lagunen stand, das Todesurtheil über sich selbst, und wies jeden Gedanken an Vertheidigung ferne von sich, obgleich die meisten der Unterthanenlande zum Kampfe für ihre alten Herren bereit waren; ja, er war sogar so feig, daß er am 12. Mai durch einige zufällige Flintenschüsse, die während der Ver-

sammlung vor dem Palazzo ducale abgefeuert worden, in einen so panischen Schrecken versetzt wurde, daß er in der höchsten Bestürzung den letzten Beschluß faßte, welcher das Leben der venezianischen Republik, der ältesten in Europa, endete.

Zu dergleichen Betrachtungen hat man Zeit genug, während man zwischen diesen Kriegsdämmen langsam dahinfährt. Die Aufmerksamkeit wird nur selten durch irgend einen neuen Gegenstand, durch eine einsame Schildwache, welche schweigend auf den verlassenen Wällen hin und her wandelt, und deren Blässe und fieberhaftes Aussehen von der Ungesundheit der Gegend Zeugniß gibt, oder durch das lange Dach eines Militär-Magazins, dessen First über die grünen Festungswerke herüberschaut, oder durch ein begegnendes Fahrzeug in Anspruch genommen. Rechts und links geht zuweilen ein Seitencanal ab, und zieht den Blick in seine einsamen Windungen hinein. Nach einer Fahrt von einer halben Stunde sieht man sich schon ringsum in der Nähe und Ferne von gemauerten, aus Backsteinen oder großen Werkstücken aufgeführten Basteien, deren Fuß aus den Canälen auftaucht, enge eingeschlossen. Dieses verräth schon deutlich die Nähe der inmitten der Wogen erbauten Stadt, noch mehr aber der eigenthümliche Seegeruch, dem sich noch sehr oft weiche Sumpfluft beimischt. Bald darauf folgen das Mauthhäuschen des Dazio volontario und die stattlichen Kasernen von Malghera, die beide zur Linken liegen bleiben, rasch aufeinander. Durch diese langweilige Fahrt wird die Erwartung aufs Höchste gespannt. Ein neuer Seitencanal geht wieder rechts ab, das Auge verweilt auf seiner Mündung, bis sie erreicht ist, verfolgt dessen Lauf und erblickt endlich mit Erstaunen in der Mitte der Gewässer und scheinbar schon ganz nahe die lange Zeile von Häusern, Pallästen, Thürmen und Kuppeln, welche Venedig sind; doch das Fahrzeug gleitet, bei all seiner Langsamkeit, zu schnell dahin, und der Canal ist auch zu schmal, als daß dieser Genuß länger als einige Augenblicke dauern könnte. Diesmal verschwindet aber die Stadt nur auf kurze Zeit, denn der Hauptcanal wendet sich bald darauf gegen Süden, und siehe

da! die dunkle Lagune dehnt sich meerähnlich aus, und wie durch einen Zauberschlag aus ihren Fluten hervorgerufen breitet sich auch die wunderbare Stadt, fast den ganzen südlichen Horizont mit einer langen Linie von Gebäuden bedeckend, majestätisch aus, um nicht wieder zu verschwinden.

Dieses Canal-Segment ließ Kaiser Napoleon zur Bequemlichkeit des Militärs und zu näherer Communication der Stadt mit den Festungswerken von Malghera anlegen; jetzt ist es für Jedermann geöffnet, während man früher den vorletzten Canal und hierauf die Lagunen auf einer viel längeren Strecke beschiffen mußte. — Man fährt zwar noch durch einige Minuten im Canale fort, doch behält man hinfüro nicht blos die Stadt im Angesichte, sondern es eröffnet sich auch nach und nach rechts eine weite Aussicht gegen Fusina und auf die euganeischen Berge; die Ufer dieses Canals sind wieder brüchig, flach und gegen die See hin sumpfig; nur hier und da steht eine verlassene Schanze, ringsum von den grünen Fluten der Lagune bespült. — Ein ganz neues Schauspiel bot diese selbst dem Auge des überraschten Fremdlings dar, der sie das erste Mal erblickte und den sie heute mit dem Bilde des aufgeregten Meeres täuschte. Noch vor einer Minute waren wir im engen Canale, und itzt umgab uns schon eine ganz neue Welt. Die Aussicht hatte sich nach allen Richtungen hin erweitert, und von allen Seiten umwogte uns das empörte Element. Verwirrt und eingeschüchtert irrte der an dieses Schauspiel nicht gewohnte Blick auf der wüsten Wasserfläche herum, und sah mit einiger Besorgniß die Wälle und Dämme des festen Landes immer mehr zurück weichen. Ein kalter Wind, der in heftigen Stößen einherrauschte, stürmte uns entgegen; die noch vor Kurzem viel beengter erscheinende Lagune dehnte sich immer mehr aus, je mehr sich die Gondel vom festen Lande entfernte; und wälzte uns brausend ihre schäumenden Wogen zu. Nur langsam und stoßweise schwankte das schwache Fahrzeug den durch dicke Baumstämme bezeichneten Lagunen-Canal di S. Secondo entlang und der Mauthstation von S. Giuliano zu. Mitten in

der aufgeregten See steht eine kleine Kapelle, aus Holz gezimmert und auf Holz gegründet, dem Schiffer zur Erbauung, dem zagenden Reisenden zum Troste und zu stiller Beruhigung. Willkommen war uns und den Schiffern diesmal der kurze Aufenthalt auf der Mauthinsel; sie konnten von dem anstrengenden Rudern ausruhen, und wir uns an das ungewohnte Schauspiel mehr gewöhnen und den Muth stärken, dessen wir bei dem immer heftiger werdenden Sturme zur Fortsetzung der Fahrt bedurften.

Während man im Amte unsere Pässe vidirte und die Douanier's das Gepäcke in der Gondel besahen, überschaute ich in meinen Mantel gehüllt den ganzen imposanten Schauplatz, der des Meisterpinsels eines Loutherbourg oder Backhuizen würdig gewesen wäre. Von hier, wo man schon rings weit und breit von der salzigen Flut umgeben ist, bot die Lagune in jener Stunde einen Anblick dar, der jedem Zaghaften leicht den Muth benehmen konnte. Der Sturm hatte die Gewässer schon seit einigen Stunden aus ihren Tiefen mächtig aufgeregt. Unter dem in heftigen Stößen auffallenden Südost bäumten sich die Fluten unwillig und rollten in langen dunklen Linien daher; die Wellen besäumten sich mit weißen, glänzenden, schaumbedeckten Kämmen, und schlugen rauschend ihren Gischt klafterhoch an den hohen Steinstufen der Insel hinauf. Die Farbe des Wassers war immer dunkler geworden, je tiefer der Abend hereinbrach, und contrastirte grell gegen die schneeweißen Häupter der sich überstürzenden Wogen, deren Gischt der Sturm, nachdem er ihn in einen Staubregen aufgelöset hatte, weit vor sich hertrieb und damit die Fernen in einen leichten Nebel hüllte, aus dem sich nur hier und da, bald näher bald entfernter, kleine Inseln hervorhoben. Aus der Ferne trug der Wind von Zeit zu Zeit den Donner des Meeres zu uns herüber, der den Einen meiner Gefährten erzittern machte, und ihm die ängstliche Frage auspreßte: „Ist denn mit der Fortsetzung der Fahrt keine Gefahr verbunden?" — Statt darauf zu antworten sagte der eine der Schiffer gleichsam zu sich selbst: „Nimmt der Sturm noch durch einige

Zeit zu, so kann Niemand fahren, am allerwenigsten eine Gondel." — Eine Aeußerung, die für Niemand zweideutig und Keinem gleichgültig war; denn man sah itzt schon auf der ganzen Lagune kein Fahrzeug mehr.

Endlich waren unsere Angelegenheiten in Ordnung, und wir verließen nicht ohne Bangen die sichere Insel. Bald genug sahen wir ein, daß wir besser gethan hätten, dem Rathe des Postmeisters zu folgen und in Mestre zu bleiben, und daß er sehr vorsichtig gehandelt, indem er uns ein größeres vierruderiges Fahrzeug aufgedrungen hatte. Unsere Schiffer arbeiteten mit der größten Anstrengung, so, daß ihnen trotz dem kalten Winde der Schweiß über die gebräunte Wange herabfloß, und brachten dennoch das Schiff nur sehr langsam vorwärts. Der Wind, statt schwächer zu werden, wurde immer heftiger, je weiter wir in die Lagune hinaus kamen. Das Schiff erzitterte in einem fort von dem Schlage der Wogen an das Vordertheil und an die Wände der Gondel, die itzt auf der Spitze einer Woge tanzte und im nächsten Augenblicke wieder in eine Vertiefung hinabsank; die Wellen spritzten immer häufiger in das Schiff herein, und die Schiffer, die bisher geschwiegen hatten, riefen sich wechselseitig immer öfter zu, je heftiger der Sturm heulte, je stärker die Wogen rauschten und je mehr das Fahrzeug schwankte. Unter solchen Nöthen waren wir dicht an dem kleinen Inselchen di S. Secondo vorübergekommen, einst ein Dominicaner-Kloster, itzt in ein Pulver-Magazin umgewandelt. Welchen Wechsel der Ereignisse verkündet hier herum fast jede Stätte! Dort, wo sonst andächtige Gläubige aus- und einstiegen, wandelt nun der rauhe Kriegsmann als einsame Schildwache schweigend auf und ab; wo einst die Gesänge der frommen Gemeinde ertönten, finden Waffen ihren Platz, und der träge Molch und die fleißige Spinne walten in den verlassenen Zellen der Mönche. Rechts zeigte sich in der Ferne die kleine Insel S. Giorgio in Alega, die ein gleiches Schicksal traf, und links kündigte sich Murano durch die Röthe ihrer Feuergluten und durch die hell erleuchteten Rauchsäulen als eine Werkstätte der Industrie an.

Nach einer Fahrt von dritthalb Stunden, wozu man sonst höchstens Eine braucht, langten wir endlich am Eingange des Canareggio, der ersten Wasserstraße Venedigs, an. Hier begrüßte uns keineswegs, wie an anderen Orten von gleicher Größe, städtisches Geräusch und jenes vielbewegte Leben, wodurch sich die Hauptstädte so eigenthümlich auszeichnen. Die tiefste Mitternachtsstille herrschte in diesen entlegenen Theilen der Stadt schon in der ersten Stunde der Nacht, und doch war es Sonntag, ein Tag, an dem die arbeitenden Volksklassen an anderen Orten sich bis tief in die Nacht hinein zu belustigen pflegen. Während in Mailand, Wien und anderen Großstädten das Volk bei einem minder lebhaften Temperamente an solchen Tagen sich dem Vergnügen ganz hingibt, und die Freude sich auch in den entferntesten Winkeln durch die lautesten Töne der Lust äußert, unterbrach hier kein Laut der Freude, kein Jubelruf der Lust, selbst nicht das Gespräch der Spaziergänger die tiefe Stille, welche nur durch das Rauschen der See aus der Ferne und, uns zu nächst, durch den taktmäßigen Schlag der Ruder und den Ruf der Schiffer, wenn sie um ein Straßeneck herumlenkten, unterbrochen wurde. Nächtliches Dunkel herrschte in den engen Gäßchen, durch die wir uns rasch hindurch wanden; nur auf den breiten Wasserstraßen des Canareggio und des Canal Grande lag der Dämmerschein des von Wolken verschleierten Mondes. Keine Beleuchtung konnte den Gegenständen, an denen wir eben vorüber fuhren, günstiger sein, als eben diese, die Alles in ein magisches Helldunkel einhüllte, und so die verfallende Pracht und Größe der Lagunenstadt zum Theile verschleierte und zum Theile in tiefe Schatten stellte.

Jene Stille und die häufigen Spuren der Zerstörung, von denen wir rings umgeben waren, versetzten mich in eine unaussprechliche Trauer über den unaufhaltbaren Verfall einer Stadt, die einst so mächtig und einflußreich gewesen, Gefühle, welche mich auch auf einer zweiten nächtlichen Wasserfahrt begleiteten, die ich einige Tage später in einer leichten unbedeckten Gondel durch andere Gegenden der Stadt unternahm. Es ist wol keine zu

gewagte Behauptung, wenn ich sage, daß es unter der Sonne keine melancholischere Fahrt geben könne, als diese. Wer den gegenwärtigen (1822) Zustand dieser einst so mächtigen Stadt der Wahrheit getreu auffassen und eine sinnbildliche Vorstellung davon mit sich in die Heimath nehmen will, der lasse sich in der Abenddämmerung in den Canälen Venedigs herumführen. Wenn schon bei Tage die ungewöhnliche Stille in den kleineren Gäßchen und auf den Canälen das Gemüth des Fremdlings mächtig ergreift, so muß ihn die Grabesruhe der Nacht im Vereine mit den umgebenden Gegenständen furchtbar erschüttern; denn wohin sein Blick auch fallen mag, überall umgeben ihn die unzweideutigsten Spuren der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Gleich den ägyptischen Mumien stehen die alterthümlichen Marmorpalläste zu beiden Seiten der Canäle. Aus den hochgewölbten Pforten schimmert hier und da ein einsames Lämpchen und verbreitet ihr düsteres Licht in der weiten öden Halle, die einst der bunte Schwarm einer zahlreichen Dienerschaft belebte, und die jetzt verlassen den Verfall der Familie betrauert; aus den offenen Fensterhöhlen schaut rabenschwarze Finsterniß heraus, und gibt ihnen das Grauen erregende Ansehen dunkler Augenhöhlen, denen der Quell des Lichtes für immer verschlossen ist, und die ganze äußere Gestalt dieser Palläste trägt allenthalben die deutlichsten Spuren der Zerstörung zur Schau, die eine Folge der Verarmung sind. Wie bei den Mumien Aegyptens, ist zwar auch hier noch die Gestalt, der Schein des Lebens übrig; es sind noch dieselben einst jugendlich schönen Züge: aber das Leben selbst fehlt, der Geist ist entwichen, die Bewegung erstorben, die ihnen einst Anmuth und Bedeutung verliehen; die Farbe des Todes hat bereits das Ganze überzogen, die zerstörende Hand der Zeit die Züge geschwärzt und das Leichentuch der Verwesung darüber ausgebreitet.

Unwillkührlich fühlt sich der Geist hinübergezogen in die Tage der Vergangenheit, in die Jahrhunderte des Ruhmes und des Glanzes der Republik, von denen diese Steinmassen noch immer Zeugniß geben. Welch ein Wechsel der Ereignisse offenba-

ret sich hier in der Geschichte eines jeden Pallastes, einer jeden Familie seiner Edlen, in der Geschichte der Stadt und in jener des ganzen Freistaates selbst. Schon Jahrhunderte lang hatte die Cultur von dem benachbarten festen Lande Besitz genommen, und Veneter und Römer hatten schon längst ringsum blühende Städte und Mansiones gegründet, als noch die wilden Meereswogen den öden Strand und die schlammerfüllten Inseln, auf denen jetzt die Stadt ruht, abwechselnd überfluteten und wieder entblößten. Auf dem Festlande erhoben sich Verona, Vicentia, Patavis, Hadria, Heraclea und andere Städte zu bedeutender Größe, während sich hier nur noch arme Fischerhütten am sandigen Ufer zeigten, deren Bewohner mit ihren gebrechlichen Fahrzeugen kühn dem Meere trotzten und ihre Nahrung der See durch Fischfang abgewannen. Da stürmten plötzlich die wilden Scharen des barbarischen Hunnenfürsten vom hohen Alpengebirge hervor, und breiteten sich verheerend an der reichbewohnten Küste aus. Der Brand von Aquileja schreckte die Bewohner der umliegenden Gegenden auf, und die Furcht vor den Ausbrüchen der rohesten Wuth, welche jeden Schritt Attila's, der Geisel Gottes, bezeichneten, trieb sie an, auf diesen meerumflossenen Sanddünen eine sichere Zufluchtsstätte zu gründen. Anfänglich suchten und fanden sie blos augenblicklichen Schutz gegen den Zorn Attila's und seiner rauhen Krieger; als sie aber ringsum an der Küste die Flammensäulen von Opitergium (Oderzo), Julia Concordia, Altinum und anderen Städten emporwirbeln und sich in ihren morschen Hütten sicher sahen, da fühlten sie lebhafter die Vorzüge ihrer neuen Wohnorte und lernten sie auch lieb gewinnen. Dieses Gefühl der Sicherheit im Bündnisse mit der Noth, der Mutter aller Erfindungen, lehrte sie die Mittel, sich hier einzurichten, und ihre Lebensart den Eigenheiten des neuen Vaterlandes anzupassen. Die Flüchtlinge wurden zu Bürgern, die Ackersleute zu Seefahrern; sie wählten ihre Magistrate, richteten den Gang der öffentlichen Geschäfte ein, und legten so den ersten Grund zu einem Staate, der von den kleinsten Anfängen sich zu jener

wunderbaren Höhe emporgeschwungen, auf der er Fürsten Gesetze vorschrieb und entscheidend in die Schicksale von mehr als Einem großen Reiche eingegriffen. Bald fühlten sie sich durch Gesetz und Ordnung, mitten in den Verwüstungen, denen Italien auch in den folgenden Jahrhunderten noch Preis gegeben war, sicher und beglückt, und ihr kleiner Staat wuchs unmerklich und unbemerkt an Macht und Ansehen. Die folgenden Völkerstürme führten ihnen von Zeit zu Zeit neue Genossen zu, und vermehrten die Volksmenge rasch in der Art, daß sie die noch vor kurzem öden und wüsten Gegenden nicht blos bewohnbar, sondern auch angenehm machen konnten. Die anfänglich aus Holz gebaute Stadt stieg, nach dem furchtbaren Brande, welcher unter dem Doge Ordelafo Falier den größten Theil des Städtchens in Asche legte, fester und herrlicher, als eine der schönsten Städte der Welt, aus ihren Ruinen empor.

Auch der Staat stieg zwar langsam und nicht ohne gewaltige Aufregungen und Kämpfe, aber um so sicherer von einer Stufe der staatlichen Entwickelung und politischen Macht zur andern empor. Am raschesten erhob sich Venedig zur Zeit der Kreuzzüge. Seine Flotten schwärmten an den Küsten Syriens, Aegyptens und inmitten der Inseln des griechischen Archipels. Seine Kaufleute hatten Factoreien in allen bedeutenden Plätzen des byzantinischen Reichs und der syrischen Küste in Palästina und Aegypten. Venedig half im Osten das Reich der Lateiner gründen, und im Westen den Einfluß der Deutschen auf Italien schwächen. Seine Macht und sein Ansehen war so groß, daß es bei allen Zwistigkeiten in Italiens nördlichen Gegenden zum Schiedsrichter gewählt wurde, oder sich diese Rolle anmaßte. Lange zeichnete sich Venedig in den ersten Jahrhunderten seiner Größe durch weise Mäßigung, umfassende Thatkraft, durch kluge Benutzung der Verhältnisse, durch strenge Ordnung und politische Consequenz vor vielen anderen Ländern ruhmvoll aus. Eine lange Reihe ausgezeichneter Männer im Staate, in der Kirche, in den Künsten und Wissenschaften weisen die geschichtlichen

Annalen dieses Freistaates auf. Da gab der neuentdeckte Weg nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung dem Welthandel eine andere Richtung; die Quellen des Reichthums versiegten, die alte Zuversicht blieb zwar, aber sie verstand es nicht, sich in die neuen Verhältnisse zu fügen, diese klug zur Anknüpfung neuer Handelsverbindungen zu benutzen, und so versiegte nach und nach die einzige Quelle des Wohlstandes der Lagunenstadt. Mit dem Handel und Reichthum des Volkes sank allmählich auch die politische Macht und die Bedeutung der Republik, und erlag endlich in unseren Tagen durch Indolenz und Selbstsucht seiner Edlen und durch den Mangel an Thatkraft seiner Staatsmänner dem Völker verheerenden Sturme der französischen Revolution.

Unter solchen Betrachtungen war die Gondel durch mehre enge und dunkle Gäßchen stille hindurch gefahren, hatte zwei Mal den Canal Grande schräg durchschnitten, hierauf wieder in einen Seitencanal eingelenkt, war an dem stattlichen Pallaste der königlichen Posten und am Teatro di S. Benedetto vorübergekommen, und hielt nach einigen Minuten vor dem Wasserpförtchen des Gasthofes alla regina d' Inghilterra.

Ueber Feuerschutz,

mit besonderer Berücksichtigung der ländlichen Gebäude in den holzreicheren Gegenden Steiermarks.

Von J. Scheiger.

Treffliche Anordnungen einer weisen Regierung schärfen den Bewohnern der reichsten Städte, wie jenen der dürftigsten Weiler gemeinverständliche, echtpractische Regeln über Feuerschutz im Sinne der Vorsicht und im Sinne des Handelns bei ausgebrochener Gefahr ein. In beiden Beziehungen besitzen die meisten Provinzen der österreichischen Monarchie eine treffliche, manchem Nachbarstaate als Muster aufzustellende Feuerbaupolizei und Feuerordnung.

Dessenungeachtet lehren traurige Beispiele in bedeutender Zahl, wie ungenügend — nicht etwa Richtung und Umfang jener Vorschriften, — wol aber die Sorge des Einzelnen für ihre Beobachtung sei.

Was vorerst die Baupolizei betrifft, so wollen wir gestehen, daß in einem großen Theile unseres Vaterlandes [1]) erst von Jahrhunderten die strenge Befolgung der gegebenen Regeln zu er-

1) Um unnütze Wiederholungen zu ersparen, sei hier mit Hinweisung auf den Titel angemerkt, daß dieser Aufsatz den Bewohner der Dörfer und zerstreuten Häuser Steiermarks vorzugsweise, und besonders, wenn auch nicht ausschließend, die holzreicheren Gegenden angeht.

warten ist. Wo dem Landmanne um wohlfeilen Preis und ohne weite Zufuhr die schönsten Stämme winken, um schnell eine feste, dauerhafte und unter gewissen Bedingungen reinliche und gesunde Wohnung zu bauen, wäre es beinahe hart, ihn mit unsäglicher Mühe, Zeitaufwand und großen Kosten Ziegel erzeugen und Steine brechen, oder sie kaufen zu heißen.

Ein Schindel- oder gar ein Ziegeldach sind dem ärmern Landbewohner durchaus unerschwinglich; aus selbsterzeugtem Stroh bereitet er schnell ein warmes, leichtes, ziemlich dauerhaftes Dach. Die ersten Hindernisse der Ausführung jener Anordnungen liegen also in dem Geldmangel.

Aber auch, wo dieser nicht eintritt, bleiben noch mächtige Schwierigkeiten. Abgesehen von dem Leichtsinne des Landmannes, der beim Bau seiner Hütte nicht gerne daran denkt, wie leicht sie zum dampfenden Kohlenhaufen werden kann; abgesehen von den Vorurtheilen, die ihn an der Bauart seiner Vorfahren, seiner Nachbarn hängen lassen, — abgesehen davon, fehlt ihm ja auch alle Kenntniß einer besseren und doch wohlfeileren Bauart.

Der Pisée-Bau[1]), jene wohlthätige, den Aegyptiern zugeschriebene, in Frankreich häufig übliche, in Deutschland aber leider mehr wissenschaftlich, als praktisch betriebene Erfindung[2]) ist zu wenig bekannt; ein gleichfalls guter Ersatz der bisher üblichen Stroh-Bedachungen, die Lehmschindeln, sind bei uns eben so wenig eingeführt.

Betrachten wir aber die Wohnung unserer Bauern, besonders im waldigen Gebirge, so müssen wir gestehen, daß ihre Wände (aus Balken zusammengefügt) an und für sich die wenigste Feuersgefahr droht. Leichte Funken, besonders von der Seite kommend,

---

1) Daß hier nicht vom Baue mit ungebrannten Ziegeln oder gar von den elenden Lehmwänden mancher Dörfer in nachbarlichen Provinzen, sondern vom Baue aus gestampfter Erde in größeren Massen die Rede sei, bedarf wol nicht erwähnt zu werden.

2) Der Pisée-Bau war übrigens im unvollkommenen Zustande der Feldbefestigung aller Zeiten und aller Länder, dem eigentlichen Festungsbau, besonders in den Niederlanden im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert eigen.

haften nicht an diesem mächtigen Holzwerk; Flugfeuer von benachbarten brennenden Gebäuden verkohlt höchstens die Oberfläche, und leicht ist ein solcher oberflächlicher Brand gelöscht.

Nur wenn ein im Innern der Gemächer entstandener Brand lange unbemerkt bleibt, oder wenn ein solches Haus zwischen mehren anderen, bereits brennenden Gebäuden, oder zwischen großen Holz- und Reisig-Haufen eingekeilt ist, widerstehen die Balken der heftigen Glut nicht. Entfernung der Gebäude von einander und der Holz- und Reisig-Vorräthe von ihnen, dann auch Anpflanzen großer Bäume zwischen den einzelnen Häusern ist in dieser Beziehung sehr nützlich, und wo diese Vorsicht beobachtet wird, wo der Bauer von Kindheit auf, besonders durch den Schulunterricht auf Feuersgefahr aufmerksam gemacht, nur einige Aengstlichkeit in Beziehung auf das nothwendige Feuer im Hause sich zur Pflicht machte, mögen die Balkenwände immerhin bestehen, vorausgesetzt, daß sie local wohlfeiler als Ziegelwände sind, und daß man das zu ihrer näheren Verbindung zuweilen verwendete, in die Fugen gestopfte Moos mit Lehm wol verstreicht, da im Gegenfalle dasselbe, besonders bei trockenem Wetter, einen sehr gefährlichen Zunder abgibt.

Weit drohender als die Wände sind die gewöhnlichen Einrichtungen der Küchen, der den Oefen nahen Wandtheile und besonders der Rauchfänge. Eben so wie die übrigen Theile des Gebäudes, aus Holz (noch dazu meistens aus harzigem Nadelholze) erzeugt, von der Hitze stets aller Feuchtigkeit beraubt, und in einer der Einwirkung desselben Feuers günstigen höheren Temperatur erhalten, oft auch durch mangelhafte oder ganz fehlende Reinigung mit einer Pechkruste überzogen, scheinen sie bestimmt, Feuersbrünste zu erzeugen. Ohne von dem ärmsten Bauer Unerschwingliches zu fordern, dürfte ihm zur Pflicht gemacht werden, die Holzwände in der Nähe des Herdes und Ofens wenigstens mit ungebrannten Lehmziegeln zu belegen und aus eben solchen Ziegeln den Schlot zu bauen.

Auch die **Stubendecken**, welche zugleich den Dachboden bilden, und aus den durch die Zimmerwärme, welche stets aufwärts zieht, am meisten ausgetrockneten Balken bestehen, sind sehr feuergefährlich, besonders bei einem Dachbrande. In dieser Beziehung ist ein wohlfeiler über den ganzen Dachboden gebreiteter Aesterich von gestampftem Lehme sehr zu empfehlen. Doch dürfen keine liegenden Thüren in demselben angebracht, sondern der Eingang zum Boden muß von außen senkrecht angebracht werden, weil sich jene liegenden Thüren (die kostspieligen eisernen ausgenommen) [1]) bei einer Feuersbrunst leicht durchbrennen. Ein solcher Lehmästerich gibt zugleich, wenn der Lehm mit etwas Ochsenblut, oder einer ähnlichen thierischen Masse vermischt und gut gestampft wird, einen sehr reinlichen, zur Aufbewahrung mancher Gegenstände äußerst brauchbaren Dachboden.

Am furchtbarsten aber wüthet das entfesselte Element gegen mangelhafte **Bedachungen**. Die zweckwidrigsten in dieser Hinsicht sind die **Strohdächer**. Ist einmal der leichte, schwammige Körper durch die Sonnenhitze, oder auch nur (selbst in der heftigsten Kälte) durch trockene Luft ausgedörrt, dann genügt der leichteste Funke, ihn zu entzünden — der geringste Luftzug, ihn in helle Flammen zu setzen. Diese Flammen ergreifen schnell das dürre Sparrwerk. Während die glühende Lohe sich verheerend den nächsten Dächern mittheilt, und die leichten Halme ansteckend auch auf entfernte Gegenstände treibt, senkt sich gewöhnlich die ganze glühende Masse von Stroh und Sparrwerk gegen den entzündeten Dachboden, und stürzt mit diesem in das Innere der Gemächer. Dann rettet selten auch die kräftigste Hülfe die Balkenwände des Hauses, ein Dorf brennt, ehe ein Haus verbrennt, ein Haus verbrennt, ehe die bestürzten, meist mit Löschgeräthe schlecht versehenen Bewohner an Hilfe denken, ehe die Pferde eines benachbarten Ortes eine Spritze stundenweit herbeischleppen.

1) Auch diese entzünden, wenn sie glühend werden, leicht das Holz, in welches sie eingefügt sind.

Dächer von Bretern, wie sie ein großer Theil der steirischen Dörfer besitzt, leisten grösseren Widerstand gegen Flugfeuer; aber einmal ergriffen, geben sie auch dauerndere Glut. Da ihr Widerstand gegen Flugfeuer nur kurz ist, so haben sie den Nachtheil, daß von den zur Hülfe Herbeieilenden ein großer Theil zu ihrer Bewachung vertheilt werden muß, der im Mittelpunkt des Brandes so nöthig zu thun hätte.

Die Beschaffenheit der Dächer ist es demnach, bei welcher am kräftigsten, am unnachsichtlichsten einzuschreiten wäre.

Die Localität und der Vermögensstand der Einwohner muß entscheiden, ob dem Landmanne, der nun einmal ein Ziegeldach durchaus nicht anschaffen kann, Strohdächer gestattet werden dürfen, oder breterne (und Schindel-) Dächer aufgedrungen werden müssen.

Im ersteren Falle muß aber das Strohdach aus sogenannten Lehmschindeln bestehen. Das außer dem Stroh noch dazu erforderliche Materiale, der Lehm, findet sich mit wenig Ausnahmen überall, und ist sehr wohlfeil. Aber ihre zweckmäßige Erzeugung ist nicht überall bekannt, und in dieser Beziehung dürfte es eine sehr preiswürdige Aufgabe der Herrschaftsbesitzer, Seelsorger, landwirthschaftlichen Vereine u. s. w. sein, für practischen Unterricht in der Verfertigung solcher (in vielen Gegenden Ungarns, im nördlichen Deutschland u. s. w.) bekannten Schindeln zu sorgen.

Sie schützen vollkommen gegen Flugfeuer, widerstehen ziemlich lange dem wirklichen Brande, und erzeugen, selbst entzündet, weit weniger Flugfeuer, als gewöhnliche Stroh- und Schindel-Dächer. Auch sind sie im Falle der Noth leicht abzureißen, übrigens ziemlich leicht, warm, reinlich und dauerhaft.

Wo aber wegen der Nähe von Schneid- und Schindel-Mühlen und des wohlfeilen Preises der Breter und Schindel Holz-Bedachung gefordert werden kann, oder schon üblich ist, dort sorge man, daß sie auch wenigstens mit den Lehmschindeln gleichen Schutz gewähre.

Die einfachste Mischung vegetabilischer Fettigkeit [1]) mit einer trockenen, fein gesiebten Erdart, dann mit etwas Ochsen= oder anderem Thierblute messerrückendick auf das Dach gestrichen, und mit feinem Sande übersiebt, genügt. Daß bei älteren bereits sehr ausgetrockneten Dächern der Anstrich wiederholt werden muß, versteht sich von selbst, eben so, daß derselbe Anstrich auf die innere Dachfläche aufgetragen, den Dachboden noch feuersicherer und ungemein reinlich macht.

Passende Erdarten [2]), Theer und Ochsenblut, findet man in Steiermark überall genug. Das Mischungsverhältniß bestimmen mehrere bereits vorhandene Werke, noch besser aber Versuche; die Geräthschaften dazu, in einigen Gefäßen, einem Siebe und einem starken Borstenpinsel bestehend, sind nicht kostspielig.

Gehen wir das bisher Gesagte durch, so finden wir, daß das Hauptaugenmerk der ländlichen Feuerbaupolizei auf Trennung der Gebäude, Entfernung der Holzvorräthe von denselben, Anpflanzung von Bäumen zwischen denselben, Umgebung der Feuerstellen und Rauchfänge mit Lehmziegeln, Belegung des Dachbodens mit Aesterich, und Eindeckung der Dächer mit Lehmschindeln oder flugfeuersicher angestrichenem Holze (Bretern oder Schindeln) sich beschränken darf, — daß die angegebenen Mittel auch des ärmsten Gebirgsbauers Kräfte nicht übersteigen.

Nur eine Bemerkung noch dürfte nicht überflüssig sein. Da in holzarmen Gegenden gewöhnlich auch die Ziegel ziemlich hoch im Preise stehen; so findet man dort außer allen Nachtheilen einer fehlerhaften Bedachung, auch Haupt= und Scheide=Mauer entweder von ungebrannten Lehmziegeln, oder von Bruchsteinen. Diese, wenn gleich dem Brande besser, als Balkenwände widerstehend, leiden doch durch Feuersbrünste ungemein, indem ein Theil derselben, besonders die kalkhaltigen Steine, calcinirt,

1) Z. B. Theer.
2) Ihre Wahl ist übrigens ziemlich gleichgültig.

und so aus der Verbindung mit den übrigen anliegenden Theilen gebracht wird, und indem sie auch dem Drucke einstürzender Gebälke schlecht widerstehen.

In Gegenden daher, wo weder Stämme zu Holzwänden, noch Ziegel, noch vorzügliche, den Einwirkungen der Witterung eben so wie jenen eines Brandes widerstehende Bausteine zu finden, oder doch zu theuer sind, oder wo endlich der zu Brennziegeln gewöhnlich verwendete Lehm im Brennen nicht allen Wünschen entspricht [1]), würde die Verbreitung des Pisée-Baues eine wahre Wohlthat sein. Diese dürfte jedoch, ungeachtet der ungemeinen, praktisch erprobten Vorzüge dieser Bauart [2]) bei uns noch lange ein unerfüllter Wunsch bleiben, bis sich irgend ein Menschenfreund, der die hiezu erforderlichen Mittel besitzt (welche eben nicht sehr bedeutend sein dürfen), entschließt, durch eine Probe im Großen seine Nachbarn in diesem Zweige zu belehren und aufzumuntern.

Gehen wir nun zu der eigentlichen Feuerordnung: den Verhaltungsregeln bei einem bereits ausgebrochenen Brande, über, so läßt sich nicht läugnen, daß ein Hauptgegenstand derselben die Löschgeräthschaften sind. Ohne diese ist Hülfe, und würde sie auch von Tausenden versucht, beinahe unausführbar; dem wüthenden Elemente gegenüber langen menschliche Kräfte ohne Mittel der Kunst nicht aus. Betrachten wir die gewöhnlichen Löschgeräthschaften eines kleinen Gebirgsdorfes.

Feuerspritzen fehlen, weil sie zu theuer sind — mit ihnen natürlich auch die Wasserwägen. Lederne Feuereimer sind zu theuer. — Die aus Stroh geflochtenen, ausgepichten, mit deren Verfertigung der Landmann in langen, unbeschäftigten Winterabenden manches Bedürfniß decken könnte, sind größtentheils unbekannt. — Feuerleitern fallen als scheinbar unnöthig bei der geringen Höhe der ländlichen Gebäude meistens weg; wo so viel mangelt, ist es dann kaum zu wundern, daß Hauen, Aexte

---

1) Wie dies bei vielen Ziegelschlägereien in Steiermark wirklich der Fall ist.

2) Welche bereits ihre eigene Literatur in Deutschland, besonders des Baurathes Sachs treffliches Werk, besitzt.

und Schaufeln, Laternen, Feuerpatschen [1]) und Feuerhaken auch selten vorhanden sind.

Nicht die Kosten sind es, welche den Landmann abhalten, für das stäte Bereitsein der einfacheren Löschgeräthe zu sorgen, sondern theils Leichtsinn, theils Unwissenheit. So z. B. könnte in einem holz- und eisenreichen Lande leicht jedes Haus eine hölzerne Schaufel, eine Haue (Krampen), eine Axt und einen Feuerhaken anschaffen; aber diese Dinge zehn Jahre unbenützt hängen zu lassen, um sie einmal bei einem zufälligen Ereignisse zu brauchen, übersteigt den Rechnungssinn, die Berechnungskraft des gemeinen Mannes.

So geschieht es, daß Löschgeräthe, welche zugleich zu anderen ökonomischen Zwecken verwendet werden können, namentlich Hauen, Schaufeln, Aexte, Laternen, bei einem entstehenden Brande gar nicht an dem dazu bestimmten Orte und größtentheils abgenützt und nur halbbrauchbar gefunden werden.

Alle Bestimmungen, wie viel jedes einzelne Haus, jedes Dorf u. s. w. an gewissen Löschrequisiten bereit zu halten habe, werden daher gewiß wenig helfen, wenn sie nicht mit menschenfreundlicher, gewissenhafter Berechnung der pecuniären Kräfte ihrer Bewohner verfaßt sind. Dann aber dürften sie nützen, vorausgesetzt, daß sie mit Strenge gehandhabt werden, daß jeder, dem die Ueberwachung eines solchen Gegenstandes obliegt, eine Ehre darein setzt, in solcher Rücksicht streng zu sein. Es sei hier eine Uebersicht jener Löschgeräthschaften versucht, welche in jedem einzelnen Hause, gleichviel ob isolirt oder in einer Ortschaft liegend, ohne Unbilligkeit gefordert werden können, und welche unter keinem Vorwande zu anderen häuslichen Zwecken verwendet werden dürfen.

a. Eine Feuerpatsche, deren Stange der Höhe des Hauses angemessen ist, — in größeren Gehöften auch zwei von ver-

---

1) S. Beckers Mildheimisches Noth- und Hülfsbuch. Gotha 1833 p. 792. — Für die besonderen Verhältnisse der österr. Staaten umgearbeitet, könnte dieses Werk denselben zum trefflichsten Volksbuche werden.

schiedener Länge, da es des hindernden und ermüdenden langen Stieles wegen nicht räthlich ist, die längeren dort anzuwenden, wo kürzere genügen. Dieses höchst nützliche Geräth, das beste zur Abhaltung von Flugfeuer, dabei so wohlfeil, daß es auf dem Lande beinahe umsonst, und so einfach, daß es von jedem Landmanne selbst erzeugt werden kann, ist im nördlichen Deutschlande sehr üblich, bei uns aber so unbekannt, daß es dem Zwecke dieses Aufsatzes wol entsprechen mag, seine Verfertigung und seinen Gebrauch hier etwas ausführlicher zu schildern. — An die Spitze einer Stange wird ein fächerartig breitgedrückter starker Birkenbesen befestigt, zu beiden Seiten mit einer einen Zoll starken Lage von Heu oder Moos belegt, und dann mit der gröbsten Leinwand mittelst einer groben Nadel und Spagat überzogen, so daß ein Dreieck daraus entsteht, von dessen Seiten jede ungefähr einen Schuh lang ist, während der ganze Körper ungefähr vier Zoll Dicke hat. Zum Gebrauche taucht man diese Patsche in Wasser, läßt sie sich vollsaugen und schlägt dann damit auf jene Stellen, welche man vor Flugfeuer schützen will, oder welche bereits von demselben ergriffen sind. Ist die ergriffene Fläche größer, als der Umfang des Werkzeuges, so wird mit demselben nach allen Richtungen gewischt. Fängt dasselbe an trocken zu werden, so muß man das Eintauchen wiederholen. Die nächst-beste Straßenpfütze, deren Koth noch nicht zu zähe ist, taugt dazu. Dem Wischen muß aber immer ein Schlag vorausgehen, und die Schläge müssen überhaupt nicht sowol mit besonderer Kraft geführt, als oft wiederholt werden. Die Wirkungen dieser Feuerpatschen sind unglaublich, besonders auf Schindeldächern, breternen Wänden u. s. w. — Auch ihr Gebrauch ist, wenn gleich etwas anstrengend, doch so einfach, daß er kaum einiger Einübung bedarf, um erlernt zu werden.

b. Eine hölzerne Schaufel, um feuchte Erde, Schlamm oder Schnee auf brennende Gegenstände zu werfen. Eine Schau-

sel Schlamm löscht nach angestellten Versuchen mehr und schneller, als ein dreifaches Quantum Wasser.

c. Ein Feuerhaken, dessen Stange ebenfalls der Höhe des Gebäudes angemessen ist.

d. Drei und bei größeren Wirthschaften sechs Stroheimer.

e. Eine leichte Leiter von angemessener Länge.

f. Für den Fall, daß kein Fluß, Bach, oder sonst ein natürlicher Wasserbehälter, welcher nie ausdrocknet und nie bis auf den Grund gefriert, in der Nähe ist, ein hölzerner Bottich von wenigstens vier Wienereimern, dessen Wasser vor dem Gefrieren geschützt, und mit reinem Lehm etwas getrübt sein muß. Hat jedes kleinere Dorf überdieß einen gleichfalls vor dem Gefrieren [1]) und Austrocknen geschützten, wo möglich schlammigen Wasserbehälter, ein kleines Magazin mit einigen größeren Feuerhaken, Leitern, einer Bottichspritze sammt Schlauch [2]) und zwei Bottichen auf Kufen — endlich einige Laternen, so werden diese Geräthschaften, wol verwahrt und bei einem entstehenden Brande schnell bereit, ersprießlichere Dienste leisten, als viele theure, aber nur auf dem Papier oder halb-verdorben vorhandene Lösch-Requisiten, — als weit herbeigeholte Spritzen.

Zum Beschlusse dieser Winke, deren Ausführung doch noch vorläufig von der Erfüllung einiger in diesen Zeilen angedeuteter frommer Wünsche abhinge, sei es erlaubt, zwei Bemerkungen beizufügen, welche auf den so wichtigen Gegenstand des Feuerschutzes nahen Bezug haben.

Ist es nicht unglaublich, daß die Brandschaden-Versicherungs-Gesellschaften noch nicht auf den Gedanken geriethen, Preise auf die besten Einrichtungen wider Feuersgefahr zu setzen,

---

1) Etwa durch häufiges Aufeisen.

2) Das viele Spritzen im Bogen hilft meistens wenig. Ein entschlossener Mann, der dem Feuer so nahe als möglich entgegen geht, und den Stral des Wassers unter einem rechten Winkel gegen die Glut wirken läßt, richtet gewöhnlich mehr aus, als die aus großer Höhe fallenden zerstreuten Stralen einer hochgehenden Spritze.

daß sie nicht (wie z. B. einige derselben das Nichtvorhandensein von Strohdächern) den Vorrath der nöthigsten Löschgeräthschaften zur Aufnahmsbedingniß machten; daß sie nicht Theilnehmern, welche ihre Gebäude mit möglichster Entfernung alles Holzes aufführten, günstigere Bedingungen gewähren, mit einem Worte, daß nicht von ihnen selbst, bei einem anerkannt so wohlthätigen Streben und Wirken, der kräftigste Impuls zur Verbesserung der präventionellen Anstalten gegen Feuersgefahr ausging [1]).

Die zweite Bemerkung betrifft das einst vielbesprochene, nun ziemlich verschollene Steinpapier. Seine Grundstoffe (eine wohlfeile Erdart, Lumpen, thierischer Leim und das schlechteste vegetabilische Fett) sind beinahe überall zu finden und kosten wenig, seine Erzeugung ist keineswegs sehr verwickelt, sein Nutzen, wenn anders das Fabricat den Anforderungen ganz entspricht, unberechenbar. Durch dieses Steinpapier wäre es möglich, hölzerne Wohnungen ganz feuerfest zu bekleiden, die leichtesten Dächer unter allen bisher bekannten Arten derselben, die leichtesten Rauchfänge herzustellen.

Versuche im Kleinen, welche der Verfasser hierüber anstellte, und welche vielleicht dadurch einigen Werth gewinnen mögen, daß zu denselben, statt des immer im Preise etwas hohen Oeles, Theer genommen wurde (den Steiermark in solcher Menge erzeugt), haben Tafeln hervorgebracht, welche Jahre lang [2]) den Unbilden des Wetters ausgesetzt, beinahe keine Veränderung zeigten, im heftigsten Feuer, welches sie von allen Seiten umgab, nur langsam verkohlten, durchaus aber nicht zur Flamme zu bringen waren, daher mehr leisteten, als die meisten Stoffe der gewöhnlichen Bedachungs-Arten.

Was daran Schuld war, daß diese Erfindung nie ins praktische Leben bleibend, — überging ob vielleicht die Scheu vor den

1) Der Verfasser glaubt dadurch jenen Anstalten, deren Nutzen über allen Zweifel erhaben ist, und welche bereits genügende Beweise nicht nur des rechtlichsten, sondern oft des liberalsten, wahrhaft humanen Verfahrens gegeben haben, nicht zu nahe getreten zu sein.

2) Durch 15 Monate auf der Nordseite eines Daches.

Kosten belehrender Versuche im Großen, dies zu prüfen, übersteigt die Tendenz dieses Aufsatzes [1]).

Würde durch Beherzigung dieser Andeutungen, welche dem besten Willen für die Sicherheit der steirischen Gebirgs-Dörfer entsprangen, auch nur Eine elende Hütte gerettet, auch nur Eine Angstthräne gestillt, die der furchtbare Feuerruf dem bangen Auge entlockt; so ist dieser gute Wille wahrhaft reichlich belohnt.

1) Eine im Archive für Geschichte, Staatenkunde u. s. w. Jahrgang 1830. p. 589 gestellte Anfrage über Feuerschutz der Dächer und Pisée-Baukunst, mit besonderem Bezug auf Oesterreich, blieb wie manche andere unbeantwortet.

Ueber den gesellschaftlichen Zustand der untern Volks-Classen in England.

(Aus Bulwer's Werke: England and the English. London. 1833.)

„Der Mensch ist geboren, daß er aufrecht gehe und zum Himmel emporschaue," sagt der Dichter. Der Mensch erreicht nicht immer den Zweck seines Daseins. Er geht zur Arbeit mit gekrümmtem, wankendem Körper, und hebt sein Auge nicht von dem Boden, weil dessen Schlamm seine Seele durchdrang. Der körperliche Zustand der gewerbsfleißigen Bevölkerung in den Städten ist so traurig, daß man bei der näheren Betrachtung desselben kaum verweilen kann. Nicht als sei die Sterblichkeit in ihnen größer, als in den Ackerbaugegenden. Die Feldarbeiter unterliegen heftigen, plötzlichen, aus scharfen Entzündungen hervorgehenden Krankheiten, ärztliche Hilfe ist ferne und wird nachlässig geleistet, ihr kräftiger Körperbau hegt und nährt das sie ergreifende Uebel, sie werden daher im Sommer ihrer Tage auf das Krankenlager hingestreckt und sterben im Wendepunkte ihrer Kraft. Ganz anders verhält es sich mit dem Fabriksarbeiter, ihm steht ärztliche Hilfe alsogleich zu Gebote, hitzige Krankheiten treffen seinen abgespannten nachgiebigen Körper nur leicht, er stirbt

nicht früher als der Ackersmann, aber sein Leben ist schmerzvoller; er weiß nicht, was Gesundsein heißt, und sein Dasein gleicht demjenigen eines Menschen, der mit langsam wirkendem Gifte genährt wird. Die Krankheit sitzt in seinem Herzen, und verzehrt es in grausamer Muße. Dum vivat moritur. Die eingeschlossene Stickluft, die ununterbrochene Arbeit, und der in einigen Gewerken in dem Dunstkreise herumfliegende feine, schädliche Staub erzeugen schmerzliche das Leben verbitternde Krankheiten, und peinigen den Arbeiter am Webstuhle mit noch furchtbarern Qualen, als selbst das Erbe geistiger Anstrengung den Gelehrten. Aber der Fabriksarbeiter unterliegt nicht blos den Krankheiten, die er sich selbst zugezogen, sondern er trägt in den Fasern seiner Nerven, in dem Marke seiner Knochen auch noch das fürchterliche Vermächtniß vererblicher Leiden. Seine Aeltern heiratheten vorzeitig, viel zu zart für die Sorgen der Zukunft, viel zu schwach für die Arbeiten, welche eine unüberlegte rasche Verbindung auf sie wälzte; jedes nahm vielleicht noch in den kurzen Zwischenräumen der Ruhe zu hitzigen Getränken seine Zuflucht. — Die Mutter beschäftigt sich bis zum höchsten Zeitpunkte ihrer Schwangerschaft mit Fabriksarbeit, und ist auf solche Weise bemühet, jede Stunde in ihrem ungebornen Sprößling den Samen der Schwächlichkeit aufzuhäufen.

Man sehe die junge Mutter nur an, wie blaß und abgezehrt ist nicht ihre Wange, wie unreinlich ihr Anzug, wie ärmlich ihre Wohnung, obwol ihr und ihres Ehegatten Arbeitslohn hinreichen würde, ihre Ruhestunden in anständiger Bequemlichkeit zu genießen, und für all die unvorhergesehenen Bedürfnisse eines plagevollen Lebens Etwas zu erübrigen. Sorglose Verschwendung verschlingt dasjenige, was, ein mäßiges Auskommen, gegen Armuth schützen sollte, und das junge Opfer kommt unter traurigen, unfreundlichen Aussichten an das Tageslicht. Die Jahre der Kindheit des Armen zeichnete uns eine Meisterhand. Ich führe hier die Beschreibung derselben nicht nur wegen der vollkommenen Wahrheit und Treue, sondern nur deswegen an, weil sie ein ergreifendes Beispiel von höherer Art feierlicher Beredsamkeit bildet,

welches die neuere Zeit im Gebiete der schönen Wissenschaften hervorbrachte.

„Das unschuldige Geschwätze der Kinder benimmt der Armuth ihren Stachel. Aber die Kinder der wahrhaft Armen schwätzen nicht, und selbst der Umstand, daß in der Stube der Kleinen keine Kindlichkeit wohnet, ist noch nicht der dunkelste Zug in dem Gemälde ihres traurigen Looses. Die Armen, sagte uns einstens eine gefühlvolle alte Amme, erziehen ihre Kinder nicht, sondern schleppen sie nur auf. Der kleine sorglose Liebling der reicheren Kinderstube wird in ihrer Hütte früh in ein vorreifes denkendes Wesen umgestaltet. Niemand hat Zeit mit ihm zu tändeln; Niemand hält es der Mühe werth, es zu liebkosen, oder zu besänftigen, es zu schaukeln oder ihm zu schmeicheln; Niemand küßt die Thränen von seinen Wangen, und wenn es wehklagt, hat es nur Schläge zu gewärtigen. Sehr zart ist der Gedanke, ein Kind werde von Milch und Schmeichelworten genährt. Aber die Nahrung des armen Kleinen ist leer und kraftlos, seine Kinderstückchen und Bemühungen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, werden stets nur mit Verweisen erwiedert. Nie besaß das Kind ein Spielzeug, nie wußte es, was eine Koralle sei. Es wuchs groß ohne das Einlullen der Ammen, und mit der nachgiebigen Freundlichkeit, dem beschwichtigenden Gekose, der anziehenden Erzählung, dem kostspieligen neuen oder wohlfeileren alten Kinderspielzeuge, es zu unterhalten, blieb es gänzlich unbekannt. Das sinnlose Geplauder (für selbes der höchste Sinn), die hochweisen Ungereimtheiten, die heilsamen Erdichtungen, die Einmengung passender Geschichten, die das gegenwärtige Leiden vermindern und jene erste Neigung zum Wunderbaren erwecken, blieben ihm durchaus fremd. Nie wurde es eingesungen, nie ihm ein Ammenmährchen erzählt. Es ward aufgeschleppt, um zu leben, oder zu sterben, wie sich's gerade trifft. Es hatte keine Jugendträume. Plötzlich trat es in die eiserne Wirklichkeit des Lebens. Ein Kind ist für den Armen kein Gegenstand zarter Liebe, sondern nur ein neuer Mund zum Essen, ein Paar kleiner Hände mehr zur frühzeitigen Angewöh-

nung der Arbeit. Bis es nicht mitarbeiten kann, bleibt es nur ein Kostgänger an dem Tische der Aeltern. Nie ist es ihre Freude, ihre Zerstreuung, ihr Trost, nie verjüngt es sie wieder durch die Erinnerung an ihre Jugendjahre. Die Kinder der Armen haben kein Alter der Kindheit. Das Herz muß Einem bluten, wenn man zufällig auf der Gasse das Tagsgespräch zwischen einem armen Weibe und ihrem kleinen Mädchen vernimmt. Es ist ein Weib aus der bessern Classe der Armen, in einem Zustande, der über jene oben angedeuteten schmutzigen Geschöpfe hervorragt. Sie reden nicht über Spielzeug, Bilderbüchlein, über die jenem Alter zukommenden Sommerfesttage, über das versprochene Schaustück oder frohe Spiel, über die erhaltenen Zufriedenheitszeugnisse in der Schule; sie reden von Mangen und Stärken der Linnen, über die Kohlen= und Erdäpfelpreise. Die Fragen des Kindes, statt nur Folgen unthätiger Neugierde zu sein, tragen sämmtlich schon das Gepräge vorzeitiger, trübsinniger Sorgfalt für die Zukunft. Es ward ein Weib, ehe es noch ein Kind war. Es lernte schon zu Markte gehen, es feilschet, knicket, ist neidisch, zanksüchtig, eigensinnig, schnippisch, spricht zweideutig und scherzet niemals. Sagten wir nicht mit Recht, der wahrhaft Arme habe gar keine Heimath?"

Welche Einfachheit und innige Würde! Wenn aber dies der gewöhnliche Zustand der Kinder der Armen überhaupt ist, wie doppelt beschwerlich muß dann erst das Loos der gewerbetreibenden Armen sein. Welch' düsteres, trauriges Gemälde ihrer frühen Leiden liefert die Einvernehmung verschiedener Sachverständigen über den Gesetzesentwurf rücksichtlich der Gewerbe. Wir wollen ein Paar Beispiele aufführen:

Abhörung des David Bywater.

„Wurdet ihr dann in die Abtheilung der Dampfgetriebe gebracht?" Ja. — „In welchem Alter?" Ich glaube, ich ging damals in das dreizehnte Jahr. — „Ist das eine anstrengende Beschäftigung?" Ja, wir standen auf der einen Seite, und kehrten jederzeit das Tuch um, dann mußten wir wieder auf die andere

Seite gehen, um dasselbe zu thun. — „Waret ihr einige Zeit lang dort, ehe ihr zu vielstündiger Arbeit verwendet wurdet?" Ja, aber die Arbeit häufte sich dergestalt, daß wir bei der Nacht dazu aufstehen mußten. — „In welchem Alter habt ihr jene Nachtarbeit begonnen?" Ich war beiläufig vierzehn Jahre alt. —„Wollet ihr vor diesem Ausschusse wol die damals erduldeten Beschwerden angeben, als ihr so viele Stunden verwendet und dann noch überdies mit nächtlicher Arbeit beschäftigt wurdet?" Ich stand Montags früh um Ein Uhr auf, und arbeitete fort bis zwölf Uhr Nachts des folgenden Dinstags. — „Welche Zwischenzeit hattet ihr zum Essen und Ruhen?" Montags früh standen wir um Ein Uhr auf, arbeiteten bis fünf Uhr, hielten dann eine Stunde zur Erholung inne, arbeiteten dann wieder fort bis acht Uhr, als bis zur Zeit des Frühstückes, dann hielten wir eine halbe Stunde inne, worauf es wieder so fort ging bis zwölf Uhr, hatten dann wieder eine Stunde zum Mittagmahle, dann ward wieder bis fünf Uhr fortgearbeitet, wo wir eine halbe Stunde zum Trinken hatten; um halb sechs Uhr machten wir uns wieder auf, und konnten nach Belieben um neun Uhr aufhören und eine halbe Stunde ruhen, aber wir hielten für besser, um halb zwölf Uhr dann ununterbrochen anderthalb Stunden zu haben, und arbeiteten sogestaltig von halb sechs bis halb zwölf in Einem fort, wonach wir dann um Mitternacht anderthalb Stunden Ruhe und Erholung genossen; dann ging es von eins bis fünf Uhr neuerdings wieder fort, und ganz so, wie den vorigen Tag, bis um fünf Uhr in der Früh am nächsten Mittwoch.

„Ihr erwähntet früher, daß ihr vom Aufseher zu einem Dampfer (Steamer) gewählt worden seid?" Ja, er sagte, ich sei der stärkste und müsse deshalb gehen. — „Waren eure Glieder vollkommen und gesund, als ihr jene langwierige und übermäßige Arbeit anfinget?" Ja, sie waren es. — „Welche Wirkung brachte jene Arbeit bei euch hervor?" Es befiel mich eine große Schwäche und meine Knie fingen an, heftig zu schmerzen. — „Littet ihr auch an euren Gliedern und den übrigen Theilen des Körpers?"

Ja. — „Zeigt doch welche Wirkungen es auf eure Gliedmassen hervorbrachte?" Es machte mich ganz krumm. (Hier wies der Zeuge seine Knie und Beine.) — „Sind eure Schenkel auch so gebogen?" Ja, das Bein ist ganz krumm! — „Wie lange mußtet ihr wol jene anstrengende Arbeit verrichten, ehe eure Glieder auf diese Art verunstaltet wurden?" Man sagte es mir wol bald, ehe ich es noch selbst gewahrte. — „Was sagte man?" Man machte mich aufmerksam, daß ich ganz krumme Füsse, Knie bekäme; meine Mutter entdeckte es zuerst. — „Was bemerkte sie darüber?" Sie meinte, ich würde mich durch dergleichen unausgesetzte Arbeit vor der Zeit ums Leben bringen. — „Gesetzt, ihr hättet euch geweigert, so viele Stunden ununterbrochen zu arbeiten, und hierzu nur für eine angemessene Zeit bereit erklärt; würde man euch im Dienste behalten haben?" Nein! man hätte mich nach Hause geschickt und auf immer entlassen.

Abhörung des Herrn Thomas Daniel rücksichtlich der sogenannten Staubfegerknaben (Scavengers).

„Sie sagten, in dem Alter der zur Arbeit verwendeten Kinder sei ein bedeutender Unterschied; müssen sich die jüngern oder ältern Kinder der härtesten Arbeit und Anstrengung unterziehen?" Die jüngern! — „Sie heißen dieselben Staubfeger?" Ja, Staubfeger und Zwischenarbeiter (Middlepiecers)! — „Wollen sie wol das Alter derselben im Durchschnitte angeben?" „Im Durchschnitte beträgt das Alter der Staubfeger nicht mehr als zehn Jahre." — „Bezeichnen sie dem Ausschusse die Beschäftigung jener Staubfeger." Ihre Arbeit besteht darin, die ganze Maschine in ihrem Gange von jeder Gattung Staub und Schmutz rein zu halten, und sie müssen, um überall hinzu zu kommen, alle erdenklichen Stellungen annehmen. Meiner Meinung nach übersteigt diese körperliche Anstrengung ihre Kräfte, selbe zu ertragen; denn sie werden in einem Zustande ununterbrochener Thätigkeit gehalten. — „Müssen sie nicht, um das Kunstgetriebe zu reinigen, unter dasselbe hineinkriechen, ihre Lage auf alle mög-

liche Weise verändern, und sich schmiegen, um es stets in gehöriger Ordnung zu halten?" Ja, alle Arten von Stellungen, deren der menschliche Körper nur fähig ist, müssen sie annehmen, um dahin zu kommen! — „Sind sie dabei nicht auch noch besondern Unglücksfällen ausgesetzt?" In vielen Fällen sind sie es, jedoch gegenwärtig nicht mehr in demselben Maße, als früher, da die Spinner nun mehr Acht auf ihre Kinder haben! — „Sind sie aber wol im Stande, jenes Geschäft durch die ganze angegebene Zeit zu verrichten?" Nicht ohne offenbaren wesentlichen Nachtheil für ihre Gesundheit und Leibeskraft. — „Geben sie nach ihrer eigenen Erfahrung und Beobachtung die bei denselben herbeigeführten Folgen an." Die Kinder werden jeden freien Augenblick in einem Zustande von Ausdünstung mit ganzer Länge auf den Fußboden hin ausgestreckt, (Those children every moment, that they have to spare, will be stretched all their length upon the floor in a state of perspiration), und man muß sie theils durch Riemen, theils durch harte Drohworte zur Arbeit und ununterbrochenen Thätigkeit anhalten. Sie sind in einem fortdauernden Zustande des Schmerzes, und viele können gar nicht mehr weinen. Ihre Lage drückt den Geist zu Boden. — „Leben sie also in stäter Furcht und Angst?" Ja, immer sind sie in gespannter Furcht, und meiner Meinung nach ist ihnen diese Aufregung und Seelenangst weit nachtheiliger, als die Arbeit selbst. — „Halten Sie also ihren Zustand für so höchst beschwerlich und höchst unglücklich?" — Ich halte ihn dergestalt dafür, daß ich mir fest vornahm, keines meiner Kinder je in eine solche Werkstätte und am wenigsten als Staubfeger und Unterarbeiter zu geben! — „Was wollen sie eigentlich mit den Worten sagen: Jene Kinder sind in einem Zustande stäter Furcht und Angst?" — „Der Grund dieses Zustandes liegt darin, daß wir unsere Arbeit verrichten müssen, und deshalb gezwungen sind, zum Riemen oder zu harten Drohungen unsere Zuflucht zu nehmen, was jederzeit meinem Gefühle widerstrebt, weil ich es für das arme Kind zu herzbrechend (heartbreaking) halte!

— „Glauben sie nicht, daß ihnen gegen Ende des Tages die Arbeit doppelt schwer fallen muß?" — Ganz gewiß, denn wir müssen gegen Abend immer strenger werden. Die größte Schwierigkeit zu überwinden aber ist, sie des Morgens zur Arbeit zu bringen, und Nachmittags nach vier Uhr. Die vielen Tags vorher durchgearbeiteten Stunden machen sie des Morgens meines Erachtens völlig stumpfsinnig!" — „Sind sie Nachmittags recht schläfrig?" Ja, recht sehr! —

Aufs Geradewol könnte ich aus jedem Blatte dieses großen Kalenders von den Leiden der Kinder in der Aufzählung vieler derlei Beispiele fortfahren; allein diese dürften schon genügt haben, den Verstand des Lesers zu überzeugen, und gewiß auch sein Herz zu rühren.

So also für die Leiden des Lebens vorbereitet und herangewachsen nahet der Knabe dem Mannesalter, — schon alt, obgleich noch jung an Jahren — und gezwungen durch vorzeitige Erschöpfung zu künstlichen augenblicklichen Stärkungsmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Branntwein, jedoch nicht der reine Geist, sondern dessen Verfälschung, Mohnsaft (Opium), betäubende Gewürze bilden den Kitt, mit welchem er die Risse und Klüfte einer zu Grunde gerichteten, abgezehrten Gestalt wieder auszufüllen sucht. Er heirathet, und wird zu seiner Zeit wieder Vater eines neuen Dulders. Im reiferen Alter erhält er einen Anflug von Staatsklugheit, Lehrgebäude einer neuen Gesetzgebung laden und lullen ihn vor sich selbst ein; und wie kann man sich wundern, wenn er mit all den bittern Erfahrungen des gegenwärtigen Zustandes ausgerüstet, so sehnlichst nach Neuerungen seufzet? Auch der Umgang beider Geschlechter ist in den Gewerbsstädten verderbter und roher. Wahr ist es, daß die Anzahl unehelicher Kinder in den Gewerbsstädten geringer ist, als in Ackerbau treibenden Gegenden. Man hat aber aus dieser Thatsache einen höchst falschen Schluß gezogen, und beweisen wollen, daß Geschlechtsausschweifungen unter der Bevölkerung der erstern geringer sei, als bei den letztern: — ein großer Irrthum — der Unkeusche ist nimmer fruchtbar. — Die Ursachen der geringeren Zahl unehelicher Kinder in ge-

werbtreibenden Städten sind mannigfaltig. Ich will ihrer nur zwei angeben: Die schwächere Gesundheit der Frauen und das verzweifelte Mittel der Abtreibung der Leibesfrucht. Die Richtigkeit dieser Thatsachen wird von Jedermann anerkannt werden, der mit forschendem Auge den gegenwärtigen Zustand der gewerbtreibenden Bevölkerung beobachtet hat. Das große Uebel der Ausschweifung hat beinahe minder nachtheiligen Einfluß auf die Grundsätze als auf das Gemüth. Durch Leidenschaften ermattet und erschöpft, verkümmern auch alle sanften, edleren Gefühle als ihre Sprößlinge. Die gesellschaftlichen Pflichten der Liebe, die Verhältnisse des Hauswesens, die zarten, theuern Familienbande, als: Weib und Gatte, Mutter und Kind sind Segnungen, die sich mit dem unreinen, aufgeregten Leben nicht vereinbaren. Die Vorfahren berichten uns von den Harloten, einem Volke, welches seine Kinder ohne Unterschied aussetzte. — Es mag dies erdichtet sein, allein der es erdachte, zeigte hierin deutlich, das Liederlichkeit alle natürlichen Gefühle verbannt, und daß er die Beschaffenheit des menschlichen Gemüths genau erforschte. In diesem düsteren Gemälde unserer gewerbetreibenden Bevölkerung gibt es jedoch auch wieder lichte Ruhepunkte. Durch das ansteckende Beispiel gewarnt, ließen sich viele Arbeiter nicht verführen, und aus diesen könnte ich einige ausheben, die rücksichtlich freisinniger Kenntnisse, gesunden Verstandes, kindlichen Gefühles und wahrer Tugend zu den stolzesten Zierden des Vaterlands gehören.

Ich bin so glücklich mit Vielen von der Arbeitsclasse im Briefwechsel zu stehen, und zwar nicht blos als Mitglied des Unterhauses über Staatsangelegenheiten, sondern in meiner höhern Eigenschaft als wissenschaftlich gebildeter Mann (literary man) über verschiedene in Wissenschaft und Kunst ihrem Scharfsinne aufgestoßene Entwürfe und Vortheile. Aber nicht blos im Briefwechsel stand ich mit diesen Männern, sondern ich mengte mich auch unter andere ihres Gleichen, und fand jederzeit weniger Schärfe der Beobachtung, als ein edles uneigennütziges Gemüth als Hauptmerkmal ihrer Denk- und Handlungsweise, und

ich konnte unter ihnen auch ohne Laterne jederzeit den wahren Menschenfreund herausfinden. Durchaus bekannt mit den Leiden der Mitgenossen geht ihr Hauptstreben dahin: die Zahl ihrer Leiden zu vermindern, und die Last zu erleichtern; sie besitzen nicht jenen Stolz, nicht jene so vielen über ihres Gleichen Emporgekommenen eigenthümliche Eifersucht, ihre Wünsche zielen mehr darauf, den Unglücklichen zu sich heraufzuheben, als sich über ihn zu erhöhen. Ihre Gedanken und Entwürfe betreffen nicht sich allein, sondern die ganze Classe. Ihr Ehrgeitz ist göttlicher Art; denn er besteht im Streben nach Aufklärung und Wohlfahrt Aller. Diese suchen künstliche Gewerbsanstalten, Entwürfe zur Volkserziehung zu stiften, diese eifern gegen jede Auflage auf Wissenschaft und Kunst, und wollen die Glückseligkeit Aller nur in der Tugend begründet wissen. In der That kenne ich keine unsere edlere Theilnahme mehr in Anspruch nehmende Menschenclasse, als die hier besprochene; keine, die so sehr unsere wehmüthigen Empfindungen aufregt, als diese zahlreichere Masse, der sie helfen wollen. Das gemeinschaftliche Merkmal aller Arbeiter, selbst unter all dem Elende und den bei ihnen häufigen Ausartungen besteht darin: daß sie alle bessere Wünsche und Gesinnungen hegen, als ihre Lage vermuthen läßt. Alle beseelt der Wunsch nach Kenntnissen. Sie gehen in die Branntweinschenke, und pflegen dort Verhandlungen über die Grundlehren der Tugend! Gewohnt an die härtesten Prüfungen im Leben, lernen sie im Unglücke allgemeine Menschenliebe. Das Vaterland ist ihre Welt. Diese Vorliebe bemerkt man in allen ihren staatsklugen Lehrgebäuden, und von der Nacht ihres Elends ertönt das weithin vernehmliche Wehklagen, das die Ungerechtigkeit einschüchtert. Diese Stimme vernimmt man am ersten, und diese verhallt gegen das Unrecht in jedem Winkel der Welt am allerspätesten. Mit Polen und Irland machen sie gemeinschaftliche Sache, und müssen, wie die Sclaven von Jamaica und die Menschenopfer von Hindostan, zum Schweigen gezwungen werden; wo sich immer Dulder finden, schließt sie ihre Erfahrung ein, und ihre an und für sich unbe-

deutenden Bemühungen tragen oft zur Herstellung des Gleichgewichtes der Welt bei.

Gegen den hier einem großen Theile der Arbeiter zugeschriebenen entarteten Zustand gibt es sowol ein körperliches als geistiges Mittel. Der Leidende sucht mit seinen, durch übermäßige frühzeitige Arbeit zu Boden gedrückten Körper in künstlichen Mitteln gegen die ihn befallende Schwäche Zuflucht. Mohnsaft und Branntwein werden als die wohlfeilsten davon gewählt, sie zerstören die Geisteskräfte und ziehen vom Ertrage der Arbeit ihren Antheil. Wozu der große Arbeitslohn, wenn er in einer einzigen Nacht vergeudet wird? Die Kinder sollen nicht in zu zartem Alter und in solchem Uebermaße zur Arbeit angehalten werden. Man soll die Weiber in der letzten Zeit der Schwangerschaft nicht zur Gewerbsarbeit zulassen; sie haben kein Recht, Unheil und Elend auf den Ungebornen zu laden. Wahr ist es, die Gesetzgebung soll nicht überall einschreiten wollen, allein sie ist nicht blos zur Bestrafung des Unrechts, sondern auch zur Verhütung desselben vorhanden.

Soviel rücksichtlich der körperlichen Heilmittel. Die sittliche Besserung wird durch die Erziehung begründet. Volksschulen, nach einem erweiterten umfassenden Grundrisse entworfen, müssen mehr als die blossen Anfangsgründe des Wissens enthalten, sie sollen die geselligen und persönlichen Tugendlehren in sich schließen, sie sollen mehr Liebe und Gewohnheit als viel zu arbeiten lehren, und das jugendliche Gemüth besonders bei Mädchen, für die Bedürfnisse des häuslichen Lebens erziehen. Arbeitsschulen sollen mit wissenschaftlichen Hand in Hand gehen. So ferne kann die Regierung dem Uebel abhelfen. Der Einzelne kann und soll sie unterstützen. Personen beiderlei Geschlechts sollen selbst vom frühesten Alter an sorgfältig getrennt werden, und die Meister von allen denjenigen, die sie aufnehmen, ein gutes, sittliches Betragen fordern. Leider nur zu allgemein wird die letzte Vorsicht unbeachtet gelassen, Trunksucht, sittenloser Wandel bilden kein Hinderniß Arbeit zu erhalten — daher auch kein Unglück — und weil sie kein Unglück sind —

auch keine Schmach. Zu diesen Gegenmitteln gehört dann noch die wiederholte Prüfung der Armengesetze.

Die Erwähnung der Armengesetze lenkt unsere Beobachtungen auf den gesellschaftlichen Zustand sowol der gewerbe- als ackerbautreibenden Bevölkerung. Die Wirksamkeit der Armengesetze bildet die Geschichte der Armen. Es scheint aber in dem Zeitbuche unseres Geschlechtes ein ganz eigenthümlicher Fluch zu herrschen: daß nämlich die Ausrottung eines Uebels häufig wieder tausend neue erzeugt. Armengesetze sollten die Bettelei verhindern, und machten selbe nur zu einem gesetzmäßigen Gewerbe. Im Geiste einer edeln hehren Vorsorge, welche sämmtliche Tugendlehren in sich begreift, abgefaßt, erzeugten sie nur das Laster mit seinem Gefolge. Rom, die Mutter tapferer Krieger, wurde an einem dem Gotte der Schäfer geheiligten Tage gegründet. Die Armengesetze sollten den Armen helfen, und haben hauptsächlich nur Armuth und Unglück geschaffen. Zu den allgemeinen selbst unter denkenden Menschenfreunden im Umlaufe befindlichen Irrthümern gehört der folgende Glaube: daß die Armuth überhaupt in England das Laster erzeuge. Die durch Trägheit und schlechte Denk- und Handlungsweise selbst verursachte Armuth führt zu Laster und Verbrechen. Armuth überhaupt ist nicht dergestalt selbst verschuldete Armuth. (Pauperism is not poverty.) Der Unterschied ist fein aber wesentlich. In dem von Seite der königlichen Ausschüsse kundgemachten Auszuge aus den über die Handhabung und Wirkung der Armengesetze enthaltenen Berichten erscheinen folgende Zeugnisse von Herrn Wontner, dem Oberaufseher von Newgate, von Herr Chesterton, dem Aufseher des Strafhauses zu Middlessex und von Herrn Gregory, dem Zahlmeister der Pfarre Spitalfield. — „Herr Wontner! Welches Verhältniß können sie aus eigener Erfahrung über die ihrer Aufsicht anvertrauten Verbrecher angeben, die unmittelbar wegen drückender unverschuldeter Armuth zu Verbrechen verleitet wurden? *Unter Armuth verstehe ich hier den unverschuldeten Mangel aller Mittel zur Selbsterhaltung, und nicht jenen, der aus Trägheit und

Scheue vor gleichmäßiger Arbeit erzeugt wurde." Nach meinem besten Wissen und Gewissen kaum der achte Theil. Dies ist das Ergebniß nicht nur meiner Beobachtungen in dem Amte als Obervorsteher dieses Gefängnisses, wo von allen Fällen mehr Beispiele vorkommen, als am Staatsgerichtshofe, sondern auch und zwar vorzüglich aus meiner sechsjährigen Erfahrung als Stadthauptmann, wo mir die Leitung eines bedeutenden Polizeikörpers anvertraut war, und mehr dergleichen Fälle vorkamen, als bei der Oberaufsicht des Gefängnisses. — „Welches Verhältniß können sie aus ihrer Erfahrung nun über die wegen drückender Armuth zu Verbrechen verleiteten Uebelthäter angeben, welche sich diesen Mangel aber blos durch Leichtsinn und Trägheit, nicht aber durch solche durch menschliche Klugheit unabwendbare Ereignisse zugezogen haben?" Geht man in die besonderen Arten jener Fälle ein, so erhellt, daß die Verbrecher im Allgemeinen jederzeit einen Dienst oder sonst eine andere einträgliche Arbeit hatten, und daß sie selbe meistens nur in Folge von Trägheit, Nachlässigkeit, Verschwendung, angewohnter Trunkenheit oder vielfältig gepflogenem Umgang mit schlechten Weibspersonen verloren haben. Wäre eine vollkommen genaue Prüfung sämmtlicher dergleichen Fälle möglich, so bin ich überzeugt, daß nicht der dreißigste aus allen Gefangenen von der Beschuldigung schlechter Aufführung dergestalt freigesprochen werden könnte, als habe ihn blos unverschuldete Armuth so weit gebracht. Die Fälle mit jüngeren Uebelthätern von neun bis vierzehn Jahren entstehen theils aus der Schwierigkeit, für Leute dieses Alters Beschäftigung zu erhalten, theils aus dem Umstande, daß es den in den Werkstätten den Tag hindurch beschäftigten Aeltern völlig unmöglich wird, ihre Kinder unter gehöriger Aufsicht zu halten, und häufiger noch aus strafbarer Vernachlässigung derselben bei dem eigenen schlechtern Beispiele der Aeltern.

Herr Chesterton bezeugte: Ich ertheilte einem sehr verständigen Aufseher, der mich meines Wissens wol nie absichtlich täuschte, den Auftrag, sich über die Gewohnheiten und näheren Umstände

aller in dem Strafhause befindlichen sechzig Gefangenen zu erkundigen, und das Ergebniß war, daß er nicht einen einzigen anzeigen konnte, der durch unverschuldete drückende Armuth zum Diebstahl verleitet worden wäre, und doch scheint die Zahl der Armen im Strafhause verhältnißmäßig größer, als in allen andern Gefängnissen! — Herr Richard Gregory, der Zahlmeister von der Pfarre Spitalfield, der sich wegen seiner erfolgreichen Bemühungen, Verbrechen in jenem Bezirke zu verhüthen, schon durch viele Jahre sehr vortheilhaft auszeichnete, ward darauf gefragt: „Wir hören, daß sie dem Zustande und der Verhinderung von Verbrechen besondere Aufmerksamkeit schenkten; können sie uns wol über die Entstehung der Verbrechen aus Armuth einige Aufklärung geben?" Aus Erfahrung überzeugt, kann ich erklären, daß beide unabänderlich Hand in Hand gehen. — „Aber sind Armuth — unausweichliche unverschuldete Armuth — und Verbrechen unzertrennlich verbunden?" Darin liegt der wesentliche Unterschied. Im ganzen Verlaufe meiner fünf und zwanzig jährigen Erfahrung in einer sehr armen und häufig solchen Veränderungen unterworfenen Gegend, welche den Gewerbsmann oft den härtesten Entbehrungen aussetzen, erinnere ich mich nur eines einzigen Falles mit einem armen außer Dienst befindlichen Arbeiter, welcher damals etwas entwendete. Ich ertappte auch einen, der ein kleines Stück Speck stahl, in Thränen ausbrach und meinte, es sei drückende Noth und nicht Gewohnheit, die ihn hiezu verleitet habe; er hatte keine Arbeit und war im Zustande des Verhungerns. — Aus den Ergebnissen dieser Erfahrungen können wir demnach abnehmen, daß die große Menge von Verbrechern in ihrer Gegend mehr aus Nachlässigkeit und Trägheit als aus Mangel an Beschäftigung entstanden sei, welche Trägheit und schändlichen Gewohnheiten durch die Armuth nur vermehrt und unterhalten werden, da man es dem selbst noch kräftigen Armen so leicht macht von der Pfarre ohne Arbeit Unterstützung und Nahrung zu erhalten.

Das Ganze dieser schätzbaren Urkunde über die Armengesetze hebt also die oben gemachte Aussage völlig auf, und

Trägheit und Laster, Scheue vor der Arbeit und nicht Mangel derselben zeigen sich als die Hauptquellen der Verbrechen und des Unglücks so Vieler. Diese große Wahrheit darf man nie außer Augen lassen, weil auf der gehörigen Anwendung derselben der einzig richtige Grundsatz aller Verbesserungen im Armenwesen beruht. Woher kömmt denn aber, dürfte man fragen, in einem so gewerbsfleißigen Lande diese Arbeitsscheue? Die Antwort ist klar: — Wo man immer Trägheit besser bezahlt als Arbeit, wird jene auch ansteckend und Arbeit gehässig werden. — Ist denn dieses bei uns der Fall? Laßt sehen, hierüber soll uns folgende Fabel Aufschluß geben:

Eriel war der wohlthätigste Engel, er pflegte das Schicksal des Menschengeschlechts stets mit theilnehmendem Blicke zu betrachten. In seiner edlen Seele voll Engelsweisheit überzeugt, wie viel die Umstände zu Verbrechen beitragen, weinte er jederzeit selbst bei den Leiden des Bösen, und suchte den Lenker der Schicksale zur Milde zu stimmen. Als er eines Tags, wie es oftmals geschah, auf der Erde dahin wandelte, sah er, wie eine arme Frau mit einem Kinde auf den Armen durch die zerlumpte schmutzige Menge, welche sich um die Schwelle eines mitten in der Stadt gelegenen Hauses versammelte, durchzudringen suchte. Ein Zug im Gesichte des Weibes erregte die Theilnahme des wohlthätigen Engels, er ging mit ihr in das Haus, und sah, daß sie die Pfarrvorsteher um Hülfe und Unterstützung anflehte. Sie schilderte ihre Lage als höchst traurig, und um den Kelch ihrer Leiden ganz zu füllen, war das Kind in ihren Armen auch noch von den Blattern heimgesucht. Die Vorsteher schienen auch sehr geneigt zu helfen — alle Vorsteher, nur ein Einziger nicht, der halsstärrig aufstand, und das Weib geradezu für eine Betrügerin erklärte. „Dies," rief er, „ist nun schon das vierte Kind, welches uns heute, als von Blattern befallen, gebracht wurde. Ich bin fest überzeugt, daß dieses Uebel nicht dergestalt im Orte herrscht. Kommt doch her, meine gute Frau! und laßt uns euer Kind näher ansehen." — Augenscheinlich war die Mutter abge-

neigt, das zerrissene und wunde Gesicht des Kindes zu zeigen. Gewiß ist es nur die mütterliche Eitelkeit, dachte in seinem wohlwollenden Herzen der Engel. — Sie zeigte nun die Hand, den Fuß, und die Zeichen der Krankheit waren offenbar vorhanden. „Aber das Gesicht!“ Es könnte den kleinen Dulder beunruhigen, — es könnte den guten Herrn anekeln, ja wol gar die Krankheit verbreiten. — Was nützte dies Alles? Der hartherzige Vorsteher blieb unerbittlich, und hob das Tuch vom Gesichte des Kindes. „Dachte ich es mir doch,“ rief er in Siegesfreude aus, „geh mein gutes Weib! Das Kind gehört nicht dir!“ — Dem Weibe sank bei dem strengen Blicke des Vorstehers aller Muth, sie wollte sprechen, stieß aber nur mehr gellende Töne aus, eilte unter die umstehende Menge und verschwand. Die That war erwiesen, das Kind ein blos erborgter Behelf. Von Mutter zu Mutter ward es weiter gegeben; man zeigte bald sein Gesicht, bald die Hand und so fort, und die kleinen Blasen desselben bildeten für die Armen ein Indien. Der strenge Vorsteher war bei seinem Verdachte ein wahrer Salomon. Ein merkwürdiger Umstand erregte bei der Beobachtung dieses Schauspieles das Erstaunen des Engels. Er bemerkte nämlich dicht hinter den Pfarrvorstehern keine mindere Person, als den berüchtigten bösen Geist Mephistopheles selbst, und statt die Herzen der Richter möglichst zu verhärten, sah er den Feind der Menschen jederzeit nur zur Milde und Wohlthätigkeit aufmuntern, sobald sie über die Nothwendigkeit, jene göttlichen Tugenden auszuüben, im Innern zweifelten oder uneins waren. Durch diese Unbeständigkeit in seiner böswilligen Handlungsweise überrascht, nahte sich Eriel, als die Versammlung aufgehoben ward, dem Feinde, und äußerte über diese scheinbare Rückkehr zu den Grundsätzen des Wohlwollens sein Befremden und seine Freude. Mephistopheles ist allgemein als ein Teufel bekannt, der den Spott dergestalt liebt, daß er von seinem gewöhnlichen Pfade oftmals abweicht und sich ganz und gar diesem hingibt. Deshalb schlug er dem Engel auch einen Spaziergang vor, um sich über die Grundsätze der Eintracht zu



unterhalten. Erlel willigte ein und sie lustwandelten dahin, bewiesen und verhandelten dies und jenes, bis sie endlich zu einer Hütte gelangten, die den Wanderern wegen ihres ungewöhnlich netten Aussehens auffiel; sie machten von ihrem Geistervorrecht der Unsichtbarkeit Gebrauch, und traten ein. Sie sahen da, wie sich ein Weib von etwa dreißig Jahren emsig mit dem Haushalte beschäftigte, während ihr Gemahl, ein rüstiger Arbeiter, mit seinen beiden Söhnen ein spärliches Mahl von grobem Brote und schimmligem Käse verzehrte. In der Hütte und an ihren Bewohnern bemerkte man die Merkmale der Selbstachtung und Unzufriedenheit deutlich in einander verschmolzen. „Mein lieber Junge!" sagte der Arbeiter zum Sohne, „du darfst jetzt nichts mehr essen, wir müssen das Uebrige für den Abend aufbewahren."—„Es ist aber doch sehr traurig," murrte der Knabe, „wir arbeiten den ganzen Tag, und müssen beinahe verhungern, indeß John Higgins, den die Pfarre versorgt, wenig arbeitet und wohl genährt wird."—„Ganz recht, mein Sohn, aber danke Gott, daß wir noch nicht auf der Pfarre sind," sagte die Mutter mit der Glut edlen Stolzes sich umwendend. — Der Vater seufzte und antwortete nichts. Als das Mittagmahl vollendet war, wartete der Landmann im Hintergrunde, um mit seinem Weibe zu sprechen. — „Es ist wol war, Johanna!" sagte er, „daß wir, im Geiste der Freiheit und Unabhängigkeit erzogen, nicht gerne der Pfarre zur Last fallen; allein was nützt uns dieses Alles? Jakob hat vollkommen recht. Jener Higgins arbeitet nicht halb so viel als wir, und sieh nur, wie wohl er sich dabei befindet! und wie du weißt, geben wir unsern Armenbeitrag und bezahlen ihn so mit für seine Trägheit. Es ist sehr traurig, verdirbt, wie ich sehe, auch meine Söhne zur Arbeit, und sei versichert, wir können nicht besser sein als unsere Nachbarn, und müssen am Ende doch so gut wie sie zur Pfarre kommen." Da der Vater dieses gesagt hatte, schüttelte er seinen Kopf und ging fort. — Die arme Frau aber setzte sich nieder und weinte bitterlich. — Dies ist recht — dies ist sehr traurig, sagte Eriel, und Mephistopheles hohnlächelte.

Unsere Wanderer verlassen nun den Ort, und wandeln ihren Weg weiter, bis sie zu einer andern von außen sehr schmutzig aussehenden Hütte kamen. Die Bewohner saßen ebenfalls gerade beim Mittagsmahle. Dieses war aber rücksichtlich der Speise, obgleich nicht was Reinlichkeit anbetrifft, besser bestellt. „Ich muß dir sagen, Higgins," sagte die Hausfrau zu ihrem Gatten, „dieser Speck ist nicht halb so gut, als derjenige, den man im Arbeitshause bekommt. Meine Schwester mit ihren zwei Kindern ist dort, arbeitet auch gar nichts und hat jeden Sonntag ihr Rindfleisch."— „Und von den Männern erhält jeder täglich drei Krüge Bier" unterbrach sie John. „Was meinst du Weib, wir sollen auch dahin zu kommen suchen?" — „O recht gerne" sagte sie, „und die Aufseher sind ungemein gute Herren." Nicht weiter hörten die Unsterblichen zu, sondern setzten ihre Wanderung fort, bis sie zum Armenhause kamen. Hier herrschte weichliche Trägheit, behagliche Ruhe, die Pfarrvorsteher rühmten sich, von Allem nur das Beste zu kaufen. Die Armen erhielten Gemüse, Bier und Brot, die Kinder wurden in der Armenschule der Pfarre erzogen. Deßungeachtet fanden unsere Besucher bei näherer Beobachtung bald, daß selbst in dieser Zufluchtstätte reiner Glückseligkeit Unzufriedenheit herrsche. Sie hörten einen häßlichen wohlgenährten Armen, wie er zu etlichen aufmerksamen jungen Horchern leise sagte: „Außerdem müßt ihr wissen, daß wir nicht so gut daran sind, als mein Bruder Thomas, der des Verbrechens überwiesen, sich drüben auf dem zu Gefängnissen für Verbrecher bestimmten Schiffe befindet. Und ihr seht wol, daß, wenn wir jenen besprochenen Streich ausführen, wir nur auf dasselbe kommen, und uns so wohl und behaglich befinden werden, als mein Bruder Tom." Die drei Jungen sahen einander fragend an, und leicht merkten die Unsterblichen aus dem billigenden Blicke, der Schelmenstreich werde bald zur Ausführung kommen. „Nun, mein Herr Eriel, dürfte es ihnen wol einleuchten," meinte Mephistopheles mit Hohnlächeln, „warum ich die Gemüther der Vorsteher so gerne und so oft zum Mitleiden zu bewegen suche." — „Leider

ja" erwiederte traurig der Engel, „und ich sehe auch, daß es keinen gefährlichern Feind gibt, als einen falschen Grundsatz der Wohlthätigkeit."—Diese Fabel ist nur eine Beleuchtung ernster Thatsachen.

Aus einer ämtlichen Uebersichtstafel erhellt deutlich und auf den ersten Blick, wie mehre Menschen-Classen vom redlichen, unabhängigen Arbeiter bis zum verurtheilten und verwiesenen Uebelthäter verhältnißmäßig zu einander verpflegt werden, und daraus geht hervor: daß der fleißige Arbeiter weniger erhält, als der Arme, der Arme weniger als der beinzichtigte Dieb, der beinzichtigte Dieb weniger als der verurtheilte, der verurtheilte weniger als der verwiesene, und bis zum Ende der Steigerung dergestalt, daß der verwiesene Dieb beinahe den dreifachen Nahrungsantheil des redlichen Arbeiters bekömmt.

Welchen Einfluß müssen dergleichen Gesetze auf unsern gesellschaftlichen Zustand hervorbringen, die den Arbeiter in seiner Entartung nur noch begünstigen, und gleichsam zum Stolze auf seine Dürftigkeit und zu Verbrechen auffordern. — Manche dürften in dem Gedanken wieder Beruhigung suchen, daß unsere Armengesetze doch für jeden Fall das Alter gut und reichlich versorgen, und daß, wenn auch an kräftige Arme Vieles hinausgeworfen wird, wir dennoch im Geiste des ursprünglichen Gesetzes den Altersschwachen viel besser und reichlicher nähren. Leider aber geschieht das Gegentheil. Der Alte, Gebrechliche kommt gerade am schlechtesten zu Theil. Hier eine Vergleichung beider Classen. Joseph Coster vier und dreißig, und Anna Chapmann, eine Witwe, fünf und siebzig Jahre alt, sind beide von demselben Kirchspiele. Joseph Coster in dem besten Alter, erhält aus den Armenbeiträgen nicht weniger als 49 Pfund 11 Schillinge 8 Pfennige jährlich, oder 18 Schillinge und 8 Pf. wöchentlich; Anna Chapmann, die abgelebte Witwe aber, 1 Schilling 6 Pf. wöchentlich oder 3 Pfund 18 Schillinge des Jahres. So viel über den Beistand, welchen man dem Alter wirklich angedeihen läßt. Aber warum bekömmt der kräftige junge Mann mehr, als der alte Gebrechliche? 1. Weil er Gewalt gebrauchen könnte; er

kann lärmen, er kann drohen, er kann Maschinen zerschlagen, er kann Vorrathshäuser abbrennen. Die Obrigkeit fürchtet ihn; allein der Alte, Hülflose ist über die Jahre hinaus, noch Furcht zu erregen. 2. Weil er sorglos und unvorsichtig war und mehre Kinder in die Welt setzte, ohne die Mittel zur Erhaltung zu haben, und weil es wohlgethan ist, auf öffentliche Kosten jeden zur Unvorsichtigkeit noch aufzumuntern. 3. Weil sich dessen Fleiß vermindert, sobald er aus den Armenabgaben sein Kostgeld erhält, nicht ferner von der Arbeit abhängt, und so von Dürftigkeit in wirklichen Nothstand versetzt wird. Ferner, weil man häufig lieber dem Armen als dem unabhängigen Arbeiter Beschäftigung gibt, da hiedurch die Lasten der Pfarrgemeinde verringert werden. Dergestalt sehen sich die Arbeiter genöthigt, wirklich sich gänzlich zur Armuth zu erniedrigen, um nur Arbeit zu bekommen.

Man schmeichle sich ja nicht mit dem Gedanken, als fesselten diese Gesetze etwa den Betheilten an den Reichen, oder als hielte der Arme die pfarrliche Hülfe für eine Wohlthat. Nein, sie betrachten selbe für eine Pflicht, für ein Recht, das sie nicht durch Verdienst, sondern durch Nichtswürdigkeit, nicht durch sparsames, sondern verschwenderisches Leben, nicht durch wirkliche Noth, sondern durch glaubliche Vorspieglungen geltend machen können. Ein Schuhmacher von Lambeth schwor einen Eid, er könne sich die Woche nur dreizehn Schillinge verdienen, und erhielt pfarrliche Unterstützung; ein Vorsteher erfuhr aber, daß er auf dreißig Schillinge komme, und die Unterstützung wurde wieder eingezogen. „Es ist ein verd... ärgerlicher Fall," rief der Schuster, „sie war mir so lieb, als ein förmliches, zinsfreies Eigenthum, und ich besaß selbe nun schon volle sieben Jahre." — Nun heischt es aber meine Pflicht, dem Leser eine wichtige Wahrheit mitzutheilen, in wie ferne man es Einzelnen überlassen könne, persönlich Hülfe zu leisten oder herbeizuschaffen. Wenn es jemals — sollte man beim ersten Anblicke denken — wenn es jemals einen Adel gab, der im Stande war, das in der ärmern Volks-Classe in den Bezirken herrschende Uebel zu lindern, so ist's der unsrige:

er ist nicht wie die Noblesse der andern Länder blos in der Hauptstadt zusammengedrängt, sondern lebt großentheils auf dem Lande, die Abstufungen des Ranges vom Grafen des Reichs bis zum Esquire sind zahlreich, er lebt durch den ganzen Staat zerstreut, kommt mit allen Volks-Classen in Berührung, ist in die Angelegenheiten Aller verflochten, besitzt großen Reichthum, kann sich sehr leicht durch Erfahrung erprobte Kenntnisse sammeln und ausbilden — sollte man da nicht denken, dies seien ganz und gar die geeignetesten Männer, welche, der Natur der Sache nach, am besten und erfolgreichsten gegen jene Mißbräuche, die den Armen verderben und den Reichen bedrohen, ankämpfen wollten und könnten? Und leider! geschieht gerade das Gegentheil. Der Einfluß des Adels war rücksichtlich derjenigen, die in dem Bereich der Wirksamkeit der Armengesetze standen, blos dann nicht verderblich, wo er nur unbedeutend war, oder gar nicht Statt fand. Bei dem hohen Adel findet letzteres statt, er verhält sich, was seinen Einfluß betrifft, blos leidend; beim niederen aber das Erstere, und sein Einfluß war größtentheils verderblich.

Einen Beweis dieser Thatsache liefere der Pfarrsprengel von Calme, dessen Nachbar und Hauptgrundbesitzer Ritter von Lansdown ist, ein übermäßig reicher Mann, verständig, einsichtsvoll, sehr bewandert in der Volkswirthschaftslehre; sein Beispiel, sein Einfluß, seine Thätigkeit hätten viel thun können, — es war sein eigener Vortheil viel zu thun, die Armuth seiner Umgegend zu vermindern und die da befindlichen Behörden und Vorsteher zu belehren. Gut denn, die Pfarre von Calme wird aber am elendsten, am unwissendsten verwaltet, und bildet eines der gewichtigsten Beispiele des Mißbrauchs und geistiger Finsterniß in dem Bericht des Ausschusses.

Ein Buch liegt vor mir geöffnet, welches die meisten unserer öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten dem Adel zuschreibt. Welche Unrichtigkeit! Die meisten derselben wurden von Personen gestiftet, die von dem Volke abstammen. Mit Vergnügen weilt der Verfasser bei den schönen Namen in der Reihe der Beschützer

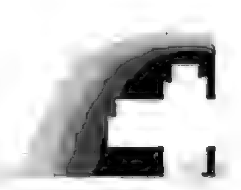
solcher Anstalten. Doch genug hievon. Vollkommen klar ist es, daß die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten mit mehr Einsicht geordnet, mit mehr Klugheit verwaltet werden könnten, als es wirklich geschieht. Wir wollen über dieselben eine kleine Rundschau halten; sie dürfte uns nicht gleichgültig und ohne Belehrung lassen. Bei aller Achtung für die Würde des Menschen erheischen die Grundsätze öffentlicher Wohlthätigkeit jedoch in ihrer Anwendung die weiseste gesetzliche Vorsorge, wenn sie nicht vereint mit den Armengesetzen der Sittlichkeit nachtheilig werden sollen. Nichts hegt und nährt die Tugend so, als der Geist der Unabhängigkeit. Ganz gewiß ist es, man soll die Armen unterstützen, aber worin? — In der Sorge für sich selbst. Daher die Vortrefflichkeit der Sparcassen. Wenn sie angeleitet werden, sich nur auf Andere zu verlassen, so werden sie nur eine Bürde des Gewerbsfleißes. Der hochwürdige Herr Stone hat diesen Grundsatz in einem Flusse gerechter, glücklicher Laune sehr hübsch erläutert. Er stellt einen jungen Leinweber von etwa zwei und zwanzig Jahren, welcher ein neunzehnjähriges Mädchen heirathet, als Muster auf. Sorgen wol beide für die etwa zukünftige Familie? sind sie recht sparsam? arbeiten sie? schränken sie sich ein? O nein, sie wohnen in Spitalfield und verlassen sich auf die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten. Das Weib erhält eine Karte an die „königliche Gesellschaft für Mütter" — wird also umsonst entbunden, — sie bedarf neue Kinderwäsche — die Wohlthätigkeitsgesellschaft versieht sie damit, — das Kind soll geimpft werden — sie geht zur Impfungsanstalt für Arme. Es ist nun achtzehn Monate alt, „es muß auf die Seite geschafft werden," kommt also in die Kinderwartanstalt. Von da, weil es „unglücklich und dürftig" ist, in die Erziehungs- und Kleidungs- — später in die Sonntagsschule. Von da gelangt es zur Kleidungsarmenschule. — Hier bleibt es fünf Jahre, kommt dann unentgeltlich bei einem Weber in die Lehre, wird ein Geselle auf Tagesarbeit. Dieser heirathet nach dem Beispiele seiner Aeltern ein Mädchen von seinem Alter, sein Kind macht dieselbe Runde durch alle milden Anstalten wie seine

Vorfahren. Die Arbeit stockt häufig, und wird unverläßlich; jedoch, es war ja die Familie seines Vaters vor einigen Jahren in demselben Falle, und wurde stets durch Wohlthätigkeitsvereine erhalten — also auf und hin zu denselben, da hat er wieder Hülfe zu erwarten. Pfarrliche Antheile an Kohlen, pfarrliche Antheile an Brot stehen ihm zu Gebote. Die Vereine von Spitalfield, Suppen-, Wohlthätigkeit- und Ruhegehaltsgesellschaften — alle nähren behagliches Wohlleben auf Kosten der Thätigen. Er kommt dann zu dem viel mehr gesicherten Einkommen aus den Armenbeiträgen der Gemeinde; er begehrt einen Auszug aus den Pfarrbüchern, beweist seine vieljährige Ansässigkeit aus dem Lehrbriefe der Armenschule und nimmt mit einem Almosen von fünf Schillingen die Woche im Pfarrbezirke seine Wohnung. In dieser gleichförmigen Abwechslung willkürlicher und nothwendiger Hilfe schleppt er sein bettelhaftes Dasein zu Ende. Er wird der Allgemeinde vor seinem Austritte aus der Welt doch auch einen Dank bringen? Er wurde umsonst geboren, er wurde umsonst gepflegt, er wurde umsonst gekleidet, er wurde umsonst erzogen, er wurde umsonst in der Welt versorgt, er hatte Heilmittel und ärztliche Hilfe umsonst; eben so hat er seine Kinder erzeugt, gepflegt, gekleidet, genährt, erzogen, angesiedelt, vor Krankheiten geheilt — alles umsonst! Es gibt nur noch einen Liebesdienst, für den er der Gesellschaft verpflichtet sein kann, und dieser ist sein Begräbniß! Er stirbt als Armer der Pfarre und auf Kosten der Pfarre; Leichentuch, Sarg, Sargtuch und Grabstätte, Alles wird für ihn besorgt. Eine Anzahl Armer aus dem Arbeitshause trägt seinen Leichnam zu Grabe und eine Anzahl Armer bildet den Trauerzug. „Ich wünsche aber besonders," fügt Herr Stone hinzu, „daß man in dieser Beleuchtung der Wirksamkeit der Wohlthätigkeitanstalten in meinem Bezirke nicht glaube einen außerordentlichen, sondern einen ganz und gar gewöhnlichen Fall vor Augen zu haben. Noch viele andere einzelne Umstände hätte ich hinein weben können, wovon einige bei Weitem beschwerender und wirklich empörend sind. Ich wollte aber blos den Zustand meines Be-

zirkes darstellen, und zwar in so ferne er auf mildthätige Hilfe und die Ausdehnung, wie weit selbe erlangt werden kann, und zur Ermunterung der Nachlässigkeit und Trägheit wirklich ertheilt wird, Bezug hat.

So zeigt sich denn, daß öffentliche Wohlthätigkeitanstalten leider zu oft nur einen blossen Gewährsbrief zu öffentlicher Trägheit und zum Laster bilden. Welche betrübende Lehre über die Unzulänglichkeit aller menschlichen Weisheit pflanzt diese Erfahrung nicht in unser Herz! Welcher Aufwand in dem Vorrathe edler Empfindungen! Welche verkehrte Richtung können einzelne persönliche Mißgriffe selbst in den schönsten Tugenden eines ganzen Volkes hervorbringen! Wohlthätigkeit ist ein Gefühl, welches dem Stolze des menschlichen Herzens so lieb, so theuer ist! Es ist eine adelige Empfindung! — Mohammed bewies seine tiefe Kenntniß des menschlichen Geschlechts, indem er das am schwersten zu verhindernde Laster: Geschlechtsausschweifung, erlaubte, und die am leichtesten auszuübende Tugend hingegen: Wohlthätigkeit, besonders einschärfte. Der Erfolg dieser Gesetze im Osten ist die Entstehung der größten Gebrechen in der Gesetzgebung. Es ermuntert zur gänzlichen Hingebung in die Sklaverei, und nährt die vertrocknendsten religiösen Irrthümer — in der Lehre vom unabänderlichen Schicksale.

Die Wirkungen unserer Armengesetze auf das ganze gesellschaftliche Gebäude sind demnach in Kürze folgende: sie ermuthigen zur Sorglosigkeit für die Zukunft, denn man befriedigt beinahe alle Bedürfnisse der Armen; sie begünstigen Unmäßige in der Befriedigung des Geschlechtstriebes, denn man erhält ihre Kinder; sie werden vermöge der nothwendigen Rückwirkung durch die auf den lasterhaften Armen gehäuften Wohlthaten eine unerträgliche Last für den redlichen Arbeiter; sie erweitern die Kluft zwischen den Begüterten und Armen, denn gezwungen ertheilte Hilfe wird mit Mißvergnügen und Unzufriedenheit gegeben und empfangen; sie vernichten alle Familienbande der Liebe von Seite des Arbeiters, denn seine Kinder werden für ihn nur ein Gegenstand kaufmännischer Berechnung. „Ein Beispiel," sagt Herr Wil-



llers, indem er von seinen Erfahrungen in der Grafschaft Glocester spricht, „wurde von einem Manne erzählt, der alle seine Kinder verlor, und sich dann öffentlich vernehmen ließ, es sei dieses für ihn wol sehr traurig, da er jetzt seine ganze Pfarrbezahlung verloren habe, welche ihm, wären seine Kinder nicht gestorben, ein fortwährendes, gemächliches Auskommen gesichert hätte." Ein anderes Beispiel ihrer Wirkungen rücksichtlich kindlicher Liebe erwähnt Dr. Chalmers in seinem Werke über die Volkswirthschaft. „Zu Bury in Lancashire waren mehrere alte Männer, die von öffentlichen Wohlthätigkeitanstalten einen Ruhegehalt bezogen. Diese wurden mit den Familien ihrer Kinder in das Armenhaus in die Wohnung genommen; sie vertauschten jedoch diesen Ort aus dem Grunde für das Arbeitshaus, um von ihren Kindern los zu werden, weil sie ihre gemächliche Ruhe störten." — „Oft war ich auch in der Versammlung der Kirchenvorsteher," erzählte Herr Clarkson vor einigen Jahren, „wo ich zum Vater sagte: Gehören diese Kinder euch?" Die Antwort war aber jederzeit: Nein, sie gehören der Pfarre. Niemand ist im Stande diesen Leuten begreiflich zu machen, daß ihre Kinder ihnen und nicht der Pfarre zugehören. — Die Pfarre ist ihnen dafür wirklich sehr verpflichtet! Auf dieselbe Art als die Armengesetze auf die gesellschaftlichen Bande einwirken, sind sie auch insbesondere der Sittlichkeit beider Geschlechter nachtheilig. Ein Mädchen auf dem Lande bekömmt zuerst ein Kind und dann einen Ehegatten. Ein Weib in Swaffham in der Grafschaft Norfolk hatte sieben uneheliche Kinder, und erhielt für jedes zwei Schillinge. Wäre es eine Witwe mit sieben ehelichen Kindern gewesen, so würde sie im Ganzen vier oder fünf Schillinge weniger erhalten haben. Ein uneheliches Kind ist also um 25 % mehr werth als ein eheliches. Es kann für eine gute Berechnung gelten, ein Frauenzimmer mit einer solchen Ausstattung von einem oder zwei Pfändern der Liebe zu heirathen. „Ich fragte," sagt Herr Brereton von Norfolk in einer unlängst herausgegebenen Flugschrift über die Handhabung der Armengesetze, „ich fragte den Vorsteher einer Gegend mit etwa hundert

Häusern um die Zahl der in einem bestimmten Zeitraume gebornen ehelichen und unehelichen Kinder. Der Bericht lautete: 77 Kinder wurden im Ganzen geboren, davon sind 23 eheliche und 54 uneheliche." Die Anzahl der unehelichen betrug also mehr als das doppelte der ehelichen Kinder.

Die Armengesetze, wie sie gegenwärtig im südlichen Theile des Eilandes bestehen, vernichten alle Sittlichkeit, Unabhängigkeit und gleichmäßige ernste Thätigkeit, und ermuntern, verbreiten und belohnen nur die Trägheit. Zu diesen gehört dann noch das Ansiedlungsgesetz mit allen seinen verderblichen Folgen. Wenn ein Arbeiter in einem Kirchspiele keine Arbeit bekommen kann, so wird er vermöge desselben, statt ihn in ein anderes zu übersetzen, auf dem Platze als ein Armer festgebannt. Auch dürfen wir hier das unheilschwangere, ansteckende Beispiel der herumirrenden Landstreicher von Irland nicht übergehen. Diese hibernischen Abenteurer, würdige Nachkommen der rauhen Ansiedler der Vorzeit, werden durch die allsegnende Erfindung der Kraft des Dampfes zu Tausenden und Tausenden in ein Land gebracht, wo man stolz ist, den Unglücklichen aufzuhelfen. Ausgestattet mit viel größeren Vorrechten zum Erwerbe aller Güter, als unser englischer durch die Ansiedlungsgesetze an sein Kirchspiel gefesselter Arbeiter, zerstreuen sich jene im ganzen Lande, und geben dort, wo sie sich endlich wohnhaft niederlassen, das verderblichste Beispiel eines verschwenderischen, ausschweifenden unverbesserlichen Lebens und gänzlicher Verarmung. Sie erinnern an die Geschichte eines entlaufenen Liebespärchens, welches sich zu Gretna-Green trauen ließ. Der Schmied (The smith) forderte für seine Dienste fünf Guineen. „Wie kommt dies?" entgegnete der Bräutigam „der Herr, den sie letzthin verehelicht haben, versicherte mich, daß er nur Eine Guinee bezahlt habe." — „Ganz recht" antwortete der Schmied, „er war aber ein Irländer, und ich habe ihn schon zum sechsten Mahle getraut. Er ist ein guter Kunde. Sie werde ich vielleicht niemals wieder sehen." Die Vorsteher der Pfarrgemeinden befolgen den Grundsatz des Schmiedes, sind ge-

gen Irländer sehr mild, die nach Wohlgefallen die halbe Welt durchziehen, und den Arbeiter im Kirchspiele auslachen. Er geht in tausend Pfarrbezirke, wird in allen unterstützt, er ist ja ein guter Kunde. Aber was gibt es für Mittel gegen diese stets zunehmenden Uebel? Jeder gesteht das Heillose dieses Verfahrens zu, steckt die Hände in die Tasche und fragt: „Was ist aber zu machen?" — So geht es immer, die Menschen erdulden die Uebel, welche sie umgeben, zanken und schmälen dann aber doch über jedes angewendete Heilmittel. Es herrscht im Geiste eine hinschmachtende Trägheit, überall stößt er auf Hindernisse, und denkt nur auf die Schwierigkeiten selbe zu beseitigen oder zu überwinden. Die langsame Weise, in welcher die von einzelnen regen Köpfen eingeführten Verbesserungen, wenn sie nicht allseitig unterstützt, vorwärtsschreiten, tritt in den von Dr. Chalmers vor sieben Jahren erwähnten Beispielen klar hervor, man darf selbe nur mit den neuern vergleichen, die in dem Berichte über die Armengesetze von den Ausschüssen aufgeführt werden. Nach denselben scheint sich das Verhältniß der Verbesserungen nur ungünstiger gestaltet zu haben. Einen auffallenden Beweis allgemeiner Unthätigkeit liefert die Pfarre Cookham. Das Uebel hatte dort seinen Wendepunkt erreicht, die früher bestandenen Grundsätze wurden geändert, und nun ist der Zustand jenes Kirchspieles wesentlich verbessert. Die angränzenden Pfarrbezirke aber leiden sämmtlich den Todeskampf bei der alten Gewohnheit, und dennoch folgt keiner derselben dem vor aller Augen liegenden so unzweideutigen Beispiele! Man muß jedoch gestehen, daß sich nicht das ganze Königreich in jener unglückseligen Lage befindet, als die vom Ausschusse über die Armengesetze besuchten Grafschaften. Im nördlichen Theile sind die ärgsten Mißbräuche des angenommenen Verfahrens noch nicht vorhanden; denn würden sie schon durchgehends herrschen, so wäre alles Reden dagegen wol vergeblich. Die Heilung wäre unmöglich; gerade weil sich das Uebel nur erst in einem Theile vorfindet, ist es wichtig dem weitern Fortschreiten desselben mit aller Gewalt entgegen zu wirken.

Ein Hauptmittel der Verbesserung liegt in der strengen Zucht im Arbeitshause. Es ist Thatsache, daß dort, wo die Bequemlichkeiten eines Arbeitshauses jene des freien Arbeiters übertreffen, die Armuth überhand nimmt, und im Gegentheile aber sich stets und schnell wieder vermindert. Alle Verbesserung muß hauptsächlich auf dieser Erfahrung beruhen. Ein Arbeitshaus muß ein Arbeitshaus sein, wo härtere Arbeit gefordert und weniger Lohn gegeben wird, als redlicher Erwerb von anderer Seite her eintragen kann. Die Freistätten für Alte, Gebrechliche sollen im Gegentheil hinlänglich bequem, jedoch nicht so glänzend eingerichtet werden, daß sie den Armen heranlocken. Sehr wol kann zwischen einem Arbeitshause für den Trägen und einem Ruheplatze für den Erschöpften ein Unterschied obwalten. Die vorgesetzte Behörde soll hierüber jährlich Bericht erstatten; dieser Bericht wird dann der beste Spiegel sein, welchen man über den Zustand des Armenwesens erhalten kann, und die Kundmachung ihrer Verhandlungen wird den Mißbrauch verhüthen und zur Verbesserung aneifern. Sie würde mit Hilfe der ernannten Ausschüsse die vielen kostspieligen Parlamentsausschüsse unnöthig machen, und stets zu Gebote stehen, sowol der Regierung als den beiden Häusern jede Aufklärung zu geben, die sich auf die arbeitende Volksclasse bezieht, daß dann eine solche Behörde endlich auch noch zu größerem Zwecke dienlich sein könnte, leuchtet von selbst ein; ihre Gründung würde bei allen Classen — ausgenommen vielleicht die Armen selbst — den größten Beifall finden, dem Vaterlande unermeßliche Summen ersparen, und in England wieder einmal den Stolz des redlichen Arbeiters erhöhen.

Notizen.

Literarische Anzeigen.

1. Das Thal und Warmbad Gastein. Von Dr. Albert von Muchar. Mit zwei lithogr. Ansichten und einer Karte. Grätz, 1834. In Commission bei Damian und Sorge. gr. 8.

Dieses interessante neue Werk des gelehrten Verfassers des altceltischen und römischen Norikums rechtfertigt nun bei seinem Erscheinen in vollem Maße jene Erwartungen, welche die im X. Hefte der vorigen Folge der steierm. Zeitschrift vorläufig gegebene detaillirte Inhaltsanzeige bei jedem Freunde dieser segenreichen Heilquelle, der sie umragenden Alpen und des selbe bewohnenden kräftigen Volkes erregt haben mochte. Der Heilung suchende Badegast erhält darin Aufklärung über alles, was ihm über die Badeanstalt zu wissen nur irgend wünschenswerth sein kann. Die ganze Tauernkette sammt ihren Thälern und Gewässern ist nach ihren orographischen, hydrographischen und topographischen Einzelnheiten dargestellt, und die großartigen Szenerien jener herrlichen Gebirgswelt sind mit den lebhaftesten Farben geschildert; die merkwürdigen Geschicke ihrer bergbau-treibenden Bewohner, so wie die Sitten und Lebensweise derselben sind mit der bei diesem Gelehrten gewohnten Gründlichkeit erforscht und das Wissenswertheste daraus anziehend erzählt; auch sind zur Bequemlichkeit des Geognosten, Mineralogen und Botanikers reiche Verzeichnisse der interessantesten Pflanzen und Mineralien des Gasteinerthales und seiner Seitenthäler beigefügt.

Eine so umfassende und genaue Darstellung dieses merkwürdigen Alpenthales konnte aber nur geliefert werden, weil der Verfasser bei mehrmaliger Anwesenheit im Wildbade sich von Al-

lem durch eigene Anschauung überzeugte, und weil Se. kaiserl. Hoheit der durchlauchtigste Erzherzog Johann den auserlesenen Schatz seiner Bemerkungen über die von diesem hohen Freunde der großartigen Hochgebirgswelt viel bereisten Tauern demselben huldreichst zur Benützung überließ. Der Hr. Verfasser hat daher sein Werk auch Hochdemselben, „als dem wissenschaftlichen Kenner der Alpenflora und des Bergbaues, dem hochherzigen Bewunderer der erhabenen Alpennatur" mit dem Ausdrucke des tiefsten Dankes geweiht. Die beigegebenen, von Ender gezeichneten, und von unserem vaterländischen Künstler Wachtl lithographirten Ansichten des Wildbades und des Marktes Hofgastein sind ein gefälliger Schmuck dieses Werkes, dessen Brauchbarkeit auch die Beigabe einer eigenen Detailkarte des Gasteinerthales erhöht. Als einen Beweis der lebenvollen Auffassungs- und blühenden Darstellungsweise des Hrn. Verfassers heben wir nachfolgendes Bruchstück für unsere Blätter aus, und hoffen hiedurch diesem eben so lehrreichen als unterhaltenden Werke recht viele Freunde zu gewinnen.

L * * r.

Sagen des Gasteiner-Thales.

All nations have their omens drear,
Their legends wild of woe and fear.
I cannot tell, how the truth may be;
I say the tale as 'twas said to me.

Walt. Scott.

In den langen Winterabenden versammeln sich Familie und Dienstleute der Gasteiner an der traulichen Flamme des Herdes, und während die fleißigen Hände mit jenen Arbeiten, die für den Winter aufgespart worden, beschäftiget sind, verkürzen Gespräche, Scherze, Märchen und Erzählungen, Lehren und Warnungen aus dem Munde der Väter die Stunden.

Wol sind diese Abende, so wie die Gesellschaften zum wechselseitigen Besuche in den Häusern der größeren Landwirthe an Sonn- oder Feiertagen, der interessanteste Theil in dem Leben der Tauernbewohner; wo man allein nur ihre natürlichen und eigenthümlichen Ansichten über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, über Leben und Tod, über Natur und geheime übernatürliche Wirkungen und Erscheinungen, ihren Glauben und Aberglauben, ihre Erzählungen und Märchen, ihre Sitten und Meinungen, ihre nationalen Sangweisen, ihre Lieder und Tänze kennen lernen kann.

Mit gespitzten Ohren hört Alles zu, wenn ein Greis erzählet: „Einst haben hier zu Thale wilde Männer gehauset. Einer derselben hat versichert, er habe den Sallesenwald am Stubnerkogl neun Male mairwerden, d. i. aussterben und wieder aufgrünen gesehen, und er denke es noch, wie der Bocksteinkogl im Kötschachthale wie ein Kranawetvogel, und das mächtige Scharreck wie ein Semmelwecken gewesen sei. Jene Männer besaßen eine riesenmäßige Stärke. Eine Pflugscharre über das ganze Thal hinüber zu werfen, ist ihnen ein leichter Wurf gewesen. Einst lehnte ein solcher Mann seinen Stock an das Reiterbauernhaus am Badberg, und das ganze Haus erbebte. Ihre Wohnung hatten diese Männer in einer unzugänglichen Höhle am linken Acheufer am Eingange der Klamm. Vor derselben standen Aepfelbäume, mit deren Früchten sie scherzweise auf die vorüberziehenden Wanderer herabzuwerfen pflegten. Man sieht jetzt noch daselbst Ueberreste von ihrem Hausrathe. Sie waren aber den Thalsbewohnern mehr hold als feindlich; und stellten ihnen oft Butter und Milch in Menge vor die Hausthüren hin."

Ein anderer Alter weiß die Sagen von den Geschicken der alten reichen Bergwerksherren, der Strochner und Weitmoser, und von dem Uebermuthe der Bergknappen am Rathhausberge, — und wie er erzählt, verdoppelt Jung und Alt die Aufmerksamkeit. „Erasmus Weitmoser war ein armer Bauernsohn von Gadaunern, der aber viel Verstand, und noch mehr eifrigen Willen hatte, etwas zu erwerben. Es trieb ihn, das Bergglück auf dem Rathhausberge zu versuchen; wobei er aber, weil ihm die Geldkräfte fehlten, so verarmte, daß er einmal den Brautschleier seiner Frau versetzen mußte, um am Ostertage ein Stück Fleisch essen zu können. Weil er aber diese harte Schicksalsprobe starkmüthig bestanden hatte, fand er an seinem Landesherrn, dem Erzbischof Leonhard, einen großmüthigen Unterstützer. Der Bergsegen that sich ihm auf, und er wurde ein überreicher Mann, Besitzer von Bergwerken und Höfen in und außer dem Gasteinerthale. Einmal fiel er beim Erzherzog Ferdinand I. von Oesterreich in Ungnade. Als er nun diesen Fürsten um Vergebung anflehte und Gnade erhalten, legte er einen silbernen Helm mit Gold gefüllt zu dessen Füßen. Jedoch Hoffart kömmt vor dem Falle! Seine Frau, auf ihren Reichthum pochend, war sehr stolz und übermüthig. Einst ritt sie durch die Klamm. Ein gar armes Weiblein saß am Wege, und flehte sie um ein kleines Almosen an. Die Weitmoserin warf einen verachtenden Blick auf die Bettlerin herab, und gab ihr — nichts. Darauf verkündigte

das Weiblein der stolzen Bergwerksfrau den über sie verhängten Schicksalsfluch einer gänzlichen Verarmung. Da zog die freche Weitmoserin voll Zorn einen kostbaren Ring vom Finger, und warf ihn in die finstere Bergschlucht und in die brausende Ache hinab mit der Betheuerung: So wenig, elende Bettlerin! wird dein Verarmungsfluch an uns in Erfüllung gehen, als dieser Ring jemals wieder an das Tageslicht kommen kann! — Was geschah aber! Nicht lange nachher verkaufte der Thalfischer in die Küche des Weitmosers eine mächtiggroße Forelle, die er in der Ache gefangen hatte. An einem nahen Festtage bewirthete der Weitmoser alle seine Mitgewerken an einer reichbesetzten Tafel. Da wird auch diese Prachtforelle aufgetischt. Und, sieh Wunder! — wie der Fisch zerschnitten wird, — lag der Ring der stolzen Weitmoserin in seinem Bauche! — Und wie schrecklich ist der Fluch des armen Bettlerweibleins an den Nachkommen Weitmosers in Erfüllung gegangen? Schaut hin auf den Weitmoserhof in Hofgastein, mit seinem Schneckenthurme, — auf das Weitmoserschloß zu Hundsdorf! — Alles liegt, und zerfällt schon in Trümmer!"

„Wie der Herr, so der Knecht! — Eine ewige Wahrheit!" — sagt nun ein anderer bejahrter Vater in Silberhaaren. „Was haben die Knappen am goldreichen Rathhausberge nicht alles vor Muthwillen getrieben! Mit silbernen Kugeln und Kegeln haben sie gespielt; mit silbernen Scheiben nach dem Ziele geworfen; aus goldenen Bechern haben sie sich mit den edelsten Weinen betrunken; — bis endlich Gottes schweres Strafgericht ihren Uebermuth erreicht hat. Hört nur! — Einst fand man am Rathhausberge einen Klumpen Gold, wol mehr als hundert Pfund schwer. Da gab's bei allen Bergherren in Hofgastein Freud und Jubel ohne End. Man träumte nur von goldenen Zeiten. Man glaubte, dieser große Klumpen Goldes sei nur ein Tropfen der reichen Bergader, die allein mehr Gold, als alle Bergwerke auf Erden geben werde. Jeder gemeine Bergknappe meinte da schon, er werde so reich werden, daß er Hausthüren und Fensterladen mit Gold- und Silberblech werde beschlagen lassen, und sich und die Seinigen in Sammt und Seide kleiden können. Alle Tage gab es nichts, als Gastmahle und Saufgelage, und so weit vergassen sich dabei die Bergleute im Uebermuthe, daß sie einem gemästeten Ochsen die Haut abzogen, ohne ihn vorher zu tödten. Das arme Thier wälzte sich unter gräßlichen Schmerzen. Einige zürnten sich darüber, und schalten die unmenschlichen Peiniger derb aus. Da sprach einer der Gewerken: Ochse hin, Ochse her! — wir schenken sein Fleisch armen Leuten! — Sind wir jetzt ja doch reich genug, um

wol noch mehr solche Ochsen alle Jahre zu bezahlen. Ja wir müssen alle Tage noch reicher werden. Denn, so wenig dieser Ochse mehr zu brüllen oder fortzulaufen vermag: so wenig werden uns Gold und Silber je ausgehen auf dem Rathhausberge, auf der Erzwiese und auf den anderen Bergen! Kaum aber waren diese Worte ausgesprochen, sprang der wie todt da gelegene, lebendig geschundene Ochse wüthig auf, brüllte dreimal fürchterlich, und stürzte im rasenden Sprunge gegen das Kötschachthal hinab. Da rannte Alles vor Schreck und Furcht auseinander. Stumm und traurig kehrten die Einzelnen ihren Hütten zu, und saßen mit bangen Herzen da am Abende eines so freudenvoll begonnenen Tages. Wie sie am anderen Morgen in die Stollen zur Arbeit einfuhren, siehe! da war die reiche Goldader gänzlich verschwunden. — Doch belebte sie Hoffnung, den Kernschatz wieder zu finden. Sie arbeiteten Wochen- und Mondenlang, — aber vergeblich! Traurig saßen sie einst an einem Feierabende beisammen, klagten sich einander die bitterschwere Arbeit, ihre Noth, und grollten über den verschwundenen Bergsegen. Da vernahmen sie plötzlich ein brummendes Getöse im Innern des Gebirges, wie das Rollen eines fernen Donners. Sie schauten den Rathhausberg hinan. Sein Haupt erbebte, die Felsen erkrachten und spalteten sich, und herauf aus des Felsens Spalte stieg ein ehrwürdiger Alter, im langen himmelblauen, golddurchwebten Gewande, an welchem Edelsteine gleich Sternen des Firmamentes funkelten. Was, rief er, klagt ihr Thoren über Mißgeschick! Seid ihr nicht selbst Schuld, daß der Segen eurer Arbeit von euch gewichen ist? Großen Reichthum hab' ich euch gegeben; und ihr hättet noch mehr empfangen. Aber durch euern Frevel habt ihr bewiesen, daß ihr des Reichthums nicht würdig seid. Er machte euch übermüthig, unmäßig und grausam. Darum sollt ihr fortan euer Brot im Schweiße eures Angesichts nur essen; auf daß ihr menschlich, fromm und demüthig bleibt. Der Segen meines Berges soll zwar nie ganz von euch weichen; aber nur mühsam werdet ihr erringen, was ihr zu eures Lebens Nahrung und Nothdurft bedürfet. Sparsam werden die Goldkörner sein in diesen Klüften; reichlich aber werden dort, wo die Ache an der Schreck in die schauerliche Tiefe hinuntertoset, hervorsprudeln Wunderquellen, welche über Goldadern fließen, mit heilsamen Salzen sich vermischen, und an glänzendem Schwefelkies sich erwärmen. Aus allen Ländern werden Menschen herzuströmen, um hier die verlorne Gesundheit wieder zu suchen, ein Gut, das köstlicher ist, als Gold und Silber, Perlen und Edelsteine. Immerfort werdet

ihr da sehen Bleiche, Schwache, Zitternde, Krumme, Blinde, Aussätzige und Lahme; damit der stäte Anblick des menschlichen Elendes euch milde und menschlich, und die Vergleichung zwischen euch, die ihr bei eurer harten Arbeit gesund seid, und zwischen jenen, die bei zerstörter Gesundheit nur Elend genießen, und beim Ueberflusse aller Güter des Lebens doch nicht froh werden können, euch zufrieden mache mit den Fügungen dessen, der Reichthum und Armuth nach unerforschlichem Rathschlusse dem Menschen zutheilet. Viele werden geheilt von den Quellen scheiden, und zurückkehren zu den Ihrigen voll Dank gegen den, der solche Wunderkraft in die Wässer gelegt hat; Thränen der Freude und des Dankes werden ihm zollen Aeltern, denen er ihre Kinder, Kinder, welchen er ihre Aeltern, Freunde, denen er ihre Freunde wieder gegeben hat; und auf ihren Knien werden Alle in Lobgesängen des Allmächtigen Güte und Barmherzigkeit preisen. So sprach der wunderbare Alte. Es war des Berges Schutzgeist. Und kaum hatte er's gesprochen; so wankte des Rathhausberges Haupt wieder; der Greis schwebte hinab in des Berges Schooß vor den erstaunten Blicken der auf ihren Knien liegenden Bergleute, und die Kluft schloß sich pfeilschnell wieder hinter ihm zu. Seit dieser Zeit ist des edeln Metalles nur wenig in unserem Thale; desto vielfältiger und erstaunenswürdiger aber sind die Wunder der Heilquellen am Badberge, die uns mit lauter Stimme zurufen, von Menschlichkeit, Gottesfurcht, Milde, Bescheidenheit, Zufriedenheit und Demuth nie zu weichen."

„Gewiß," ruft jetzt ein altes Mütterchen, „war jener alte Mann in dem Stralengewande der Geist des heiligen Primus; denn dieser Heilige hat einst mit dem H. Felician in unserem Thale gelebt. Sie wohnten am Badberge unterhalb der Schreck, wo hart an dem Felsen ihre Einsiedelei stand. Das ganze Thal war Wald und Wildniß, und viele Jahre lebten jene frommen Männer in dieser schauerlichen Wildniß, von Wurzeln und Kräutern, und dienten dem lieben Gott mit Bethen und Fasten. Darnach gedachten sie nach Rom zu ziehen, und ihr Leben für den christlichen Glauben hinzugeben. Bevor sie nun das Thal verließen, baten sie Gott inständig, diese Gegend mit einer besonderen Gabe zu segnen. Gott erhörte die Bitte so frommer Männer, und ließ am Reichebenberge, wo der heil. Primus seine Einsiedlerklause hatte, die wunderkräftigen Heilquellen hervorsprudeln, welche seitdem der Segen dieses Thales, und so vieler Tausenden von Menschen geworden sind. Ein Hirsch hat aber zuerst ihre Wunderkraft den Menschen kund gethan. In

der Gegend zu Oberlend haben einst Jäger zu Goldeck einen Hirschen mit einem Pfeil angeschossen. Das Thier entlief ihnen, und sie verfolgten seine blutige Spur alsogleich über die drei Waller in unser Thal herein, und durch den Wald bis an den Badberg her. Da bemerkten sie einen starken Dampf über die dunkelgrünen Waldbäume empor steigen. Sie gingen dieser Stelle zu, und sahen von weiten den verwundeten Hirschen, wie er sich in die aus dem Berge hervorbrausende Quelle hineingelegt hatte, und seiner Wunde gütlich that. Sie erstaunten darüber; traten der Quelle, aus welcher sich der jetzt nach einem so weiten Wege wie neu belebte Hirsch kaum trennen konnte, näher; fanden das Quellwasser fast brennend heiß, ahnten seine heilende Zauberkraft, und erzählten den ganzen Vorfall ihrem Herrn auf Goldeck."

„Ja, ja", fährt ein zweites Mütterchen fort, „so hat halt auch in der alten Zeit, wie heut zu Tage noch, Leid und Freud, Heil und Segen mit Unglück gewechselt. Die alten Bergwerksherren haben's oft genug erfahren und tief empfunden. Habt ihr nie betrachtet das Bild am linken Seitenaltar in der Kirche zu Hof? Es stellt die Geburt Jesu Christi vor. Ist gar ein schönes Gemälde, das ich schon stundenlang angeschaut habe. Dort ist auch aufgemalt eine Mutter, welche ein Kind in den Armen hält, aus einem Grabe heraussteigt, und ihren frommen dankbaren Blick zur Gottesmutter und zum lieben Jesuskindlein emporrichtet. Das war vor mehreren hundert Jahren eine vornehme Strochnerin, die Frau eines Pflegers zu Klammstein, welche in Geburtswehen scheinbar gestorben, und in die für sie bereitete Gruft, welche man noch einige Zeit unverschlossen gelassen hatte, hinabgestellt worden ist. In dem dunkeln Grabe aber erwachte sie wieder plötzlich aus dem todtenähnlichen Schlafe zum Leben; sie wurde heraufgebracht, gepflegt, und gebar bald darauf glücklich einen Sohn." Alle Anwesenden geben mit Blicken und Ausruf ihre Verwunderung über diesen Vorfall zu erkennen.

Sie glauben fest an das Bestehen und den Einfluß guter und böser Geister, Gespenster, Kobolde, auf Menschen und Vieh. Von Berg- und Alpengeistern, dem Schranel und Donanadel, von Bergmännchen, oder den überall thätigen Zwergen in den reichen Gold- und Silberschachten, in Berghöhlen, wo sie unterirdische Schätze bewahren, von dem bösen Erdgeiste Gangerl, von dem Butz, der die Wanderer auf gefährliche Abwege verführt, von dem Dusel, der nächtlicher Weile die Häuser beschleicht, und kleine Kinder daraus wegraubt, von der fürchterlichen Perchtl — hört man an solchen Winteraben-

den mit festem Glauben, nicht ohne Furcht und Grauen erzählen. Fest vertrauen sie auf die wider alle diese bösen Mächte alles vermögende Kraft der Weihung und Segensprechungen, und auf den Beistand guter, schützender Geister. Allein, kein Gebilde der Fantasie unter diesen Tauernbewohnern, keine Schilderung der Sage ist furchtbarer und erschütternder, als jenes des schwarzen Verhängnisses, des alten Fatums, oder der sogenannten Klage! — Wo diese im finstern Nachtdunkel grauenvoll jammert; wo mit oder auch ohne ihr der Todtenvogel die Wohnungen umseufzet, — da ist Jemand aus der Familie bald des Todes gewisses Opfer, oder sonst großes Unglück mit allen Schrecken nicht mehr fern. Zauberkräfte, Verzaubern, Verschreien, Vermeinen, Anthun, Nestelknüpfen, einflußvolle Sprüche und Lieder auf die Körper von Menschen und Vieh, auf Hervorbringung von Krankheiten, auf Erregung von Leidenschaften, vorzüglich des Hasses und der Liebe, — sind den Gasteinern wirkliche Dinge und Handlungen; und daß das Geschick jedes einzelnen Menschen, so wie das eigene, durch gewisse Handlungen an gewissen Tagen zuverlässig erforscht werden könne; — diesem Glauben sind hier Jung und Alt seit Jahrhunderten schon hingegeben. Daher die sogenannten Löslnächte und das sogenannte Löseln (Loosen) in der Walburgisnacht, in den Adventnächten, in den Nächten vor dem Christtage und dem H. Dreikönigentage, und in der Nacht am Samstage vor Lichtmessen; in welchen junge Bursche und Mädchen ihr Glück versuchen, ob sie in diesem Jahre noch heirathen oder nicht.

2. Darstellungen aus dem steiermärkischen Oberlande von F. C. Weidmann. Mit einem Titelkupfer (die treffliche Ansicht des Hochgollings) und einer Karte. Wien. Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold. 1834 XVIII. 228.

Um die Leser unserer Zeitschrift mit dem Geiste und Gehalte eines Werkes bekannt zu machen, welches durch seinen Gegenstand jeden gebildeten Steiermärker, ja jeden Freund der erhabenen Alpennatur zu interessiren geeignet ist, entlehnen wir demselben folgende Bruchstrücke.

Der Grundelsee und das todte Gebirge.

Wir verlassen Aussee mit dem dämmernden Morgen, wenn das erste Frühlicht über die hohen Alpenspitzen blitzt und sie in flüssiges Feuer taucht. Wir folgen der fröhlich dahin rauschenden

jugendlichen Traun. Freundlich und malerisch schön ist der Anblick des lieblichen Thales zu beiden Seiten. Diesen ersten Theil unseres Weges (das heißt von Aussee bis an den Grundelsee) [1]) kann man auch zu Wagen zurücklegen. Zu Fuße verwendet man etwa eine Stunde darauf. Dieser Weg ist übrigens von schlechter Beschaffenheit, und nur der reizende Anblick der Gegend, die schönen Berghöhen mit ihren reichen, mit zahlreichen schönen Bauernhöfen bedeckten Vorhügeln vermögen einigermassen dafür zu entschädigen. So wandelt man denn fort, bis der schöne Grundelsee uns entgegenglänzt mit seinem Spiegel. — Er ist groß und gewährt in seiner stillen Pracht und der herrlichen Umgebung einen höchst malerischen Anblick. Er hält zwei Stunden in der Länge und etwa eine halbe Stunde in der größten Breite. Bei dem Ausflusse zeigt sich eine Schwelle mit Thören, um das Wasser zu schwellen, wenn Holz getriftet wird. Der Flächeninhalt des Wasserspiegels hält 718 Joch, 86 2/10 □ Klafter. Die größte Tiefe mißt 212 Schuh. Sein Wasser erhält er durch unterirdische Quellen und mehrere Bäche. Am See liegt das Haus des Fischmeisters mit den Schiffhütten. In dem Lusthause, welches der Fischmeister am See erbaut hat, befindet sich ein Bild, welches die Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers in dieser entlegenen Alpengegend verewigt. Der Fischmeister ist ein sehr gutmüthiger alter Mann, von dessen ganz einfacher Gesinnung folgende Anecdote zeugt. Er ergießt sich gerne gegen jeden Fremden in Aeußerungen der Freude, daß der Kaiser selbst diese Gegend mit seinem Besuche beehrte. Hast du denn den Kaiser auch recht gut angesehen, frug ihn einst ein erlauchter Gast. Nein, das habe ich mich nicht getraut, erwiederte der ehrliche Greis. Ich habe gefürchtet, er möchte sagen: haut mir diesen kecken Menschen zusammen! — Der erhabene Gast lächelte.

Hier steigt man denn zu Schiffe; die Fahrt über den schönen freundlichen See hat ihren eigenen Reiz. Auf beiden Ufern erheben sich hohe Alpen mit waldigen Abhängen. Diese dunkeln Forste liefern viel Holz für den Bedarf der Salzpfannen. An dem Fuße dieser Abhänge, auf den sanften letzten Abdachungen derselben, zeigt sich das malerische friedliche Bild der zerstreuten Höfe. So auf dem nördlichen Ufer: Gaspurhof, Hopfgarten, Sperbichel, Steinwandel, Rößlern (hier ist die tiefste Stelle des Sees, mit 212 Schuh), Geißwinkel, Ladner (hier beträgt die Tiefe des Sees 184 Schuh) und Schachen; auf dem südlichen und schatt-

[1]) Hiezu das lithographirte Titelblatt.

seitigen Ufer: Hinteran und Wienern (hier ist die Tiefe des Sees 144 Schuh). Alle diese Höfe sind mit Grundstücken umgeben.

Unserer gegenwärtigen Excursion folgend, fährt man nicht ganz an das Ende des Sees, sondern nur bis zum Ladner. In den folgenden Ausflügen dieser Abtheilung werden wir ein Mehreres über diesen See[1]), so wie über seine Verbindung mit dem Tauplitz- und Kammersee sagen. Mit 6 Rudern fährt man vom Fischerhaus bis zum Ladner in einer halben Stunde. Vom Ladner geht es auf einem Steige durch den Wald nach Schachen, dann gleich aufwärts auf die Gößlwand, auf halbem Wege führt der Steig über einen Berg: an der Schwelb genannt. Auf der Gößlwand ist der Holzschlag und eine Hütte. Der Anflug ist hier sehr schön. Schallend ertönt in den weiten Forsten die Axt des rüstigen Hochknechtes, und man erblickt hier herrliche Bäume gefällt. Vom Ladner bis hieher ist eine Stunde. Immer steiler aufwärts zieht nun der Weg bis zu dem sogenannten Grausensteg, wo man die Waldregion verläßt. Dieser Grausensteg ist ein ziemlich schmaler Felsenpfad, der an einer Wand vorbei führt, und von welchem man in die eine Viertelstunde unterhalb liegende Alpe Vordernbach sehen kann. Vom Grausensteg an zieht sich der Weg fortwährend steil aufwärts nach der Seite unterhalb der Lahngangwand bis auf die Höhe. Von der Holzhütte bis an den Grausensteg geht man 3/4 Stunden, von dort eine halbe Stunde bis auf die Höhe, und dann wieder eine halbe Stunde durch Wald, bis zu dem Lahngangsee. Dieser romantische Wasserspiegel liegt von hohen Wänden eingeschlossen. Er ist etwa eine halbe Stunde lang (32 Joch 1205 5/10 □ Klafter Flächeninhalt). Reiche Alpenflora fesselt den Botaniker an die schönen Ufer dieses Sees. Der Steig führt längs des nordwestlichen Ufers desselben fort. Am Ende des Sees liegt die Lahngangalpe mit mehreren Hütten. Ihre Weiden sind sehr uneben. Von dort geht der Weg über Felsen eine Viertelstunde lang zu dem hintern Lahngangsee, und dann aufwärts eine halbe Stunde bis zur Elmgrube. Der hintere Lahngangsee ist klein (Flächeninhalt 5 Joch 1537 9/10 □ Klafter). Die Elmgrube ist eine Vertiefung, die eine Weide enthält, ihre Größe mag ungefähr eine Viertelstunde messen. Nordwestlich wird sie begränzt vom Salzofen, mit senkrechten Felsenwänden von mehr als tausend Fuß Höhe. Nördlich erhebt sich der Ablaßbühel, ein grüner Sattel, dann das kahle Gebirg des Hochkogels. Nordöstlich zeigen sich die Höhen gegen den Elmsee, einen noch kleineren Wasserspiegel, als den hinteren Lahngangsee. Diese Hö-

1) Siehe auch: Die Seen bei Aussee. Steierm. Zeitschrift 1830. X. Heft. 1. Heft.

hen sind ganz kahl, nur hie und da sproßt in den Spalten und Ritzen des Gesteines sparsames Gras. Südöstlich befindet sich der 6719 Fuß hohe Elm mit seinen felsigen Abstufungen, südwestlich ist die Scharte nach dem Lahngangsee. Hier hat die Waldregion ein Ende. Krüppelnde Lärchen, Zirmen und Krummholz ist alles, was hier noch erscheint. Ueberall springt das nackte Gestein in kühnen Massen vor. Die sogenannte alte Hütte steht vor der Elmgrube, die neuere (im Jahre 1811 fertig gewordene) eine gute Strecke weiter gegen den Lahngangsee zu. Ohngefähr in einer Viertelstunde legt man den Weg von einer zur andern zurück. In der Elmgrube befindet sich eine Lacke für das Vieh, und etwas aufwärts sprudelt eine frische Alpenquelle hervor. Hier wäre der Platz zum ersten Nachtlager auf diesem Ausfluge. In der Elmgrube steht nur eine Hirtenhütte. 21 Pferde werden aufgetrieben, diese bleiben bis Ende August, dann folgen die Ochsen. Diese werden auf dem Alpentrieb gehalten, so lange es nur immer die Witterung zuläßt. Dazu gehören: der Ablaßbühel, die große Wiese bis an die Wände der Henareralpe, dann die Elmwiese bis an das kahle Gebirge. Ein Hirte wohnt hier. Er bekömmt für ein Pferd 2 Pfund Schmalz, und alle Wochen 7 fl. für Alles. Gewöhnlich pflegt dieser Hirt acht Wochen hier oben zuzubringen. Von Johanni bis Bartholomäi sind die Pferde da, die Ochsen bis der Neuschnee auf dem Hochgebirge einkehrt.

Ausgeruht durch das Lager auf frischem Heu, und mit erneuter Kraft ausgerüstet, machen wir uns nun auf den Weg, das todte Gebirge zu besuchen. Jedoch ist di Fortsetzung der Excursion, wie sie jetzt folgt, nur für Alpenjäger und feste, ausdauernde Fußgänger berechnet. Städter, welche sich in dieser Hinsicht nicht geprüft haben, mögen zurückbleiben. Ein Spaziergang an den Elmsee und seine Umgebungen bietet des Interessanten und Anziehenden, zumal bei schöner Witterung, genug. Der Weg von den Hütten bis an den Elmsee ist ernst und düster. Der See selbst (etwa eine halbe Stunde im Umfange haltend) liegt in einer Grube. Es ist auserlesene Weide hier, und das Thal zieht sich noch weiter fort gegen das Rothgeschirr und die Gränze. Der Elmsee dient auch als Einsetzteich für die Lahngangsalblinge, um bei der größten Hitze gute Fische zu haben. Sie nehmen da sehr zu, doch vermehren sie sich nicht. Hier am Elmsee mit seinen Tümpeln, Löchern und Klüften ist auch der Aufenthalt großer Lacerten, welche wol durch die rege Phantasie des Aelplers ins Ungeheure übertrieben, die Grundentstehung der vielen Sagen dieser Gegenden von Lindwürmern und Drachen bieten mögen. Ferner wird auf diesem Wege das sogenannte Wet-

terloch, eine Felsenkluft, aus welcher bei jeder Witterungsveränderung Nebel emportaucht, die Aufmerksamkeit anziehen. Das Geiernest ist der erste Berg am Elmsee, sein höchster Gipfel, der Hochalm, ist nicht schwierig zu besteigen. Ein gleiches gilt vom Salzofen, welcher oben ganz flach ist, und gute Weide bietet. Vom Elmsee ist es noch eine halbe Stunde bis zur sogenannten Röll, von wo man auf den schönen Albensee hinabsieht.

So wird sich auch der minder Rüstige hier gut und angenehm die Zeit vertreiben können. Wir führen nun den übrigen Theil der Gesellschaft, bereit, den Beschwerden zu trotzen, gegen die colossalen Gruppen des Todtengebirges. Der Weg führt gerade über die Elmgrube, den schönen grünen Ablaßbühel hinan. Am Fuße desselben rauscht eine schöne Quelle, wo Pindars bekannte Ode auf das Wasser die volle Anwendung findet. Nachdem man eine starke halbe Stunde bergan gestiegen ist, geht es einer großen Wiese zu. Von hier hat man eine schöne Ansicht des Salzofens. Anfangs der großen Wiese rauscht ebenfalls eine Quelle hinab. Hier verläßt man den Steig und wendet sich rechts, gegen Norden in das kahle Todtengebirge, über Felsen, durch Tiefen und über Höhen, immer den Tauben nach (so heißen hier die aufgestellten Steinhaufen, welche die Richtung anzeigen, welche man nehmen muß, und ohne welche Signale das Verirren und Versteigen in diesem Felsenhaus sehr leicht möglich wäre). Zwei Stunden gehet es so fort bis an das Hochbrett. Immer kahler und zerrissener wird das Gebirge. Auf dem Hochbrett hat man eine Scharte erreicht, durch diese gehet es gegen die Gränze von Oesterreich hin. Auf derselben ist eine Höhle: die Kirche genannt, links der hohe Rabensstein.

Jeder, der nicht seine Schwindellosigkeit und den festen Tritt seines Fußes bereits auf gefährlichen Alpensteigen versucht und bewährt gefunden hat, lasse sich gewarnt sein, den Weg, welcher von hier aus an der Wand hin weiter führt, zu betreten. Kaum einen Fuß breit ziehet er sich an Abgründen, welche das Auge kaum ermißt, an überhängenden Felsen und jähen Klüften hin, eine halbe Stunde weiter als die andern Wege. Tief zu den Füßen blickt man hier in den dunkeln Albensee und das Seehaus hinab, vorwärts liegt Scharnstein, und die Felsen fallen hier nach den gesegneten Ebenen Ober-Oesterreichs senkrecht ab. Hier irgendwo hinabzukommen, ist Unmöglichkeit, selbst für den kühnsten Gemsenjäger. Oestlich vor dem Auge liegt der Hochkasten und die Röll, so genannt, weil immer Steine hinabrollen. An der Wand sproßen sparsam einige Alpenpflanzen in den Ritzen,

als die Valeriana elongata und die Saxifraga sedoides; auch der Bergknoblauch, allium opherscephalum, kommt auf dem Wege vor. Auch sieht man hier oft die muntere Gemse ihre lüftigen Sprünge üben. Am Hochbrett ist der geeignetste Ort, eine kleine Mahlzeit zu halten; für Träger, welche Mundvorrath mitführen, muß ohnedieß gesorgt sein. Von dort geht es dann über die Wand nach dem Rabensstein. Auf dieser Seite ist er noch am besten zu besteigen, obschon der Weg auch hier schwierig ist. Aber auf dem Steige, vor welchem ich so eben gewarnt habe, macht er Abfälle (hier Breter genannt), wo selbst die kühnsten Jäger nur barfuß hinauf zu klimmen wagen.

Eine Stunde steigt man bis auf die Höhe. Der Rabensstein dürfte ungefähr eben so hoch sein, wie der Salzofen. Das Gebirge ist ganz kahl und zerrissen. Von oben schwelgt der belohnte Blick in einer herrlichen Uebersicht der ganzen majestätischen Alpenkette, die das Salzkammergut von Aussee umgibt. Auch einen großen Theil des Landes Oesterreich ob der Enns überschaut man auf diesem erhabenen Standpunkte. Zu den Füßen tief in dem schauderlichen Abgrunde liegen die waldigen Thäler des Alpensees, dann überfliegt der Blick die Ebene hinaus gegen Stift Lambach, einerseits gegen die mächtige Donau hin, andererseits gerade gegen die Enns. Steigt man noch eine kleine Strecke weiter bis an den Rand, so siehet man nach den ober-österreichischen Thälern hinab. Von hier gehet es dann wieder zurück.

Urtheile des Auslandes.

Seine Hochachtung soll jedes Volk den Männern weihen, durch die es erleuchtet und gebessert ward, ihre Bilder soll es ehren, ihr Gedächtniß soll es feiern, und alle Herzen werden vor Begierde glühen, eben so groß und edelmüthig zu sein.

Zimmermann.

Es ist ein unendlich beseligendes Gefühl, eine der schönsten Aufgaben, welche sich der Edle stellt, das wirkliche Verdienst rücksichtslos auf dessen Feinde oder Verhältnisse mit freudigem Eifer anzuerkennen und demselben seine Kronen zu weihen. Um wie viel mehr ist dieses der Fall, wenn es sich um Männer handelt, die dem Vaterlande angehören, die zu dessen Verherrlichung, zur Verbreitung des Nützlichen, Schönen und Guten beitragen oder beigetragen haben. Sollte man nicht denken, daß bei den Namen derselben das Herz eines Jeden erglühe, und sein Auge in stolzer Freude strale, sollte man da nicht glauben, daß das Heimische, Vaterländische mit gieriger Hast ergriffen, das Schöne mit Begeisterung angepriesen, die Schwächen nachsichtig verhüllt und par-

teiisch entschuldigt würden, ja wol, man sollte das glauben — und dennoch geschieht dieses leider nicht immer bei uns. Man denke an Ottokar von Horneck's Reimchronik, an Tiek's Ulrich von Lichtenstein, an Adelung's Sigmund von Herberstein, an den Reisenden und Geographen Martin Zeiller 2c., sämmtlich Steiermärker, ohne so viele nicht minder ehrenvolle Namen der neuen und neuesten Zeit nennen zu wollen, und es erhellt, daß diese unserem Vaterlande angehörenden Männer bisher im Auslande oft besser gewürdiget und höher geachtet wurden, als dieses im Inlande geschehen ist. Man mag diese Thatsache zu großer Bescheidenheit oder zu geringer Zuversicht auf selbstständiges Urtheil oder was immer für Beweggründen zuschreiben, keineswegs ist es aber dem zeitgemäßen Fortschreiten auf der Bahn der Wissenschaft und Geistesthätigkeit im Verhältnisse mit andern Provinzen des Kaiserstaates zuträglich, sondern lähmt und hindert alles wissenschaftliche Streben und erschlafft die edelsten Kräfte des Geistes. Diesem zu begegnen und die Theilnahme an dem Vaterländischen mehr zu erhöhen ist der Zweck dieser Anzeigen. Wären sie doch geeignet denselben, wenn auch nur in Etwas, zu erreichen!

1. Diese Absicht und eine zweite Ausgabe oder Bearbeitung der Geschichte des osmanischen Reiches durch unsern ausgezeichneten und weit über unser Lob erhabenen Landsmann, dem Herrn Hofrath und Hofdolmetsch Joseph R. v. Hammer, (Pesth, Hartleben, 1834) hat uns veranlaßt ein Urtheil des fernern Auslandes über dieses große Nationalwerk der Deutschen aus dem Englischen des Quarterly Review (London, Juli, 1833) zu übersetzen und den Freunden des Vaterlandes zu widmen. Wir wollen zu diesem Behufe aus dem bei dreißig Seiten langen Artikel, welcher einen kurzen Abriß der in den ersten acht Bänden enthaltenen Geschichte des osmanischen Reiches enthält, nur etliche Hauptstellen herausheben, in welchen das Endurtheil über das Ganze ziemlich vollständig enthalten ist.

„Die Geschichte des Herrn von Hammer," heißt es, „erscheint mit hohen Anforderungen vor uns, nicht nur, weil der Herr Verfasser allgemein als ein gründlicher Kenner morgenländischer Sitte und Sprache berühmt ist, sondern auch, weil ihm viele früher unerforschte Quellen der Belehrung zu Gebote standen. Er verbindet mit seiner ausgebreiteten Kenntniß des Morgenlandes jene außerordentliche Bekanntschaft mit den sämmtlichen wissenschaftlichen Leistungen Europa's, welche zu erwerben nur seine unermüdeten Landsleute Zeit und Geduld finden. Diese ist es auch, wodurch er, wie so Viele seiner Art, man muß es

gestehen, manchesmal zu einer prunkhaften Entfaltung und eigenthümlichen Anwendung derselben geleitet wird. Herr von Hammer erfreute sich aber nebst der angedeuteten großen Vorbildung für dieses wichtige Werk noch anderer besonderer Vortheile. Ungehindert konnte er die Archive von Wien und Venedig besuchen und benützen, und hat, besonders in dem letzten, einige selbst dem wachsamen Forscher Daru entgangene wichtige Urkunden entdeckt. Vor Allem aber gibt die umfassende Kenntniß der, was zu hören unsere Leser vielleicht staunen werden, bändereichen, türkischen Literatur seinen Angaben großes Gewicht, welches noch mehr durch den ruhigen Ernst und die weise Unparteilichkeit desselben erhöht wird. Der größte Theil dieser geschichtlichen Schätze wurde durch die Bemühungen und auf Kosten des Verfassers zusammengebracht. Von zweihundert türkischen, arabischen oder persischen über die allgemeine Geschichte oder jene des osmanischen Reichs handelnden Werken kannte Herr W. Jones nur zwölf, und nicht über vier und zwanzig derselben befanden sich in den öffentlichen Bibliotheken Constantinopels. — Die genaueste Bekanntschaft unsers Verfassers mit dem Geiste und Charakter der mohamedanischen Religion gehört unter die Vorzüge, welche dieses gehaltvolle Werk am meisten empfehlen." — Der Artikel über dieses Werk schließt folgendermaßen, und mag dem englischen Nationalstolze viel Ueberwindung gekostet haben: „In den frühern, und fast möchten wir sagen, den bessern Tagen der englischen Literatur, würde dieses in einer dem größten Theile der englischen Leser so wenig bekannten Sprache geschriebene Werk, das unsere Kenntnisse über ein Volk, welches in der Geschichte der Menschheit und selbst in den Angelegenheiten des neuen Europa einen so wichtigen Antheil nahm, so vielfach erweitert, gewiß der brittischen Lesewelt durch eine Uebersetzung zugänglich gemacht worden sein. Aber gegenwärtig, wo wissenschaftliche Unternehmungen durch das gegenseitige Ueberbiethen an Wohlfeilheit gelähmt werden, und wo das Ruhe heischende Studium der Wissenschaft durch das anmaßende Toben und Geräusch politischer Kämpfe den Todesstoß erhalten zu haben scheint, welcher, der Aufgabe gewachsene, Mann (und es würde einen Mann von nicht gewöhnlichen Fähigkeiten und Kenntnissen fordern) wird jetzt Zeit und Talent solch schlechtvergoltener Arbeit widmen? Welcher Buchhändler eine der Mühe entsprechende Belohnung auf das Spiel setzen wollen? Wie wenige der ausgezeichnetsten Werke Europa's sind bei uns eingebürgert? Wie unbekannt im Allgemeinen selbst Gelehrte in England mit den großen Meisterwerken Deutschlands, während im Gegentheile

jedes englische Buch, selbst vom geringsten Werthe, ja, man kann sagen, von gänzlicher Nichtigkeit seinen Weg nach Deutschland findet? Häufig überrascht uns bei diesen unersättlichen Gelehrten (Insatiable scholars) die Berufung auf eine unbedeutende Flugschrift, welche in unserem drückenden Dunstkreise ebenso geschwind wieder unterging, als sie auftauchte. Jedes nur einigermaßen ausgezeichnete Werk, es enthalte Dichtung oder wissenschaftliche Forschungen, wird mit der größten Begierde in Beschlag genommen, und erscheint in einem deutschen Gewande zur nächsten Leipziger Messe. In diesem Austausche erhalten auch wir nebst den wenigen auf größeren Werth und längere Dauer Anspruch machenden Werken viele Trödelwaare — einige in ihrer Art recht neckische Stücke — eine Undine, einen Sintram und Peter Schlemil — und hin und wieder Stücke von jenem wackern Novellisten Tieck; was aber die Einbürgerung so ausgedehnter, so gediegener Werke wie das vorliegende, wie die eines Raumer, eines Wilken und vieler Anderer in jedem Zweige der morgenländischen, classischen, alterthümlichen oder geschichtlichen Literatur anbetrifft, da schaudern unsere literarischen Kaufleute zurück, scheuen solch gewagte Unternehmungen, beschränken natürlich die Einfuhr nach Verhältniß der Nachfrage, und lassen uns dergestalt in einem Zustande völliger Abgeschiedenheit von jenem Theile der gelehrten Allgemeinde Europa's, welche beinahe in jedem Zweige des Wissens mit unvergleichlichem Eifer und großer Gewandtheit vorwärts schreitet."

2. Zu den steiermärkischen Schriftstellern, welche der Tod für die Wissenschaft vom literarischen Wirken leider zu früh abrief, gehört, besonders rücksichtlich seines letzten Werkes: Historisch-ethnographische Uebersicht der wissenschaftlichen Cultur, Geistesthätigkeit und Literatur des österreichischen Kaiserthums nach seinen mannigfaltigen Sprachen und deren Bildungsstufen, (Wien, Gerold, 1830) Dr. Franz Sartori. Nur wer den ersten Band desselben gelesen, wird beurtheilen können, wie in jeder Beziehung wünschenswerth die Vollendung desselben sei. Gerne würden wir in eine nähere Erörterung des Werkes eingehen, läge es nicht außer dem Plane dieser Zeitschrift. Wir wollen dagegen einige Urtheile des Auslandes anführen, nicht als ob diese die einzigen oder die günstigsten wären, sondern weil uns selbe in den uns zu Gebote stehenden Zeitschriften gerade auffielen.

In der Leipziger Literatur-Zeitung vom 11. Oktober 1832 heißt es: „Gewiß dies Werk war an der Zeit und ebenso gewiß, es war in guten Händen. Seiner Vorbildung und seiner Stellung

nach konnte vielleicht nur Herr Satori, in dessen ämtlichen Bereiche sich eine Masse Notizen vereinigen mußten, die ein Anderer vielleicht nie, vielleicht nur mit der größten Schwierigkeit erlangt hätte, sich an die Lösung der großen Aufgabe wagen, wenn gleich zu einer billigen Würdigung desselben im Titel „als Uebersicht und in skizzirten Umrissen" nicht übersehen werden darf." — Am Ende: „Damit schließt Recensent die Anzeige über dieses Werk, welches kein Freund der Literatur ohne den Wunsch es bald vollendet zu sehen, aus den Händen legen wird."

Wol Jedermann wird mit uns die Ueberzeugung theilen, daß Urtheile auswärtiger Schriftsteller über einen österreichischen Censur-Beamten schwerlich an dem Fehler der Parteilichkeit leiden, und daß es dem Herrn Rec. viel gekostet haben mag, die Vortrefflichkeit des Werkes ehrenvoll einzugestehen.

Nicht minder vortheilhaft spricht sich die Revue encyclopedique, Juin 1831, Seite 552 über das oben angezeigte Werk aus, wovon wir hier einige Stücke übersetzen wollen: „Dieses Werk," heißt es dort, „umfaßt die Literatur des österreichischen Staates nach allen seinen Sprachen mit einer solchen Klarheit und Genauigkeit, daß der Leser leicht im Stande ist, die literarischen Schätze Oesterreichs von ihrem Ursprunge bis in die Gegenwart in einem Ueberblicke zu beurtheilen. Es enthält alles Merkwürdige hierüber aus mehr als vierzehn verschiedenen Sprachen, und der Zweck der unermeßlichen Forschungen (immenses recherches) des Verfassers betrifft die Lösung der Frage: ob die aus 32 Millionen Menschen bestehende österreichische Monarchie eine selbstständige Literatur habe. Diese Literatur begreift jedoch nicht blos die im eigentlich so genannten von 6 Millionen Deutschen bewohnten Oesterreich, erschienenen Werke in sich, sondern auch jene der verschiedenen andern Völkerschaften, als der 14 Mill. Slaven, der 4 1/2 Mill. Italiener, der 4 Mill. Ungarn, 2 Mill. Wallachen, 500000 Juden, der Armenier, Griechen, Türken u. s. w. Die wissenschaftlichen Arbeiten dieser vielen Völker sind dem Fremden gänzlich unbekannt, sie sind es aber auch den gegenseitigen Nationen unter sich und zwar auf solche Weise, daß Deutschland und selbst Oesterreich selbe kaum kennen. — Hierauf gibt der Rec. eine kurze Uebersicht des Inhaltes sowol vom erschienenen ersten Bande, als vom zweiten, dessen Herausgabe durch den Tod des Verfassers leider bisher unterblieb, und schließt das Ganze mit den Worten: „Dies ist der schätzbare Inhalt eines Werkes, welches aus so vielen Rücksichten als eines der schönsten Denkmale betrachtet werden kann, welche man der Literatur errichtete. Der Verfasser entsprach im ersten

Bande vollkommen der hohen Idee, welche man von seinen Talenten gefaßt hat, der zweite wird ohne Zweifel ebenso viel Interessantes bieten, und die gelehrte Welt und insbesonders Deutschland ihm für ein so lange vergeblich gewünschtes Werk die dankbarste Anerkennung zollen. Himly."

Diese Auszüge werden genügen, wenigstens die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses Werk zu lenken. Wie höchst schmerzlich aber muß es nicht jedem Gelehrten, jedem Freunde der Wissenschaft sein, zu vernehmen, daß ein Mann, welcher durch mehrere Jahrzehente an einem großen Nationalwerke emsig arbeitete, weder Kosten noch Mühe sparte um etwas Ausgezeichnetes zu liefern, und vermöge seiner Stellung und Talente auch wirklich geliefert hätte, daß solch ein Mann gerade im Augenblicke, wo er bald selbstzufrieden sagen konnte: Exegi monumentum aere perrennius, plötzlich vom Tode übereilt, von seinem großen Unternehmen abgerufen wurde. Dieß war bei Herrn Sartori, besonders rücksichtlich des schon 1811 angekündeten Gelehrten- und Schriftsteller-Lexicon's der Fall, wozu der Hingeschiedene schon bei 2000 Quellenwerke der österreichischen Literärgeschichte gesammelt, eine große Menge derselben excerpirt, die bereits vorhandenen Biographien kritisch gewürdigt, berichtigt, verglichen hatte, wo er durch Mittheilung von Gelehrten und Schriftstellern, so wie durch Correspondenz schon in den Stand gesetzt war, die Zahl der handschriftlichen Biographien bis auf 3000 zu vermehren; so zwar, daß der erste Band schon zum Drucke bereit lag, der zweite blos mehr abgeschrieben zu werden brauchte, und für die folgenden das Material schon geordnet war. D**.

Bevorstehende literarische Erscheinung.

Die Vegetation der Tiroler Hochgebirge um Kitzbichel von Dr. Unger, ungefähr 25 Druckbogen.

Diese Schrift gibt ein naturhistorisches Gemälde des nördlichsten Theiles von Tirol, sich über 19 1/2 □ Meilen erstreckend.

Die Lage dieses Territoriums am nördlichen Gehänge der norischen Centralalpen, und an dem Punkte, wo hohe (6000 — 8000 P. F.) Gebirge von verschiedener Natur aneinander stoßen, ist besonders für den Pflanzenforscher nicht nur der Reichhaltigkeit der Flora wegen, sondern auch in pflanzengeographischer Hinsicht von höchstem Interesse. — Der Verfasser, durch einen ununterbrochenen vierjährigen Aufenthalt mitten in diesen Hochgebirgen in den Stand gesetzt, hinreichende Daten zu vielen wichtigen



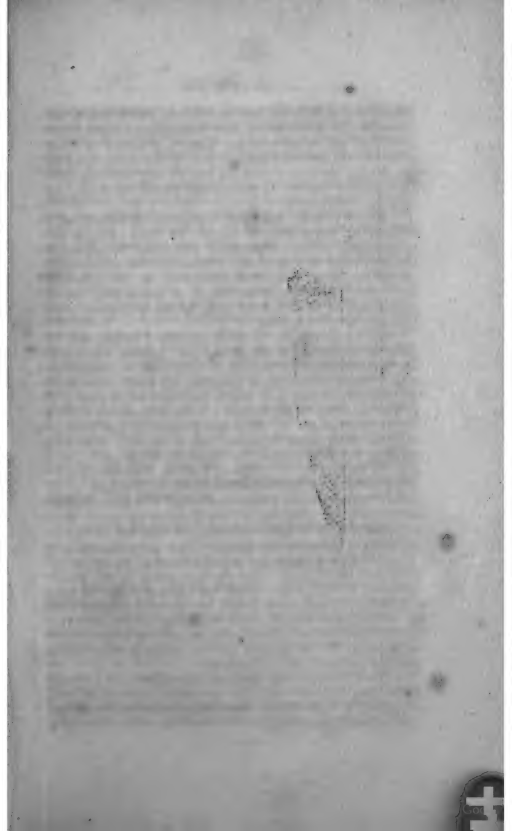
Erörterungen zu sammeln, legt hier dieselben, in so fern sie besonders mit der Vegetation in ihrer mannigfaltigen und gesetzlichen Gestaltung in unmittelbarer Verbindung stehen, in einem wissenschaftlich geordneten Ganzen vor. Dieses zerfällt daher in zwei Theile, deren ersterer von den die Vegetation bedingenden Einflüssen handelt, letzterer eine kritische Aufzählung der Gewächse selbst enthält.

Der erste Theil gibt ferner in einzelnen Abschnitten, als: Topographie, Geognosie, Meteorologie, die dahin gehörigen Untersuchungen, worunter insbesonders ausführliche Beobachtungen über Luft- und Erdtemperatur, Barometer-Beobachtungen und geognostische, an der Centralkette anknüpfende und das ganze Unter-Innthal umfassende Darstellungen zu nennen sind, worin zugleich auch die zahlreichen aber wenig bekannten Bergbaue dieser Gegenden beleuchtet werden.

Der zweite Theil, die kritische Aufzählung der Pflanzen, beginnt mit allgemeinen im Räumlichen und Zeitlichen sich darstellenden Verhältnissen der Vegetation. Die bisher von ausgezeichneten Pflanzenforschern, einem Humboldt, von Buch, Wahlenberg, De Candolle, Schouw u. a. noch so zweifelhaft beantwortete Frage über den Einfluß des Bodens und der Bodenart im Großen auf die Physiognomie der Pflanzenwelt veranlaßte den Verfasser in nähere Erörterungen einzugehen, und er behandelt dieses Thema unter den Ueberschriften „die Organe der Ernährung", „Vorgang der Ernährung" — „Kohlenstoff als Basis der Ernährung" „Nothwendigkeit des Wassers zur Ernährung" — „Aufnahme mineralischer Bestandtheile der Pflanzen von Außen" — ferner: „Einfluß der geognostischen Formation auf den Charakter der Flora" u. s. w., wozu ihm theils eigene Versuche, besonders aber die in den Hochgebirgen gemachten Erfahrungen reichen Stoff darboten.

Den Schluß macht eine mit Sorgfalt und Umsicht dargestellte Aufführung der Gewächse aus sämmtlichen in dem Territorio von Kitzbichel vorkommenden, sowol phanerogamen als kryptogamischen Pflanzen, deren Anzahl mit den Varietäten sich nahe auf 1800 Formen erstreckt. Diese Aufzählung enthält außer dem die Verbreitungsbezirke jeder einzelnen Pflanze auch über die gesetzten Grenzen, und ist überdies reich mit kritischen Bemerkungen nach eigenen Erfahrungen ausgestattet.

Zur Erläuterung sind beigegeben eine phyto-petrographische Detail-Karte von 30″ Länge und 22″ Breite, nach eigener Idee ausgeführt, und zwei Blätter Gebirgsdurchschnitte und phytotomische Zeichnungen enthaltend.



Grätz, 1834.
Gedruckt bei den Gebrüdern Tanzer.

Steiermärkische

Zeitschrift.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Zweites Heft.

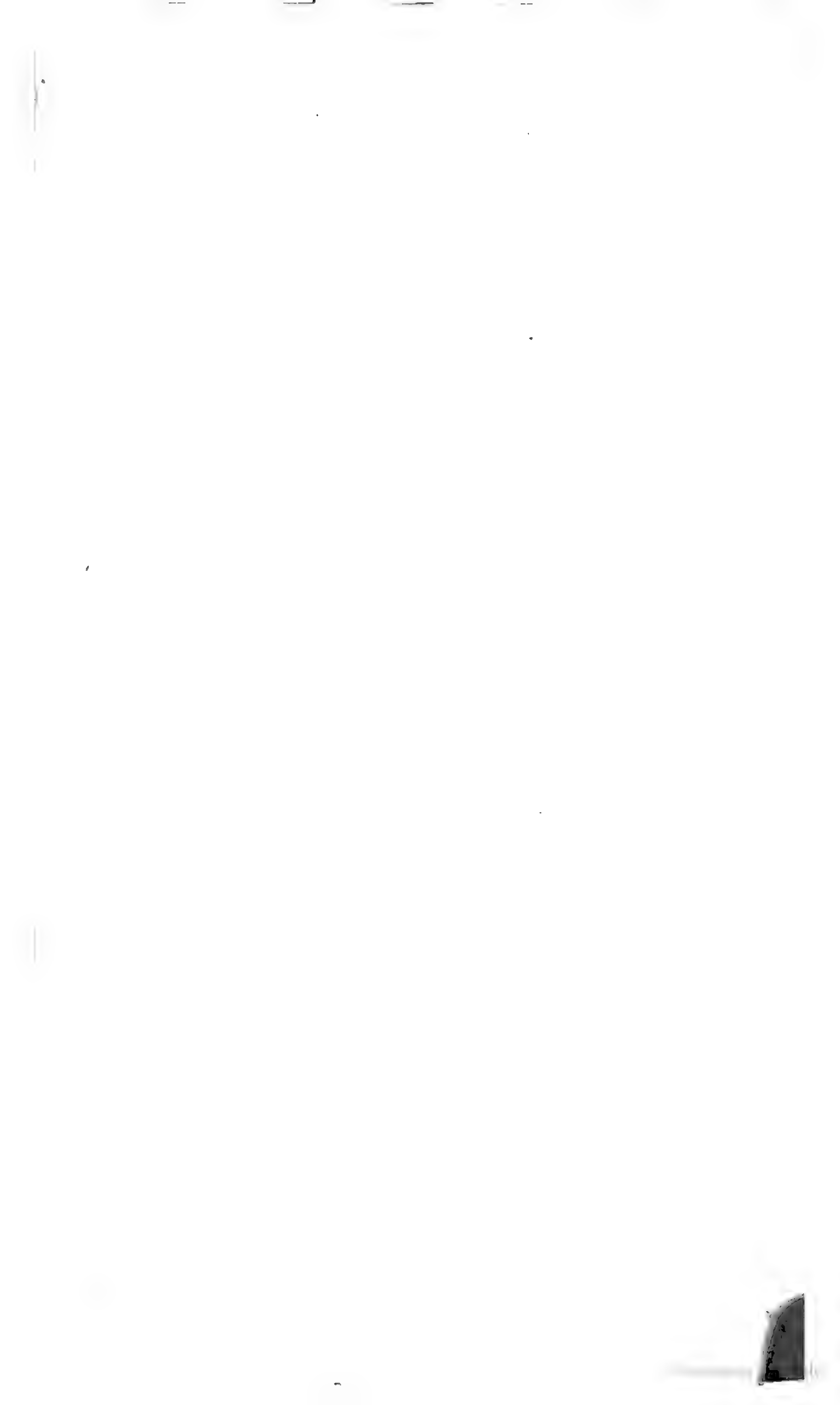
Grätz, 1834.

Gedruckt bei den Gebrüdern Tanzer.

Steiermärkische Zeitschrift.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Zweites Heft.



MARKT EISENERZ in OBERSTEYERMARK.

Steiermärkische Zeitschrift.

Redigirt

von

Dr. G. F. Schreiner, Dr. Albert v. Muchar,
C. G. Rit. v. Leitner, Prof. A. Schrötter.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

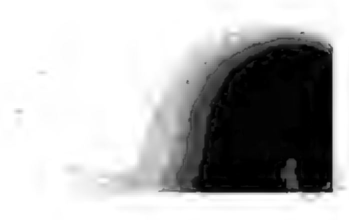
II. Heft.



Mit einer lithographirten Ansicht und einem Plane.

Grätz, 1834.

Im Verlage der Direction des Lesevereins am Joanneum,
und in Commission bei Damian und Sorge.



Papier und Druck von den Gebrüdern
Georg und Carl Tanzer.

Inhalt.

Seite.

Aus meinem Wanderbuche.

Von Eduard Freiherrn von Feuchtersleben.

Vor der Ritterburg Strechau.

Wo sich die Felsen wolkennahe platten,
Da solltest Du jedweden Aufruhr hemmen,
Umstarret rings von scharfen Bergeskämmen,
Die übermüthig sich mit Sternen gatten. —
Manch edlen Helden sahst Du hier ermatten,
Wohl wußtest Du manch schöne Kraft zu dämmen,
In Deine Kerkergrüfte einzuklemmen,
Noch jetzt durchhuscht von ruhelosen Schatten. —
Der Wanderer kann nur mit scheuem Grauen
Zurück in jene düstern Tage schauen,
Die solche Zwinger frevelnd konnten bauen;
Dem Merkmal ferne von Gewalt und Ränken,
Den Herrschern dankend, die uns Zeiten schenken,
Worin die Liebe sichrer weiß zu lenken. —

Auf dem Erzberge.

Hätt' ich, wie Du, ein Herz von Stein,
Und in den Adern Eisen,
Wie wollt' auch ich zufrieden sein,
Wie gern die Ruhe preisen;
Doch mich durchglüht des Mannes Sinn,
Der treibt, ob's stürmt, ob's heiter,
Mich über Land und Wasser hin,
Mein Losungswort heißt: weiter! —

In einer Gebirgsschlucht.

Wie sich thürmen hier die Tauern!
Sie umstarren bleich und fahl,
Wie des Geisterreiches Mauern,
Rings dies todtenstille Thal!
Freu'n kann ich mich hier, nicht trauern,
Hochgebirge, scheitelkahl,
Machen nimmermehr mich schauern,
Flieht die Lust, flieht auch die Qual! —
Wenn der Schöpfer sein: vollbracht
Mir in diese Riesengruft
Aus dem Glorienſitze ruft,
Schweb' ich aus der Erdennacht! —
Herz, Du hast in Gram geschlagen,
Wirst wohl jetzt zur Ruh getragen! —

Ausflug
nach der
Höhle in der Frauenmauer.

Von Dr. Gustav Franz Schreiner,
ö. o. Prof. der Statistik an der Carl Franzens-Universität zu Grätz.

Mit einem Plane der Höhle.

Eine den Kalkgebirgen eigenthümliche Erscheinung sind die zahlreichen Grotten, Höhlen, Klüfte und Felsenspalten, deren einige eine ganze Wunderwelt von Tropfsteingebilden der abenteuerlichsten Art in ihrem Innern enthalten, und die nirgends häufiger angetroffen werden, als in dem Wunderlande Krain, in welchem der Zug der südlichen Kalkalpen sich nach allen Richtungen hin verzweigt. Aber auch unser Land wird sowol im Norden als Süden von den weit von Sonnenuntergang daherkommenden zwei Zügen der nördlichen und südlichen Kalkalpen berührt oder durchzogen. Auch die steierischen Kalkgebirge haben viele höchst interessante und in mehr als Einer Hinsicht merkwürdige Höhlen und Grotten aufzuweisen. Allgemein bekannt, vielfach beschrieben und häufig besucht ist die Höhle bei Mixnitz, und ihre labyrinthisch sich durchkreuzenden Gänge und Felsenkammern kennen die Geognosten als reiche Fundorte von Thierknochen einer antediluvianischen Schöpfung; merkwürdig durch ihre Eis- und Tropfsteingebilde ist die Höhle in der Gams im oberen Lande; ja selbst die Grotten von Peckau, Semriach, Weitz, jene auf der Badelmauer zwischen Peckau und Frohnleiten, und manche andere minder bedeutende sind im Lande den Freunden der Natur bekannt; doch von einer durch Eisgebilde ausgezeichneten, durch ihre Ausdehnung und die Majestät ihrer Wölbungen merkwürdigen

Höhle bei Eisenerz hatte ich noch nichts gehört, und in keiner Reise-beschreibung, in keinem geographischen Handbuche irgend etwas gelesen. Es war im September des Jahres 1829, als ich auf einer Fußreise durch Obersteier und Oberösterreich zuerst von dem Dasein einer solchen Höhle auf der Frauenmauer ob Traföng zufällig Kunde erhielt.

Tief ergriffen von der Majestät der Hochgebirge des oberen Landes schritt ich mit meinem Reisegefährten Professor H** an einem der schönsten Abende, deren der Herbst in den Alpenländern so viele aufzuweisen hat, von der Höhe des zwischen Vordernberg und Eisenerz sich erhebenden Prebühels gegen Trafeng hinab, und suchte schon das Ziel der heutigen Wanderung im fernen tiefen Thale zu erspähen, da gesellte sich ein junger Bürger von Eisenerz zu uns, und ertheilte freundlichen Bescheid auf die Fragen, welche wir über Namen und Beschaffenheit der Berge, Thäler und Wildbäche, Alpen und viele andere Gegenstände der Nachbarschaft, und besonders über die Umgebungen von Eisenerz und über das Sehenswerthe der Gegend an ihn richteten. Im Laufe des Gespräches gab er uns sein Erstaunen zu erkennen, daß wir die merkwürdige Höhle auf der Frauenmauer gar keiner Aufmerksamkeit würdigten, und kein Verlangen zeigten sie zu sehen. Um unsere Neugierde zu reizen, erzählte er uns, daß man die Höhle erst vor wenigen Jahren seit anderthalb Jahrhunderten zum ersten Mal wieder betreten, und ihr Inneres höchst interessant, großartig und über alle Beschreibung herrlich gefunden habe; daß in einigen Grotten das reinste, krystallklare Eis zierliche, schlanke Säulen bilde, wieder anderswo das Gewölbe der Höhle sich in undurchdringliches Dunkel und zu einer nicht gemessenen Höhe erhebe, und theilte uns noch manches Andere mit, was wir später nur zum Theile bestätigt fanden. Er erreichte seinen Zweck vollkommen, denn noch ehe wir das Ziel unsrer gemeinschaftlichen Wanderung erreicht hatten, stand bei uns der Entschluß fest, die Frauenmauer zu ersteigen und die Höhle zu besuchen. Kaum hatten wir aber diesen Entschluß gefaßt, so schien das erste Hinderniß seiner Ausführung uns schon feindlich entgegenzutreten. Wir waren nämlich an einen Punkt gekommen, von dem wir den Eingang in

die Höhle deutlich sehen konnten. Hoch an der steilen, rauhen Felsenwand der Frauenmauer zeigte sich eine kühne Wölbung, die vor den darunter sich herabsenkenden Theil der Wand weit hervortrat, und über einem jähen Abgrunde, so schien es uns, schwebte. Selbst für geübte Gebirgssteiger und kühne Gemsenjäger, zu welchen wir eben nicht gehörten, schien jene Stelle nicht ohne alle Gefahr zugänglich, und so fanden wir denn in diesem Umstande eben keine sonderliche Aufmunterung, den kaum erst gefaßten Entschluß auszuführen; darüber beruhigte uns aber der Fremde bald, indem er uns begreiflich machte, daß wir den unter dem Eingange gelegenen Theil der Wand nicht sehen könnten, an den sich leicht zu ersteigende Schuttlehnen anschmiegen, die fast bis unter die sich hier zeigende Stelle führten, so, daß die Ersteigung der Wand keine großen Schwierigkeiten darbiete; eine Erklärung, die unsern wankenden Entschluß wieder befestigte.

Kaum waren wir daher in dem mahlerisch gelegenen Eisenerz angekommen, als wir uns sogleich nach der Beschaffenheit der Höhle angelegentlich näher erkundigten, und von Allen, mit denen wir über diesen Gegenstand sprachen, aufgemuntert wurden, diesen höchst lohnenden Ausflug ja nicht zu unterlassen. Durch die zuvorkommende Güte und echt humane Gefälligkeit der Hrn. Oberbeamten war in einigen Stunden alles zur Excursion Nöthige veranstaltet, die wir denn auch am frühen Morgen des zehnten Septembers in der fröhlichsten Stimmung, in welche uns die günstige Veränderung des Wetters versetzt hatte, in Begleitung des Hutmanns Christian Honikl und seines Sohnes Oswald, denen sich noch ein Schullehrersgehülfe als Freiwilliger angeschlossen hatte, antraten.

Wir verließen den Ort in den ersten Minuten der sechsten Stunde. Mit den ersten Lichtstreifen, welche die erhabensten Felsenzacken der mächtigen Kalkwände, von denen das Eisenerzer-Thal umstanden wird, erglühen machten, hatten wir bereits unser Zimmer verlassen, mußten aber unsere Ungeduld noch beinahe durch eine halbe Stunde zügeln, bis die Wirthin den mitzunehmenden Mundvorrath zugerichtet, und das erforderliche Getränke und Geräthe wohl gepackt hatte. Der heiterste Morgen hatte sich schon auf

das herrlichste entfaltet, als wir endlich auf die noch einsame Straße hinaustraten, und raschen Schrittes unsern Führern die abhängigen Gässen von Eisenerz hinan folgten. Bald lag der Markt hinter uns, und wir athmeten in vollen Zügen die reine, frische Gebirgsluft ein, welche uns kühl von Osten entgegenstrich. Wir konnten nicht aufhören uns glücklich zu preisen über den Wechsel, der in der Witterung während einiger Stunden der Nacht vorgegangen war. Wie war die Luft so hell und durchsichtig, wie lebhaft das Colorit aller Gegenstände, wie frisch das Grün der Matten, und wie sehr die ganze Landschaft erquickt und neu belebt durch den erfrischenden Regen des vorhergehenden Tages, der uns so vielen Kummer verursacht hatte. Mit Entzücken verweilte der Blick auf Allem, besonders aber auf den Gebirgen, diesen unerschöpflichen Quellen des Vergnügens, der Bewunderung und der reinsten Freuden für Jeden, der auch nur einigen Sinn für Naturschönheiten hat. Alle Bergspitzen standen rein da, und schnitten sich scharf in dem leuchtenden Azur des wolkenlosen Morgenhimmels ab; nur über die Griesmauer kroch von jenseits dunkles Nebelgewoge herüber, und flößte uns einige Besorgniß ein, die aber der wetterkundige Hutmann sogleich durch die triftigsten meteorologischen Bemerkungen, welche besonders die Bewohner der Hochgebirgsgegenden zu sammeln vielfältige Gelegenheit haben, beschwichtigte, deren Richtigkeit sich auch im Laufe dieses und der folgenden Tage bewährte.

Bis zu dem Dorfe Trafeng mußten wir dieselbe Straße wieder zurückwandern, die uns vor zwei Tagen von Vordernberg herüber geleitet hatte. Sie war in einem guten Zustande, was der k. k. Innerberger Hauptgewerkschaft zum Verdienste gereicht, der die Pflicht der Unterhaltung der Eisenstraße von der Höhe des steilen Prebühels bis vor die Thore der Stadt Steier obliegt. Nicht ohne Gewinn legten wir aber die Strecke bis Trafeng zurück; denn als wir jüngst den Prebühel herab und auf Eisenerz zugingen, fesselte mich theils das Gespräch unsers Begleiters zu sehr, und theils brach auch die Dämmerung zu rasch und mächtig herein, als daß ich der Gegend die gehörige Aufmerksamkeit hätte schenken können; jetzt konnte ich

das Versäumte mit voller Muße nachholen. Die Gegend bietet auf beiden Seiten des Marktes landschaftliche Ansichten dar, die an Schönheit und Erhabenheit nur in der viel gepriesenen Schweiz ihres Gleichen suchen. Hinter uns lag in einer sanften Vertiefung, von einem reichen Teppiche üppiger Wiesen umgeben, da wo drei Thäler sich vereinend begegnen, das metallreiche Eisenerz, dessen Kirche, Thürme und Häuser in malerischer Gruppirung auf den Bergvorsprüngen zerstreuet liegen, welche gleichsam die Ecksteine der drei Thäler bilden. Die Lage des Marktes ist so romantisch, das umstehende Gebirgs-Panorama so großartig, der Schmelz der Alpen und Bergwiesen so kräftig, der Contrast der von niedlichen Gebüschreihen eingefaßten üppigen Matten, welche die unteren Berglehnen bedecken, gegen die grauen, nackten Felsenwände des Pfaffensteins, der Fölzmauer und der Seemauer so bedeutend, und überhaupt die ganze Umgebung so mannigfaltig und imposant, daß es Vermessenheit wäre zu beschreiben, was über jeden Ausdruck erhaben ist. Man komme, sehe selbst, und schwelge in dem Genusse einer Natur, die zwar dem Bewohner manche Entbehrungen aufbürden, und durch ihr gewaltiges, blindes Walten in Lawinen, Bergstürzen, Wassergüssen und Wolkenbrüchen vielerlei Unbilden zufügen mag, aber den Freund des Schönen und Erhabenen selbst noch in ihren Zerstörungen mit Bewunderung erfüllt. — Vor uns erhob sich die hohe Polsteralpe, die, über und zwischen den dunkeln Wäldern von lichtgrünen Alpenstreifen durchzogen, so großartig und frei als Markstein zwischen dem düsteren, schluchtähnlichen Gerichtsgraben, längs dessen die Straße vom Prebühel herab führt, und zwischen dem breiteren Gsollgraben, dem Ziele unserer heutigen Wanderung, dasteht. Seinen Wiesen und Wäldern und den finsteren Schluchten des Gerichtsgrabens entstiegen leichte Nebel, die der kühle Morgenwind rasch entführte und dem blauen Himmel entgegentrug.

Zur Rechten begleitete uns bis an das Dorf Trafeng der metallreiche Erzberg, der Segen der ganzen Gegend auf viele Stunden in der Runde, dessen Abhänge dunkle Nadelwälder bedecken, zwischen deren grünen Wänden die rothen Eisenstein-Tagbrüche und

die niedrigen Grubenhütten sich zeigten, eine Mischung, die dem ganzen Berge ein eigenthümliches buntes Ansehen verleiht, das ihn vor allen Bergen der ganzen Umgebung auszeichnet. Das eiserne Kreuz, welches seinen Gipfel schmückt, konnten wir nicht mehr sehen, da der höchste Punct des Berges weiter zurück steht; dafür lagen die Hütten des Sr. kaiserl. Hoheit dem Erzherzoge Johann von Oesterreich gehörigen Achatius-Stollens gerade über uns. Links zog sich ein bewaldeter, niedriger Vorberg, der Sattelanger, hin, den nur das schmale dahinter gelegene Thal des Kohlgrabens von dem schroffen Pfaffenstein trennt, der seine mächtige Felsenkuppel hoch in den reinen Morgenhimmel erhob. Das dazwischen gelegene Thal, durch das wir rasch dahin schritten, wird von dem Trafengbache, an dessen beiden Ufern die nach Vordernberg führende Straße dahinläuft, bewässert.

Während wir in der Morgenkühle dem Puncte entgegenschritten, an dem sich unser Weg von der Eisenstraße trennte, unterhielt ich mich mit dem Führer über die klimatischen und öconomischen Verhältnisse der Gegend. Das Klima von Eisenerz ist viel milder als jenes von Vordernberg, obgleich sich das Thal des Erzbaches gegen Nordwesten abdacht, und nördlicher gelegen ist, als jenes von Vordernberg; doch scheint das erstere tiefer zu liegen als das letztere, und wird überdieß durch die hohen Wände des Pfaffensteins und der Seemauer gegen die rauhen Nordwinde geschützt. Der Prebühel fällt nämlich fast um 450 Fuß tiefer ab nach Eisenerz als nach Vordernberg. Die Ernte tritt darum auch in Eisenerz beinahe um 14 Tage früher ein, als in dem südlicher gelegenen Vordernberg. Dennoch ist das Klima auch hier noch so rauh, daß wir im Anfange Septembers den Weitzenschnitt in voller Thätigkeit antrafen, und daß der Same der Winterfrüchte und überhaupt derjenigen Cerealien, welche in den benachbarten Thälern noch gebauet werden, vom Tage der Aussaat bis zur vollen Reife beinahe durch ein ganzes Jahr in der Erde bleibt, ehe die Frucht zur vollen Reife gelangt. Am meisten wird Korn und Hafer, der Weitzen nur an sonnigen Lehnen gebauet; doch spielt der Ackerbau hier im Ganzen schon eine untergeordnete Rolle, und muß der Viehzucht, Forstwirthschaft und der Gewinnung der Mineralproducte

nachstehen. Die Wiesen müssen, damit sie nicht von Moosen überzogen werden, alle drei Jahre bebauet werden, und doch trafen wir auf viele Stellen, an denen das Moos sich lustig zwischen dem Grase hervordrängte. Die Haupteinnahmequelle der Bewohner liefern der Bergbau, die Arbeiten in den verschiedenen Gewerken und die Wälder. Die ganze Umgebung auf viele Meilen weit lebt nur durch den Bergbau und durch das Hüttenwesen, das auch zu einem ausgebreiteten Frachtfuhrwerke Veranlassung gibt.

Unter lebhaftem Gespräche über diese und diesen ähnliche Gegenstände waren wir in weniger als einer halben Stunde nach Trafeng gekommen, einem Dörfchen, dessen ärmliche Hütten an der Mündung des Gsoll- und Gerichtsgrabens und im Thale gegen Eisenerz zerstreuet liegen. Vor der Brücke, welche an der Eisenstraße über den Traföngbach führt, bogen wir links ab an den Gsollbach, auf dessen linkem Ufer wir das Seitenthal, den Gsollgraben, betraten. Als wir uns den Hütten des Dorfes näherten, trat rechts zuerst die Bergmasse des Rössels und bald darauf auch der zackige Rücken des gemsenreichen, schroffen Reichensteins hervor, der meine Aufmerksamkeit schon vor zwei Tagen auf der Höhe des Prebühels vielfältig beschäftiget hatte. Das Thal, durch welches wir nun sanft aufwärts stiegen, bot an seiner Mündung äußerlich keinen von jenem der früher gesehenen Gegenden verschiedenen Charakter dar. Zunächst an der Mündung wird es von niedrigen, hügelartigen Höhen gebildet, welche sich längs des Fußes der höheren Gebirgswände hinziehen, durch von diesen abfallendes Gestein entstanden zu sein scheinen, und im Laufe der Jahrhunderte mit einem dünnen Rasenteppiche oder mit Nadelwäldern bedeckt worden sind, aus denen der Bach hervorrauscht und hier die Räder der Leobner-Mühle in Bewegung setzt. Ueber diese ihre Kinder erheben sich die Gipfel bewaldeter Hochgebirge und die stark ausgewaschenen, theilweise verwitterten Kämme senkrecht steiler Felsenwände, auf denen das blaue Himmelsgewölbe zu ruhen scheint. Um so merkwürdiger ist aber die Gegend ringsum durch ihren geognostischen Charakter. Hier berührt nämlich die Urgebirgskette der Alpen den Zug der nördlichen Kalkalpen. Am Prebühel und um den Erz-

berg kommt noch das Urgebirge zum Vorschein, und gleich darneben drängt sich schon die Alpenkalksteinkette mächtig hervor, und steigt zu hohen, fast senkrechten Felsenmauern in der Gries-, Frauen-, Gsoll-Mauer und dem Pfaffenstein auf. Das erstere ist reich an Eisenerz, das sich hier herum nicht blos im Erzberge, sondern auch am Polster, am Fuße des Pfaffensteins und in sämmtlichen Vorgebirgen der Urgebirgskette in reichen Massen eingelagert findet.

Nun lag das Ziel unsers heutigen Ausfluges schon nahe vor uns; die mächtige Felsenkuppel der Frauenmauer erhob sich im Hintergrunde über den Schwarzwald, der den Thalgrund bedeckt, und schloß das kurze Alpenthal; rechts reicht sie durch den niedrigeren Neuwaldsattel der Griesmauer die Hand, und links verbindet sie sich unmittelbar mit den Gsollmauern. Am Bache, der sich von der Gsollalpe herab ergießt, begegnet sich der Fuß der beiderseitigen Bergreihen, welche diese eben nicht lange Thalschlucht bilden, in die wir immer tiefer hineinschritten. An der Leobner-Mühle hatte uns eine Brücke wieder auf das rechte Ufer des Gsollbaches geführt, dem wir nun bis an das Ende der heutigen Wanderung folgten. Der Weg, noch immer auch für Wägen fahrbar, führt anfänglich dicht am rechten Bachufer zwischen einzelnen Baumgruppen dahin, und bald darauf sanft aufwärts und in kurzen Zwischenräumen vorüber an dem Steiner'schen und Krempl'schen Bauerngehöfte, an einem Steinbruche, der den Gewerken von Hiflau und Eisenerz den Bodenstein für ihre Hochöfen liefert, an dem frischbethauten Teppiche eines sanft ansteigenden Wiesengehänges, und an dem v. Fridauischen Gsollhofe, einem einsam stehenden Gehöfte, das einst den Jesuiten gehörte, und noch immer durch seine Kapelle an seine früheren Eigenthümer erinnert. Von dort ging es wieder über einen Wiesenplan, der sich links von der Felsenwand herabzieht, zu einigen Köhlerkeuschen und weiterhin durch hochstämmigen Wald zur Holzhütte des letzten Thalbewohners. Wir kamen hierauf an das Ufer eines Wildbaches, der im wüsten Bette über grauen Schutt und lockeres Gerölle links von der Gsollmauer herabrauscht. Von hier weg führt der Weg durch einen düsteren Fichtenwald hinan. Der Pfad wird nun immer schmäler, steiler und rauher; knorrige Baumwurzeln durchkriechen gleich erstarren-

den Schlangen den Waldboden, aus dem häufig vereinzelte Steintrümmer hervorschauen; die Fichte schrumpft mehr und mehr zusammen, und das reichlichere Moos, womit ihr Stamm bedeckt ist, beurkundet das rauhe Alpenklima, dessen Nähe auch der Wanderer in der scharfen und dünnen Luft, die er hier einathmet, schon fühlt. Vorüber an dem schon am steilen Bergabhange liegenden hauptgewerkschaftlichen Meisterhause und an einer verfallenen, durch eine Lawine verschütteten Ziegelhütte kamen wir bald darauf wieder an das Gsollbächlein, das indessen schon bedeutend zusammengeschrumpft war, und hier nur mehr leise murmelnd, bescheiden dahinglitt. Jenseits des Bächleins breitete sich rechts vor uns die Gsollalpe am Fuße des Neuwaldecks und der Griesmauer aus, in deren Mitte sich die bescheidene Sennhütte von einem weiten Hürdenkreise umgeben zeigte. Das Thal hatte sich nun auch zu einem größern Halbkreise erweitert, und endete nach allen Seiten an gähen Bergwänden, bei deren Anblick man sich einiger Besorgniß nicht erwehren kann, besonders wenn man die mächtigen Schuttlehnen betrachtet, welche gleichsam ihren Fuß bilden, und durch das Herabrollen des locker gewordenen Gesteins entstanden sind. Die Natur ist hier herum schon so wild, einsam und großartig, daß man sich, auch wenn man schon oft in solchen Gegenden gewesen, doch immer wieder von Neuem ergriffen fühlt von der Allgewalt ihres blinden Waltens, der gegenüber der Mensch sich so klein, so ohnmächtig fühlt. Ferne vom Getriebe der Menschen hört man hier nur die großen Wunder der Natur mit sich selbst reden, in dem Rauschen der Bäume, dem Brausen des Windes durch das Felsengeklüfte, in dem Rieseln der Bäche und dem einsamen Gesange der Vögel.

Es war 7 1/2 Uhr, als wir die Gsollalpe, die Sennhütte rechts lassend, durchschritten und uns durch einen alten Holzschlag, der nur mehr durch einzelne graue Baumstockreste sich kenntlich machte, gegen die Frauenmauer hinauf wendeten, die uns nun den Eingang schon deutlich erkennen ließ; doch auch hier erneuerte sich dasselbe Gefühl, welches uns bei dem ersten Anblicke dieser Stelle vor zwei Tagen ergriffen hatte. Auch itzt schien es uns, als sei die Höhle, so kurz auch die gefährliche Stelle sich hier zeigte, nur für kühne Gemsenjäger und keineswegs für Leute aus den Flächen- und Hügelgegen-

den des unteren Landes zugänglich; doch Honickl flößte uns Muth ein durch die Versicherung, in der Nähe zeige sich die Sache ganz anders und keineswegs gefährlich. Und so machten wir uns denn daran, den Fuß der Felsenmauer zu ersteigen, an der die durch drei mächtige schwarze Oeffnungen bezeichnete Mündung der Höhle noch in bedeutender Höhe über uns lag, während doch der Grund des Thales schon tief hinabgesunken war. Von der Alpe weg wird der Pfad undeutlich und das Gehänge steiler; zahlreiche vereinzelte Felsen- und Steintrümmer, mit schwarzer Erde und grünen Rasenstücken untermischt, erschweren das Steigen, da der Tritt eine feste gleichförmige Unterlage entbehrt; doch ist nirgend einige Gefahr oder auch nur ein bedeutenderes Hinderniß für jeden gewöhnlichen Fußgänger, der in den Alpen keine Stadt-Promenaden verlangt. Das Steigen wird einem sogar angenehm gemacht durch die schönen blühenden Alpenpflanzen, die hier in ihrer eigentlichen Heimath gar üppig und herrlich aufwachsen, und selbst den Laien durch die lebhaften Farben ihrer Blumenkelche hoch erfreuen. Dazu gesellt sich noch der über jede Darstellung erhabene idyllische Charakter solcher Alpengegenden. Die feierlichste Sabbathstille, welche durch das ferne melodische Geklingel weidender Rinder kaum unterbrochen ward, ruhte auf der ganzen Landschaft; aus der Mitte der Waldung, die jenseits der Ziegelhütte den Thalkessel schließt, stiegen weiße Rauchsäulen langsam in die stille Luft empor, und bezeichneten die Stellen brennender Kohlenmeiler; bläulicher Duft umhüllte die ferneren Bergspitzen, und goß über das Ganze einen eigenthümlichen Zauber, dessen Gewalt wir so oft empfanden, als wir uns ausruhend umkehrten, und die erhabene, großartige Scene vor und unter uns betrachteten.

Nach einer Wanderung von einer Viertelstunde ging erst das schwerere Stück Arbeit an. Eine stark geneigte Schuttlehne — unten mit verkrüppelten Krummholz-Büschen, das hier am Boden fort kriecht, dort sich als Strauch erhebt, immer aber das Steigen ungemein erschwert, bewachsen, oben nackt und mit lockeren Rollsteinen bedeckt — bildet den eigentlichen Fuß der Frauenalpe, und muß erstiegen werden, um dem Eingange bis auf einige Klafter nahe zu kommen.

Auch hier ist das Steigen, obgleich beschwerlich und ermüdend, noch immer ohne alle Gefahr, und erfordert noch keine besondere Geschicklichkeit. Wir stiegen nun im Zickzack auf schlüpfrigem, kurzen Grase dicht unter der Felsenwand empor, und kletterten bald darauf wieder auf spitzem Gerölle, das zuweilen polternd unter den Füßen weg- und klappernd den jähen Abhang hinabkollerte, mühsam und keuchend in schräger Richtung jenem Theile der Mauer entgegen, an der wir nun bald unsern Muth und unsere Gewandtheit erproben sollten. Endlich lag auch diese Strecke unter uns, und das schwere Werk an der Wand selbst begann. Nun galt es geschickt die hervorragenden Stellen zu erspähen, auf denen der Fuß haften, und zugleich jene Punkte zu entdecken, an denen man sich mit beiden Händen festhalten konnte, um sich immer höher empor und dem schon ganz nahen Eingange, der sich nun bereits in einer imposanten Größe entwickelt hatte, entgegen zu arbeiten. Hat man auf diese Weise einige Schritte gethan, und sich einige Klafter hoch empor geschwungen, dann gelangt man erst an den schwierigsten Punct, der freilich nur eine Länge von beiläufig zwei Klafter hat. Hier muß man das Knie zu Hülfe nehmen, den Oberleib an die rauhe, senkrecht steile, ja zum Ueberhängen sich hinneigende Wand innig und fest anschmiegen und mit aller Kraft der Arme den ganzen Körper zu einem Vorsprunge hinaufheben, auf dem ein schlankes Bäumchen wurzelt, und den Punct bezeichnet, wo alle Schierigkeiten und Gefahren endlich überwunden sind; denn von dort ist man nach einigen Schritten, die auf breiter Unterlage ohne alle Besorgniß gemacht werden können, endlich unter dem Bogen des Einganges. Das Auge wagt es nicht, während der Körper an der Felsenwand hängt, links in die Tiefe hinabzugleiten, deren Anblick an dieser Stelle leicht einen gefährlichen Schwindel erzeugen und den Sturz nach sich ziehen könnte. Hier ereignete es sich, daß den Schullehrersgehülfen, der den Zug schloß, obgleich er in den Gebirgen heimisch und oft schon auf Gemsenjagden war, als er uns so mühsam an der Wand emporklettern sah, der Muth verließ, und er dem Führer zurief, er wolle lieber schauen wieder hinabzukommen, als diese Stelle ersteigen. Unser

Zureden, doch so nahe am Ziele nicht zu verzagen, half nichts, nichts die Nähe des Einganges, nichts der Anblick, daß auch wir den Führern nachsteigend indessen glücklich jene Stelle zurückgelegt hatten. Honickl mußte zurück, ihn fassen und gleichsam mit Gewalt heraufziehen.

Mit Jauchzen begrüßten wir hierauf Alle die kühn geschwungenen Wölbungen des Einganges, von dessen Decke große Felsenstücke über unsere Häupter drohend herabhingen. Doch ehe wir sie betraten, blickten wir, an die Felsenwand gelehnt, noch ein Mal in die heitere, sonnige Gegend hinaus, auf den zurückgelegten Weg hinab und auf die ganze großartige Gebirgsscenerie hinüber, die wir nun bald auf lange Zeit aus den Augen verlieren, und gegen die Nacht der Unterwelt vertauschen sollten. Zu unsern Füßen senkte sich die fast perpendiculär abgeschnittene, rauhe Kalkwand jäh hinab, an sie lehnten sich weiße, dunkel bebüschte Schuttlehnen in schiefen Flächen an, und zogen bis in den Grund des Thales hinab, den die grünen Matten der Gsollalpe ausfüllten, und deren äußersten Rand dunkler Schwarzwald begränzte. Die grauen Steinmassen der den Kessel einschließenden Bergwände contrastirten auf das angenehmste mit dem grünen Gelände, welches an sie gelehnt ist, und mit der mit Blumen übersäeten Alpenwiese, in die sich das Bächlein eingefressen hatte, das seinen Lauf nur durch eine dunklere grüne Furche bezeichnet. Das einsame Gehöfte der Alpe, das so tief unter uns lag, daß nur der gellende Ruf des Jauchzens in gedämpftem Schalle zu uns empordringen konnte, war ringsum das einzige schwache Menschenwerk in Mitten dieser großen Werke der Natur. Links zog sich hinter dem Alpenhause das bewaldete Neuwaldeck von der Felsenkuppel der Frauenmauer weg zur schroffen, felsigen Griesmauer hinüber, welche durch den grauen, langgestreckten Sattel des Hirschecks mit der grünen Pyramide des Polsters zusammenhängt. Diesen gegenüber, und von ihnen nur durch den Gsollgraben getrennt, fassen die mauerartigen, langgedehnten, steil abfallenden Kalkwände der Gsollmauern das enge Thal ein, und bilden mit den jenseitigen Bergen die erste Coulissenreihe dieses unbeschreiblich erha-

benen Halbkreises. Hinter dieser ersten Bergreihe erheben sich schon colossalere Bergspitzen, Kuppen, Wände und Scharten, eine wilder als die andere. Die Mannigfaltigkeit ihrer Formen und ihre Unregelmäßigkeit erhöhten noch um Vieles die malerische Wirkung des Ganzen. Links hoben sich die breiten Steinwände des vielfach zerklüfteten Reichensteins hervor, und schlossen sich westlich durch die Einsattelung der Großscharte an den Linz an, der dem mächtigen Rössel die Hand reicht. Weiter gegen Westen erhebt sich das stark ausgewaschene Wildfeld, welches sich hoch über seine mächtigen Nachbarn erhebt. Mehr zurück steht der gezähnte Schwarzenstein und das eben so schroffe Teicheneck, und in weitem Hintergrunde streckt der Zeireser-Kamm (Kampl) sein schroffes, zerrissenes, wildes Haupt empor. Vor den letzteren Bergen zog sich die Thalvertiefung der Lasitzen herab, welche der Radmarerhals von dem Thale der Ramsau scheidet. Dort zeigten sich die frischen Tonersalpen, an die sich aber sogleich wieder das wilde Gemäuer der schneegefleckten Fölz anschloß, und so hinter dem Pfaffensteine den Hochgebirgsring vollendete, dessen Großartigkeit bei solcher Nähe Jeden von uns mächtig überraschte. Lange standen wir hier, schwelgten in der Betrachtung dieses erhabenen Alpen-Panorama's, und vergaßen darüber den Zweck unsers Hierseins. Endlich mahnte der Führer, der indessen die Lichter angezündet hatte, zum Aufbruche. Um 7 3/4 Uhr waren wir am Eingange der Höhle angekommen, und nach 8 Uhr traten wir den Gang in die Höhle selbst an.

Wie bei allen Höhlen, welche, gleich dieser, in jener Kalkgattung, die man Höhlenkalk nennt, sich vorfinden, ist der Eingang niedrig und ziemlich enge, und erst im Innern schließt sie sich mehr auf. Drei Oeffnungen zeigen sich nach Außen in jener Halle, die man zuerst betritt. Durch die mittlere ist man eingetreten, rechts von ihr geht ein rundes Loch aufwärts durch die Wand ins Freie, und links senkt sich ebenfalls eine runde mächtige Oeffnung abwärts, durch die man das in der Tiefe liegende Thal und die ganze colossale Gebirgsumgebung betrachten kann. Einige rauhe Felsenstücke treten in der mächtigen Wölbung dieser Oeffnung aus der Wand hervor, und gewähren be-

queme Sitze, auf welche gelagert, wir noch ein Mal in die sonnige Außenwelt hinausschauten, ehe wir den Gang in die Tiefe antraten. Es boten sich dazu drei Gänge dar, unter denen wir für den ersten Ausflug den linken erwählten. Von der kühn gewölbten weiten Eingangshalle weg senkte sich der feuchte Boden jäh abwärts, und führte an den zwei Seitengallerien, die wir vorerst seitwärts unerforscht liegen ließen, vorüber in die Tiefe. Gleich dem Boden senkte sich auch die rauhe Wölbung der Decke vor und über uns immer tiefer hinab. Ein mächtiges Felsstück liegt hier, der Decke entstürzt, auf kleinerem Gerölle, und flößte Jedem die Besorgniß ein, es könne jetzt und jetzt wieder eines der übrigen, die drohend über unseren Häuptern hingen, Alle zermalmend, herabstürzen. Diese Besorgniß hinderte uns aber keineswegs an der Ersteigung desselben. Mit Vorsicht stiegen wir hierauf, noch immer vom einfallenden Tageslicht begleitet, ohne alle Gefahr einige Klafter weit hinab. Unten angelangt ebnet sich der Boden, und es zeigt sich eine eben nicht weite (4 bis 6 Klafter breite) Halle, die sich krümmend in eine immer niedriger werdende, 28 Klafter lange Gallerie endet. Eine spiegelglatte Eisfläche, die sich aber schon mit Wasser zu bedecken anfing, bildete den Boden dieser Halle und der Gallerie, und ließ uns in ihrer erstarrten Tiefe jedes Steinchen, jede Unebenheit des Bodens deutlich erkennen. Wie durch einen Zauberspruch sahen wir uns plötzlich aus dem Herbste in den Pallast des Winters versetzt. Zarte spindelförmige Eissäulen reichten von der Decke bis zum Boden herab, reiche im Flusse erstarrte Cascaden drängten sich aus einigen Spalten und Höhlungen hervor und an den Wänden herab, und an der Decke hiengen ebenfalls in Eis erstarrte und gefesselte Producte des Wassers herab. In diesem Theile der Höhle, dem Saale der Eiscascaden, sind die einzigen Spuren von Feuchtigkeit; doch es ist kein Kalksinter, sondern das reinste Wasser, das aus den Ritzen der Wände hervor rieselt und aus den Spalten der Decke herabträufelt, und eben darum keinen Tropfstein, sondern Eiskrystalle bildet, welche das flimmernde Licht in zahllosen Funken zurückwerfen. Dennoch enthält dieser Theil der Höhle nichts Feenhaftes,

nichts, was dem gleich käme, was man in den Eishöhlen zu Szilicze oder Funaczа in Ungarn mit Staunen und Bewunderung erblickt, in denen das Licht der Fackeln in Millionen blitzender Sterne und im buntesten Farbenspiel von den Krystallwänden und den zahlreichen, glitzernden Eisstalactiten zurückgestrahlt wird, leuchtende Eispilaster sich an die Seitenwände anlehnen, mächtige Säulen das Gewölbe zu tragen scheinen, und zahllose große und kleine Eiszacken von der Decke herabstarren. Dazu ist die Halle zu klein und die ganze Felsenwand zu arm an Wasser. Unser Führer versicherte freilich, — doch was versichern Führer nicht, wenn die Geführten in ihren Erwartungen sich nicht befriedigt zeigen? — daß das Schauspiel im Sommer viel mannigfaltiger und großartiger sei; denn wie in allen Höhlen dieser Art, schmelze das Eis auch hier, wenn die äußere Temperatur abnimmt, und kehre erst mit den ersten warmen Frühlingslüften wieder. Das Wasser, womit wir die Eisbahn bereits überzogen antrafen, und die dürftigen Reste einiger Säulen, die bereits zu dünnen Spindeln zusammengeschrumpft waren, beurkundeten allerdings die Wahrheit dieser Versicherung. Dennoch kann auch im Sommer das Schauspiel ob des beschränkten Raumes nicht von einer überraschend ergreifenden Wirkung seyn.

Zurückgekehrt in die Eingangshalle erstiegen, wir die mittlere Mündung, der Schluf genannt. Diese ist sehr enge, liegt ziemlich hoch über dem Boden, und führt in einen kurzen und schmalen Gang, in dem man durch das Rauschen auf Gewässer aufmerksam gemacht, leider aber durch die Localität am weiteren Vordringen gehindert wird. Hier liegt also der Wasserbehälter, welcher der benachbarten Eishöhle durch die den Felsenwänden mitgetheilte Feuchtigkeit das Dasein gibt; dorthin sollte man durch vorzunehmende Sprengungen und Erweiterungen des Ganges vorzudringen versuchen, und so jene Tiefen erschließen, in deren mitternächtliches Dunkel noch kein Strahl des Lichtes eingedrungen ist. Noch ein Mal kehrten wir in die Nähe der Eingangshalle zurück, um endlich um 8 3/4 Uhr vom Felsstücke weg den Gang durch die ganze Länge der Höhle anzutreten. Wir stiegen zuerst eine steile, mit Felsentrümmern bedeckte

Anhöhe hinan, welche das Gewölbe der Decke nur wenig überragt, so, daß man nur gebückt darunter wegkommen kann. Bald hebt sich aber die letztere mehr und mehr in die Höhe, wölbt sich zu einem mächtigen Dome, dessen weite Räume schwarze Nacht erfüllt, und die erst noch so nahen Wände weichen zu beiden Seiten mehr und mehr zurück, und umfangen einen weiten Saal, der geräumig ist, gleich den geweihten Räumen einer gothischen Kirche, und mit ihr auch darin Aehnlichkeit hat, daß links an der Wand einige Klafter über dem Boden eine Felsenplatte, die Kanzel genannt, hervortritt, auf welcher die Führer Platz nahmen, um mit ihren Fackeln die Höhe der riesenhaften Wölbung besser zu beleuchten. In der langen und gekrümmten Gallerie, die nun folgte, erhebt sich die Wölbung der Decke immer mehr, je weiter man vorwärts schreitet, und der mit Gerölle bedeckte Boden führt sanft aufwärts. Von hier an wird der Charakter der ganzen Höhle immer großartiger und imposanter, und gewinnt zuweilen eine Majestät, die durch die Entfernung von allem Leben, durch das rabenschwarze Dunkel der noch unerforschten Räume, und durch das ewige Schweigen, das in diesen schauerlichen Klüften herrscht, zu einer solchen Höhe gesteigert wird, daß auch Derjenige, dessen Phantasie eben keinen hohen Flug zu nehmen fähig ist, sich in das Reich der ewigen Finsterniß versetzt fühlt, oder auf dem Wege zu jenem Orte wähnt, wo die Verdammten, sich selbst und den Foltern ihres Gewissens überlassen, in furchtbarer Einsamkeit ihr Dasein fortsetzen.

So gut es der mit Rollsteinen bedeckte Boden erlaubte eilten wir hierauf weiter, und gelangten bald an eine Stelle, wo alles weitere Vordringen uns unmöglich dünkte. Die grauen Wände näherten sich wieder mehr und mehr, und bildeten einen Engpaß, der keinen Durchgang zu gestatten schien, und doch setzte sich die Höhle auch jenseits noch fort, wie das dunkle Felsengewölbe über uns, dessen unermeßliche Höhe keine genaue Uebersicht gestattete, und das sich jenseits der den Weg sperrenden Felsenmassen in dunkle Räume verlor, deutlich zeigte. Der Führer wollte, daß wir den Weg selbst ausfindig machen sollten. Zwei Wege zeigten sich hier, doch war der

eine eben so bedenklich als der andere. In der Mitte lag Fels an Fels, immer einer größer als der andere, und ein Block über dem anderen, hoch aufgehäuft, nur mühsam und nicht ohne Gefahr ersteigbar, und am Ende blieb doch das Herabkommen jenseits, wo dunkle Abgründe vermuthet werden mußten, noch zweifelhaft. Rechts blieb zwischen der Felsenwand und dem Trümmerberge eine schmale Spalte, die Klamm, offen, kaum so breit, daß man sich mit Mühe hindurch drängen konnte; allein der Boden senkte sich zugleich in eine tiefe dunkle Kluft hinab, und die Wand neigte sich so stark herüber, daß auch hier kein Weiterkommen möglich schien. Wir konnten hier keinen Rath schaffen; die Führer mußten helfen. Während der eine, um den ganzen wahrhaft imposanten und eines Besuches wahrhaft würdigen Schauplatz uns wenigstens errathen zu lassen, mühsam die abgerissenen rauhen Felsstücke erkletterte, senkte sich der andere mit der Gewandtheit eines Gemsenjägers in die Tiefe der Spalte, zeigte uns einige hervorragende Stellen, mittelst deren wir in dieser engen Klemme gebückt, und nicht ohne mit dem Kopfe einige Male an die Felsen zu stoßen, hinabklettern konnten, bot uns endlich an einem Puncte seine Schulter zum Stützpuncte dar, und so erreichten wir einer nach dem Andern eine Vertiefung, welche ringsum von hohen Wänden oder Schuttlehnen enge umschlossen ist, die über uns zusammen zu stürzen und in dieser unermeßlich weiten Gruft uns zu begraben drohten; eine Vorstellung, die der Schimmer der flackernden Lichter, bei dem sich die Felsen zu bewegen schienen, noch täuschender und grausenvoller machte.

Um diesem drückenden Gefühle zu entgehen, kletterten wir jenseits rasch aber mühsam einen hohen und steilen Hügel voll Gerölle und Felsentrümmer hinan, und waren bald mit dem anderen Führer in gleicher Höhe. Dieser stand, durch eine weite dunkle Schlucht von uns getrennt, umflossen von dem spärlichen Scheine seines düsteren Grubenlichtes, wie der Engel des Todes einsam inmitten der grauenhaften Finsterniß da, die durch die schwache Leuchte in seiner Hand nur um so greller und schauerlicher hervortrat, und uns über sich einen Dom erblicken ließ, dessen dunkle Gränzen wir vergebens

zu erspähen versuchten. Hier konnte man sich von der Beschaffenheit dieser Felsengewölbe und ihrer weiten Nebengrotten einen deutlichen Begriff machen. — Das Innere derselben hat zwar lange nicht den Reiz und jenen phantastischen Character, durch welchen sich die Adelsberger Grotte, oder auch nur jene bei Corgnale ob Triest auszeichnet; denn ihr fehlt der Zauber ganz, den in Tropfsteinhöhlen die wunderbaren, abenteuerlichen Gestalten der Stalactiten ringsum verbreiten, deren bizarr geformte Massen hier vom Boden emporstarren, dort bei dem fliegenden Scheine der Fackeln auf Augenblicke aus der Nacht der Wölbungen hervortreten, und überall unter wechselnden Formen die Phantasie des Beschauers auf eine feenhafte Weise anregen. Sie hat mit Höhlen dieser Art gar nichts gemein. Die Säle und Wölbungen der Höhle auf der Frauenmauer spielen weder verschiedene Farben, noch zeigen sie jenes blendende Weiß der Tropfsteine, das in neu eröffneten Grotten oder Abtheilungen solcher Höhlen so sehr überrascht. Trockene, kahle, nackte Wände, unebene, buckelige Flächen und Wölbungen, aus deren Decke häufig unregelmäßige Vorsprünge drohend hervortreten, sind die einzigen Gegenstände, die in öder Einförmigkeit nahe und ferne sich zeigen; überall erblickt man dasselbe bräunliche oder röthliche, schmutzige Grau des Alpenkalkes, aus dem die ganze Frauenmauer und ihre Nachbarberge bestehen. Dagegen zeichnet sich diese Höhle vor allen übrigen des Landes, ja selbst vor vielen Höhlen anderer Provinzen, durch die Höhe seiner Wölbungen und durch das Colossale seiner Felsendome, die sich an einem Orte, wie eben über der Klamm, in mitternächtliches Dunkel verlieren, und zu einer Höhe erheben, welche bis an die Decke der Kuppel der Frauenmauer selbst zu reichen scheint; durch die Weite der Räume, die nach der Berechnung des Herrn Bergverwalters von Eisenerz, Rudolph Hirsch, bei 20,000 Kubikklafter einnehmen; durch die Länge ihres Hauptganges, welche 340 Klafter beträgt, und durch das Gigantische und Malerische seiner beiden Eingänge, so wie auch durch die über alle Beschreibung erhabenen Gebirgsansichten, deren man sich vor jedem derselben erfreuet, auf eine Weise aus,

die diese Höhle vor vielen anderen eines Besuches würdig macht. Beleuchtet würden vielleicht die Grotten und Kammern dieser Höhle keinen so magischen, das Gemüth mächtig ergreifenden Anblick gewähren, als in der dunklen Nacht, in welche sich die Kuppeln und Gewölbe, und besonders der Riesendom ob der Klamm, verlieren; auch würden sie keinen so tiefen Eindruck auf die Phantasie des Beschauers machen, als durch das räthselhafte Helldunkel, welches das spärliche Licht der Fackeln an die Steinwände hinzaubert, und durch das tiefe Schweigen, das in diesen weiten unterirdischen Räumen wohnt.

Nachdem wir uns lange an der großartigen Umgebuug dieser Partie, und an den mannigfaltigen Lichteffecten der Fackeln und Grubenlichter erfreuet hatten, ging es einige Zeit sanft abwärts, was uns einige Erleichterung gewährte; denn das Klettern und Steigen wird durch die zahllosen größeren und kleineren spitzen Bruchsteine, und durch das lose Gerölle, womit der Boden der Höhle fast überall bedeckt ist, und die wahrscheinlich durch den Wechsel der Temperatur von der Decke losgesprengt werden und herabfallen mögen, bedeutend erschwert. Wir gelangten nun zu einer glatten Stelle an der Wand, an der uns schon von ferne verschiedene Namenschiffer auffielen; wir legten aber anfänglich keinen Werth darauf, da man leider dergleichen Spuren der Eitelkeit nur zu oft begegnet; bei näherer Betrachtung fand sich aber die Jahreszahl 1605 mit folgenden beigesetzten Anfangsbuchstaben: N. B. - SB. vI. S. - W. M. - L. B. und I. S. — Wer mag diese Zeichen deuten? wer die Namen derjenigen errathen, die nun schon vielleicht durch mehr als zwei Jahrhunderte in den Tiefen der Erde ruhen, und deren Asche längst dieselbe Nacht umfängt, in die wir uns, für diesmal noch, nur auf kurze Zeit begeben hatten? — Diese Zeichen machen an diesem Orte einen sehr tiefen Eindruck, und erregen Gedanken, welche ganz zu den Gegenständen passen, von denen man sich in dieser ungeheuren Gruft umgeben sieht. Die nächsten Jahreszahlen sind von 1823, 1824 u. s. w. Die erstere bezeichnet den Zeitpunct der Wiederauffindung der Höhle, worüber uns Honikl Fol-

gendes mittheilte. Auf einem mineralogisch-geognostischen Streifzuge durch das Gebirge im Frühlinge des Jahres 1823 sprach Herr Rudolph Hirsch, damals Schichtmeister, itzt Bergverwalter in Eisenerz, in Begleitung des Hutmanns Christian Honikl in den Neuwaldschwaighütten ein, welche unter dem jenseitigen Ausgange der Höhle liegen. Unter mehren anderen Gegenständen führte die Unterhaltung mit den Sennerinnen auch auf die ober ihnen gelegene Höhle, deren Wölbung sich dort so großartig ankündigte. Die Sennerinnen erzählten, daß die Grotte weit in den Berg hinein gehe, und dann im Hintergrunde sich in Dunkelheit verliere, daß das Vieh bei Gewittern Zuflucht darin suche, weil sie im Sommer sehr kühl, ja kalt, im Herbste hingegen viel wärmer als die äußere Luft sei, daß im Spätherbste ein nebelartiger Dunst der Mündung entsteige, daß zuweilen unbekannte Männer kämen, die Höhle besuchten, und sie bepackt wieder verließen, und dergleichen mehr. Dadurch wurde die Neugierde Beider erregt, und ihre Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand hingezogen; wegen Mangels an den erforderlichen Lichtern und anderen Geräthschaften konnten sie diesmal ihre Neugierde nicht sogleich befriedigen, sie kehrten aber mit dem Vorsatze nach Eisenerz zurück, die Expedition nächstens zu unternehmen. Beide machten sich in einiger Zeit daran, die Höhle zu erforschen und drangen in ihr bis in diese Gegend vor; doch das Ausgehen der Lichter und die daraus hervorgehende Besorgniß nöthigte sie zurückzukehren, und die weitere Erforschung auf eine gelegenere Zeit aufzuschieben. Verschiedene Amtsgeschäfte hinderten Herrn Hirsch diesem Gegenstande einige Zeit zu widmen; Honikl aber konnte nicht ruhen bis er das Unternehmen ganz durchgeführt hatte. Er machte sich daher im nächsten Jahre in Gesellschaft des Waldbeamten Krug und des Gastwirthes Stummer daran, die Höhle von der Seite des Gsollthales zu ersteigen, was mit großen Schwierigkeiten, die später durch die Bemühungen des gegenwärtigen Herrn Bergverwalters und unsers Führers größtentheils beseitiget worden sind, verknüpfet war. In Gesellschaft seiner beiden Begleiter drang er bis in die Klamm vor; doch hier sank seinen Gefährten der Muth,

die sich von dort nicht mehr weiter wagen wollten. Der kühne Hutmann bat sie daher, hier seiner zu warten, und stieg allein mit seiner schwachen Leuchte durch die enge Felsenspalte in die schauerliche Vertiefung hinab, erstieg jenseits derselben den hohen Schuttberg und kam an dem Steine der Inschrift vorüber bis zur Kreuzhalle; nun kannte er sich schon aus, denn bis hieher war er jüngst mit Hirsch von der anderen Seite her vorgedrungen. Mit einem Freudenrufe kehrte er nun zu seinen besorgten Gefährten zurück, und vollendete endlich in ihrer Begleitung die Durchwanderung der ganzen Höhle von einem Eingange zum andern. Bald darauf unternahm Herr Rudolph Hirsch, dessen zuvorkommenden Güte ich den beiliegenden Plan verdanke, die Aufnahme der Höhle, bestimmte ihre Richtung, welche von Nordwest nach Südost geht, und die mithin, nach der Bergmannssprache, von Stunde 7 nach 5 streicht; sorgte für einen minderbeschwerlichen Zugang von der Gsollalpe herauf, und machte es dadurch mehren Gesellschaften, welche seitdem die Höhle besucht haben, möglich, sich diesen hohen Genuß ohne Gefahr zu verschaffen.

Nach kurzer Ruhe setzten wir unsere Wanderung fort. Zunächst ging rechts eine Gallerie ab, deren dunklen Gang wir nicht verfolgten, zugleich zeigten sich links, einige Klafter über dem Boden und in geringer Entfernung von einander, zwei schwarze Höhlungen, vielleicht Mündungen von Gängen, durch welche man in die Bärenlucke oder zu dem mittleren Schluf gelangen könnte, in dem man das Brausen eines Wasserfalls hört, und dessen gleich anfänglich gedacht worden ist. Es wäre wol des Versuches werth, diese Höhlungen zu ersteigen und zu durchforschen, vielleicht daß man auf diese Weise auch in unserem Lande eine Höhle erschlöße, eben so reich an Wundern einer phantastischen Tropfsteinbildung, wie jene bei Adelsberg, Corgnae und die Baumannshöhle im Harze. Nach kurzer Wanderung gelangten wir in die Kreuzhalle, den überraschendsten und großartigsten Theil der ganzen Höhle. In gleicher Höhe mit dem Hauptgange geht rechts und links eine gewaltige Seitengallerie ab, wodurch auch in der hohen Wölbung ein Kreuzgewölbe entsteht, in dessen Mittelpuncte eine mächtige Kuppel sich erhebt;

zugleich runden sich auch die Wände ringsum zu einem weiten Dome und umschließen einen Raum, vor dessen undurchdringlichem Dunkel man nur mit Grauen steht. Nur schüchtern blickt das Auge um sich und begegnet überall, wohin es sich auch wenden mag, demselben Grabesdunkel, welches die Nähe der Unterwelt zu verkünden scheint. Lange braucht man, um sich zu sammeln und an die ringsum herrschende Nacht zu gewöhnen. Nun kann man erst einen Entschluß fassen. Wir betraten zuerst den linken Seitengang, doch ihn schloß bald eine senkrechte Wand und vereitelte jedes weitere Vordringen; auf der entgegengesetzten Seite bot sich ein Hügel von herabgestürzten Felsentrümmern dar, ihn kletterten wir hoch hinan', doch ohne auch hier mehr zu finden, als eine neue weite Nebenhalle, wie wir deren schon gesehen hatten. Wir forschten emsig nach Tropfsteingebilden, durch deren Erscheinen die ermüdende Einförmigkeit der ewigen Nacht endlich unterbrochen würde, aber immer vergebens. Oft ließ uns der fliegende Schein des Fackellichtes, der an den hohen Gewölben der Gallerie dahin streifte, auf Augenblicke glauben, dort hänge ein Tropfsteingebilde von der dunklen Decke herab; doch fanden wir uns jedesmal bei genauerer Untersuchung getäuscht und erblickten dafür nur einen aus den Wänden hervorragenden Block, oder eine Vertiefung in dem hochgeschwungenen Gewölbe.

Zurückgekehrt aus der Seitengrotte ging's wieder im Hauptgange vorwärts, dessen Decke sich abermals in graue Dämmerung gehüllt, und zu einer Höhe von mehr als 14 Klaftern emporgeschwungen hatte. Ein mächtiger Felsenblock lag hier in der Mitte des Ganges und spaltete ihn in zwei Arme, die sich aber hinter demselben gleich wieder vereinigten. Das Gewölbe erhielt sich fortan gleich hoch, und zog, durch unsere Lichter nur theilweise und spärlich erleuchtet, in ununterbrochenem Helldunkel über unsern Häuptern dahin, während der Boden, fast durchaus mit Gerölle bedeckt, immer mehr und eben nicht sanft aufwärts führte; dabei behielt die Halle fast durchaus die gleiche Breite von 8 — 9 Klaftern bei. Nach einer Wanderung von einigen Minuten führte der Gang steil in die Höhe; oben öffnete sich zur Linken abermals eine weite Gallerie, zu-

gleich veränderte der Hauptgang seine Richtung, und das Gewölbe senkte sich tiefer herab, und hing nun nahe drohend über uns. Auf diese Art mochten wir ungefähr eine Viertelstunde immer höher steigend dahin gewandert sein, als sich der Boden plötzlich senkte und der erste Schimmer des freundlichen Tageslichtes in diesen Tempel ewiger Finsterniß herein drang. Wir verdoppelten nun unsere Schritte, um recht bald die wunderherrliche Aussicht zu genießen, welche sich nach der Versicherung Aller vor dem Ausgange der Höhle entfaltet. Wie unangenehm wurden wir aber überrascht, als wir nach halb zehn Uhr unter das wahrhaft großartige und imposante Thor tretend ringsum nichts als graue Nebel gelagert sahen, die uns neidisch die ganze Gegend entzogen. Da zeigte sich weder das Felsenhaupt des Hochschwabs, noch die schroffe Kuppe des Sonnsteins, selbst nicht die zunächst gelegenen Tragössergebirge; kaum daß wir in der Tiefe die ärmlichen 11 Neuwald-Schwaighütten gewahrten, zu denen sich dicht vor dem Eingange eine gewaltige Schuttlehne steil hinabsenkte.

Es blieb uns unter diesen Umständen nichts anderes übrig, als noch einige Zeit abzuwarten, ob sich der Nebel gegen Mittag nicht auflösen und wenigstens einen Theil des Gebirgs-Panorama's enthüllen würde. Um diese Zeit auszufüllen, durchforschten wir noch jene Nebengrotte, welche sich zunächst am Ausgange befindet; doch damit waren wir bald fertig, denn sie ist niedrig und nicht lang. Hier und in einem der Seitengänge der Kreuzhalle zeigten sich die einzigen schwachen Spuren einer beginnenden Tropfsteinbildung. Die Wände sind dort mit kurzen buntgefärbten Nadeln des Kalksinters überzogen, doch dienen die letztern nur dazu, die Wände rauh zu machen. Von größeren Zacken, von bizarr geformtem Tropfstein oder gar von abenteuerlichen Bildungen des letztern ist durchaus in dem bis jetzt durchforschten Theile dieser Höhle keine Spur. Dazu ist sie zu trocken, und der Stein zu fest, zu wenig zerklüftet, so, daß die Feuchtigkeit von der äußeren Oberfläche nicht durchdringen könnte.

Vergebens hatten wir gehofft, daß indessen der Nebelvorhang reißen und wenigstens einen Theil des Gebirgs-Amphitheaters enthüllen werde. Die Nebel wogten noch immer wie früher regellos auf und ab; umsonst warteten wir eine ganze Stunde, das alte Chaos blieb unverändert dasselbe. Um 1 1/4 Uhr brachen wir endlich auf, traten über das Neuwaldeck den Rückweg an, und trafen um 2 Uhr, für die geringen Mühen reichlich belohnt, wieder in Eisenerz ein.

Die Gründung der Universität zu Grätz.

Von Dr. Albert v. Muchar.

I.
Einleitung.

Das sechzehnte Jahrhundert war, wie für ganz Europa, auch für die Steiermark eine sturmbewegte Zeit. Man hätte glauben mögen, alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Verbandes müßten aus ihren Angeln gehoben werden, und der hochangeschwollne, über alle Dämme schon hinstürzende Wildbach innerer Bewegungen werde Alles und für immer mit sich fort ins Verderben reißen. Jedoch vom Fresser kommt Speise; aus Mitternachtsdunkel bricht erquickendes Morgenlicht hervor. Thatkräftige Regentenweisheit, das Licht der Wissenschaften, Erhebung und Belehrung der rohen Masse durch kluge Staatsdiener, durch kenntnißreiche, in Kopf und Herz gebildete Priester traten versöhnend ins Mittel, und der entfesselte Dämon ward wieder hinabgeschleudert in seine finsteren Abgründe. Diesen inneren durch die deutsche Reformation veranlaßten Erschütterungen verdanken Wissenschaften und Lebensbildung in der Steiermark einen überaus wichtigen Umschwung: die Gründung schöner, umfassender Institute für höhere Bildung, — eine berühmte Universität in der Hauptstadt des Landes.

Dem schweren Kampfe mit zahllosen Gefahren von Innen und von Außen, während einer langen, verhängnißvollen Zeit, mußten sich drei der hervorragendsten Herrscher aus dem habsburgischen Kaiserhause unterwinden, der väterlich milde Erzherzog, König und Kaiser Ferdinand I., der weise Erzherzog Carl II. von Steiermark und der beharrlichste Held der katholischen Christenheit, Erzherzog und Kaiser Ferdinand II. Im Süden des Vaterlandes, an der Drave und Save (1516) schrien achtzig Tausend empörte Wendenslaven in rasender Wuth um ihre alten Rechte (Stara brauda). Das auf den Hügeln und Ebenen Oberösterreichs lodernde Feuer der Bauernempörung fraß pfeilschnell in die Hochwälder Salzburgs und des Ennsthales im Norden der Steiermark hinan, und die Riesenflamme schlug bereits über die Zinnen der hohen Alpen zusammen. In Mitte von drei Tausend Vaterlandssöhnen, an der Seite von 32 hingerichteten Adeligen lag (1525) der getreue Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein erschlagen auf der Wahlstätte zu Schladming, und ein Held, wie der felsenfeste Vertheidiger Wiens wider den großen Suleymann (1529), Niclas Graf von Salm, vermochte kaum den schrecklichen Brand des Aufruhrs in den Thälern unseres Hochlandes niederzudrücken. Diese Blutscenen waren die ersten Zuckungen von einer nahen, in der Tiefe des Volkslebens sich durch den ganzen hohlen Grund hin gestaltenden, allgemeinen Erschütterung, während im Osten und Südosten unseres Vaterlandes, in den Thälern der Save, Drave, Muhr, Raab, Feistritz, Safen, furchtbare Rauchsäulen emporqualmten, unzählige Ortschaften im Feuer standen, und der blutrothe Himmel im Osten alle Gräuel und Schrecken der mächtig heranstürmenden Osmannen den Abendländern verkündigte (1528 — 1532).

Die große Last der Regentensorgen über so ausgedehnte Länder; der Riesenkampf wider die fürchterlichen Osmannen, um durch die Erhaltung des österreichischen Staatenvereines, der Vormauer Deutschlands und der Christenheit, auch den ganzen Westen und damit das unschätzbare, so vielen Jahrhunderten abgerungene Kleinod, erhöhetere Humanität und Civilisation für die edlere

Menschheit vor dem Toben viehischer Barbarei zu beschirmen und zu retten, erlaubten dem gutherzigen K. Ferdinand I., diesem gerechten und getreuen Fürsten, binnen vierzig Jahren nur zwei einzige Male, 1521 und 1551, persönlich die Steiermark zu besuchen. Während dieser Zeit fanden auch in diesem Lande die Lehrsätze der deutschen Reformatoren ungehinderten und um so freieren Spielraum, als der väterlich milde Ferdinand, für seine Person zwar dem Glauben der erhabenen Voråltern innigst anhänglich, und die zweimaligen Forderungen des steiermärkischen Landesadels um freie Religionsübung, 1540 und 1554 standhaft verweigernd, dennoch auch anders Glaubende weise duldete, religiöser Grundsätze wegen Niemanden zur Verantwortung zog, viel weniger hart bestrafte. Schon um das Jahr 1530 hatten sich die neuen Religionslehrsätze in der Ueberzeugung eines großen Theils der steiermärkischen Landesbewohner so befestiget, daß man die Dogmen der deutschen Reformatoren in der Hauptstadt des Landes zu St. Kunegund am Leech von der Kanzel, auf offener Straße, wie der blinde Balthasar unter dem Lindenbaume am Allerheiligenkloster, und in einer eigenen lutherischen Schule, die Stiftschule genannt, predigen und lehren durfte [1]). An der Spitze der Steierer verlangte der Landeshauptmann, Freiherr Johann Ungnad, auf dem Tage zu Augsburg 1547 vom Kaiser und Reich freien Glauben, freie Religionsübung. Die reichen Herren von Eggenberg im Herzen des Landes, die vielseitig gebildeten und gefürchteten Freiherrn von Hofmann auf Strechau und Grünbühel in der oberen Steiermark, der zahlreiche begüterte Adel im südlichen Lande verschafften den neuen Lehrsätzen auf ihren Schlössern und Allodialgütern feste Ankerpunkte, so, daß fast überall, vorzüglich aber zu Cilli, Windischfeistritz, Sachsenfeld, Gonowitz, Windischgrätz, Mährenberg, Marburg, Windenau, Petau, in den windischen Büheln, Radkersburg, Mureck, Ehrenhausen, Leibnitz, Neudau, Fürstenfeld, Feldbach, Klöch, Weitz, Dechantskirchen, Ekerstorf, Birkfeld, Stubenberg, Grätz, Voitsberg, Pack,

1) Urkunde in Kindermanns Beiträgen. II. Heft. p. 153 — 159. 175 — 177.

Hirscheck, Ligist, Modrlach, Arnfels, Eibiswald, Wildon, Leutschach, Schwamberg, Fronleiten, Peggau, Bruck, Leoben, Langenwang, Mürzzuschlag, Kapfenberg, Kindberg, Krieglach, Judenburg, Pöls, Knittelfeld, Neumarkt, Unzmarkt, Murau, Weißkirchen, Oberwöls, Stadl, Oberzeiring, Trofaiach, Eisenerz, Landl, St. Gallen, Radmar, Hieflau, Wald, Gaishorn, Rottenmann, Lietzen, Oppenberg, Lassing, Irdning, Donnersbach, Wörschach, Gröbming, Haus, Schladming, Aussee, Tauplitz und in allen Umgegenden dieser Orte sich die hartnäckigsten Bekenner der neuen Lehre zu bedeutenden Protestantengemeinden consolodirt hatten. Eine solche Verbreitung binnen wenigen Jahrzehenden konnte nur die Folge zweckmäßig berechneter und energisch einwirkender Mittel, nämlich der eifrigsten schriftlichen und mündlichen Verkündigung gewesen seyn. Schon seit ungefähr 1536 war durch den Schullehrer Picca eine von ihm verfaßte lutherische Postille verbreitet. Später, seit 1560 ungefähr, wurden die kräftigen Predigten des David Tonner, so derb sie auch waren und die ausgearteten Sitten des Adels und der Bürger nicht verschonten, allgemein gelesen. Die lutherische Bibel, von Georg Dalmatinus ins Windische übersetzt, erlebte eine zweite, von den protestantischen Ständen der Steiermark unterstützte, und durch den Pastor Homberger 1586 verbesserte Ausgabe. In Predigten blieben zwar die protestantischen Lehrer Georg Kuen, David Tonner, Sulzberger, Finkeltaus, Funke, Venediger, Egen, Homberger, Veith, Morbach, Pleininger, Kratzer, David, Andreas u. v. a. keineswegs zurück; sie lehrten mit hohem Enthusiasmus, in einer geläufigen Darstellung mit hinreißender Andringlichkeit. Jedoch durchgreifende, mit Zauberkraft wirkende Hauptmittel waren die Gründung einer lutherischen Centralschule, der Stiftschule, im heutigen Paradieshause in Grätz, mit Rectoren, Subrectoren und Lehrern, und so vieler gleichen Schulanstalten im ganzen Lande umher, und die allgemeine Verbreitung protestantischer Bibeln, Postillen, Gebet- und Erbauungs-Bücher. Man kann aus den ganz bestimmten Angaben der gleichzeitigen Berichte sicher annehmen, daß bei der Gegenreformation, vorzüglich in den Jahren 1599 und

1600, über 40000 protestantische Schriften im ganzen Lande weggenommen und öffentlich verbrannt worden sind. Ein mächtiger, alles durchdringender Ideenstrom für jene sonst so bücherarmen Zeiten! Dabei muß es aber jeder auf die Zeitverhältnisse auch nur oberflächlich Aufmerksame von selbst fühlen, dem quellenforschenden Historiker wird es aber sonnenklare, gewisse Thatsache: die Vertheidigung des Altars, und der einen heiligen Wahrheit war damals schon lange Zeit her den unfähigsten Händen, in tiefe Unwissenheit versunkenen Wächtern anvertraut gewesen, die weder die gefährlichen Waffen ihrer Gegner kannten, noch ihre eigenen siegreich zu gebrauchen wußten, und die Seelenspeise des christkatholischen Unterrichts den so sehr darnach Hungernden ohne Salbung, ohne flammenden Eifer und lebenvolles Interesse ertheilten. Die im Gange der Gegenreformation angewandten Mittel selbst erheben diese Bemerkung über allen Widerspruch; denn die Vernichtung der sektischen Bücher, die durch vierzehn Monate in allen Gegenden des Landes fortgesetzten gründlichen und salbungsvollen Predigten des frommen und gemäßigten Bischofs Martin von Seckau, die in Fürstenfeld, Hartberg, Petau, Radkersburg, Cilli und in vielen anderen Orten von den Erzherzogen Carl und Ferdinand ausgesendeten jesuitischen Prediger haben durch ihre lichtvollen, gründlichen, mit Feuer und herzdurchdringenden Gefühlen gesprochenen Religionsvorträge in kurzer Zeit mehr Verirrte zur Wahrheit wieder zurückgebracht, als abgedrungene Religionseide, Emigrationsedicte und bewaffnete Bekehrungs-Commissionen.

Das Bild, welches sich ein Geschichtskenner, der die vaterländischen Bibliotheken und Archive durchsucht, der Diplome zu Tausenden durchgelesen hat, von der Geistescultur, von dem Zustande der Wissenschaften und edleren Bildung in der Steiermark vom Jahre 1300 bis 1600 machen kann, ist immer ein verstümmeltes Gerippe nur, ein Zerrbild ohne Leben und Freudigkeit. Was zur Veredlung der Menschheit, zu Erhöhung wahrer Humanität in dieser Hinsicht in den vaterländischen Stiften und Klöstern geschehen ist, war allem Anzeichen nach geringe und wenig genug, und entschieden für

die eigenen Mauern nicht einmal hinreichend. In den aufblühenden Landstädten läßt sich kaum überall eine Schule annehmen; alle übrigen Orte waren zuverlässig wie verwaist. Der fromme Abt Engelbert von Admont (1296 — 1328), ein für seine Zeit ausgezeichneter Gelehrter, mußte seine gefeierte Geistesbildung, die ihn so weit über seine Zeitgenossen erhob, auf italischen Hochschulen suchen; und was der Bruder Bartholomäus, dem schönen Friedrich von Oesterreich in Admont ein warnender Unglücksprophet, von Gestirnen und astrologischen Deutungen gewußt, hat er wol sicher nicht im Vaterlande gelernt. Der Steiermärker aus Passail, Peter Engelbert, Lehrer K. Max des Ersten, berühmt durch Gelehrsamkeit und treue Anhänglichkeit an seinen Kaiser unter dem siegreichen K. Mathias Corvinus J. 1477 — 1491; Irmhard, Pfarrer zu Straßgang, einst Lehrer der geistlichen Rechte 1558; Meister Niklas von Grätz, Lehrer der freien Künste, Prior und Rector an der Hochschule zu Wien, und durch canonische, exegetische und ascetische Schriften berühmt; Johann von Grätz, Lehrer des canonischen Rechts, Meister der freien Künste und hermeneutischer Schriftsteller; Lorenz Gruber, zu Wien Lehrer der freien Künste, dann Benedictiner zu Mölk, Abt zu Göttweih, endlich Generalvisitator durch Oesterreich, Kärnthen und Krain; Johann Himmel, Dr. der Theologie zu Wien, Freund des berühmten Geschichtsschreibers von Oesterreich, Thomas von Haselbach, mit diesem und mit dem Freisinger Bischof Nicodemus österreichischer Abgeordneter am Basler Concilium, und durch theologische Schriften ausgezeichnet; Ekard Krometz, Pfarrer zu Gradwein, Erzpriester in der unteren Steiermark und enthusiastischer Prediger wider die Barbarei und alle Schrecken der Türken; — diese für den langen Zeitraum von zweihundert Jahren, wahrlich! nur wenigen, ausgezeichneteren Männer, — wo sollten sie wol damals in der Steiermark ihre höhere Bildung gefunden haben? Um das Jahr 1520 war Christian Kluber an der Hochschule zu Wien als Meister der Künste, Doctor der Gottesgelahrtheit und Rector der Universität berühmt geworden. Damit wißbegierige Talente angeeifert und unterstützt würden, an Hochschulen die Bil-

dung sich zu geben, welche sie im Vaterlande vergeblich suchen würden, wußte Kluber nichts Nothwendigeres und Zweckmäßigeres zu vollbringen als eine ansehnliche Stiftung für junge in Wien studierende Steiermärker.

Wie schlecht für bessere Geistesbildung außerhalb der wenigen Stifte und Klöster im ganzen Lande gesorgt war, hatte schon K. Rudolph von Habsburg zu Ende des XIII. Jahrhunderts eingesehen, da nicht einmal in der Hauptstadt Grätz eine ordentlich eingerichtete Schule bestand.

Dieser hochherzige Monarch übertrug daher im Jahre 1278 dem deutschen Orden zu Grätz am Leech, vertrauend den Kenntnissen und Verdiensten jener deutschen Herren, die Gründung und Behauptung einer freien Schule mit dem Rechte, einen eigenen Scholastiker oder Director anzustellen und alle Fehltritte der Schüler ohne Dazwischenkunft der Stadt oder der anderen weltlichen Gerichte zu rügen und zu bestrafen. Dieses schöne Institut nahm der große Monarch in seinen eigenen und in den unmittelbaren Schutz des Reiches: »liberum Scholastarium in eodem loco concedimus, et perpetualiter damus, ita, quod saepe dicti fratres possint Scholasticum constituere et destituere, quando voluerint et eis videbitur expedire" [1]). In der Zeitenfolge jedoch scheinet diese freie Schule an der Leechkirche dem wohlthätigen Zwecke nicht mehr so ganz entsprochen zu haben, denn die einheimischen Geschichtsquellen schweigen von ihrem Wirken fast gänzlich; auch war ja der lehrende Geist, der Geist für Wissenschaft und edlere Bildung aus jenem Orden immer mehr verschwunden, verdrängt von der kriegerischen Tendenz, welche die deutschen Ordensritter bereits wieder angenommen hatten. Um das Jahr 1500 wurde daher diese Freischule vom deutschen Orden ganz abgegeben, und an die Pfarre zu St. Aegiden in die Stadt übertragen, wo dann binnen vier Jahrzehenten so gänzlich alle begründetere Methode, aller Geist eines zweckmäßigen Un-

1) Froelich. Diplomat. Duc. Styr. T. II. p. 128 — 190.

terrichtes verschwunden war: daß 1540 die neu errichtete protestantische Stadtschule unglaublich schnell den bei weitem größten Theil der lehrbegierigen Jugend in der Stadt und aus der Umgegend an sich zu ziehen vermochte.

Was ausgesäet worden, keimt empor, und reift zum Guten oder Bösen; keine That ohne unausbleibliche Folgen, zum Glücke oder zum Verderben! Durch diese vergangenen Ereignisse waren alle fremden Elemente erzeugt und groß gezogen worden, welche der weise Erzherzog Carl II. bei seinem Regierungsantritte (21. März 1564) in Inneröstterreich und vorzüglich in der Steiermark vor seinen Augen mächtig waltend erblickte. Die hingebendste persönliche Anhänglichkeit an den Glauben seiner frommen Ahnen, verbunden mit dem wohlwollenden Geiste liebender Duldung, hatte dieser verständige Fürst von seinem milden und weisen Vater, Ferdinand I., geerbt, und sie lange mit seltener Regentenklugheit und Beharrlichkeit geübt. Wie sich die jetzt so eigenthümlich und mit kühner Kraft auftretenden Elemente abweichender Glaubensansichten in seinen Provinzen erzeugt hatten; wie sie so groß und stark geworden waren, wußte er klar aus dem noch lebhaften Bilde der Vergangenheit. Eben aber die früheren Blutscenen auf steiermärkischer Erde, die fortwährenden Erschütterungen in Oesterreich, in Salzburg und in Deutschland drängten ihn nothwendig zum Entschlusse, jenen fremdartigen Kräften durch energische, mit seinem angebornen Sinn der Liebe und Duldung vereinbarliche, ja gerade durch dieselben Mittel zu begegnen, welche sie groß gezogen hatten. Während seine Gegner für ihre Sache das Durchgreifendste thaten, und mit einem Strom von Ideen Alles durchdrangen, fehlte es auf seiner Seite gerade an dem Wichtigsten: an tüchtigen Lehrern, und an lebensvolle Ueberzeugung schaffendem Unterricht. — Es ist nicht zu läugnen und quellengemäß begründete Parallelen haben es bereits zur historischen Wahrheit gemacht: die in Spanien, Italien, in Frankreich und Deutschland gebildeten Väter der Gesellschaft Jesu standen d a m a l s über dem sämmtlichen katholischen Clerus weit erhaben an kenntnißreichem Verstand, an Lebensbildung und

an energischem Enthusiasmus für die Sache der katholischen Christenheit. Als Gegenmittel von unglaublichen Wirkungen wider die religiösen Neuerungen hatten sich diese Väter bereits in Schwaben, in Baiern und in der Kaiserstadt Wien (seit 1551) bewährt. Es war daher natürlich: durch Einführung dieser Gesellschaft wollte der scharfsinnige Erzherzog Carl auch in Innerösterreich zwei große hochwichtige Dinge begründen und erreichen: edlere, systematischere, ausgebreitetere Erziehung der Jugend im Allgemeinen, und Heranbildung kenntnißreicher, lebenskluger und eifervoller Religionslehrer. Diesem hohen Gedanken und der Thatkraft, womit der Vater, Erzherzog Carl, und der erlauchte Sohn, Erzherzog Ferdinand II., demselben Verwirklichung schafften, verdanket die Hauptstadt der Steiermark die segenreiche Gründung einer berühmten Universität, deren Entstehung, Vollendung und Geschicke wir hier erzählen werden.

II.

Der Landesregent, Erzherzog Carl II., beginnt die Gründung der Universität.

Im Jahre 1565 ward die Stadt Grätz zur Residenz und zur Centralstadt der Regierung von ganz Innerösterreich durch Erzherzog Carl erhoben. Alle Theile der öffentlichen Staatsverwaltung: der geheime Rath (unter Ferdinand II. der geheime Staatsrath, der innerst geheime Rath), dessen Haupt der Erzherzog selbst, nachher ein eigener Präsident war; die Kammer für die landesherrlichen Einkünfte von dem Eisen- und Salzhandel, von Bergwerken, Mauthen, Forsten, Jagden und Fischereien; die Gerichte für Polizey, für das Criminale, für Hof- und Landrechte u. s. w. wurden hier vereiniget, und bis zum Jahre 1569 vollkommen eingerichtet. Hier war der Sitz des Landeshauptmannes und des ständischen Collegiums. Grätz sollte und mußte also auch der eigentliche Ankerpunct der beabsichtigten durchgreifenden neuen Institute

für Unterricht und umfassende Bildung werden. In einem eigenen Schreiben vom 27. Jänner 1570 aus Laibach eröffnete nun der Landeserzherzog Carl dem Rector des Jesuitencollegiums in Wien, P. Emerich Forsler vor Allem Folgendes: „Für die gewöhnlichen Predigten in der herannahenden Fastenzeit habe ich an der Stadtpfarrkirche in Grätz keinen tüchtigen Redner. Diese heiligen Uebungen dürfen aber jetzt um so weniger unterbleiben, als sich die Verführer alle Mühe geben, auch noch die wenigen, der katholischen Kirche Treugebliebenen auf ihre Seite zu bringen, und auch die letzte Spur des katholischen Glaubens zu vertilgen. Diesem großen Uebel den kräftigsten Einhalt zu thun, ist mein einziger Gedanke, und im festen Vertrauen auf Gott hoffe ich auch, von eurem Orden in diesem Vorhaben kräftigst unterstützt zu werden." Der Erzherzog versichert dann weiter, er habe bereits dem kaiserlichen Geheimderath, Hrn. Doctor Eder, sein Vorhaben und seine Wünsche an die Gesellschaft Jesu weitläufiger eröffnet, und er hoffe sicher, daß die ehrwürdigen Väter in alle Forderungen, welche der kaiserliche Rath in seinem Namen an sie stellen werde, eingehen, und allen seinen Begehren willfahren werden [1]).

Den Erwartungen des Landesherrn entsprach ganz der von Wien nach Grätz als Fastenprediger gesendete Jesuit P. Stephan Khemmel. Zu Ende des Jahres 1570 kam dieser mit dem P. Salvator Cantabrus zum zweiten Male in diese Stadt zurück, wohin auch der österreichische Jesuitenprovinzial P. Laurentius Magius vom Erzherzoge berufen ward. Weil aber dieser in Geschäften des Ordens eben auf einer Reise nach Pohlen begriffen war, so mußte sich der Rector des Collegiums in Wien P. Emerich Forsler (12. Mai 1571) nach Grätz begeben. Diesem eröffnete nun Erzherzog Carl seinen Entschluß, in dieser Residenzstadt eine neue öffentliche Unterrichtsanstalt zur Bildung der Jugend in Frömmigkeit und Wissenschaft überhaupt, und zur Erziehung tauglicher Priester für die völlig verwaisten Kirchen der Provinz zu gründen, die Besor-

1) Joann Macher. Graec. topogr. descr. p. 66.

gung und Leitung dieser wichtigen Anstalt aber dem Orden der Gesellschaft Jesu zu übergeben [1]). Diesen durch die eben gepflogenen Unterhandlungen festgesetzten Plan berichtete sodann Erzherzog Carl (21. Mai 1571) dem Jesuitengeneral Franciscus Borgias in Rom, der nach seiner Rückkehr von einer päpstlichen Sendung aus Spanien dem Erzherzoge für sein Zutrauen dankte, und die österreichischen Jesuiten ganz zu seinem Belieben stellte [2]); zugleich aber die Ausführung des wichtigen Vorhabens seinem Ordensprovinzial in Wien übertrug. Die beiden jesuitischen Prediger, P. Khemmel und P. Kantabrus, blieben indessen in Grätz, und der Erzherzog betrieb die Ausführung seines wichtigen Vorhabens sowol mündlich in Wien bei seiner Vermälung mit Maria, Herzog Alberts von Baiern Tochter, (1. September 1571), als nachher auch durch schriftliche Verwendung an Papst Gregorius XIII.; und nicht unterbrochen wurden die Verhandlungen, ungeachtet das 1572 ausgebrochene Pestübel den erzherzoglichen Hof zwang, nach Judenburg zu flüchten, und dort zu verweilen. Nachdem diese Gefahr vorüber war, kam im Frühjahre 1573 der Provinzial, P. Magius, mit fünf anderen Jesuitenpriestern nach Grätz, mit der Bestimmung, dort zu verbleiben. Der Erzherzog ließ ihnen einstweilen das Stadtpfarrhaus zur Wohnung, das kleine, auf dem Grunde des heutigen Mausoleums gestandene Katharinenkirchlein zum Gottesdienste einräumen. Für ihren Unterhalt sorgte er selbst, und übergab ihnen alsogleich die an der Pfarrkirche bestandene Schule zur ausschließenden Besorgung und Leitung. Im October desselben Jahres kamen dann

---

1) J. Macher ibid p. 67.

2) Das Antwortschreiben des Franz Borgia, vom 24. Juli 1571, ist abgedruckt in Kindermanns Beiträgen III. Heft. p. 273 — 275. „Duo omnino affirmare possum: alterum, quod jam pridem me cum societate nostra ad obsequia V. C. propensissimum sentio: et quamvis in magna operariorum penuria versamur, nihilominus tamen de Statibus V. C. bene mereri et ad Spiritualia in eis promovenda, aliquid pro tenuitate nostra conferre cupimus. Alterum est, quod Doctori Hieronymo Natali, quem mihi vicarium cum ampla facultate Romae discessurus substitui, serio injungo, ut dispiciat, si qua ratione id exsequi possit, quod V. C. Suis et Rectoris nostri Collegii Viennensis literis postulat, et tunc primo quoque tempore id efficiat, quod ad Dei gloriam et religionis catholicae augmentum cogitationes omnes V. C. tendere animadverto."

neuerdings fünf Priester und zwei Laienbrüder aus dem Hauptcollegium zu Wien nach Grätz, so daß das neue Collegium zu Grätz aus zehn Priestern und zwei Laienbrüdern bestand, welchen dann der Fundationsbrief mit folgenden Zusicherungen feierlich übergeben wurde: Das Stadtpfarrhaus in Grätz mit allen dazu gehörigen Gebäuden und Wohnungen, mit der Versicherung, dieses Haus ehemöglichst zu erweitern und herzustellen, dasselbe mit allem sowol zu Bedürfnissen des Lebens als auch des Unterrichts und der Wissenschaft Nöthigen zur besten Bequemlichkeit der Ordensglieder einzurichten. Weiters: Die dem Stadtpfarrhofe nahe gelegene Pfarrkirche zum H. Aegidius wird dem neuen Collegium vollständig einverleibt, mit allen zur Würde des Gottesdienstes erforderlichen Geräthschaften und Kleinodien. Die Rechte einer Pfarrkirche jedoch sollen mit päpstlicher Bewilligung von dem genannten Gotteshause auf das nahe gelegene Katharinenkirchlein übertragen werden, dem neu gegründeten Collegium zugleich aber das Recht ertheilt seyn, dem Erzherzoge und allen seinen Nachfolgern einen jedesmaligen Pfarrsvicär zur Ernennung vorzuschlagen; ja auch einen schon bestehenden, aber sittenlosen, oder vom wahren Kirchenglauben abtrünnig gewordenen Stadtpfarrer mit Zuziehung des landesherrlichen Urtheils seiner Stelle wieder zu entsetzen; welches Recht die Rectoren bis zum Jahre 1762 ununterbrochen ausgeübt hatten. Als immerwährende Fundation zum täglichen Unterhalte sollen dem neuen Jesuitencollegium aus den erzherzoglichen Renten von den Besitzungen des uralten Stiftes Müllstadt in Kärnthen jährlich zweitausend Gulden, und zur Beheitzung des Collegiums sowol als der Schulen jährlich zweihundert Gulden, und die ganze Summe von 2200 Gulden zu Georgi und Galli genau ausbezahlt werden. Es soll dem Collegium der Gesellschaft Jesu überlassen bleiben, ihr Collegiathaus und die Hofkirche frei zu verwalten, und für sich allein alles Uebrige zu schlichten, um von ihrem heiligen Zwecke auch nicht nagelbreit abzuweichen, ganz nach den Kirchengesetzen und nach den eigenen Privilegien dieses Ordens, welche nun unter Einem neuerdings die feierliche landesherrliche Bestätigung erhalten. Alle

diesen Freiheiten allfällig zuwiderlaufenden, wie immer Namen habenden Gesetze und Bestimmungen werden in Bezug auf dies neugegründete Collegium als aufgehoben, das neue Institut selbst wird von allen öffentlichen Lasten befreit erklärt, und dem Schutze und der Unterstützung aller erlauchten Nachkommen und Erben des Kaiserhauses nachdrücklichst empfohlen. Am 12. November 1573 unterfertigte Erzherzog Carl diese Fundationsurkunde mit eigener Hand, und ließ eine gleichlautende Abschrift in seinem Hausarchive hinterlegen.

Erzherzog Carl hatte den festbestimmten Entschluß gehabt, mit dem Jesuitencollegium zugleich und unmittelbar vereint eine sehr erweiterte Studienanstalt, eine Universität erstehen zu lassen und zu gründen. Jedoch die äußerst nachtheiligen Zeitverhältnisse ließen dies größte seiner Werke jetzt noch nicht zur Ausführung bringen. Indessen wurde zur Umstaltung des alten Stadtpfarrhauses in ein Collegiengebäude für die Väter der Gesellschaft Jesu in diesem Jahre noch der Grundstein gelegt. Durch mehrere Jahre ward der große Bau fortgesetzt und erst unter Erzherzog Ferdinand II. zur heutigen ansehnlichen Gestalt vollendet. Während dieses Baues widmeten sich die dazu schon bestimmten Priester der Gesellschaft dem ihnen vertrauten Erziehungsgeschäfte mit hohem Eifer und mit anschaulicher Gewandtheit. Einige Priester begaben sich auf erzherzoglichen Befehl als Bekehrungsprediger nach Fürstenfeld, Hartberg, Petau und Cilli, wo ihre schönen Kanzelverträge, voll Ordnung, Klarheit und Leben tiefen Eindruck auf das Volk machten [1]). In Grätz wurde die so lange unterbliebene Fronleichnamsprocession aus der St. Aegidenkirche von den Jesuiten mit so vieler Pracht und feierlicher Würde angeordnet und begangen [2]), daß sehr viele Bürgerfamilien ihnen gänzlich ergeben wurden und ihre Kinder zahlreicher in die neue jesuitische Erziehungsanstalt schickten, wodurch im Jahre 1574 schon zu den anfänglich bestandenen untern Grammaticalclassen auch die Humanitätsschulen gereihet werden konnten. Die umfassenden Plane des

1) Kindermanns Beiträge. I. p. 84.

2) Pastor Jeremias Homberger predigte noch im Jahre 1580 sehr eifrig gegen diese Procession in der Allerheiligenkirche zu Gratz. Kindermanns Beiträge zur Vaterlandskunde. I. p. 32 — 58. II. p. 150 — 178. III. 277 — 302.

Erzherzoges wurden nun auch von mehreren Landesedeln und Bürgerfamilien, vorzüglich aber durch Urban Bischof von Gurk, Statthalter zu Grätz, und durch den Bischof Thomas zu Laibach mit vereinten Kräften und mit aufopfernder Großmuth unterstützt, daß für das wirkungsvolle Fortbestehen der neuen Schulen ein erweiterter Grund gelegt werden konnte. Im Jahre 1574 noch ward ein Seminarium gegründet, welches später bei seiner Vollendung durch Erzherzog Ferdinand II., das Ferdinandäum hieß, und welchem die Güter Steinhof bei Radkersburg, und das Heiligengeiststift zu Judenburg; dann Gülten außer Grätz, Schütting, Maierhof in Authal, Garbenzehend am Grätzerfeld, Weingärten am Graben und im Thal bei Grätz als Realitäten zugewiesen worden sind. Aermeren, talentirteren Vaterlandssöhnen sollte durch diese Stiftung die höhere Bildung in Wissenschaft und Frömmigkeit erleichtert werden gegen die schöne Verpflichtung, eine würdevolle Musik bei dem feierlichen Gottesdienste im St. Aegidentempel immerfort zu unterhalten. Kaum war dieses wohlthätige Institut ins Leben getreten, so beeilte sich der thatkräftige Erzherzog Carl im Jahre 1576 eine Convictsanstalt auszuführen, in welcher blos Zöglinge für die theologischen Studien aufgenommen und unterhalten, und daraus wohlunterrichtete, tugendhafte und edle Priester und Volkslehrer gebildet werden sollten. Diese Anstalt bekam als Fundationsgüter: die Herrschaft Geyrach in der unteren Steiermark; Gülten außer Grätz; den Gutschitschhof bei Grätz und vier Wälder. Dadurch trat es nun allmälig klarer ans Licht, wie der kluge Erzherzog nach und nach jene Idee verwirklichen wolle, welche mit einem Male nach ihrem ganzen Umfange und in der gewünschten Vollständigkeit auszuführen die harten Bedrängnisse in einer so unheilvollen Zeit durchaus nicht gestatteten. Die Erweiterung der Studien bis zum Umfange und zur Höhe einer Universität ging aber bald nothwendig von selbst aus der Gründung eines Centralconvictes zur Bildung tüchtiger Theologen für das ganze Land hervor. Bis zum Jahre 1580 ward Erzherzog Carl in allen seinen Bemühungen mit den glücklichsten Folgen belohnt. Ihn leitete der Geist seines milden Vaters; eine gere-

gelte energische Kraft und die Klugheit eines wohlwollenden Weisen begleiteten alle seine Schritte.

Durch die tägliche Anschauung der auffallenden Wirkungen seiner Anstalten gewiß, setzte er in den Landtagen zu Bruck und Grätz 1575, 1576, 1578, 1579 und 1580 den Forderungen des protestantischen Adels, die Jesuiten zu vertreiben, die weise Duldung und Freigebung des neuen Gottesdienstes in den Zimmern des Herrn- und Ritterstandes und in den Städten Grätz, Judenburg, Klagenfurt und Laibach entgegen [1]). Nicht leicht verfehlt eine solche Handelsweise ihres Zweckes. In einer eigenen Bulle vom 21. Juni 1577 bezeugte Papst Gregor XIII. unserem Erzherzoge den ungetheiltesten Beifall und die Bestätigung über alle neuen Gründungen und Werke; die Zahl der zur neuen Studienanstalt am Jesuitencollegium herbeiströmenden lehrbegierigen Jugend überstieg beinahe schon 200.

Natürlich wurden durch das schnelle Gedeihen der auf so festem Grunde aufgebauten Anstalten des Erzherzoges und ihrer tiefen durchgreifenden Folgen zur Gegenreformation die Coryphäen und alle Anhänger der neuen Lehrsätze zu doppelter Kraftanstrengung aufgestachelt, welche jedoch den bisher gemäßigten Erzherzog nur zu entschiedeneren Schritten verleiteten, aber auch zur Eile antrieben, mit der Gründung eines allgemeinen katholischen Studiums, einer Universität in seiner Residenzstadt, seinen Werken die Krone aufzusetzen. Bis zu Ende des Jahres 1584 war der Bau des großen Collegiums so weit fortgeschritten, daß für Hörsäle eines erweiterten Studiums Raum genug war; auch hatte er über die künftige Einrichtung und den ununterbrochenen Fortgang aller akademischen Studien mit dem damaligen Rector des Collegiums, P. Georg Denbruggen, alles vollständig ins Reine gebracht. Der erlauchte Landeserzherzog sprach dann über die Gründung seiner Universität folgende wichtigen und folgenreichen Bestimmungen aus: „Edler und weiser Regenten einzige Pflicht ist es, die ihnen Untergebenen

1) Kindermanns Beiträge II. Heft. p. 158 — 159. 175 — 178.

im bürgerlichen Verbande fest vereiniget, in friedlicher Ruhe, in Gehorsam zu erhalten, und alles diesem hohen Zwecke entgegenstehende mit Kraft zu entfernen. Ohne Gottes Hülfe jedoch, ohne Gesetze, ohne den Rath und ohne Unterricht durch kenntnißreiche und gebildete Männer kann dieser wichtige Zweck nicht erreicht werden. Unter allen Länderbeherrschern fühlten aber von jeher die Erzherzoge von Oesterreich diese Wahrheit am innigsten, daher ihre allbekannte Gottesfurcht, ihr werkthätiger religiöser Sinn, ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an den katholischen Glauben ihrer Väter, ihr thatkräftiger Eifer und ihre edle Großmuth, womit sie Schulen, Gymnasien, Universitäten gegründet, ausgestattet und selbst von den entferntesten Ländern kenntnißreiche, gelehrte Männer in ihre Staaten herbeigerufen, sie zu den ansehnlichsten Ehrenstellen und zu hohen Würden erhoben haben, um dann durch sie die Jugend gründlich zu unterrichten, und durch sie den jungen Geschlechtern der Staatsbürger in Verehrung, in Befolgung der zum Gesammtwohle gegebenen weisen Gesetze und im unverbrüchlichen Gehorsame vorleuchten zu lassen."

„Mit innigster Betrübniß des Herzens hat der Landesherr bei seinem Regierungsantritte, sowol den tiefen Verfall der Sitten als auch eine völlige Religionsspaltung, durch Verführer in einer unheilvollen Zeit bewirkt, erblickt, und von jener Stunde an den festen Entschluß gefaßt, dem Lande Steiermark wieder Einheit, Reinheit des Glaubens, und allgemeine Ueberzeugung von der Einen heiligen Wahrheit, und makellose Frömmigkeit zu verschaffen. Sachkundige und getreue Männer, deren Ansichten und Rath der Erzherzog zur Ausführung seines Entschlusses verlangte, bezeichneten ihm die Väter der Gesellschaft Jesu als die einzig tüchtigen Werkzeuge zur Verwirklichung eines so frommen und wichtigen Vorhabens. Seit dem 12. November des Jahres 1573 bestehet nun wirklich schon in der Residenzstadt ein Collegium dieser Ordensgeistlichen und eine ihnen anvertraute Schulanstalt mit sichtbaren, allen Wünschen entsprechenden Folgen. Der Landeserzherzog schreitet nun, da die seinen Planen früher entgegenstehenden mächtigen Hindernisse beseitiget sind,

zur vollständigen Begründung einer erweiterten Anstalt für mehrere und höhere Studien nach dem Beispiele so vieler anderer Fürsten um so kräftiger, als gerade eine solche Einrichtung die Verhältnisse seiner untergebenen Länder und Völker von so verschiedener Abstammung, von so verschiedenen Sprachen und Mundarten nothwendig fordern. Durch veredelte Erziehung, durch höhere und gründliche Bildung in allen Zweigen der Wissenschaften allein nur kann der katholische Väterglauben aufrecht erhalten, und wo er getrübt worden, wieder in seine alte Reinheit zurückgebracht werden. Auch will der Erzherzog als gerechter Landesherr mit väterlicher Sorgfalt, daß seinen Untergebenen alle aus den Wissenschaften den Völkern zufließenden Vortheile aus der allgemeinen Verbreitung von Belehrung und Unterricht durch gebildete, wissenschaftliche Männer in ganz Inneröster-reich zukommen mögen. Der Landesherr bestätiget also neuerdings das 1573 von ihm gegründete Jesuiten-Collegium nach dem ganzen Umfange der demselben damals schon verbrieften Fundation. Er erhebt aber mit landesherrlicher Machtvollkommenheit von nun an dieses Institut zu einer allgemeinen öffentlichen Studienanstalt, Gymnasium, Akademie und Universität, ganz entsprechend den von Päpsten und Kaisern dem Orden der Gesellschaft Jesu, wie auch anderen Universitäten schon ertheilten Privilegien und Freiheiten. Diese neue erzherzogliche Bildungsanstalt soll für immer die Benennung: Akademie, Universität behalten. Alle Schüler, welche an diesem erzherzoglichen oder an einer anderen damit verbundenen, und von den Priestern der Gesellschaft Jesu besorgten Studienanstalt die Lehrvorträge angehört, und die strengeren Prüfungen bestanden haben, können an dieser Universität zu den höheren wissenschaftlichen Würdegraden, zum Baccalaureate, zur Licentiatur und zum Doctorate der freien Künste und aller theologischen Wissenschaften erhoben werden, und solche mit dem Lorbeer gründlicher Wissenschaft geschmückten Zöglinge mögen theilhaftig sein und bleiben aller auf den allgemeinen Universitätsstudien durch Deutschland, Italien, Spa-

nien und Frankreich üblichen Freiheiten und Auszeichnungen. — Zu diesem Ende erhöhet der Landesherr das bisherige jährliche Einkommen des Collegiums, von 2200 auf 4200 rheinische Gulden, aus den Renten des Stiftes zu Mühlstadt in viermaligen Fristen, alle Jahre in Grätz selbst mit dem 1. Jänner 1585 zu erheben, welche Veränderungen immer auch in der Zukunft mit den Mühlstädtischen Besitzungen vor sich gehen mögen. — Ueberdies schenkt der Erzherzog den ehrwürdigen Vätern seinen eigenthümlichen Garten, wie derselbe vom unterirdischen Eingange des erzherzoglichen Hofgartens gegen die Aegidenkirche, vom landesherrlichen Zeughause und von den Wohngebäuden der Herren Sigmund von Eibeswald, Wolfgang von Stubenberg, Otto von Teufenbach und Jakob Schrenkel umgränzet wird, mit allen daran hangenden Freiheiten. — Weiters sollen dem Jesuiten-Collegium zu Grätz aus den landesherrlichen Sudstätten in Aussee jährlich um Georgi vierzig Fuder Salz ganz unentgeltlich abgereicht werden. Und damit die Väter der Gesellschaft Jesu auch an Fischen nicht Mangel leiden, so wird ihnen das freie alleinige Fischrecht in der Mur ertheilet, auf dem linken Ufer vom erzherzoglichen Damhirschen-Garten am Schloßberge angefangen, bis an die Hauptstraßenbrücke über den genannten Strom, und am rechten Ufer von dem, dem Thiergarten gegenüberstehenden Nußbaume bis zum Ecke desjenigen Hauses, das ehemals der Kreutzmayer, jetzt aber der Nowak besitzet. Zu diesen großmüthigen Schenkungen füget endlich der Erzherzog auch noch die vollkommenste Gerichts-Immunität des sogestalteten Collegiums von jeglichem Forum, in bürgerlichen oder peinlichen Vorfällen und Streitigkeiten, die Ertheilung aller Freiheiten und Immunitäten, so wie sie die erzherzogliche Residenz selbst besitzet, die Befreiung von allem Gastrechte, von allen wie immer Namen habenden öffentlichen Steuern und Abgaben, und die Unterstellung unter unmittelbaren landesherrlichen Schutz für die Gegenwart und alle Zukunft."

Dies alles wurde dann in drei Diplomen schriftlich ausgedrückt, und jedes derselben mit anhangendem Sigille und mit des

Erzherzogs eigenhändiger Namensfertigung bekräftiget, wovon eines im erzherzoglichen Hausarchive hinterlegt, die zwei andern aber am 1. Jänner 1585 dem Collegium der gelehrten Väter einstweilen eingehändiget wurden. Hierauf benachrichtigte der Erzherzog den Papst Sixtus V. umständlich von dieser Universitätsgründung, so wie auch die Jesuiten ihrerseits dasselbe dem römischen Stuhl vorlegten. Noch im Laufe des Jahres 1585 sendete der heilige Vater seine erste und im folgenden Jahre 1586 die zweite Bestätigungsbulle dieser gelehrten Bildungsanstalt nach Steiermark, mit der näheren Bestimmung, daß die Anweisung einer gewissen Geldsumme auf die Renten des Stiftes Müllstadt zur Erhaltung des Jesuiten-Collegiums und der Universität nur für jetzt und in so lange gebilliget werde, bis aus dem Müllstädtischen Eigenthume eben so viel ertragende liegende Besitzungen ausgeschieden und den neu gegründeten Anstalten in Grätz eingeantwortet sein würden. Alle diese Verhandlungen und Schritte jedoch hatte der Landes-Erzherzog gleichzeitig in mehreren Zuschriften, und unter dem 4. April 1586 in einem ausführlichen Diplome Kaiser Rudolph II. mitgetheilt, und zugleich erklärt, daß er die erweiterte und erhöhte Bildungsanstalt einzig nur als festen Erhaltungsgrund des reinen katholischen Väterglaubens und zum Wohle der Landesbewohner gegründet habe. Kaiser Rudolph zögerte keinen Augenblick und bestätigte die Gründung der Universität zu Grätz aus kaiserlicher Machtvollkommenheit in einer ausführlichen, mit dem kaiserlichen Sigille und der eigenhändigen Fertigung bekräftigten Urkunde, in welche zugleich auch des Stifters Fundationsdiplom wörtlich aufgenommen wurde, zu Prag am 29. April 1586.

Kaum waren diese urkundlichen Bestätigungen durch Kaiser und Papst eingetroffen, so veranstaltete der Erzherzog die feierliche Installirung der Universität. Diese wichtige Handlung ging in der Hofkirche zu St. Aegiden vor sich. Das Innere des Tempels war mit gestickten Teppichen, mit symbolischen Bildern und mit zahlreichen treffenden Devisen geschmückt. Im feierlichen Zuge stiegen die gesammte Jugend des Gymnasiums, Convicts und des

Seminariums, die schon herbeigekommenen Akademiker und Theologen, die Väter des Collegiums, die Landesstände, mit dem Hauptmanne Georg Freiherrn v. Herberstein an ihrer Spitze, alle Hauptpersonen der innerösterreichischen Regierungsabtheilungen, endlich der Landeserzherzog Carl mit Martin Bischof von Seckau und mit dem ganzen Hofstaate zum Hochaltare hinan, und stellten sich in langen Reihen auf. Von den obersten Altarsstuffen herab übergab dann Erzherzog Carl in die Hände des P. Rectors [1]) des Jesuiten-Collegiums und der Universität seine eigenhändig unterfertigte Stiftungsurkunde und die Bestätigungsdiplome von Kaiser und Papst.

Der Jesuit Theodor Busäus hielt hierauf eine erbauliche Kanzelrede, und im feierlichen Hochamte dankte der Seckauerbischof Martin dem Allmächtigen für die Erleuchtung des tugendhaften Landesfürsten, und für die durch ihn geschehene Gründung dieser hochwichtigen, folgenreichen wissenschaftlichen Bildungsanstalt. Aus den Händen ihrer Lehrer verbreitete die akademische Jugend Dank- und Preisgedichte auf den gefeierten weisen Landesregenten in siebenzehn verschiedenen Dialecten und Sprachen (?) mit dem lautesten Jubel durch die ganze Stadt. Die Feierlichkeit endigte mit einem glänzenden Gastmale in der erzherzoglichen Residenz.

Als hierauf nach den gewöhnlichen Freiheiten und Privilegien anderer höheren Bildungsanstalten auch an dieser Universität in Grätz die inneren Einrichtungen, die Abtheilungen, die akademischen Vorsteher und Würden verwirklichet und die Hörsäle selbst eröffnet wurden, stellte man sie unter den Schutz der heiligen Ka-

---

1) Nach Aquilinus Cäsar war damals Rector des Collegiums P. Heinrich Kollisser. Als erster Rector der Universität erscheint aber in der Originalmatrikel P. Georg Oenbruggen, der jedoch diese Würde erst am 2. October 1598 angetreten hat. Höchst wahrscheinlich ist die Eröffnungsfeierlichkeit früher als im October gehalten worden. Nach P. Macher Graec. topogr. descriptum p. 33. war Henricus Blisemius Rector, welcher jedoch nach einigen Tagen gestorben ist; folglich mag der von Cäsar angegebene Heinrich Kollisser (wenn hier nicht mit Blisemius eine Namensverwechselung eingetreten ist) bei dieser Feierlichkeit gar wol als Interimsdirector zugegen gewesen, er müßte aber bis zum zweiten Act wieder abgetreten sein.

tharina, gab ihr zugleich den Namen der Katharinen-Universität mit einem eigenen Sigille. Noch vor dem Verlaufe des Jahres 1586 wurden auch die Gerechtsamen einer Staatpfarre, welche auf dem Katharinenkirchlein hafteten, für ewige Zeiten von diesem und dem Gotteshause St. Aegiden auf die heutige Stadtpfarrkirche zum H. Blut übertragen, vom Papste Sixtus V. in einer eigenen Bulle bestätiget, und somit beide Kirchen, St. Aegiden und St. Katharina, mit allen angehörigen Pfarrgebäuden dem Gebrauche für das Jesuiten-Collegium, die Gymnasial- und Universitätsschulen, für Seminarium und Convict ausschließend überlassen. Eben so schnell, als früher die Schüler am jesuitischen Gymnasium, nahm auch jetzt die Zahl der Akademiker, welche aus allen Provinzen, selbst aus den entfernten Ländern in Grätz zusammenströmten, ungemein zu. Viele Professoren waren zum wirklichen Dienste, und noch mehrere Priester der Gesellschaft Jesu schienen jetzt nothwendig zur Bildung tüchtiger Lehrer in allen Fächern des erweiterten Studiums für die Zukunft. Ueberdies gebrauchte der Erzherzog viele geschicktere, im Lehrfache nicht verwendete Priester aus dem Collegium, um durch ihre eindringlichen Predigten in allen Gegenden der Steiermark, um seine seit einigen Jahren schon gewaltigeren Schritte durch Belehrung zu unterstützen, und die Gegenreformation zu vollenden. Gerne spendete er daher noch größere Opfer, und wies zum Unterhalte des viel zahlreicher gewordenen Collegiums der ehrwürdigen Väter auf die Erträgnisse von Müllstadt eine jährliche Summe von 6200 rheinischen Gulden an. Dies scheint der letzte Stein gewesen zu sein, welchen er auf seinen herrlichen Bau gelegt hat, für welchen der erste schmerzliche Fall der Tod des erhabenen Fürsten und Stifters selbst, am 10. Juli 1590, war, den die Universität am 15. October 1590 in der rührendsten Feierlichkeit öffentlich betrauerte. In lateinischen, griechischen und hebräischen Klageliedern beweinten die Lehrer an der nun verwaisten Hochschule den Verlust ihres Vaters und Stifters. Am 16. October hielt der erste Universitätskanzler, P. Peter Ximenius in der in alle Zeichen der tiefesten Trauer gehüllten Hofkirche vor dem ver-

sammelten Hofstaat, Erzherzog Ernst, Bruder Kaiser Rudolphs II., Maria der erlauchten Gemahlin des verblichenen Fürsten, allen ihren tief erschütterten Kindern, den Gesandten des in Ingolstadt abwesenden Sohnes und Nachfolgers Erzherzogs Ferdinand, und Herzogs Wilhelm von Baiern, den zahlreich herzugekommenen Landesständen und dem hohen Adel, vor dem versammelten Jesuiten-Collegium, vor allen anderen geistlichen Orden und der gesammten Universitätsjugend die erste Trauerrede. Am 11. October wurden hierauf die irdischen Ueberreste des Erzherzogs nach Seckau in der oberen Steiermark überführt, woselbst bei der wiederholten Todtenfeier der Jesuit P. Caspar Hinkmann die zweite Leichenrede gesprochen hat. Ihren herzinnigen Schmerz über den Tod eines so großmüthigen Wohlthäters, ihren Dank für die Gründung und Begabung drückte endlich die Universität mit dem Collegium der Gesellschaft Jesu noch in einer dritten Todtenfeier am 8. November 1590 in der Hofkirche aus, und verewigte ihre Gefühle in einer Grabschrift, welche sein thatenreiches Leben kurz, aber eben so wahr als ruhmvoll darstellt [1]).

Wahrlich! ein Fürst von den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und Herzens. Ein väterlicher Regent von durchdringendem Verstande. Alle seine Gesetze, alle seine Einrichtungen erweisen es unwidersprechlich. Die Gründung einer vollkommenen umfassenden Bildungsanstalt für Geist und Gemüth, die Stiftung einer Univer-

---

1) Dieses Epitaphium lautet: Carolo Archi - Duci Austriae. Principi optimo. Patri patriae. Ob rempublicam bene feliciterque gestam. Ob imperium ex justitia simul et clementia mirifice temperatum. Ob catholicam fidem ditione tota conservatam atque amplificatam. Ob eandem ditionem propugnaculis exstructis, civitatibus conditis, aliisque operibus tam egregie communitam, tam magnifice exornatam. Ob imperii Romani fines adversus Turcarum impetus fraudesque vigilantissime custoditas ac fortissime propugnatas. Ob gravissimas iisdem clades inflictas, et aliquod interdum millia parva manu profligata. Ob ecclesiasticum ordinem omni ope auxilioque oportune adjutum. Ob collegium societatis Jesu Graecii Styriae Metropoli a fundamentis magnifico opere excitatum ac liberaliter dotatum. Ob Academiam ibidem ad publicam provinciarum suarum utilitatem munificentissime constitutam. Ob paternam in subditos caritatem ac praeclarum de omnibus bene merendi studium. C. A. Q. G. —. P. Joan. Macher. ibid. p. 59 — 60.

sität in der Residenzstadt Innerösterreichs — bleibt jedoch der Glanzpunct und die Krone seiner Thaten. Denn dadurch ward er auch veranlaßt, das Geheimniß, das innerste Leben seines hohen Geistes in der Stiftungsurkunde bestimmt und unverholen auszusprechen: ohne herzenveredelnde höhere Erziehung, ohne umfassende und gründliche wissenschaftliche Bildung könne Religion und Glaube der Väter nicht erhalten, nicht geschützt, könne Ruhe und Glück im bürgerlichen Verbande nicht erzielet werden! Ein lichtvoller Beweis, wie klar er die Gebrechen der Vergangenheit erkannt, und welch tiefen Blick sein durchdringender Geist in die Zukunft gethan habe.

Glücklich jede Zeit, welche von der Vergangenheit unterrichtet wird! Diese Ueberzeugung war Carls ausschließendes Eigenthum, die Lebensflamme seines Geistes, ihm nicht durch Andere eingelehrt. Daher waren auch alle seine Einrichtungen so ganz seine eigenthümlichen Werke. Darum stehet er auch hoch über seinen Sohn und Nachfolger, der systematisch zum Werkzeuge nur durch und für andere Hände ist gebildet und mißbraucht worden [1]).

III.

Erzherzog und Kaiser Ferdinand II. vollendet die Gründung der Universität zu Grätz.

Erzherzog Ferdinand II., 9. Juli 1578 geboren, war bei dem Tode des erlauchten Vaters Carl II. zwölf Jahre alt. Den ersten Unterricht erhielt er in den Jesuitenschulen zu Grätz. Sein am 25. November 1586 eigenhändig eingeschriebener Name eröffnet die Universitätsmatrikel. Mit ordentlichen Studienzeugnissen der Grätzer Professoren versehen, reiste der junge Fürst zu Anfang des Jahres 1590, von seinem vorzüglichsten Lehrer, dem Doctor der H. Schrift, Johann Wagenring, begleitet, nach Ingolstadt, um an der dorti-

1) Georgii Stobaei Epist. ad Diversos. p. 16. — 20. p. 75 — 86.

gen Hochschule den ernsteren Studien obzuliegen. Durch seine vom Vater bestellten Vormünder ward die Regierung Innerösterreichs dem Erzherzog Ernest, Bruder des Kaisers Rudolph II., übertragen, nach dessen Uebersetzung in die Niederlande, Erzherzog Maximilian die Administration von Steiermark, Kärnthen und Krain im Jahre 1593 übernommen hat. Seine vorzüglichsten Räthe waren der Bischof Martin von Seckau und der Stadtpfarrer zu Grätz Andreas Peyrer. Auf die vom erlauchten Carl erhobene herrliche Stiftung richtete Maximilian, selbst mitten im Heerzuge wider den Erbfeind der Christenheit, ein festes Augenmerk. Er bestätigte die Universität feierlich am 7. Juli 1594, nahm diese ganze Anstalt mit dem von ihm erst geregelten Universitäts-Tribunal in seinen besonderen Schutz, ernannte den Regierungsrath und Doctor der Rechte, Wolfgang Jöchlinger, zum Präses des akademischen Consistoriums, bestellte mehrere andere Beisitzer bei der Gerichtsübung für solche Fälle, wo die Kirchengesetze einen unmittelbaren Ausspruch und thätigen Antheil geistlichen Personen verbieten, und erließ über alle diese Anordnungen eigene Befehle an die innerösterreichische Regierung am 30. September 1594 [1]).

Im folgenden Jahre 1595 kam der siebenzehnjährige Erzherzog Ferdinand II. von Ingolstadt nach Grätz zurück, übernahm mit Zustimmung des Kaisers die Regierung der inneren Länder Oesterreichs, und empfing am 12. December 1596 in Grätz die feierliche Huldigung. Nach der gleichen Erbhuldigung in Kärnthen, auf dem Herzogenstuhle am Saalfelde nach altkarantischer Sitte, bestellte Ferdinand den gelehrten und berühmten Bischof von Lavant, Georg Stobäus, mit Zustimmung Papst Clemens VIII. [2]), zu seinem Statthalter in Grätz, reiste zum Kaiser nach Prag, und von dort nach Rom. Die persönlichen Verhandlungen mit dem Papste Clemens VIII., deren Gegenstand die völlige Unterdrückung der Reformations-

---

1) P. Joan. Macher ibid. p. 39.

2) Georg. Stobaei epist. ad Divers. p. 1 — 6. Verum angit me tamen adhuc, quod non satis paratus ex summo otio in laborem plurimum eo tempore, quo Turcico bello exercemur, et omnia fere sursum, deorsum miscent haeretici —.

lehren in Innerösterreich gewesen war, hatte nicht nur auf das ganze Leben des jungen Erzherzogs, und auf seine eigenthümliche Handlungsweise gegen die protestantischen Bewohner seiner Provinzen, sondern auch auf die Erweiterung und vollendete Gründung der Universität in Grätz den entschiedensten Einfluß [1]). Denn schon Papst Sixtus V. wollte das Collegium der Väter Jesu, so wie die Akademie daselbst, nicht auf eine jährlich zu erhaltende Geldsumme, sondern auf liegende Besitzungen festgegründet wissen. Bisher befanden sich die Väter der Gesellschaft Jesu, die Convictoren, die Seminaristen und alle öffentlichen Hörsäle in dem vom Erzherzoge Carl aus dem alten Stadtpfarrhofe erweiterten Collegiumsgebäude — in einem wirklich durch so viele Bewohner sehr beengten Raume. Im Jahre 1597 schenkte demnach Erzherzog Ferdinand dem Collegium ein neues Haus in der Freigasse, welches auf der einen Seite hart an dem Jesuitengarten, auf der anderen dem erzherzoglichen Hofgarten gegenüber gelegen war. Hierauf ein zweites eigenes Wohngebäude, welches er von Sigismund und dessen Brüdern von Gleispach um sechs tausend Gulden erkauft hatte. Den Kaufschilling bezahlte der Erzherzog mit vier tausend Gulden in barem Gelde, und mit der sogenannten auf dem St. Margarethenaltar in der Hofkirche haftenden Rindschaitischen Stiftung, zu welcher ein Haus in Grätz und 27 Unterthanen gehörten, und die im Capitalswerthe auf zwei tausend Gulden geschätzt worden war. Endlich schenkte er zu den Instituten der Gesellschaft Jesu auch noch, auf besonderes Bitten seiner erlauchten Mutter Maria, die auf dem Apostelaltare in der St. Aegidenkirche haftende Stiftung, die Berneckerstift genannt, mit allen dazu gehörigen Unterthanen, Weingärten, Rechten und mit demjenigen Hause in der Stadt Grätz, welches an das landesherrliche Zeughaus anstieß.

Alles dieses jedoch schien dem großmüthigen Erzherzog Ferdinand II. noch nicht hinreichend, um das Fortbestehen des Col-

1) Idem ibid. p. 16 — 20. Nunquam tantum valerent Sectarii, nisi tantum timerent Catholici. — Nemo meliora, nisi restituta religione speret —. P. 24 — 25. 28 — 30. 48 — 51. 75 — 85.

legiums der Väter Jesu, seiner Universität und aller damit verbundenen Bildungsanstalten zu sichern, so viele dabei bedienstete Professoren zum Unterrichte der von allen Seiten herzuströmenden Schüler, als auch fortwährend heranzubildender Lehrer zu erhalten, und alle übrigen Bedürfnisse für so umfassende Bildungsanstalten herbei zu schaffen. Er sah es daher als das Zweckmäßigste an, das ganze Stift Müllstadt in Kärnthen mit allen seinen Besitzungen und Gerechtsamen der Universität und dem Jesuiten-Collegium zu schenken. Ueber die Sicherstellung beider Anstalten durch Uebergabe eines bedeutenden liegenden Besitzthumes mit dem Papste Clemens VIII. schon vorläufig einig, erbat sich Ferdinand jetzt, im Laufe des Jahres 1599, die Bestätigung der dem heiligen Vater schriftlich untergelegten und nach den Wünschen des römischen Stuhles selbst gesicherten und erweiterten Fundation, nachdem er unterm 26. Juli 1598 die vorläufigen Befehle hatte ergehen lassen an den Herrn Abten zu St. Paul in Kärnthen, Christoph von Perbang, innerösterreichischen Kammerrath, und an Hartmann Ziegel, erzherzoglichen Rath und kärnthnerischen Vicedom, sich zur bevorstehenden Uebergabe des genannten Stiftes bereit zu halten, und an alle müllstädtischen Unterthanen, Lehens- und Bestandleute, nach geschehener Einantwortung den Vätern der Gesellschaft Jesu, zu deren und zum Unterhalte der damit verbundenen Akademie diese Schenkung bestimmt sei, allen Gehorsam zu leisten.

Am 28. Jänner 1600 fertigte Papst Clemens VIII. die gewünschte Bestätigungsbulle mit dem Fischerringe, und sendete sie nach Grätz. In diesem Diplome wird versichert, „daß nur der zu frühe Tod den Erzherzog Carl gehindert habe, nach dem Willen des römischen Stuhles, die Vollendung des Jesuiten-Collegiums und der Universität durch Feststellung derselben auf liegende Besitzungen zu bewerkstelligen.. Dies wichtige Werk vollende nun der vortreffliche Erzherzog Ferdinand, freilich nur mit fremden Gütern, weil der außerordentliche Drang der Zeiten dies aus seinem landesherrlichen Eigenthume zu vollbringen, leider nicht gestatte. Der römische Stuhl müsse aber aus hochwichtigen Gründen die Uebergabe des Stiftes

Müllstadt an die Jesuiten und an die erzherzogliche Universität zu Grätz bestätigen; denn der Orden der St. Georgenritter habe sich nie sehr weit ausgebreitet. Immer nur habe er sich innerhalb Kärnthen und Neustadt in Oesterreich beschränkt (?). Nach dem Tode ihres dritten Großmeisters sei dieser Orden in große Schulden verfallen, und seine Besitzungen seien größtentheils den benachbarten Fürsten verpfändet, die meisten Ordensritter abgestorben und nur 7 bis 8 Priester und einige Cleriker mehr übrig, welche blos unter den Gelübden der Keuschheit und des Gehorsams in Steiermark, in Kärnthen und zu Neustadt zerstreut lebten, und der Kirche Gottes wenig Nutzen schafften."

„Die Väter der Gesellschaft Jesu und die Universität zu Grätz seien dagegen durch Jugenderziehung, Ketzerbekehrung, Erneuung der strengen kirchlichen Sittlichkeit und Austheilung der Kirchensacramente von hochwichtigem allgemeinen Einflusse, und diesen einflußreichen Anstalten, deren vollendete Fundation der zu frühe Tod des Stifters Erzherzogs Carl II. gehindert habe, müsse das Bestehen für alle Zukunft gesichert werden." Clemens VIII. befiehlt daher zugleich die Aufhebung des Ordens der St. Georgenritter, die Zusammenziehung der wenigen noch lebenden Ordensglieder an einem bestimmten Orte, wo sie aus den Müllstädtischen Renten anständig sollen erhalten werden, um ihrem Stande gemäß leben zu können, die Entlassung aller Novizen und nicht vergelübdeten Cleriker, und die Uebergabe aller beweglichen und unbeweglichen Besitzungen, ja aller sowol zum kirchlichen als weltlichen Gebrauche bestimmten Geräthschaften zu Müllstadt an die Jesuiten und Universität. Dem Kirchen-Oberhirten zu Salzburg und dem Bischofe zu Passau, Nuntius des Papstes am Hofe des Erzherzogs Ferdinand, wird insonderheit die Aufsicht über die pünctliche Ausführung dieser päpstlichen Anordnungen nachdrücklichst empfohlen.

Diese Bulle erhielt Erzherzog Ferdinand zu Grätz mitten unter den Vorbereitungen zur Vermählung mit Maria Anna, Herzog Wilhelms von Baiern Tochter, welche am 23. April 1600 vollzo-

gen [1]), und durch die Anwesenheit des Erzherzogs Mathias im Namen des Kaisers, Maximilian, Ferdinand, Albert, Maximiliana und Magdalene, den Geschwistern der erlauchten Braut, des päpstlichen Gesandten Cardinal Franz von Dietrichstein, des Landgrafen von Leuchtenberg und der Gesandten von Pohlen, Spanien, Venedig, Kurpfalz und Mantua verherrlichet worden ist. Natürlich trugen auch die Jesuiten mit der akademischen Jugend das Ihrige zu dieser Feierlichkeit bei. Sie unterhielten den höchsten Hof und den zahlreichen Landesadel durch Schauspiele, welche sie von den Akademikern aufführen ließen, und bei welchen selbst die erzherzoglichen Brüder des Landesherrn Ferdinand, nämlich Maximilian Ernest in der Rolle des Kaisers Theodosius, und Leopold in jener des heiligen Ambrosius vor dem versammelten Publikum auftraten.

Im folgenden Jahre 1601 zog Erzherzog Ferdinand II. mit Heeresmacht wider die Türken, und es bleibt ein merkwürdiger Zug im Leben dieses Fürsten, daß er in einer seinem Testamente vom 19. August 1601 angebogenen Beilage seinem Nachfolger die Aufrechthaltung der Institute in Grätz nachdrücklichst anempfohlen hat. Kaum war er aber wieder nach Grätz zurückgekommen, so vollendete er die Gründung der Universität durch Sicherstellung ihres jährlichen Einkommens für alle Zukunft. Am 1. Jänner 1602, am Hauptfeste des Ordens der Gesellschaft Jesu, kam Erzherzog Ferdinand mit seinem ganzen Hofstaate in das Jesuiten-Collegium zu einem Gastmahle, und übergab dem Rector P. Paul Neukirch als ein Neujahrsgeschenk die Fundationshaupturkunde, worin die Gründung des Collegiums und der Universität dargelegt, jeder frühere Schenkungs- und Bestätigungsbrief transsummirt und das ganze wichtige Werk geschlossen wird. In diesem weitläufigen Diplome spricht Erzherzog Ferdinand folgende Grundsätze und Bestimmungen aus: „Unsere erlauchten Voraltern, die Kaiser, Könige und Fürsten haben die Aufrechthaltung, die Verbreitung und Beschützung der heiligen römisch-katho-

[1]) Die feierliche Trauung vollführte der Statthalter und Bischof von Lavant, Georg Stobäus. Epist. ad Divers. p. 70 — 73.

lischen Religion und die Frömmigkeit unter ihren Völkern zum Ziele alles ihres Strebens gemacht, und die sprechendsten Denkmahle dieser ihrer Gesinnung durch Stiftungen verschiedener Ordensklöster, durch welche der Glaube der Voraltern rein erhalten und verbreitet wird, hinterlassen. Diesen erhabenen Beispielen eiferte unser erlauchter Vater, Erzherzog Carl, durch Stiftung des Jesuiten-Collegums und einer öffentlichen Studien-Akademie in Grätz mit Großmuth nach; welches Alles wir hiermit wiederholt bestätigen, namentlich den carolinischen Stiftungsbrief vom 1. Jänner 1585 nach seinem ganzen Umfang und Inhalt, so wie diesen schon Kaiser Rudolph am 29. April 1586 bestätiget hat. Um nun dies herrlich begonnene Werk zu vollenden, übergeben wir aus unserer erzherzoglichen Machtvollkommenheit der Gesellschaft Jesu das Stift Müllstatt, in Kärnthen gelegen, mit allen Besitzungen, mit allem Zugehör, mit allen Rechten, Privilegien, Vorzügen und Freiheiten, mit welchen immer ehevor Benedictiner, Cisterzienser und St Georgenritter dasselbe besessen haben. Künftig sollen die Väter der Gesellschaft Jesu alle Müllstädtischen beweglichen und unbeweglichen Güter besitzen, welche wir auch für alle Zukunft von allen Steuern und allen anderen öffentlichen Lasten befreit wissen wollen, so daß kein im Namen der Gesellschaft Jesu und der Universität beauftragter Verwalter dieser Güter, Rector, Vice-Rector oder Schaffner verpflichtet sein solle, uns oder unseren Nachfolgern, wie andere Lehenspflichtige, irgend eine Huldgung oder einen Eidschwur zu leisten. — In allen diese Besitzungen betreffenden bürgerlichen oder politischen Streitigkeiten soll ihnen der unmittelbare Zugang zu unserem Tribunale selbst offen stehen. Wir verleihen den Vätern der Gesellschaft Jesu zu Grätz weiters Recht und Macht, aus dem Laienstande, Adeliche, Rechtsgelehrte oder rechtschaffene Bürger, ja selbst aus unseren Regierungsabtheilungen, aus unserem Hofstaate geeignete Männer zu erkiesen; zu richten alle vorfallenden Streithändel, selbst schwere und peinliche Uebertretungen der akademischen Schüler und aller anderen der Akademie untergebenen Glieder, welche den gedachten

ehrwürdigen Vätern, eben so wie uns selbst, stets strenge Folge leisten sollen. Daher ertheilen wir ihnen auch das Recht, Akademiker und andere ihrer Untergebenen in der Stadt Grätz zu ergreifen, gefänglich zu setzen, zu verhören, abzuurtheilen und zu bestrafen. — Das Recht, einen jeweiligen Stadtpfarrer zu Grätz zu ernennen, wollen wir den Vätern der Gesellschaft Jesu anheimgestellt wissen. — Alles, was diese Priester zu ihrem Gebrauche an Büchern, Tüchern, Lebensmitteln u. dgl. vom Auslande her durch unsere Allodial-Güter und Provinzen einführen, soll von aller Mauth und von jeder anderen Abgabe befreit sein. — Auf die Unverbrüchlichkeit und Treue dieser ehrwürdigen Väter gänzlich vertrauend, ertheilen wir ihnen die Erlaubniß, mit allen ihren Besitzungen alle beliebigen Veränderungen durch Verkäufe, durch Tausch, oder wie immer vorzunehmen. — Alle diese Besitzungen und Rechte zu Müllstadt, alle dazu gehörigen Burgen, Propsteien, Pfarrn, Patronate u. s. w., wie sie gegenwärtig immer belastet sein mögen, sollen der Gesellschaft Jesu ganz schuldenfrei eingeantwortet werden. Alle Belastungen und auf diesen Gütern haftenden Contracte, wenn es sich ja einmal zeigen sollte, daß sie den Privilegien und Freiheiten der Gesellschaft Jesu zuwiderlaufen, sollen für nichtig erkannt werden. Die uralten Stadtrechte des Ortes Müllstadt, selbst mit dem Rechte, alle Mittwoche einen Wochenmarkt zu halten, endlich die Ausübung aller Freiheiten und Privilegien des Jesuitenordens nach ihrer ganzen Ausdehnung, sollen neuerdings bestätiget bleiben, so wie Papst Clemens VIII. bereits diese vollendete Fundation nach ihrem vollen Umfange bestätiget hat. — Weil es aber die Lage der Sache selbst erheischet, daß das Collegium und die Universität auch unmittelbar in der Nähe von Grätz begütert sei, so schenken wir jenem Gesammtinstitute noch folgende Besitzungen: Den Hof in Leuzendorf, welchen ehedem unser edler Graf von Montfort besessen, der aber am 14. Juli 1599 von der Witwe Apollonia von Lindeck erkauft worden, mit allen Gebäuden, Grundstücken, Waldungen und Teichen in Leuzendorf sowol als in Neudorf. Einen nahe gelegenen zweiten Hof mit allem Zuge-

höre, ehe das Eigenthum der Herren von Ratmannsdorf, welcher jedoch, unserem Schlosse zu Gösting zum Theile unterthänig, von dieser Servitut nicht nur gänzlich losgegeben, sondern den Vätern der Gesellschaft Jesu auch die Freiheit ertheilt wird, in Göstingischen Waldungen unentgeltlich Holz zu schlagen, und die zu jenem Schlosse gehörigen Weideplätze frei zu benützen. Die Mühle in Engelsdorf, von Thomas Pelzhofer erkauft, zu deren Grundstücken wir noch hinzugeben alle Auen der Mühle öst- und westlich bis zum Murflusse, gegen Mittag und Norden aber von der Mühle des Johannes Harrer und der Waldung Peter Casals gelegen. Zwei Weingärten mit ihrem Zugehöre zu Langenwisen, welche von Veit Löbenecker und Wolfgang Jöchlingen, unserem Rath und Vice-Hofkanzler erkauft worden sind [1]). — Seit dem hier im Lande die Ketzerei gewüthet hat, ist der Mangel an gelehrten und gebildeten Männern in allen Ständen außerordentlich fühlbar. Wir wollen daher ein Collegium, oder eine Bursa von Jünglingen gründen, welche an der Akademie gebildet, uns einst zu allen öffentlichen Geschäften als tüchtige Staatsdiener zu Gebote stehen sollen. Daher haben wir von Jakob Schrenkl und vom salzburgischen Erzdiacon ein an das erstere angebautes Haus, St. Ruprecht genannt, erkauft. Diese Wohnungen, befreit von jeglicher Abgabe, sammt der darin zu unterhaltenden Anstalt, sollen von nun den ehrwürdigen Vätern Jesu zu Grätz übertragen sein und bleiben. Ueber die vom Papste Clemens VIII. bezeichneten zwei Stifte, Geirach in Steiermark, zur Erziehung von einigen Alumnen, und Griffen in Kärnthen, zum Unterhalte ärmerer Studenten zugewiesen, verfügen wir, daß, nach dem Inhalte der erflossenen päpstlichen Bullen, die Verwaltung aller dazu gehörigen Besitzungen den Vätern der Gesellschaft Jesu zustehen, der ganze Rentenertrag jedoch getreulich zum Unterhalte der Alumnen und armer Studenten verwendet werden solle. Endlich wollen wir unseren Vätern Jesu zu Grätz die Freiheit ertheilt haben, aus dem

---

1) Kindermanns Beiträge I. p. 85 — 88.

Erträge der ihnen und ihrer wissenschaftlichen Anstalt gegebenen Güter innerhalb unserer Länder ein Collegium und eine Lehranstalt begründen zu dürfen."

Dieses Diplom hatte der fromme Erzherzog Ferdinand mit eigener Hand unterzeichnet. Der innerösterreichische Statthalter, der Bischof von Lavant, Georg Stobäus, und der erzherzogliche Secretär, Georg Kassel, mußten es gleichfalls mit ihrer Namensfertigung und mit Anhängung des erzherzoglichen Wappens in einer silbernen Bulle bekräftigen. Ohne Zweifel hatte der thatkräftige und einsichtsvolle Bischof Stobäus an allen diesen großmüthigen Spenden des Landesregenten für die schönen Bildungsanstalten in Grätz den größten Antheil. Dieser rastlos thätige Kirchenhirt von seltener Geistesbildung, von durchdringendem Verstande, und beseelt von einem Muthe, wie ihn nur die alten Päpste und Kirchenfürsten gezeigt hatten, war der vorzüglichste Geist aller Handlungen Ferdinands. Er unterstützte aber selbst auch aufopferungsvoll die landesherrlichen Stiftungen, insbesondere das Convict und das Ferdinandeum mit bedeutenden Geldsummen; und Stobäus war es, der im Jahre 1604 schon den mit vielen wichtigen Gründen unterstützten Vorschlag gemacht hat, die Grätzer Universität mit den juridischen Studien zu vervollständigen [1]). Jedoch der empfängliche Erzherzog mußte bei der jährlich sich stets vergrößernden Anzahl der Studierenden jetzt vor Allem auf die Erweiterung der Hörsäle bedacht sein; und weil er schon einmal seines Vaters Fundation dieser Hauptbildungsanstalt im Vaterlande so fürstlich erweitert und vollendet hatte, so sollte jetzt auch ein des Fürstenhauses der Stifter würdiges Universitätsgebäude vom Grunde aus erstehen. Am 19. April 1607 legte nun Ferdinand mit eigener Hand unter hoher Feier den Grund zum neuen Musentempel mit 14 Quadersteinen, auf welchen die Namen: Jesus; Maria; Maria, Witwe des Hauptstifters Erzherzogs Carl II.; Ferdinand II., Vollender der Stiftung;

---

1) Georg. Stobaei Epist. ad Divers p. 163 —. p. 216 — 237 — 233.

Maria Anna, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand; Maria Christina, Gemahlin des Fürsten Bathory in Siebenbürgen; Eleonora, Klosternonne; Margaretha, Philipp III. Königs von Spanien Gemahlin; Maria Magdalena, Gemahlin des Großfürsten Kosmas II. von Toskana; Constantia, Gemahlin Sigismund III. Königs von Pohlen; Carl, Johann Carl Bischof von Breslau und Brixen, Großmeister des deutschen Ordens und Maxmilian Ernest Leopold, Bischof zu Passau und Straßburg, eingehauen waren. Bis zum Schlusse des Jahres 1609 standen der früher vom Erzherzog Carl schon begonnene weitläufige Bau des Jesuiten-Collegiums und das kürzlich angefangene Universitätsgebäude vollendet da. Der Haupteingang des Gebäudes ward geschmückt mit den schön gemeißelten Statuen der HH. Ignatius und Xaverius, und über dem Thore prangte das Brustbild des Urstifters, Erzherzog Carls; über dem Eingange in das Gebäude der Hörsäle aber stand eine lange, die Geschichte der Gründung enthaltende Inschrift [1]).

Am Erdgeschosse des Hauptgebäudes befanden sich die verschiedenen Hörsäle zu den öffentlichen Vorlesungen. Das obere Stockwerk

---

1) Diese Inschrift lautet ihrer vollen Ausdehnung nach: Deo Optim: M. Gloria, Carolus Archidux Austriae. Burg. Styr. Carinth. etc. Comes Tyrol. Goritiae etc. Cui Ferdinandus Imperator pater, Carolus V. Imperator patruus, cum Maria conjuge Bavariae duce Alberti III. ducis filia Collegium hoc Societatis Jesu Anno MDLXXIII. confirmante Gregorio XIII. Pont. Max. publico Provinciarum commodo paterno erexit, deinde Universitatem confirmantibus Sixto V. Pont. M. et Rudolpho II. Imperatore semper Augusto Anno MDLXXXVI. pientissime et sapientissime fundavit.

Ferdinandus Archidux Austriae etc. Caroli filius, Ferdinandi Imperat. nepos cum Maria Anna Bavariae Duce Guilielmi Ducis filia Collegium hoc, hanc Universitatem stabilibus bonis confirmante Clemente VIII. Pont. M. in perpetuum liberalissime firmavit, et ut hoc Academiae opus superstet viventibus glorioso filiis Joanne Carolo, Ferdinando, Ernesto, Fratribus autem seren. Archi. Maximiliano. Ernesto. Leopoldo. Episc. Passav. et Argent. Carolo Epis. Wratislav. Sororibus Archi. Margaretha Hispaniar. et Ind. Regina. Constantia Poloniae et Sueciae Regina, Maria Magdalena Magna Hetruriae Duce, Maria Christierna et Eleonora, Sacris Virginibus. Imperantibus Paulo V. Pont. M. Rudolpho II. Imper. Semper Aug. Philippo III. Hispaniae et Indie Rege ad commune Reipubl. bonum munificentis. aedificavit Anno MD.C.IX.

enthielt drei Abtheilungen. Einen schönen Saal, an dessen Decke vom Meisterpinsel des Petrus de Pomis, Erzherzog Carls Hofmaler, die Großthaten der habsburgischen Fürsten, insbesondere des erhabenen Stammvaters Rudolph, gemalt waren, und dessen Wände bei jeder öffentlichen feierlichen Handlung an der Universität mit Teppichen ausgeziert wurden, wie es dem Tempel der Musen an jener Stelle vorzüglich gebührt, wo sie ihren Sieg über gemeine Roheit feiern. Die zweite Abtheilung enthielt ein kleines Theater zu Lustspielen; in der größten Abtheilung jedoch war eine hohe, große Schaubühne mit allem theatralischen Apparate hergestellt, auf welcher die jährlichen Prämienvertheilungen Statt hatten, und bei welcher Gelegenheit dann die akademische Jugend Schauspiele, allegorische Darstellungen und Tänze vor dem versammelten edleren Publikum der ganzen Stadt aufzuführen pflegte.

Nun war das schönste Werk unserer großmüthigen Landeserzherzoge vollendet; die Fundation auf liegende Güter zum Unterhalte des Jesuiten-Collegiums und der gesammten Universitäts-Professoren, nach den Einsichten und nach der Lage jener Zeiten abgeschlossen; und jene Besitzungen waren der eigenen, ausschließenden Verwaltung jener ehrwürdigen Väter überlassen. Ein Convict und ein Seminarium für bemitteltere und ärmere Studierende, eine umfassende Anstalt zur Erziehung für alle öffentlichen Geschäfte tauglicher Staatsdiener stand auf liegende Besitzungen für alle Zukunft gegründet und in vollem Aufblühen da. Die innere Einrichtung der Universität war in kräftiger Wirksamkeit, und nichts mehr dem Ganzen beizufügen. So schön sehen wir des weisen Erzherzogs Carl Urplan im Leben verwirklichet durch seinen Sohn und Nachfolger, und beide erhabenen Regenten theilen unter sich das unsterbliche Verdienst, durch die Erschaffung einer so folgenreichen ausgebreiteten wissenschaftlichen Anstalt für höhere und edlere Geistesbildung den Grund gelegt zu haben zu einer hochwichtigen geistigen Veränderung in der Steiermark für eine glücklichere Zukunft; wenn gleich aus der Stiftungsurkunde Ferdinands nicht jener selbstständige und vorurtheilsfreie Geist, wie aus dem merkwürdigen Stiftungsbriefe des

Vaters Carl, zur Nachwelt spricht. Der Jesuit P. Johann Macher erschöpft sich in Lobsprüchen über dies schönste Werk dieser wohlwollenden Erzherzoge, und mitten im panegyrischen Eifer spricht er die treffendste Wahrheit. Er nennt diese Universität: Sacratiorem panopliam, ex qua feliciter ruditati bellum indicitur. — Machinam quamdam Trajanam, ex qua in perniciem scelerum innumeri prodiere viri, eruditione instructissimi. Perennem fontem atque scaturiginem, unde in Christianam Rempublicam sacram et politicam uberes rivi deducti —! Ja, die Lorberzweige, welche eben dieser Gelehrte um die Schläfe des erlauchten Carls windet, sind, wenn je von Einem! von diesem Fürsten mit vorzüglichem Rechte verdient:

Carole! Magnus eras, quoties
Fecisti tumidos interiisse Getas;
Major eras, quando ruditati bella canebas
Et Musis profugis sacra Lycaea dabas.
Sic Victor populis, sapiens dominaris et astris,
Et meritis tota posteritate nites!

So war das fruchtschwangere Samenkorn in den vaterländischen Erdboden eingesenkt. Es mußte Früchte bringen. Der Umschwung, welcher durch diese schönen Anstalten in Grätz der Geistes- und Herzensbildung in Innerösterreich seit dem Jahre 1600 gegeben wurde, ist im Vergleiche aller vergangenen Zeiten bis auf den ersten Ottocar oder den großen Carl ganz außerordentlich, und schon die unmittelbaren Folgen, noch mehr aber die späteren beglückenden Wirkungen haben alle Erwartungen des edlen Erzherzogs und Stifters Carl nicht nur gerechtfertiget, sondern noch weit übertroffen. Denn große, fromme, gelehrte, vielseitig gebildete und verdienstvolle Männer für Staat und Kirche haben auf den Lehrkanzeln dieser Universität gestanden, oder sind in den Hörsälen dieses Musentempels und in seinen Unterhaltsgilden auferzogen und gebildet worden.

Römersteine bei Töplitz.

Vom Prof. Joh. Gab'r. Seidl.

Beiläufig eine Meile südlich vom Markte Tüffer (Lahsko) liegt in einem reizenden, kleinen Thale die Gemeinde St. Margarethen, mit einer Localie, genannt St. Margarethen bei Töplitz. An dem netten Kirchlein vorüber führt die wohlerhaltene neue Straße nach dem sogenannten Römerbade (Töplitz), und schlingt sich über eine mäßige Anhöhe dem bescheidenen Sitze der heilspendenden Nymphe zu, welcher am Fuße des waldigen Senoschegg dem Wanderer malerisch entgegenwinkt. Unweit des Pfarrhofes lenkt unter Weiden ein Fußsteig in westlicher Richtung ein. Man gelangt auf demselben, längs des klaren Ogitschna-Baches, bald in eine romantische Felsenschlucht, wo die Aussicht durch herabdrohende Steinmassen gesperrt ist, und der Pfad, bei jeder Wendung, sich im Gerölle zu verlieren scheint. Außer dem wunderbaren Reize, den ihm die Natur verleiht, enthält er noch zwei sehenswerthe Stellen, welche beweisen, daß keine Gegend einsam und verlassen genug ist, um nicht von Menschenhänden selbst noch für das Angedenken forschender Enkel bezeichnet zu werden. Auf der einen dieser Stellen findet man einen ziemlich hohen Steinhaufen, dessen Gestalt zeigt, daß er nicht zufällig durch das Herabrollen verwitterter Felsentrümmer entstanden sein kann. Auch der Umstand, daß man im Lande der Wenden, hin und wieder, auf den Gebirgen, an Bergabhängen, neben Gewässern und in Wäl-

dern ähnliche Steinhügel findet, läßt vermuthen, daß sie ein Werk von Menschenhänden seien, und ihre eigene Bedeutung haben. Der gemeine Mann pflegte nämlich, wie man sich zu erzählen weiß, auf der Stelle, wo ein Wanderer durch einen Sturz in den Abgrund verunglückte, oder unter der Hand eines Raubmörders fiel, oder auf irgend eine andere Weise ein schauerliches Ende nahm, im Vorübergehen, des traurigen Vorfalls eingedenk, einen Stein auf die verhängnißvolle Stelle zu werfen, und von heiligem Schauer ergriffen, seinen Weg fortzusetzen. So sei denn Stein um Stein hinzugekommen, bis im Laufe der Jahre solch ein Hügel anwuchs, dessen Erscheinung dem der Vätersitte Unkundigen seltsam auffällt, demjenigen aber, der sie kennt, gewiß auch einen Beitrag zu einem Denkmale abnöthiget, welches in seiner rührenden Einfachheit unwillkührlich an die Ueberlieferungsmittel der Urzeit erinnert. Wir Oesterreicher haben statt dieser Gedächtnißhügel einfache, rohe Steinkreuze. An zwei derselben weiß ich mich noch recht wol zu entsinnen. Das eine derselben steht hart am Fußsteige, welcher sich längs der Fahrstraße von Döbling nach Sievering hinzieht. Das andere steht in Oberdöbling selbst dem Hause gegenüber, welches den Schild: „Zu den feindlichen Brüdern" führt, und dadurch genug Aufschluß über die Bedeutung des Steindenkmales gibt.

Auf einer andern Stelle des Weges durch die Felsenschlucht außerhalb St. Margarethen stößt man auf eine Vertiefung im Berge, welche, der Meinung des Volkes nach, nichts Geringeres, als eine Räuberhöhle gewesen sein soll. Spuren von Mauerwerk lassen aber einen weit minder verfänglichen Zweck derselben vermuthen. Vielleicht war diese Felsengrotte einem Anwohner eben willkommen, um sie mit geringem Zuthun zu einem Kalkofen umzugestalten. Daß sie in der Folge, selbst in der neuesten Zeit, Wegelagerern und Schmugglern zum Nachtquartiere gedient haben mag, ist leicht erklärbar.

Man steigt auf diesem Wege immer weiter und höher, bis man endlich nach einer und einer halben Stunde eine Berg-Ebene

erreicht, auf welcher man eines interessanten Ueberblickes auf die Gebirge der Umgegend genießt. Tiefer abwärts gegen Nordosten erblickt man die Kirchlein von St. Katharina, St. Christoph und St. Michael, und hinter denselben die Merslíza, den Gosnigg (574, 2° hoch) und den Malizh mit St. Hermagoras auf der Einsattelung, westlich den Kail und den Gouze (427, 5° hoch) mit St. Gertraud im Vordergrunde, östlich die duftigblauen Umrisse des Wachers, welcher sich über die Höhen des Wallusch und des Schimmerberges (297° hoch) erhebt, und dem Kirchlein von St. Leonhard und H. Dreifaltigkeit zur Folie dient. Südwärts begrenzen der mächtige Kosie, der seine beiden Höcker wie ein riesiges Kamel emporstreckt, der schon dem Nachbarlande Krain angehörige Kumberg, und weiterhin die heilige Alm (Svetta Planina) den Horizont.

Wer sollte selbst hier in dieser Abgeschiedenheit, auf einem Plateau, zu welchem man nur auf Waldwegen über nicht unbedeutende Anhöhen gelangen kann, Spuren der Römerherrschaft vermuthen? Und doch findet man auf der Strecke, die das Auge von hier aus überblicken kann, zwei Römersteine. Der eine davon, dessen Inschrift bereits die Wiener Jahrbücher der Literatur (48 Bd., Anzeige-Blatt S. 100, Nr. 305) mitgetheilt haben, wurde in der Gemeinde St. Christoph gefunden, deren Kirchlein man hier von Weitem sieht. Er enthält den Namen Verpinus, welcher als ein Decurio Celejae erscheint, und ist somit nicht unwichtig zur Ergänzung des Namensverzeichnisses jener Beamten, welche Cilli zur Zeit der Römerherrschaft aufzuweisen gehabt hat.

Der zweite Römerstein wurde erst vor zwei Jahren (1832), auf dem Acker des Bauers Ignaz Ribitsch, in der Gemeinde St. Stephan in Thurie ausgegraben. Es ist ein Grabstein, bestehend aus einer viereckigen Marmortafel von 2 Fuß Höhe und 1 2/3 Fuß Breite, mit folgender Inschrift:

C. BAEBIVS
ACCEPTVS
AN. LXX.
QVARTA. DA
MIONIS. F.
ANN. L.
H. F. ET
C. BAEBIO. VILŁO.

Ein Baebius Acceptus und seine Gattin Quarta, Damio's Tochter, scheinen diesen Grabstein dem C. Baebius errichtet zu haben, welcher, wie das abgekürzte VILŁO vermuthen läßt, ein Meier (Hofmeister, villicus) gewesen sein dürfte, dergleichen auch Einer, mit Namen Eructus, auf dem Votivsteine im Badhause zu Töplitz vorkommt. Vielleicht hatte nämlich ein reicher Römer von Celeja oder Tiberium ein Gehöfte in diesem Bergthale, auf welchem C. Baebius, als Verwalter und Oekonom, exponirt war. Hinsichtlich der Namen glaube ich bemerken zu können, daß man auf einem Grabsteine zu Cilli, am nördlichen Vorsprunge des Maximilianskirchleins eine Bebia liest; ein Acceptus erscheint auf einem im Pfarrhause zu Hartberg (Stadt im Grätzer-Kreise) eingemauerten Grabsteine.

Als ich den Stein, von dessen Auffindung man mich in Kenntniß gesetzt hatte, besichtigte, und die Inschrift copirte, fand ich zugleich Gelegenheit, zu bemerken, daß der gemeine Mann nicht so ganz gleichgültig gegen solche Reste einer längst entschwundenen Vergangenheit ist, als man vielleicht glauben sollte. In Kurzem war nämlich ein Kreis von Landleuten um mich versammelt, welche mir aufmerksam zusahen, und, als ihnen mein Begleiter das hohe Alter des Steines, seine Bestimmung und was sich daraus auf die frühere Bewohntheit dieser Gegend schließen lasse, begreiflich zu machen suchte, mit vieler Theilnahme zuhörten und sich des Fundes zu freuen schienen. Der Stein wurde nachträglich an der Kir-

che zu St. Stephan eingemauert, welche sich nicht weit von dem Fundorte desselben auf dem Bergesrücken erhebt.

Interessant ist dieser Römerstein jedenfalls, indem er wieder zum Beweise dient, wie selbst jene Gegenden, in welchen wir erst die Anfänge der Cultur zu bemerken glauben, die Trümmer einer längst schon versunkenen mit ihrem Rasen bedecken.

Ueber die chemische Zusammensetzung der Steinkohlen des Kainach-Thales im Grätzer-Kreise.

Von Anton Schrötter,
Professor der Chemie am Joanneum zu Grätz.

Bald nachdem man anfing, die unterirdischen Schätze von Brennmaterial, welche uns die gütige Natur in den Steinkohlenlagern bewahrt hat, zu den mannigfaltigsten technischen Zwecken zu benützen, fühlte man auch lebhaft, wie nothwendig es sei, die chemische Beschaffenheit derselben zu kennen. Es war jedoch erst der neuern Chemie möglich, diesem Bedürfnisse wenigstens einigermaßen abzuhelfen. Der um die Naturwissenschaften so verdiente Karsten war der erste, der eine umfassende und gründliche Untersuchung dieses schwierigen Gegenstandes unternahm, und insbesondere die in der preußischen Monarchie vorkommenden Steinkohlen zum Gegenstand derselben machte [1]). Es würde zu viel Raum einnehmen, und wäre auch überflüssig, hier die Resultate dieser Arbeit anzuführen, da dieselben bereits in die Lehrbücher übergegangen, und daher als allgemein bekannt vorauszusetzen sind. Ich will nur erwähnen, daß man nach der Elementar-Untersuchung verschiedener Steinkohlenarten diese unorganischen Naturproducte als Verbindungen von Kohlen-,

5 *

1) Archiv für Bergbau und Hüttenwesen von Dr. C. J. B. Karsten. 12. B. 1826.

Wasser- und Sauerstoff nach sehr verschiedenen Verhältnissen und mit zufälligen Beimengungen von fremdartigen Körpern ansehen müsse. Den Stickstoffgehalt, der immer sehr gering ist, sieht Karsten wol mit Recht als zufällig an. Die fixen fremdartigen Beimengungen bleiben beim Einäschern der Kohle als Asche zurück, obwol nicht in demselben Zustande, in welchem sie in der Kohle selbst enthalten waren. Sie kommen wol größtentheils von den in den Kluftflächen der Kohlen abgesetzten Mineralien her. Sowol ihre Qualität als Quantität ist sehr veränderlich; denn die Menge der Asche kann von 0,1 — 20 Procent steigen. Selbst bei Bruchstücken von demselben größeren Stücke finden oft bedeutende Abweichungen in der Aschenmenge Statt. Mit diesem Resultate stimmen auch die von Ure [1]), Brandes [2]) und Lampadius [3]) erhaltenen im Allgemeinen überein, obwol die beiden letztgenannten Chemiker keine eigentliche Elementar-Analyse unternahmen, und besonders bei der von Brandes befolgten Methode der Kohlenstoffgehalt zu groß gefunden werden mußte.

Die hier untersuchte Kohle wurde aus dem großen Braunkohlenlager des Kainachthales genommen. Nach den Beobachtungen des Herrn Professor Anker erstreckt sich dieses Lager von Nordost nach Südwest durch eine Länge von vier Meilen mit abwechselnder Mächtigkeit. Die Breite desselben beträgt im Mittel zwei Meilen. Im Tregister-Gebirge zwischen Oberndorf und Voitsberg erreicht das Lager eine Mächtigkeit von 10 — 13 Klaftern. Das Hangende und Liegende ist in der Regel ein sandiger Schieferthon. Bei den mächtigsten Anbrüchen bildet ein Thonlager von 8 bis 12 Schuh Mächtigkeit die Sohle. Es finden sich Abdrücke von Weiden und besonders von Farrenkräutern in demselben. Conchilien kommen keine darin vor. Die begleitenden Mineralien sind Eisenkiese, daraus entstandener Eisenvitriol, Gyps und an einigen Orten Porzellan-Jaspis. Die in diesem Lager vorkommenden Kohlen sind die unter dem

---

1) Dict. of Chemie; auch Zeitschrift für Mineralogie von Leonhard. 1826. 1. Band. pag. 473 und 480.

2) Archiv des Apotheker-Vereins im nördl. Deutschland. 27. B. 1828.

3) Erdmann's Journal. 1. B. 1823.

Namen bituminöses Holz und Braunkohle bekannten Varietäten der harzigen Steinkohle des naturhistorischen Mineralsystems.

Das untersuchte Stück war schwarz, etwas ins bräunliche fallend, trug deutliche Holztextur an sich, und besaß einen unvollkommenen Fettglanz, im flachmuschligen Bruch. Seine Dichte betrug 1,338, seine Härte 1,5. Bei der Siedhitze des Wassers, lange Zeit im luftleeren Raume getrocknet, verliert dieselbe 25 Procent an Wasser. Im offenen Feuer brennt sie mit wenig leuchtender Flamme und hinterläßt eine rothgelbe Asche, von welcher die feuchte, im Handel vorkommende Kohle im Mittel 4 — 5 Procent zurückläßt. Da es wichtig ist, die Bestandtheile dieser Asche zu kennen, so habe ich sie analysirt. Nachdem sich bei der qualitativen Untersuchung Kieselerde, Eisenoxyd, Thonerde, Kalkerde und Schwefelsäure als Bestandtheile ergeben hatten, wurde die Menge dieser Körper auf folgende Art bestimmt:

a. 0,956 Gramme derselben wurden mit Salzsäure behandelt, wobei 0,202 Kieselerde und zwar als feiner Sand zurückblieben.

b. Aus der davon abfiltrirten Flüssigkeit, welche das Eisen schon als Oxyd enthielt, wurde dieses sammt der Thonerde mittelst Ammoniak gefällt. Beide Körper wurden durch Kochen mit Aetzkalilösung getrennt. Das Eisenoxyd wog nach dem Glühen 0,2163, die Alaunerde 0,1002.

c. Aus dem in b. erhaltenen Filtrate wurde die Kalkerde mittelst kleesaurem Ammoniak gefällt, und durch vorsichtiges Glühen in kohlensaure Kalkerde verwandelt, welche 0,382 wog.

d. Aus der von der kleesauren Kalkerde abfiltrirten Flüssigkeit wurde, nachdem sie stark sauer gemacht war, die Schwefelsäure mittelst Chlorbaryum bestimmt. Der erhaltene schwefelsaure Baryt wog 0,274 Gramme, welchen 0,094 Schwefelsäure entsprechen.

Die Kalkerde ist in der Asche theils an die Schwefelsäure, theils an die Kohlensäure gebunden. Die ganze Schwefelsäure bildet, mit einem Theile der Kalkerde, Gyps; denn es konnte fast die ganze nach dieser Voraussetzung berechnete Menge desselben ausgezogen werden. Daß keine Schwefelmetalle vorhanden waren, ergab sich schon dar-

aus, daß kein Schwefelwasserstoff, sondern blos Kohlensäure bei der Behandlung der Asche mit Säure entwich. Nach diesem sind also in den untersuchten 0,956 Grammen Asche enthalten:

Kieselerde.	0,2020
Thonerde	0,1002
Kohlensaure Kalkerde	0,2611
Schwefelsaure Kalkerde	0,1621
Eisenoxyd	0,2165
	0,9419

oder in 100 Theilen dieser Asche sind enthalten:

Kieselerde	21,118
Thonerde.	10,481
Kohlensaure Kalkerde	27,312
Schwefelsaure Kalkerde	17,019
Eisenoxyd	22,647
	98,572

Nebst diesen Bestandtheilen enthielt die Asche noch eine sehr kleine Menge Bittererde und Manganoxydul. Von phosphorsauren Salzen, Natron und Kali konnte ich nichts finden.

Hieraus ersieht man, daß diese Asche für den Landwirth wegen ihres Gehaltes an Gyps und an kohlensaurer Kalkerde von Nutzen sein wird, und daß der bedeutende Gehalt von Eisenoxyd die Anwendung derselben bei einem Boden, der wenig Hummussäure enthält, nur in so fern beschränkt, als derselbe dadurch für einige Zeit etwas von seiner Fruchtbarkeit verliert. Bei Bodenarten hingegen, welche zu viel Hummussäure enthalten, wie dieß z. B. bei Moorgründen der Fall ist, wird der Nutzen derselben aus doppelter Ursache sehr groß sein.

Wird die Kohle bei Ausschluß der atmosphärischen Luft erhitzt, d. h. der Destillation unterworfen, so geht zuerst, selbst bei der auf die oben angegebene Art getrockneten Kohle reines Wasser über, bald fängt es sich jedoch an gelb zu färben, einen empyreumatischen Geruch anzunehmen und sauer zu reagiren. Nebstbei entwickeln sich

beständig brennbare Gasarten; endlich geht bei gesteigerter Hitze eine braune, ölartige, unangenehm riechende, dicke Flüssigkeit über, die unter dem Namen Steinkohlentheer bekannt ist. Nach vollendeter Destillation bleibt in der Retorte eine Kohle — die Koaks — zurück.

Das hier angeführte Verhalten findet im Allgemeinen bei allen Steinkohlenarten Statt, und, was gewiß sehr merkwürdig ist, man kann auch bei der Destillation der organischen Körper überhaupt dieselben Phänomene beobachten und analoge Producte erhalten. So gibt das Holz ebenfalls zuerst Wasser, dann den Holzessig und zuletzt den Holztheer; im Rückstand bleibt Kohle, die nebst den fixen Bestandtheilen noch Wasserstoff enthält, den sie nur bei sehr hoher Temperatur fahren läßt. Bei den thierischen Körpern geht auch noch der Stickstoff in die Producte der Destillation ein, wodurch dieselben noch zusammengesetzter und in ihren Eigenschaften verändert werden. Die zurückbleibende Kohle enthält nebst den fixen Bestandtheilen, unter welchen im letzteren Falle phosphorsaure Kalkerde vorkommt, noch Stickstoff gebunden, und ist als klärendes und entfärbendes Mittel in der Technik so wichtig geworden. Ueber die nähern Bestandtheile dieser Destillations-Producte erhielten wir erst in der neuern Zeit durch die rastlosen Bemühungen der Chemiker einige Aufklärung. Besonders ist es dem umsichtigen und unermüdlichen Dr. Reichenbach gelungen, mehr Licht in diesen noch immer nicht ganz aufgeklärten und schwierigen Theil der Chemie zu bringen. Derselbe hat gezeigt, daß der Theer aller vegetabilischen Substanzen ein veränderliches Gemenge verschiedener Kohlenwasserstoffe ist. Die Beschaffenheit und Menge dieser nähern Bestandtheile des Theeres ist, bei übrigens gleichen Umständen, von der schnell oder langsam gesteigerten Wärme bei der Destillation, und von dem Grade, bis zu welchem die Wärme dabei gesteigert wurde, abhängig. Mehrere der von Dr. Reichenbach aus dem Theer isolirt dargestellten Kohlenwasserstoffe gehören zu den interessantesten Verbindungen, und versprechen eine große technische Anwendung, wenn man sie wird auf eine wohlfeile und leichte Art darstellen können. Dies scheint besonders beim Kreosot, Paraffin und Eupion der Fall

zu sein. Ich will nun die verschiedenen Destillations-Producte, die sich bei der hier untersuchten Kohle ergaben, etwas genauer betrachten, ohne mich jedoch auf die Bestimmung ihrer nähern Bestandtheile einzulassen.

Das bei langsam gesteigerter Hitze entweichende Gas ist zur Gasbeleuchtung wegen seiner geringen Leuchtkraft wenig geeignet. Bei schneller gesteigerter Hitze wird es jedoch etwas besser, da es mehr Kohlenstoff aufnimmt. Es enthält ferner, obwol nur eine sehr kleine Quantität, Schwefelwasserstoff, wodurch ihm ein sehr übler Geruch mitgetheilt wird. Da es sich zur Gasbeleuchtung nicht vortheilhaft anwenden ließe, so wurde die Menge desselben nicht weiter bestimmt. Die vor dem Theer und auch mit demselben übergehende Flüssigkeit ist anfangs schwach gelb, wird aber beim längern Stehen dunkel rothbraun; sie reagirt sauer und enthält eine unbedeutende Menge schwefelsauren Ammoniak. Der Theer selbst beträgt 7 — 8 Procent. Es wird bei uns noch keine Anwendung davon gemacht. Die Beschaffenheit und Menge der Koaks, welche für den Techniker von so großer Wichtigkeit sind, hängt bekanntlich theils von der Natur der Kohle, theils von der schnell oder langsam gesteigerten Wärme ab. Sie gleichen entweder einer geschmolzenen, porösen Masse, oder sie hängen zwar zusammen, sind jedoch nicht geschmolzen und tragen daher noch die Textur der Kohle, aus der sie erzeugt wurden, an sich, oder endlich bilden sie eine sandartige, unzusammenhängende Masse. Nach diesem Verhalten hat man auch die Kohlen selbst in Backkohlen, Sinterkohlen und Sandkohlen eingetheilt.

Die untersuchte Kohlenart lieferte bei langsamer Verkohlung 59,62 Procent Sandkoaks, bei schneller Verkohlung hingegen 57 Procent Sinterkoaks.

Schon dieses Umstandes wegen sind diese Kohlen zur Bereitung der Koaks untauglich. Wenn sie aber auch Backkoaks geben würden, so könnten sie doch zum Ausbringen und Verfrischen des Eisens nicht gut verwendet werden, da sie noch im Mittel 7 Procent Asche, und daher 1,2 schwefelsaure Kalkerde, also 0,28 Procent Schwefel enthalten, wodurch das Eisen rothbrüchig werden würde.

Die Koaks enthalten übrigens noch Wasser- und Sauerstoff, wie sich aus einer Analyse derselben durch Verbrennen mit Kupferoxyd ergab. Ich fand, daß 100 Thl. bei der Rothglühhitze erzeugter Koaks, wenn man sie als aschenfrei berechnet, aus:

94,546 Kohlenstoff,
1,138 Wasserstoff,
4,316 Sauerstoff

bestehen. Es ist schwierig, die Koaks genau zu untersuchen, da sie sehr hygroscopisch sind. Sie nehmen sehr schnell aus einer bei 20° mit Wasser gesättigten Luft 11 Procent Wasser auf.

Es schien mir auch nicht uninteressant, eine Elementar-Analyse der Steinkohlen zu unternehmen, um so mehr, da man bisher eine so große Verschiedenheit in der Zusammensetzung derselben fand. Aus Karsten's Untersuchung ergibt sich nämlich, daß der

Kohlenstoffgehalt von 64,1 bis 96,6
der Wasserstoffgehalt " 0,44 " 5,45
und der Sauerstoffgehalt " 2,96 " 30,87

wachsen könne. Die Dichte scheint im Ganzen genommen mit dem Kohlenstoffgehalte zu wachsen, obwol der verschiedene Aschengehalt einerseits und die poröse Beschaffenheit der Kohlen andererseits zu Ausnahmen Veranlassung geben. Ich habe die Kohle mit Kupferoxyd verbrannt, und mich zur Austrocknung der Luftpumpe nach Gay Lussac's Methode bedient. Der Kohlenstoff wurde durch Bestimmung der Kohlensäure mittelst Aetzkali in Liebig's höchst zweckmäßigem Absorbtions-Apparate, der Wasserstoffgehalt aus dem mittelst Chlorcalcium gebundenen Wasser unter Beobachtung aller nothwendigen Vorsichten bestimmt. Der Gewichtsabgang wurde für den Sauerstoff genommen, auf ihm sind daher alle Beobachtungsfehler vereinigt. Ich fand so, daß 100 Thl. trockner Kohle aus

59,726 Kohlenstoff,
32,195 Sauerstoff,
4,799 Wasserstoff und
3,280 Asche

bestehen. Abstrahirt man von dem Aschengehalte, so kann man 100 Thl. aschenfreie, trockene Kohle als eine Verbindung von

61,752 Kohlenstoff,
4,962 Wasserstoff,
33,286 Sauerstoff

annehmen. Eine wiederholte Analyse gab, wenn man ebenfalls von dem Aschengehalte abstrahirt,

61,815 Kohlenstoff,
5,179 Wasserstoff,
33,006 Sauerstoff,

eine Uebereinstimmung, welche gestattet, die Untersuchung als richtig anzunehmen. Aus dem Mittel dieser Versuche ergibt sich daher folgende Zusammensetzung der Kohle:

61,783 Kohlenstoff,
5,072 Wasserstoff,
33,146 Sauerstoff.

Obwol es sehr gewagt ist, für Naturproducte, wie die Steinkohlen sind, eine chemische Formel zu construiren, und ich mir recht gut alles sagen kann, was sich dagegen einwenden läßt, so kann ich doch nicht umhin, einen solchen Versuch zu machen, da die Zahlen überraschend einfach erscheinen. Es sind nämlich:

5	Atome	Kohlenstoff gleich	382,185
5	„	Wasserstoff „	31,199
2	„	Sauerstoff „	200,000
			613,384

oder alles auf 100 reducirt:

5	Atome	Kohlenstoff gleich	62,308
5	„	Wasserstoff „	5,086
2	„	Sauerstoff „	32,606
			100,000

Das Zusammentreffen der Analyse mit der Rechnung ist hier so groß, wie man es nur in solchen Fällen erwarten kann; es ließe sich daher die untersuchte Kohle durch die Formel

$C_5 \; H_5 \; O_2$

darstellen. Ich wage es nicht, aus diesem bis jetzt isolirt dastehenden Factum weitere Folgerungen zu ziehen, was zwar sehr einladend, aber gewiß zu voreilig wäre, sondern begnüge mich es hier anzuführen, und hoffe noch darauf zurückzukommen.

Es geht aus dieser Untersuchung ferner hervor, daß die hier untersuchte Kohle weniger Kohlenstoff und mehr Sauerstoff enthält, als die bisher untersuchten, und daß sie in ihrer Zusammensetzung dem Buchenholze, welches in 100 Theilen aus

51,45 Kohlenstoff,
5,82 Wasserstoff,
42,73 Sauerstoff

besteht, wobei ebenfalls von dem Aschengehalte abstrahirt ist, noch näher steht, als die von Karsten untersuchten Braunkohlen.

Beitrag zu des Geographen Vischer Lebensbeschreibung.

Von Joseph Wartinger,
Archivar am Joanneum.

Georg Matthäus Vischer war in dem Pfarrdorfe Wens im Ober-Innthale Tirols geboren, wie es seine Karte von Steiermark angibt, die auch sein Portrait und Wappen enthält. Er ward Priester und später landständischer Geograph von Oesterreich unter der Enns. Seine Karten von Oesterreich unter und ob der Enns waren so ausgezeichnet, daß Steiermarks Stände im Landtage am 1. October 1671 beschlossen, von ihm auch eine Karte Steiermarks bearbeiten zu lassen. Sie schlossen daher mit Vischer am 21. März 1673 einen Vertrag, daß dieser innerhalb zwei Jahren Steiermark kreisweise aufnehmen, jeden aufgenommenen Theil zur Revision einsenden, sämmtliche revidirte Blätter in Kupfer stechen, vom Ganzen tausend Exemplare abdrucken, hiervon zweihundert Stücke und die Kupferplatten den Ständen übergeben, dafür aber tausend Gulden aus der Landschaftscasse erhalten solle. Damit nun Vischer in dieser geographischen Arbeit nirgends Hindernisse, und überall Unterstützung finden möchte, haben die Stände von Vischers Unternehmen sowol die Landesregierung in Kenntniß gesetzt, als auch ihn

selbst mit einem offenen Creditiv oder Patent unterm 15. Mai 1673 versehen. Doch hatte er Steiermarks Karte erst im Jahre 1678 vollendet, nachdem er zur Beendigung derselben noch am 5. Mai 1677 von den Ständen ernstlicher war angewiesen worden.

Die Ursache dieser Verzögerung lag, wenigstens großentheils, darin, daß er inzwischen an der Topographie von Steiermark (unter dem Namen „Schlösserbuch" bekannt) zu arbeiten angefangen hatte. Denn Vischer hatte von seinen Topographien Oesterreichs unter und ob der Enns [1]) Exemplare den steiermärkischen Ständen zu Anfange des Jahres 1676 mit dem Erbieten vorgelegt, von Steiermark ein ähnliches Werk zu liefern, wenn ihm für jede Kupfertafel in klein Querfolio sechs Gulden bezahlt, ihm zweihundert Exemplare auf seine Kosten abzudrucken erlaubt, die Stände aber von jenen Exemplaren, die sie auf ihre Kosten würden abziehen lassen, keines verkaufen würden. Die Stände nahmen diese Bedingungen, jedoch mit dieser Bestimmung an, daß nicht die ständische Casse, sondern jene Städte, Klöster und Schlösser, welche er in Kupfer würde gestochen haben, für jede Platte sechs Gulden zu bezahlen verpflichtet sein sollen. Auch jetzt empfing Vischer von den Ständen unterm 24. November 1676 ein Patent oder offenes Creditiv, welches zugleich einen Aufruf an die Städte, Stifter und Schloßinhaber, Vischern in seinen Arbeiten zu unterstützen, enthielt.

Bis zum Jahre 1684 hatte er bereits zweihundert eilf Kupfertafeln vollendet, doch aber nur für einhundert acht und sechzig die bedungene Bezahlung erhalten. Er wendete sich also wiederholt an die Stände, die endlich zufolge Landtagsschlusses vom 28. September 1684, durch das Patent vom 2. October desselben Jahres, diejenigen Parteien mit der Pfändung bedrohten, welche die bedungene Gebühr an Vischer nicht entrichten würden; denn es würde für Steiermark um so viel unrühmlicher sein, die Vollendung der Landestopographie jetzt, da nur mehr einhundert zwei und achzig Tafeln zu stechen wären, durch Vorenthaltung so kleiner Beträge ins Sto-

1) Das erstere Werk ist im Jahre 1672 erschienen.

cken kommen zu lassen, da nicht nur Oesterreich unter und ob der Enns, sondern selbst Kärnthen und Krain schon im Besitze solcher Topographien wären.

Diese Verzögerung der Bezahlung mochte auch Vischer's Arbeitslust so sehr gelähmt haben, daß sich die Stände gedrungen fühlten, ihn am 1. Juli 1688, selbst unter Bedrohung der Sperre seiner bei ihnen liegenden Guthabung, zur Vollendung der noch abgängigen sechs und sechzig Kupfertafeln aufzufordern, er möge diese Arbeit nun selbst, oder durch andere geeignete Hände liefern.

Das Werk erschien erst 1700. Nur die Minderzahl dieser Abbildungen ist mit dem Namen Vischer als Zeichner, und Trost als Kupferstecher bezeichnet; einige Tafeln, gewiß nicht von Vischer's oder Trost's Hand, scheinen eher Holzschnitte als Kupferstiche zu sein.

Dieser thätige Mann hat im Jahre 1675 auch die Stadt Grätz in Kupfer gestochen, und vorläufig den Entwurf den Ständen zur Revision überreicht, mit der Bitte, ihm die Namen der ständischen Aemter und der in denselben arbeitenden Personen bekannt geben zu wollen, damit er, so wie von den landesfürstlichen Stellen und Beamten, auch von den ständischen eine vollständige Uebersicht auf dem untern Theile der Karte von Grätz geben könnte; an der Seite sollte eine kurze Beschreibung der Stadt erscheinen.

Leider scheinen nicht nur alle Abdrücke sammt den Kupferplatten, die von Grätz ein Bild gaben, wie es vor beiläufig hundert sechzig Jahren da stand, sondern auch die Kupferplatten der Karte des ganzen Landes verloren gegangen zu sein; nur von der Topographie Steiermarks finden sich noch zweihundert fünf und achtzig Kupferplatten im Landschaftsarchive, so daß nach dem in der ständischen Registratur befindlichen Exemplare dieses Werkes, einhundert neun und siebzig Kupferplatten mangeln.

Ueber das sogenannte „Zur Hälfte Säen" in Galizien.

Mitgetheilt vom Dr. und Professor M. Stöger.

Die landwirthschaftlichen Gewohnheiten gehören zur Charakteristik eines Landes und seines Volkes; sie entspringen aus den Eigenthümlichkeiten des Landes und des Menschen, und bedingen wieder selbst den ferneren Zustand beider; denn es ist ein Naturgesetz, daß die Wirkungen ihre eigene Ursache verstärken. Galiziens Landwirthschaft trägt die Spuren seiner Geschichte unverkennbar an sich; die Bemühungen der österreichischen Regierung, welche seit einem halben Jahrhunderte auf jeden einzelnen Zweig derselben durch Unterricht, Aufmunterung, Prämien, Befehle und Verbote wirkte, bereiteten allerdings eine neue Periode, die aber sehr natürlich in einem inneren Zusammenhange mit der vorausgegangenen blieb. Wie bei in einem Winkel wirkenden Kräften die Richtung des getriebenen Körpers keiner derselben, sondern ihrer Diagonale folgt, so auch hier. Daher vervollkommnete Erscheinungen in gar mehreren Zweigen der Landwirthschaft, die aber zugleich den Typus der früheren Zeit an sich tragen.

Galizien gibt fast ein Sechstel der gesammten Cerealien-Ernte in der österreichischen Monarchie [1]); es muß also vorzugsweise Korn-

1) Die gesammte Ernte auf 219 bis 220 Millionen, jene Galiziens auf 35,500,000 Metzen an Weizen, Korn und Kukurutz, an Gerste und Hafer angeschlagen.

land sein, und ist es auch. Der Gutsbesitzer wie der Bauer findet die Hauptbeschäftigung im Ackerbaue und in der Viehzucht, und in den östlichen Kreisen von Tarnopol, Czortkow und z. Th. von Brzezan, also in dem sechsten Theile des Königreiches ist der Boden mit einem Ernteertrage bis zu dem achten und zehnten Korne dankbar; während freilich derselbe in minder ergiebigen Gegenden auf das sechste und vierte, und im Gebirge auch selbst auf das dritte und zweite Korn herabsinkt.

In den zuerst genannten Gegenden war die Kraft des Bodens wol von der vorchristlichen Zeit her wenig in Anspruch genommen, die Völkerwanderung, die Verheerungen der Türken und Tartaren düngten ihn, ohne in den verwüsteten, menschenleeren Gegenden ihm eine weit ausgebreitete Ernte abzufordern; jetzt findet der Pflug eine willige, reiche Kraft. Auch an den Sanfluß hin verbreitet sich ein ergiebiger Boden, der wol von dem Flusse und dessen Nebenwässern befruchtet ward, so wie seine Ernte auf dieser Wasserstraße in die Weichsel und sohin nach Danzig einen vortheilhaften Absatz in das Ausland fand, welcher die Grundbesitzer zum sorgfältigeren Anbau aufmunterte. In den westlicheren Gegenden sah sich die stark angewachsene Bevölkerung, welche zugleich auf den Kornmärkten eine bedeutende Concurrenz der Käufer vom Norden her erfuhr, gezwungen, den Gebirgswäldern den Ackerbau abzuringen, dessen kargeren Gewinn dennoch die höheren Marktpreise lohnen mochten. In den südlicheren Gebirgsgegenden ist dafür der Waldboden vorherrschend, der Ackerbau untergeordnet, und die Forste sind weniger gelichtet, als in den übrigen Kreisen, wo oft ohne Voraussicht für die Zukunft die Waldungen hoch hinauf ausgehauen wurden, und die Grundherren es nicht ungerne sehen mochten, wenn die Ansiedler mit der Axt den Umfang ihrer Besitzung zu Gunsten des Pfluges erweiterten.

Das ganze Königreich zählt über 5,760,000 Joch an Acker- und Trischfeldern; davon sind 3,817,328 Joch in den Händen der Unterthanen, und man darf 363,200 eigentliche Bauernfamilien annehmen, abgesehen von Häuslern, Gärtlern u. s. w.; so, daß im

Durchschnitte auf Eine 10 1/2 Joch fallen, d. i. so viel, als die Landesgewohnheit für eine Viertelbauernwirthschaft anzunehmen pflegt. Allein die wirkliche Vertheilung ist sehr ungleich, und wechselt oft von Dorf zu Dorf. Die Folge dieser ungleichen Vertheilung zeigt sich nun insbesondere im Verhältnisse zum Viehbesitze des Landmannes. Das Hornvieh ist ein kostbares Gut Galiziens. Abgesehen von der Milchnutzung, die in manchen Gegenden dem oft wiederkehrenden Mangel am Brotkorne in den Frühlingsmonaten zum Unterhalte der Familien die einzige Aushülfe gewährt, so ist das Hornvieh häufig das einzige Zugvieh des Unterthans, womit er seine Wirthschafts- und Frohnfuhren macht, sich zu Lohn-Transporten verdingt, und seinen Acker bestellt. In Vergleichung mit der Gesammtzahl anderer österreichischer Provinzen und mancher fremder Länder allerdings reich an Hornvieh, hat doch Galizien im Verhältnisse zu seinem Ackerlande noch viel zu wenig. Es besaß im Jahre 1832 an Ochsen 512,833 Stücke und 927,346 Kühe, also zusammen 1,440,179 Stücke, so daß ungefähr Ein Stück Rindvieh auf mehr als 3 1/2 Joch Ackerland im Durchschnitte kommen; woraus dann ein wahrhafter Ausfall bei dem Bedarf des Dunges entsteht. Im eigentlichen Galizien ohne die Bukowina gibt es über 516,600 Grundbesitzer, Häusler, Gärtler, Städter und Märktler eingerechnet, so daß, selbst ohne Rücksicht auf den Besitzstand der Bukowina, im Durchschnitte nicht mehr als Ein Ochs auf jeden Grundbesitzer kommt.

Pferde zählte man in demselben Jahre 479,816, also nicht einmal im Durchschnitte für jeden Grundbesitzer Eines.

Eine den wirklichen Durchschnitt übersteigende Annahme ist es daher: wenn man für jeden Grundbesitzer Ein Paar Zugthiere rechnet.

Aber auch dieß ist nur Durchschnitt; die Vertheilung ist in der Wirklichkeit wieder sehr ungleich. Es liegt in der Natur der Sache, daß der wolhabendere, sorgfältigere, verständigere Grundherr verhältnißmäßig mehr Vieh unterhält; dagegen fällt für die unterthänigen Grundbesitzer der übrigbleibende Durchschnitt schon

viel ungünstiger aus; viele haben daher gar kein Zugvieh, oder doch für das Bedürfniß ihres Ackerlandes zu wenig. Die Sitte aber, im Frühling auf den Viehmärkten sich das nöthige Vieh anzukaufen, und es nach vollendeten Feldarbeiten ebendort wieder zu verkaufen, kann nur jener Bauer nachahmen, der in jener Jahreszeit bei Geld ist. Gar häufig hat er aber dies gerade dann nicht, und auch nicht mehr Frucht genug, um Geld hereinzubringen. Die Folge ist, daß zum Anbau und zur sonstigen Bestellung des Ackers oft und häufig die thierischen Arbeitskräfte fehlen.

Solcher Mangel war schon in viel früheren Zeiten in diesen Ländern fühlbar, wo die verheerenden Einfälle der wilden Tataren u. s. w. den vorhandenen Viehstand zerstörten, mit ihren breiten Pferdehufen Saaten und Wiesen zertraten, den Tod unter die Menschen warfen, und in dem offenen Lande den Uebriggebliebenen den Muth für die Zukunft nahmen. Daher wurde die Ansiedlung auf den verödeten Flächen schwer, und nur die theuere Zugabe einer Dotation mit Vieh verschaffte dem Grundherrn neue Leute. Diese konnte unter solchen Umständen nicht ausreichend genug sein, und mußte nothwendig Beschränkungen im Verkehre, Verkaufe u. s. w. zur Folge haben, welche aber selbst mancher Vervollkommung in Art und Menge wieder im Wege standen.

Man rechne nun noch die Seuchen hiezu, welche dieses Land so oft decimirten, und denen wol die sorgfältige österreichische Regierung Dämme entgegensetzte, um ihre Wuth zu schwächen, die aber dadurch nicht ganz erlöschen konnten, so wird leicht erklärbar, wie, trotz eines allmäligen Steigens des Viehstandes während des halben Jahrhunderts seit der österreichischen Besitznahme, derselbe dennoch nicht den Anforderungen des Ackerbaues und der Wiesenpflege genügt. Und so kömmt es, daß hinwieder auch der Ertrag dieser beiden landwirthschaftlichen Zweige nicht allgemein genug die Vermehrung des Viehstandes, insbesondere bei dem gemeinen Landmanne, gestattet.

Sieht man auf diese beiden, seit Jahrhunderten wirkenden Thatsachen im Grund- und Viehbesitze zurück, so wird die weitere

Folge leicht erklärbar, daß in gar vielen Bauernhöfen die Ernte seit Generationen häufig nicht so reichlich ausfiel, um das nöthige Brot- und Saatkorn hinreichend zu liefern. Der Hunger ist aber mächtiger im Augenblicke, als die Sorge für das künftige Jahr, und die neue Bestellung der Aecker ging daher nur so weit, als etwa das übrige Saatkorn, oder das offenbare, dringende Bedürfniß forderte. Vieles Land blieb unbebaut.

Die Zutheilung der Grundstücke ist ferner, wie in so vielen anderen Ländern, auch hier nicht nach öconomischen Grundsätzen geschehen, sondern ward durch die Geschichte und Zustände jedes einzelnen Gutes bestimmt. Daher auch häufig eine mehr oder minder ungünstige Entfernung der zu einer Ansäßigkeit gehörigen Grundstücke. War es schon überhaupt schwer, die Bestellung des Ackerlandes zu erschwingen, so entsprang daraus unausbleiblich die Vernachlässigung der entlegneren Gründe.

Eine, der Ausdehnung nach untergeordnetere, aber dennoch in jedem Kreise Galiziens sich häufig wiederholende Ursache ähnlicher Erscheinungen boten die Städte und Märkte. Ihre Bewohner treiben hauptsächlich oder doch zum Theile und neben den einfachen Professionen, wie sie sich hier meist nur finden, die Landwirthschaft. Hatten doch Lembergs Rathsherren selbst zur Zeit der Wiederbesitznahme Aecker in partem salarii. Getheilte Kraft vermindert aber ihre Wirkung; die städtische Nebenbeschäftigung, des Märktlers Profession gestattet ihm nicht mehr die sorgfältige Pflege seines Ackers, und bietet ihm hier zu Lande selten die Geldmittel, das nöthige Gesinde zu halten, oder nimmt ihm die Lust dazu.

Endlich finden sich, besonders in der Mitte des Landes, häufig Juden auf den Dörfern angesiedelt. Diese halten sich zu schwach, oder sind zu schwach, um ihren Grundbesitz zu besorgen; oder sie treiben so manche Nebenbeschäftigung als Hauptsache.

So wirken denn viele Ursachen zusammen, um vieles Land unbebaut zu lassen: Mangel an Bespannung, Abgang des Saatkornes, Entlegenheit der Grundstücke, Unzulänglichkeit der Kräfte des Professionisten und des Ackerjuden. Daß Liederlichkeit hie und

da auch der Grund sein mag, darf nicht erst gesagt werden. Trägheit wird ja gar leicht zur unüberwindlichen Gewohnheit für den Einzelnen und zum ansteckenden Hange für die Angehörigen, und sie bedarf bei dem Ungebildeten nicht vieler Ursachen.

Solche Verhältnisse sind es, welche in der Landwirthschaft die mannigfaltigsten örtlichen und Landesgewohnheiten herbeiführten, um die Kraft der Natur nicht unbenützt zu lassen. So auch in Galizien die Gewohnheit des zur Hälfte Säens. Sie besteht in dem Vertrage, vermöge dessen der Grundbesitzer sein Grundstück mit der Bedingung überläßt, daß der Unternehmer die Ernte mit dem Ersteren theile. Am einfachsten stellt er sich dar, wenn der Grundbesitzer nichts weiter, als den Acker zu dem Zwecke der Gesellschaft widmet, der andere aber die Cultur-Kosten aus Eigenem bestreitet, die Fechsung auf dem Halme zur Hälfte getheilt wird, und jeder die Einbringung seines Antheiles besorgt [1]). In solcher Einfachheit findet sich diese landesübliche Gewohnheit in den fetten Ebenen des ehemaligen Podoliens, als im Zloczower- und Tarnopoler-Kreise, aber auch weiter in die übrigen Landestheile verbreitet, selbst bis an den nördlichen und östlichen Fuß der Karpaten hin. Der Grundbesitzer behält die Pflicht der Steuern und übrigen Leistungen für sich allein. Aber auch sehr mannigfaltige Abänderungen erfuhr diese Gewohnheit durch die Zeit und die Umstände. Schon im Tarnopoler-Kreise übernimmt der Grundwirth häufig die Pflicht, bei der Fechsung Aushülfe zu leisten, was wol auf übergroße Ausdehnung der Grundstücke im Verhältnisse zu den arbeitenden Händen und zum Viehstande deutet.

Wird der Anbau schwieriger, oder ist der Boden sehr ausgesogen, so pflegt der Zins in Früchten auch geringer zu sein, und nur

---

1) In dieser Beziehung sagt der §. 1103 unseres allgem. bürgl. Gesetzbuches: »Wenn der Eigenthümer sein Gut mit der Bedingung überläßt, daß der Uebernehmer die Wirthschaft betreiben, und dem Uebergeber einen auf die ganze Nutzung sich beziehenden Antheil, z. B. ein Drittheil oder die Hälfte der Früchte geben solle; so entsteht kein Pacht-, sondern ein Gesellschaftsvertrag, welcher nach den darüber aufgestellten Regeln beurtheilt wird."

ein Drittel, selbst ein Viertel der Ernte zu betragen, aber auch bei entgegengesetzter Beschaffenheit des Grundes oder günstigerer Lage desselben bis auf zwei Drittel zu steigen, wie z. B. im Stanislawower-Kreise, wo das Getreide auch das Gebirge versorgen muß, und selbst nach Ungarn geht; während im Zolkiewer-Kreise, in der Nähe stark befahrner Getreidemärkte, die Hälfte der Ernte nur dann gegeben wird, wenn der Boden gedüngt ist, sonst aber nur die dritte oder vierte Garbe.

Wo aber die Schwierigkeit der Arbeit größer wird, dort muß der Grundbesitzer auch einen Theil der Arbeit oder der Aussaat übernehmen, wie sich dieß im Kolomaer-Kreise trifft.

In manchen gebirgigeren Gegenden, wie im Sandecer-Kreise, werden wol auch die Kosten des Anbaues und der Fechsung gemeinschaftlich bestritten, und der Mitnießer gibt nur die Aussaat allein. Ja der Grundbesitzer übernimmt selbst die ganze Arbeit der Feldbestellung, und theilt jene der Ernte mit dem Andern, welcher also nur das Saatkorn allein ganz liefert. Dann wird erst die ausgedroschene Ernte auf der Tenne getheilt, und dem Grundbesitzer bleibt in diesem Falle das Stroh mit allen Abfällen, worauf er bei der ersteren Art keinen Anspruch hat, — freilich ein Verlust an Futter für das Vieh und an Düngungsmittel.

In der Bukowina findet sich der besprochene Vertrag am gewöhnlichsten zwischen den bespannten und unbespannten Unterthanen; der erstere gibt die Arbeit des Einackerns und des Eggens der Frucht. Auf minder gutem Boden liefert zuweilen jeder die Hälfte der Saat; seltener besorgt der Grundbesitzer die Einsaat allein. Das Grundstück wird aber schon jetzt zur Hälfte getheilt, und die übrige Arbeit, welche die Fruchtgattung etwa noch fordert (dort wird türkischer Weizen gebaut), verrichtet jeder für sich auf seinem Theile. Eine ähnliche Theilung des Grundstückes ist auch im Samborer-Kreise gewöhnlich, und jeder bestellt sodann sein Grundstück für sich, nachdem der Mitnießer das Saatkorn gegeben.

Am weitesten von der ursprünglichen Einfachheit der Gewohnheit hat sich wol der Vertrag in den Gegenden des Tarnower-Kreises

entfernt; denn dort findet sich das eigentliche zur Hälfte Säen nicht sowol, als vielmehr die Ueberlassung einzelner Ackerstücke gegen Zins in Barem, oder gegen einen Beitrag zur Steuer oder zu der auf dem Gute haftenden Robot, seltener gegen einen Theil des Naturertrages der Ernte.

So gibt denn der mit mehr Gründen, als er zum eigenen Unterhalte nöthig hat oder bestellen kann, dotirte Bauer, häufig auch der Städtler und Märktler die Benützung seines Bodens, der erstere meist nur theilweise, der letztere oft ganz hin. Die Uebernehmer sind meist wieder Unterthanen, wol oft die wohlhabendsten und betriebsamsten, sonst auch herrschaftliche Beamte und Diener, Gutspächter, Ortsgeistliche u. s. w. Die Gutsherrschaften selbst pflegen — jedoch seltener — in solchen Gegenden unter ähnlichen Bedingungen Unterthansgründe zu bestellen, wo die Dominical = Grundstücke geringer sind, insbesondere die Besitzer kleinerer Gutsantheile.

Nicht selten sind es vorzüglich Häusler, Gärtler und Inleute, welche sich lieber auf solche Halbsaat einzulassen pflegen, als sie öde oder verlassene Wirthschaften übernehmen.

Dies findet sich nun in den meisten Gegenden des Landes, von Dorf zu Dorf; wenige Kreise sind es, wo es seltener getroffen wird, und wo die Ueberlassung des Ackers zur Halbsaat nur den verarmten oder anerkannt faulen Unterthan bezeichnet. Nur der einzige Sanoker-Kreis wird genannt, wo diese Gewohnheit gar nicht besteht, sondern seit vielen Jahren aufgehört hat. Man schreibt diese Veränderung zweien, einander scheinbar entgegengesetzten Ursachen zu: dem durch Vermehrung der Menschen sehr erhöhten Bedarf, der den Einzelnen zwinge, möglichst viel zu bauen, und daher alle seine Gründe selbst zu bearbeiten; zugleich auch dem äußerst verminderten Absatze nach dem Auslande, da Danzig, der sonstige Stapelplatz für das galizische Getreide, keines mehr von daher holt, und daher Niemand mehr in den genannten Gegenden einen Gewinn in der Uebernahme von Gründen unter solchen Bedingungen finde. Dagegen nahm seit der Einführung des jetzigen Grundsteuer = Provisoriums in manchen Gegenden der Anbau um die Hälfte zu, wie z. B.

im Czortkower-Kreise, wol darum, weil die Versteuerung auch den Anbau des Grundes fordert, den sonst Mangel an eigener Lust oder Kraft öde gelassen hätte; wie denn die österreichische Gesetzgebung schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Sitte abzuschaffen suchte, einen Theil der Ackergründe durch fünf, neun und selbst zwölf Jahre als Brache zu lassen.

Der Vertrag wird gewöhnlich auf zwei bis drei Jahre geschlossen, häufig über solche Gründe, die nach der Bemistung schon zwei Ernten getragen haben, wo denn der Uebernehmer die Bedingung eingeht, den Acker im ersten Jahre zu düngen, und nach zweijähriger Benützung zurückzugeben; der Grundbesitzer baut dann höchstens noch zwei Jahre geringere Fruchtgattungen darauf.

Wie jede, durch den Drang der Umstände hervorgebrachte, menschliche Einrichtung, hat denn auch die beschriebene Gewohnheit in ihren Wirkungen zweierlei Seiten, eine günstige und eine ungünstige.

Unstreitig trägt dieselbe zur Verbreitung des Anbaues der so weitläufigen Ackergründe Galiziens bei; im Allgemeinen werden dadurch menschliche und thierische Arbeitskräfte und Capitale angezogen, die sonst dem Feldbau in der einmal gegebenen Lage der Landwirthschaft fremd geblieben wären. Der Häusler, Gärtler und Inmann, der herrschaftliche Beamte, die Pächter von Mühlen, Bräu- und Branntweinhäusern treten als Ackersleute auf; der wohlhabende Unterthan erweitert dabei seine Betriebsamkeit. Der Landesertrag muß nothwendig im Ganzen steigen. Auch der einzelne Grundbesitzer genießt in der Hälfte der Ernte einen Gewinn, der ihm sonst ganz entgangen wäre.

Die Kehrseite zeigt nun freilich, daß der letztere mehr gewänne, wenn er seinen Boden selbst bebauen würde; daß ferner ein Vertrag, dem kurzen Zeitpachte so ähnlich, nicht zur Verbesserung des Grundstückes dienen werde, da der Uebernehmer den Boden nicht für Fremde verbessern mag. Manche andere Nachtheile, welche mit den Folgen verknüpft erscheinen, dürfen aber nicht auch als Wirkung betrachtet werden. Daß das Stroh für das Viehfutter von der Hälfte der Ernte, und wo das gedroschene Korn erst getheilt wird, von

der ganzen Ernte verloren geht, ist wahr; aber gerade der Mangel an Vieh verursacht ja häufig jenen Vertrag. Daß die geringere Einnahme des Grundbesitzers auch seine Nahrungs- und Steuerfähigkeit beschränke, ist richtig. Aber diese Beschränkung vermindert nicht den vorigen Zustand; denn in demselben wären die hindangegebenen Ackerstücke ja gar nicht gebaut worden. Wo ferner der Bauer nur einzelne seiner Grundstücke, und nur selten mehrere auf diese Art benützt, dort kann der Einfluß auf den Zustand im Allgemeinen nicht verderblich sein. Wo hingegen im Gefolge dieses Gesellschaftsvertrages der Ruin des Besitzers eintritt, wo er gezwungen wird, sein Gut ganz aufzugeben, dort scheint wol nicht dieser Vertrag die Ursache davon, sondern zugleich mit dieser traurigen Erscheinung die Wirkung früherer Ursachen zu sein; mögen diese nun in Unglücksfällen oder in Nachlässigkeit des Einzelnen liegen. Dann aber scheint jener Vertrag nur ein Nothmittel zu sein, um sich noch aufzuhelfen. Tritt dieß bei Wenigen, in ungewöhnlichen Fällen ein, so kann es auf den Gesammtzustand nicht von Einfluß sein; die Nothwendigkeit, sein Besitzthum wegzugeben, tritt unter allen Cultur-Verhältnissen zuweilen bei Einzelnen ein; ist's aber Liederlichkeit, so ist der Uebergang in fleißigere Hände nur ein Gewinn für das Ganze. Wäre hingegen der Nothstand ein allgemeiner, die Trägheit überall, dann müßten Mittel aufgesucht werden, diese beiden in der Wurzel anzugreifen. Aber eben der Umstand, daß es Leute genug gibt, welche Aecker unter den angeführten Bedingungen zum Anbau übernehmen, beweist, daß weder der Nothstand noch die Nachlässigkeit allgemein sei.

Von der ungünstigen Seite auffassend, hatte ein Gesetz vom Jahre 1784 (im Zusammenhange mit mehreren anderen Cultur-Verordnungen für diese Provinz) den Anbau um die Hälfte als Wucher verboten. Freilich war auch damals bei weitem nicht so viel Feld regelmäßig angebaut, als jetzt, und jede bessere Benützungsweise sollte möglichst rasch zur Ausführung gebracht werden.

Im Jahre 1833 aber hoben Se. Majestät dieses Verbot wieder auf, und gestatteten gesetzlich eine Gewohnheit, welche in den

gegenwärtigen Bedürfnissen des Landes gegründet scheint, zugleich aber die Interessen der Dominien wenigstens von Einer Seite begünstigen dürfte. Denn diese haben die allgemeine Verpflichtung, die Unterthanen im Nothfalle mit Vorschüssen an Saat- und Brotkorn und selbst mit Nutzvieh zu unterstützen. Allein gerade die Ursachen, welche den Gutsunterthan in diese dürftige Lage bringen, als Mißwachs und Viehseuchen, treffen auch ihre Dominien, und machen diesen eine Unterstützung sehr schwierig oder unmöglich, die nur dann vollkommen ausreichen würde, wenn sie den darbenden Landmann nicht nur mit dem nöthigen Mundvorrathe für einen langen, harten Winter, sondern auch mit der ganzen erforderlichen Menge Saatkornes für seine Felder deckte. Ja es haben sich nicht selten Fälle ereignet, wo der Unterthan den Anbau um die Hälfte jener Unterstützung vorzog, aus Furcht, bei abermals ungünstiger Ernte den Vorschuß nicht ohne neue Schulden erstatten zu können, obschon die Großmuth der Landstände auf jenes sechszehnte Maßel im J. 1790 verzichtete, welches die Unterthanen bei Zurückzahlung erhaltener Getreidevorschüsse zuzuschütten sonst gesetzlich verhalten waren.

In der Bukowina dürfte noch ein anderes Interesse des Gutsherrn mit jener Gewohnheit zusammen hängen. Dort steht nämlich demselben das Recht auf den Zehent von allen gebauten Früchten der Unterthanen zu, der denn desto reichlicher ausfällt, je allgemeiner die Felder bestellt werden.

Das Schnabelthier,
oder
der Wasser-Maulwurf von Australien.

Nach Georg Bennett's »Wanderungen in Neu-Südwales" aus dem Taschenbuche: The Amulet, edited by S. C. Hall. London. Fred. Westley and A. H. Davis. 1835.

Von Carl Schobl.

Nie hat vielleicht ein Thier bei seiner ersten Einführung in Europa mehr Anlaß zu Zweifeln, ob es auch wirklich in der Natur vorhanden sei, gegeben, oder in größerem Maße das Interesse der Naturforscher erregt, als der Wasser-Maulwurf von Australien (ornythorynchus paradoxus); ein Thier, welches mit Recht als ein Mittelding zwischen den beiden Classen der vierfüßigen Thiere und der Vögel betrachtet werden kann. Wenn man dieses Thier im lebenden Zustande und am Boden laufen sieht, hält man es für eine übernatürliche Erscheinung, und seine unbeholfene Gestalt erschreckt den Furchtsamen; selbst die Hunde, mit Ausnahme jener, welche zur Jagd desselben abgerichtet sind, spitzen die Ohren bei seinem Anblicke, und das Katzengeschlecht geht ihm aus dem Wege; indessen ist es, trotz seiner unheimlichen Gestalt, ein unschädliches, wiewol unruhiges Geschöpf. Der Körper dieses Thieres ist niedrig und zusammengedrückt, gleich dem eines Maulwurfes oder Bibers, und wird von langen dunkelbraunen Haaren bedeckt, unter welchen sich wieder ein kurzer und sehr linder Pelz befindet. Auf dem Bauche, der Brust und am Halse ist sowol

das Haar als der Pelz viel feiner und mehr seidenartig. Bei jungen Thieren dieser Gattung ist der untere Theil des Schwanzes mit äußerst schönen, silberfarben Haaren bedeckt, bei älteren hingegen findet man dort nur einzelne grobe Haare. Wahrscheinlich reiben sie sich durch das Schleppen des Schwanzes auf dem Boden ab. Der Schwanz ist flach, breit und auf beiden Seiten plötzlich wie abgeschnitten. Das Haar am oberen Theile desselben ist von dunkler Farbe, lang und grob, und ermangelt ganz jenes vorzüglichen Glanzes, denn es an andern Theilen des Körpers hat. Der ganze untere Theil des Körpers ist rostfarbig. Die Füße sind kurz und endigen in fünf Klauen, welche durch eine Schwimmhaut verbunden sind. Der Kopf ist flach, das Maul läuft in zwei schnabelartige Verlängerungen aus, gleich jenen einer Ente; der Untertheil dieses Schnabels ist kürzer und schmäler als der Obertheil. Die Augen sind sehr klein, aber glänzend und von lichtbrauner Farbe; sie haben ihren Standpunct ziemlich hoch oben am Kopfe. Die Mündung des Ohres liegt ober dem äußeren Winkel des Auges. Bei lebenden Individuen entdeckt man es leicht, weil es sich da bald öffnet bald schließt; bei todten hingegen ist es geschlossen, und daher schwer zu finden. Das Männchen ist meistens etwas größer als das Weibchen. Ihre gewöhnliche Länge beträgt 18 bis 20 Zoll. Bennett sah die ersten Exemplare dieser Gattung in einer ruhigen sumpfartigen Stelle des Yas-Flusses, ungefähr 200 Meilen von der Hauptstadt Sidney, in der englischen Colonie Neu-Südwales auf Neu-Holland. Auf der Oberfläche dieser Stelle wuchsen eine Menge Wasserpflanzen, unter denen sich diese Thiere ihre Nahrung suchen, während die steilen und schattigen Ufer sich herrlich zur Anlegung ihrer unterirdischen Wohnungen eignen. Ueber seine weiteren Beobachtungen wollen wir den Verfasser selbst reden lassen.

Ich erblickte die dunklen Körper dieser Thiere in gleicher Linie mit dem Wasser. Sie trugen den Kopf ein wenig erhoben, und waren leicht bemerkbar an der kreisartigen Bewegung des Wassers, welche sie durch ihr Plätschern erregten. Bei solchen Gelegenheiten muß sich der Zuschauer vollkommen ruhig verhalten, indem bei der

geringsten Bewegung, oder bei dem leisesten Geräusche die furchtsamen Thiere sogleich verschwinden und selten wieder zum Vorschein kommen, so scharf ist ihr Gesicht und ihr Gehör. Sie bleiben nur ein oder zwei Minuten an der Oberfläche, tauchen dann unter, und erscheinen wieder in einiger Entfernung ober oder unter dem Platze, wo man sie zuerst sah. Wenn der Pelz naß ist, sehen sie schmutzig und abschreckend aus, und gleichen eher einem Klumpen schmutzigen Röhrichts, wie es häufig auf den Flüssen umherschwimmt. Man sieht diese Thiere zu allen Jahreszeiten in den Flüssen Neu-Hollands, am öftesten aber im Frühling und Sommer, welcher letztere in diesen südlichen Breiten mit dem Monate October beginnt. Die günstigste Zeit zu deren Beobachtung ist sehr zeitlich Morgens oder spät Abends.

Wird der Ornythorynchus gefangen, so macht er große Anstrengungen, sich wieder zu befreien. Er ist sehr schwer fest zu halten, denn er fühlt sich an, als wäre er in einem dichten Pelzsacke eingeschlossen, unter welchem sich seine kräftigen Muskeln befinden. Er macht während seines Bestrebens loszukommen, keinen Versuch zu beißen, sondern läßt blos von Zeit zu Zeit ein dumpfes Knurren hören. Die Ureinwohner essen das Thier. Sie graben es entweder aus seinem unterirdischen Gange aus, oder tödten es mit Speeren. Das Ausgraben unternehmen sie zu gewissen Zeiten des Jahres, wenn die Jungen schon beinahe ausgewachsen sind, wo sie dann für ein herrliches Mahl gelten. Eines Morgens nahmen wir einen solchen Ureinwohner zu unseren Nachgrabungen mit. An einem steilen Ufer des Yas-Flusses zeigte uns unser scharfsichtiger Führer die Fährte dieser Thiere auf dem feuchten Grunde nahe am Wasser. Indem wir dieser Spur längst dem Ufer folgten, entdeckten wir bald die Eingänge in die unterirdischen Wohnungen, verborgen unter dem langen Grase und unter dem Gestrüppe, das in dieser Gegend äußerst reichlich wuchs. Wir ließen Schaufeln herbeibringen und begannen die Aufgrabung eines dieser unterirdischen Gänge. Die Tiefe derselben unter der Oberfläche der Erde beträgt zwischen einen und anderthalb Fuß; jedoch nimmt dieselbe

allmälig ab, wie sich der Gang seinem Ende naht, so daß das Nest selbst unmittelbar unter der Oberfläche liegt. Eben so nimmt der Gang an Breite und Höhe ab, welche anfangs 11 — 15 Zoll beträgt, gegen das Ende aber dem Umfange des Thieres beiläufig gleich kommt.

Wir waren der Spur des Ganges ungefähr auf einer Strecke von zehn Fuß gefolgt, als sich plötzlich der wolbekannte Schnabel und Kopf eines Wässermaulwurfes zeigte, der wahrscheinlich aus seiner Ruhe aufgestört, nachzusehen kam, was wir in seiner Behausung zu schaffen hätten. Als er uns erblickte, kehrte er sogleich um, wurde jedoch bei einem Hinterbeine ergriffen und gefangen. Es war ein ausgewachsenes Weibchen. Als ich das Thier in der Hand festhielt, funkelten seine kleinen glänzenden Augen, die Mündungen seiner Ohren öffneten und schlossen sich abwechselnd, als wollte es den leisesten Schall vernehmen, und sein kleines Herz klopfte heftig vor Furcht und Angst, nach einiger Zeit wurde das Thier jedoch ruhiger. Es schien außerordentlich erstaunt zu sein, als es aus seiner unterirdischen Wohnung hervorgezogen wurde. Anfangs gab es keinen Laut von sich, machte auch keinen Versuch zu beißen, nur kratzte es mit den Hinterklauen, welche ziemlich scharf sind, bei seinen Bestrebungen loszukommen, die Hand auf, jedoch nicht mit solcher Heftigkeit, um einer Beachtung werth zu sein. Nun wurde das Thier in ein Behältniß gesperrt, in welches man Gras, Flußschlamm und Wasser gegeben hatte. Es rannte in demselben rund herum, kratzte daran und machte überhaupt alle möglichen Anstrengungen, loszukommen; da es aber die Vergeblichkeit derselben erkannte, wurde es ganz ruhig, rollte sich zusammen und schlief ein. Bei Nacht hingegen war es sehr unruhig, machte die Runde in seinem Käfig, indem es sich mit den Vorderfüßen an den Seiten desselben erhob, und kratzte heftig mit den Klauen, als ob es sich einen Weg bahnen wollte. Morgens fand ich es eingeschlafen, den Schweif einwärts gekehrt, Schnabel und Kopf unter der Brust, so daß es einen kleinen Knäuel bildete. Störte man es in seinem Schlafe, so gab es einen sanften knurrenden

Ton von sich, ungefähr wie das Knurren eines jungen Hundes, nur etwas sanfter und angenehmer. Bei Tag war es meistens ruhig, Nachts hingegen erneuerte es jedesmal seine, von beständigen Knurren begleiteten Versuche, zu entkommen. Das Weibchen wirft ein bis vier Junge auf einmal; gewöhnlich zwei. Anfangs säugt es dieselben; sobald sie jedoch die gehörige Größe erreicht haben, füttert es sie mit verkleinerten Insecten und Schlamm, bis sie selbst im Stande sind, sich ihre Nahrung im Wasser zu suchen. Ein andersmal öffneten wir einen solchen Bau, an dessen Ende wir erst in einer Entfernung von 35 Fuß, vom Eingange an gerechnet, gelangten. Manche haben eine Länge von 50 Fuß. Als wir an das Nest kamen, hörten wir ein beständiges Knurren. Wir fanden darin zwei ganz behaarte Junge in festem Schlafe. Als wir sie ans helle Tageslicht brachten, knurrten sie noch stärker. Es war ein Männchen und ein Weibchen, die vom Schnabel bis zur Spitze des Schwanzes zehn Zoll maßen. Diese Thierchen waren, in Vergleich mit den älteren Individuen, von äußerst zartem Ansehen, und schienen ihren Bau noch nie verlassen zu haben. Das Nest, wenn man es so nennen darf, bestand aus trockenen Flußpflanzen, der äußern Bekleidung des Schilfrohres, und aus schmalen Wurzelfasern. Alles dieses war auf dem Boden der Höhlung ausgestreut, welche groß genug war, um die Mutter sammt den Jungen zu beherbergen. Waren die Jungen wach, so bewegten sie sich auf dem Boden herum, jedoch ohne jene Versuche, sich zu befreien, welche wir bei den Alten bemerkt hatten. Die Jungen schlafen in verschiedenen Stellungen, zuweilen ganz ausgestreckt, zuweilen gleich einem Igel, zu einem Ball zusammengerollt. Meine kleinen Gefangenen bildeten oft eine interessante Gruppe in ihrem Behältnisse. Das eine lag in der Stellung eines schlafenden Hundes, indem es seinen Schnabel unter die warme Decke des Schwanzes brachte; das andere lag auf dem Rücken und lehnte sein Haupt, wie auf ein Kissen, auf den Körper des älteren Thieres, welches auf einer Seite lag und seinen Rücken an die Wand des Behältnisses stemmte; am liebsten aber schlafen die Jungen, indem sie

sich zu einem Ball zusammenrollen. Wiewol diese Thiere mit einem tüchtigen Pelze ausgestattet sind, lieben sie doch die Wärme außerordentlich. Sie ließen sich gerne von mir streicheln; berührte ich aber ihren Schnabel, so schossen sie sogleich fort, da dieser Theil ihres Körpers wahrscheinlich sehr empfindlich ist. Ich fütterte sie mit in Wasser eingeweichtem Brote, mit klein gehackten Eiern und Fleisch. Milch schienen sie dem Wasser keineswegs vorzuziehen. Anfangs hielt ich diese Thiere für Nachtschwärmer; später bemerkte ich aber, daß sie in Bezug auf Wachen und Schlafen, Ruhe und Bewegung, keiner bestimmten Regel unterworfen sind. Sehr komisch war es, diese Thiere gähnen zu sehen, wobei sie die Vorderfüße ausstreckten, während die Schwimmhaut aufs Aeußerste angespannt wurde; denn da ich nie eine Ente gähnen sah, so schien diese sonst so natürliche Verrichtung bei einem Thiere mit einem Entenschnabel durchaus unnatürlich. Auffallend war es, diese plumpen Thiere auf Kästen und andern derlei Möbeln klettern zu sehen. Sie stemmten sich dabei mit dem Rücken gegen die Wand, faßten mit den Vorderfüßen das Möbel und trachteten dann mit Hülfe ihrer starken Muskeln sich empor zu heben, was ihnen auch leicht von Statten ging. Während des Herumrennens sind sie voll Leben, ihre kleinen Augen glänzen, die Mündungen ihrer Ohren öffnen und schließen sich beständig, um den leisesten Schall zu vernehmen, auch wehren sie sich tapfer, wenn man sie zu dieser Zeit ergreift. Da ihre Augen sich ziemlich hoch oben am Kopfe befinden, so sehen sie nicht gut in gerader Linie vor sich, stoßen sich an jedem Gegenstande, und werfen alle leichtern Geräthe um. Ist ihr Fell naß, so kämmen sie es mit den Hinterfüßen, und bringen das Haar mit ihrem Schnabel ungefähr auf dieselbe Art in Ordnung, wie die Vögel ihre Federn. Wenn ich sie in ein tiefes Gefäß mit Wasser setzte, suchten sie sobald als möglich herauszukommen; goß ich aber nur wenig Wasser hinein, und stellte ein Stück Rasen in einen Winkel des Gefäßes, so schien ihnen dies außerordentlich zu behagen. Sie spielten mit einander, packten sich mit den Schnäbeln, und erhoben sich gegen einander mit ihren Vor-

derfüßen, wie zu einem Scheingefechte, wobei sie, unter beständigem Springen, im Wasser herumrollten. Hatten sie sich genug ergötzt, so begaben sie sich auf den Rasen, und kämmten sich, wodurch ihr Pelz glatter und glänzender wurde. Diese Beschäftigung schien ihnen sehr zu behagen; sie legten sich dabei auf den Rücken und in allerlei Stellungen, um den Hinterklauen freien Spielraum über jeden Theil des Körpers zu gewähren. Es machte mir viel Spaß, die unbeholfenen Thierchen herumrennen zu sehen, wie sie einander umwarfen, oder sich mit ihren Schnäbeln packten und dann plötzlich mitten in ihrem größten Muthwillen sich ganz ruhig auf eine Seite niederließen, um sich auf die niedlichste Weise von der Welt zu kratzen. Nach dem Bade rannten sie noch eine Weile im Zimmer herum, und begaben sich dann zur Ruhe. Selten blieben sie länger als 10 bis 15 Minuten im Wasser. Nach einiger Zeit fingen meine kleinen Lieblinge an mager zu werden, ihr Pelz verlor seine Glätte und seine Schönheit; sie aßen wenig und nahmen immer mehr und mehr ab, bis sie endlich, nach einer Gefangenschaft von fünf Wochen, starben. So wurde meine Hoffnung, diese Thiere lebendig nach England zu bringen, vereitelt.

Aesthetische Aphorismen.

Unter die sonderbarsten Erscheinungen gehört es, daß man täglich und überall Urtheile über ästhetische Werke jeder Art vernimmt, in der Regel aber die wissenschaftliche Darstellung künstlerischer Producte viel zu wenig beachtet, als wären die ewigen Vorschriften derselben nicht ein blühender Zweig am großen Lebensbaume der Erkenntniß, sondern eine bloße Abstraction, an der sich der Stubengelehrte im einsamen Zimmer bei spärlichem Lampenlichte ergötzt.

Es sei daher erlaubt, im gedrängten Umrisse diese paradoxe Ansicht zu erörtern, und dann auf den Zusammenhang aufmerksam zu machen, in welchem die ästhetischen Erscheinungen mit dem Gesammtgebiete der Philosophie, und daher mit den unabweislichen Forderungen der Wahrheit an den Menschen stehen.

Aesthetik wird vorzüglich dadurch sehr erschwert, weil sie ungemein leicht erscheint. Diese Täuschung tritt bei leichtem, fließigem Style vorzugsweise ein, ut sibi quivis speret idem, wo es aber fast immer bei dem sperare bleibt. Gegenstände der Kunst umgeben uns mannigfaltig, sie sind Eigenthum der Menge, und weil sie es eben sind, so will jeder darüber urtheilen. Hier ein neues Gebäude, welches die Aufmerksamkeit reizt; dort ein Brunnen mit mythologischen Charakteren verziert; bald ein Gemälde der öffentlichen Beschauung ausgestellt: — dies regt nun Alles auf, es zu bewundern, zu tadeln, mit einem Worte, darüber ein Urtheil zu fällen. Die Bühne reizt durch ihre ganze Stellung, indem

sie seit etwa einem Jahrhunderte eine so bedeutende Stelle unter den Vergnügungen gebildeter Völker einnimmt, ebenfalls zur Beurtheilung, und sie gibt Veranlassung zu der Anzahl seichter und oberflächlicher Urtheile, mündlich, und wenn es die Eitelkeit erfordert, auch schriftlich ausgedrückt, welche vervielfacht, oft den Dünkel erwecken, man sei in die Tiefe dieser geheimnißvollen Kunst bereits hinreichend eingedrungen.

Hiezu mischt sich oft persönliche Ab- und Zuneigung, falsche Scham, welche hindert, daß man seine Unwissenheit gestehe; daß man, gedrängt, lieber eine unpassende, oft thörichte Antwort, als gar keine gibt.

So entsteht ein Gemälde von Vorurtheilen und falschen Begriffen, welches lustig aufwuchert auf dem Felde der Erkenntniß. So geschieht es, daß man inconsequent genug ist, Aesthetik als Theorie zu verwerfen, in Praxi auszuüben, und durch Ausübung mannigfach herabzusetzen.

Dieses so fruchtbare Thema ist aber zu odios, als daß man sich versucht fühlte, es weiter fortzusetzen; es ist genug, wenn es klar geworden, daß ästhetische Begriffe im Leben verstreut seien, sie ins Leben gewaltig, merklich und unmerklich eingreifen; daß die Gelehrten die Principien aus dem Leben abstrahirt, nicht aber eine unnütze Theorie in den Cyclus des Wissens hineingedrängt haben, wo noch obendrein die sonderbare Erscheinung auffallen muß, daß Männer, sonst in ernsten Wissenschaften hinlänglich bewandert, oft, sehr oft, in Verlegenheit sind, was sie aus der Aesthetik machen sollen, und darüber Urtheile fällen, die mit ihren sonstigen wohlbegründeten Behauptungen im directesten Widerspruche stehen. Die Behauptung des sonst so ehrwürdigen Campe, der Erfinder des Spinnrads und der Braunschweiger Mumme sei dem Sänger der Ilias weit vorzuziehen, wo doch das „suum cuique" so nahe lag, hat in neuerer Zeit Nachfolger gefunden, wo man sie sonst nicht suchen sollte, doch, exempla odiosa.

Dazu trägt auch, was wol zu berücksichtigen ist, bei, daß der Name „Aesthetik", seinen fremden Klang abgerechnet, auch gar nichts,

oder mindestens sehr wenig zur Erklärung beiträgt; und daß die Aesthetik erst in neuerer Zeit in die Reihe der Wissenschaften eintrat, wo die Gelehrten über den Namen eben so uneinig waren, als über die Stelle, welche sie derselben einräumen sollen. Eine kurze, auf das Wesen selbst gegründete Reflexion mag ihre wichtige Stellung deutlich machen.

Wenn man überhaupt den Spuren des Großen auf der Erde nachgeht, wenn die Vergangenheit sich in gewaltigen Trümmern uns offenbart, die größer sind, als die Mitwelt; wenn kein Samenkorn umsonst auf das Feld der Erkenntniß gesäet wird: warum sollten die Erzeugnisse des für das Schöne Begeisterten nicht gewürdiget sein? Und da der Mensch sinnlich ist, und es bleibt; da die Sinnlichkeit ungeordnet so sehr seinem redlichsten Wollen widerstrebt, sollte es nicht unser Interesse berühren, auch diese mächtige Kraft beherrschen zu wollen, daß das unsere Sinnlichkeit Ansprechende auch ausspreche das Göttliche, und ob allem Weltsturme Bestehende? Neben Spuren alter Größe sind überall Spuren des Schönen. Indiens geheimnißvolle Urwelt hat einen Mythus voll Schönheit und Zartheit, wie ihn die neue Literatur nirgends aufweist. Selbst jene wilde Völker, welche zerstörend hereinbrachen über Europa, und deren Fluth die Geschichte mit dem Namen der Wanderung der Völker bezeichnet, selbst diese Barbaren suchten denn doch, wenn auch der Schönheitssinn umschleiert war, sich das Schönste aus der Beute gebildeter Völker zuzueignen, was wenigstens durch äußeren Glanz und Schimmer das Auge auf sich ziehen konnte, und die Bilder ihrer Götter in jener Form darzustellen, welche ihnen die geeignetste schien. Wissen wir nicht, daß Hellas Cultur auf den feinen Sinn basirt war, welcher die Griechen vor allen Völkern der Erde auszeichnete? Wem ist es unbekannt, wie Griechenlands Bildung und Kunst auf Rom's Kriegersöhne wirkte, wie die Kunstwerke Griechenlands classischem Boden entnommen, wie jene Erzeugnisse des gebildetsten Künstlersinnes, welche, aus dem Schutte Herculanum's gehoben wurden, und von denen noch viele ans Licht dringen konnten — wem ist es unbekannt,

sage ich, daß diese Gebilde, Italiens Stolz und Reichthum sind, daß ihretwegen jährlich Scharen von Kunstjüngern nach Rom's classischem Boden, nach Florenz blumenreichen Gefilden, und nach der lieblichen Parthenope wallfahrten?

Uebrigens ist wol Niemand, dessen Gefühl so wenig reizbar wäre, daß ihn die Kunstgebilde keiner Art ansprächen, wenn es auch bei Einzelnen derselben der Fall ist. Mag auch Jemand den unendlichen Schmerz Niobe's nicht aus den steinernen Zügen zu lesen im Stande sein, so sprechen ihn vielleicht die kindlichen Erzeugnisse der Maler des Mittelalters mit wehmüthiger Rührung an.

Mag das Ohr irgend eines Menschen verschlossen sein für die Harmonie der Töne; möge er Mozart's und Gluck's Schöpfungen theilnahmlos aufnehmen; vielleicht ist sein Auge offen für die Harmonie der Massen, vielleicht, o ich möchte sagen, ganz gewiß, ergreift ihn tragische Stimmung, wenn er in der Mitte eines uralten gothischen Domes steht, wo der Strahl des Tages matt hereinfällt, und mit magischem Licht die hohen Altäre und die düsteren Grüfte beleuchtet, wo Hunderte und Hunderte, unfühlbar für alle Zeichen irdischer Größe, welche Pietät und Stolz der Nachkommen ob ihren Denkmalen versammelt, wo diese Unzähligen beim Schimmer der ewigen Lampe der fröhlichen Urstände harren.

Soll ich erwähnen die Dichtkunst im eigentlichen, engeren Sinne, — schwerlich mag es irgend Jemand geben, den nicht ihre Klänge, vielleicht rauh und ungebildet, aber doch angesprochen haben; besonders in jener fröhlichen Zeit, wo das Herz weich ist für jeden Eindruck, wo die Thräne so leicht im Auge perlet, jene seligen Tage, nach denen der ernstere in Leidensproben gestählte Mann mit stiller Sehnsucht zurückblickt, wenn auch sein Aeußeres diese Regung nicht verräth, wie unter kaltem, vom herbstlichen Reife überzogenem Rasen heiße Quellen sprudeln.

Und zuletzt jene Breter, welche die Welt bedeuten, die in dem engen Raume des Abends bald Calderon's fromme, bald Shakspeares und Schiller's riesenhafte und zarte Bilder herbeifüh-

ren, deren Zauberfittig uns nach Griechenlands und Rom's Boden entführt, bald ernste Ritter gepanzert vor das entzückte Auge bringt, bald mit leichtem phantastischem Scherze des Lebens Sorgen weggaukelt, und leise dem bedrängten Auge wohlthätige Kühlung zuweht.

Damit soll nun so viel gesagt sein, daß sich der ästhetische Sinn im Leben offenbare, daß er kein bloßes Erzeugniß der Schule sei; das Interesse dafür gleicht nicht dem Behagen am niederen Scherze, und, um mich eines Gleichnisses zu bedienen, dem Geklingel der Schellen, welche die Gecken des 14. und 15. Jahrhunderts wohlgefällig an die Kleider zu hängen gewohnt waren, sondern den ernsten, feierlich hallenden Tönen der Kirchenglocken, dem unausweichbaren Rufe in das Land der ewigen Schönheit, dessen Bewohner wir werden müssen, so lange wir diese irdische Hülle tragen, dessen Vernachlässigung sich durch Verwilderung und Barbarei bestraft, dessen Segnungen aber den Menschen mit diamantenem Bande ergreifen, und fest zu halten streben.

Freilich, wenn diese Erdenlaufbahn geendet, werden wir in anderen, vom niederen Stoffe mehr gereinigten und verklärteren Formen das Wahre und Gute zu erschauen im Stande sein; für itzt ist es aber unerläßliche Aufgabe, an der Hand der Schönheit dem Throne der Wahrheit und Güte zu nahen; denn eben so wahr als schön bewähren sich die Worte Schillers:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntniß Land;
An höh'ren Glanz sich zu gewöhnen,
Uebt sich am Reize der Verstand.
Was bei dem Saitenklang der Musen
Mit süßem Beben dich durchdrang,
Erzog die Kunst in deinem Busen,
Die sich dereinst zum Weltgeist schwang!"

v. Canaval, Prof.

Erinnerungen

aus dem

k. k. Antheile Schlesiens.

Von Albin Heinrich,
Prof. am k. k. akad. Gymnasium zu Brünn.

Da den Freunden der Länder- und Völkerkunde jene Notizen, die ich im 2. Jahrgange des Taschenbuches für die Geschichte Mährens und Schlesiens (Brünn bei J. G. Traßler 1827) mittheilte, nicht unwillkommen waren (s. Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 241. 18. Oct. 1828.), so entschloß ich mich, gegenwärtige Erinnerungen, die, außer dem Gepräge der Wahrheit, auch jene der Neuheit in Hinsicht der statistischen Angaben für sich haben, über das k. k. Herzogthum Ober-Schlesien in gedrängter Kürze niederzuschreiben. Um aber die geneigten Leser in den Stand zu setzen, über die zahlreiche Bevölkerung, derselben zweckmäßige Vertheilung und Beschäftigung, so wie über den Grad und das Gedeihen der Landescultur ein richtiges Urtheil fällen zu können, erachte ich es für um so nöthiger, ihnen einen Umriß von der Lage und der Größe dieses Ländchens zu geben, als es bis nun von den meisten in- und ausländischen Geographen [1]) und Statistikern noch immer ziemlich unrichtig behandelt worden ist.

---

1) Stein's kl. Geographie, S. 161, gibt 38 Quadrat-Meilen mit 323,383 Einwohnern an. Fabri in seinem Handbuche der neuesten Geographie, Halle 1808

Das Herzogthum Schlesien liegt in der österr. Monarchie fast in der Mitte des Nordens, und erstreckt sich vom 49° 23′ bis zum 50° 24′ nördl. Breite, und vom 34° 35′ bis zum 36° 42′ östlicher Länge. Es enthält nach der glaubwürdigen Messung und Berechnung des k. k. General-Quartiermeister-Stabes 80 geographische □ Meilen [1]), davon kommen auf den Teschner-Kreis 34, und auf den Troppauer-Kreis 46 □ Meilen. Schlesien ist hinsichtlich seines Areal's unter den österr. Provinzen die kleinste, und doch gehört es zu den sehr stark bevölkerten Ländern. Schlesien grenzt im Osten an das Königreich Galizien, im Norden an Preuß. Schlesien, im Süden an Ungarn und Mähren und im Westen an Mähren und Böhmen. Es bildet, wenn man die politische Eintheilung berücksichtiget, kein zusammenhängendes Ganze; denn der Teschner-Kreis wird im Norden da, wo bei der Stadt Mähr. Ostrau der Fluß Ostravitza bis zur Einmündung in die Oder die Grenze zwischen Mähren und Schlesien bildet, von dem Prerauer-Kreise, der sich in einem spitzigen Winkel bis an die preuß. schlesischen Marken erstreckt, getrennt und dadurch in zwei ungleiche Theile, in den kleineren östlichen und den größeren westlichen getheilt.

Der geographischen Lage nach sollte das österr. Schlesien mit jenen Ländern, die unter demselben Breitengrade am Main und Rhein liegen, wo der edle Traubensaft gedeiht, ein gleiches Klima haben. Allein, nicht nur daß es durchgängig rauher ist, son-

---

führt Oesterr. Schlesien mit 83 1/2 Quadrat-Meile und 270,850 Einwohnern auf; das von Cannabich, Littrow, Sommer, Wimmer und Zeune herausgegebene »Hausbuch des geographischen Wissens" 1839, gibt Schlesien mit 82 1/2 Quadrat-Meile und 392,920 Bewohnern an, während in »Schütz's allgemeiner Erdkunde" 28. B. 1833 nur 77 1/2 Quadrat Meile für k. k. Schlesien entfallen. Eben so unrichtig sind: Bisinger, Lichtenstern, Müller, Cannabich, Schultes, Demian u. a. m.

1) Nach der baier'schen Ausmessung, die aber auch etwas zu hoch ist, beträgt die Area 82,673 Quadrat-Meilen. Siehe die musterhafte Abhandlung: »Ueber den Flächeninhalt von Mähren und Schlesien", Mittheilungen der k. k. mähr. schles. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. 2. Jahrgang. Jänner 1822.

dern es herrscht hier auch gerade das entgegengesetzte. Der Süden ist bei uns kälter als der Norden. Die Karpathen thürmen sich an der Ostseite (bei Bielitz), und umgürten unter einer fortlaufenden Kette, die Beskiden (Bergkamm) genannt, den ganzen Süden (über Jablunkau bis Friedek) und Westen im Herzogthume Teschen, wo sie sich zu einer Höhe von 3000 bis 4280′ erheben. Durch das Oderthal werden die Karpathen von dem Gesenke getrennt. Die Berührungspuncte (der Knoten) der Sudeten mit den Karpathen sind in dem Norden Mährens und zwar nordöstlich von der Stadt Weiskirchen in der Gegend von Bölten, wo die Böschung und Gräte (Wasserscheide) sehr deutlich ins Auge fallen. Es ist zu verwundern, wie man so lange die natürliche Scheidewand und verschiedene Formation dieser Gebirge verkennend, ihre Grenzlinie ganz widersinnig bei Jablunkau ziehen konnte. Der östliche Theil der Sudeten (montes Sudeti), welcher Mähren vom Troppauer-Kreise scheidet, wird das mähr. schles. Gesenke (montes demersorii) genannt. Der Name „Gesenke" scheint im Mittelalter bei den Bergleuten entstanden zu sein, entweder, weil sich die Sudeten nach der Ostseite zu immer mehr und mehr herabsenken, oder auch weil Gesenke in der Sprache des Bergbaues, der in älteren Zeiten hier vorzüglich betrieben wurde, jede Aushöhlung (Pingen), in welcher Stein und Erz gegraben wird, bedeutet. Diese Gebirgskette (schles. mähr. Sudeten) zieht im Troppauer-Kreise den Süden entlang, über Meltsch, Grätz, Benisch, Freudenthal, Engelsberg, Wirbenthal, Friedenberg xc., oft eine Höhe von 4500′ erreichend, und streckt ihre Arme gegen Norden (über Zuckmantel, Johannesthal) und Nord-Westen (über Jauernik und Johannesberg) aus. Die hohe Gebirgslage im Süden, und die entgegengesetzte Fläche und Niederung im Norden sind die Ursachen der langen Winterdauer und verspäteten Vegetation in den südlichen Gegenden Schlesiens.

Der Winter beginnt in dem bergigten Lande oft schon gegen die Mitte des Octobers, tritt nach einer kurzen Regenzeit im Hochlande

mit ziemlicher Heftigkeit ein, während auf der Fläche im Norden die Viehheerden oft noch über die Mitte des Novembers auf den grasreichen Feldern weiden. Die Kälte steigt im Winter (besonders im Jänner und Hornung) nicht selten bis 24° Réaumur. Anfangs April locken warme, oft heiße Tage (+ 18 + 22° R.) die Vegetation auf den niedern Flächen trügerisch hervor. Dagegen tritt gewöhnlich gegen Ende des April, und Anfangs Mai eine nasse, unfreundliche, rauhe Witterung ein, und es hat sich schon manchmal ereignet, daß es im Juni noch schneite. Die Nord- und Nordwest-Winde, denen in unserm Schlesien, so zu sagen, Thür und Thor offen stehen, bestreichen gerade und unaufhaltsam die südwestlichen und östlichen Gebirge (Alpen), lagern auf dieselben den Stoff der naßkalten Nebel- und Schneewolken ab; und da die bewaldeten Berge (die Karpathen vom Teschner-Kreise aus nach Süden in Ungarn) im Durchschnitte eine Breite von 11 bis 14 Meilen einnehmen, so werden die Nebel zwischen den hohen Bergspitzen von Winden herumgetrieben, die ein oft wochenlanges Regenwetter oder Schneegestöber, je nachdem die Jahreszeit ist, verursachen.

Der Einfluß der Gebirge, besonders der mit Wald bewachsenen, ist auf die Häufigkeit und Menge des Regens sehr bedeutend. Die Wälder auf Bergen wirken sowol als Masse, welche die Feuchtigkeit der Atmosphäre fixirt, und die Wolken aufhält, als durch ihre physischen Eigenschaften, vermöge deren sie die Dünste der Atmosphäre verdichten, durch locale Herabstimmung der Temperatur. Den hohen und bewaldeten Gebirgen ist höchst wahrscheinlich die größere Regenmenge zuzuschreiben, welche im Teschner-Kreise der West- und Nordwest-Wind bewirket; denn Moreau de Jeannes sagt ja in seiner vortrefflichen Abhandlung „Von dem Einflusse der Wälder auf die Häufigkeit und die Menge des Regens (Zeitschrift für die organische Physik, von Dr. C. F. Heusinger Sept. 1827. Eisenach bei Bäreke): Um auf die wässerigen Dünste der Atmosphäre wirken und den Fall des Regens veranlas-

sen zu können, müssen die Wälder, über die Fläche des Landes erhaben, auf den Rücken oder Gipfeln der Gebirge liegen" [1]).

Im Sommer (Juli und August) sind zuweilen drückend heiße Tage (auch + 28° R. im Schatten), aber nicht lange anhaltend.

Die Abwechselung der Temperatur ist kaum irgendwo (den Süden von Ostgalizien ausgenommen) so häufig, schnell, auffallend und empfindlich, als bei uns.

Es ist nichts Seltenes, den Wärmemesser binnen 24 Stunden in ganz unerwarteten Sprüngen einigemal über und unter den Gefrierpunkt steigen und fallen zu sehen. Dieser schnelle Wechsel wird besonders Fremden sehr empfindlich.

Die schönste und, fast möchte ich sagen, verläßlichste Jahreszeit ist in Schlesien der Herbst, meistens freundlich, heiter und ziemlich milde. Der Herbstmonat ist daher unser Wonnemonat oder kleine Mai. Minder verläßlich ist der October; auf dem schlesischen Hochgebirge, dem Altvater, Hockschar, Peter- und Fuhrmannstein im Gesenke, dem Gigula oder Lissa, Gr. Barania und Ostri in den Karpathen, liegt der Schnee nicht selten bis lange im Juni. Am Fuße des kleinen Keilich (im Gesenke) findet man das ganze Jahr Schnee. Daher die große und auffallende Verschiedenheit des Klima's und der Vegetation auf einer oft sehr kurzen Strecke und Entfernung. Während die Bewohner in der Fläche bei Drahomischl, Schwarzwasser (Teschner-Kreis), Hotzenplotz und Weidenau (Troppauer-Kreis) die reifen Kirschen schon im Juni verzehren, reift erst im September die Vogelkirsche in Klein-Mohrau unterm Altvater, zu Istebna und Weichsel am Fuße des großen Barania.

---

1) Dadruch lassen sich auch die Sümpfe, die viele der höchsten Berge des Gesenkes und der Beskiden auf ihren Rücken haben, erklären, als: der Moosebruch auf dem Hundsdorfer-Gebirge bei Reihwiesen, über 3000 Klafter lang; der Sumpf auf dem großen Barania, woraus sich ein Arm der Weichsel bildet, und der Morast auf dem Kamenni Chrzeben.

Daß diese allgemeine Angabe der Temperatur auch einigen Ausnahmen in Hinsicht auf die Lage des Ortes und der Zeit unterliegt, bedarf kaum erwähnt zu werden. Nimmt man die Karte von Oesterreichisch-Schlesien zur Hand, so sieht man gleich beim ersten Anblicke, daß es ein Gebirgsland ist, dessen größte Höhe im Süden und Südwesten sich befindet, und sich gegen Norden immer mehr abdachet und verflächet. Unstreitig gehörte vor Jahrtausenden der größte Theil von Schlesien dem Meere an. Die Beweise, daß dieses Land einst ein Theil der Ost- und Nordsee war, dessen Grenzen und Gestade das schlesische Gesenke und die Karpathen bildeten, sind eben so mannigfaltig und unläugbar, als uralt und keiner Verfälschung fähig. Jeder Sterbliche, der in dem Urkundenbuche der Natur mit Aufmerksamkeit die in harten Stein gegrabene Urschrift liest, wird die deutlichen Spuren einer gewaltigen und gewaltsam untergegangenen Vorwelt finden. Die im Flötzkalke häufig vorkommenden Versteinerungen bei Stanislowitz, Schebischowitz, Skotschau, Teschen rc. von Pektiniten, Terebiten, Teropratlliten, Madreporiten, Ammoniten rc.; die aufgefundenen Knochen von Thieren aus der Urwelt, die auch im Wasser lebten, und ungeheure Mammuts- und Elephantenzähne, welche die Museen zu Troppau und Teschen als in Schlesien zu Tag geförderte Naturmerkwürdigkeiten aufbewahren, sind eben so viele Belege vorangegangener, wichtiger Veränderungen unserer Erdoberfläche, als die in den Steinkohlengruben zu Karvin, Dombrau und pol. Ostrau in bituminösem Schiefer vorkommenden Fisch-, Schilf-, Pflanzen- und Palmenabdrücke den Geologen zeigen, daß, während das hüglichte und flache Land in Schlesiens Norden eine gewaltsame Veränderung und Umstaltung erlitt, die höchsten Berge, die im Gesenke aus Gneiß und Glimmerschiefer, in den schlesischen Karpathen aber aus der ältesten Sandsteinformation bestehen, im Süden und Südwesten in ihrer Grundfeste unerschüttert, als sprechende Zeugen dieses Wunder Gottes dastanden.

Daß die Oder mit ihrem ziemlich breiten Thale die natürliche Scheidewand des schles. mähr. Gesenkes von dem westlichen

Auslaufe der oberschlesisch. **Karparthen** macht, zeigt nicht nur des Stromes Rinnsal, sondern auch die verschiedene Gebirgsformation deutlich an. Auf unsern bewaldeten Bergen bildet die Ausdünstung der Bäume und die Verdünstung der unter ihrem Schutze stagnierenden Gewässer um sich herum eine oft mit Dünsten gesättigte Atmosphäre, der Regen nimmt diese beim Fallen auf, und nimmt dadurch an Menge so zu, daß auf diesen Bergen viel mehr Wasser fällt, als auf den Ebenen.

Daher wohnen auf dem Rücken, in der Mitte und am Fuße der schlesischen Berge unzählige Najaden, welche die Flußgötter **Oppa**[1]), **Mohra**[2]), **Bielau**[3]), **Oder**[4]), **Ostravitza**[5]), **Olsa** (Elsa)[6]), **Biala**[7]) und **Weichsel**[8]) in ihrer Wiege großtränken.

---

1) Die **Oppa** entspringt in den höchsten Gebirgen des **Gesenkes** aus vielen Quellen, welche vier Flüsse: die **schwarze**, **weiße**, **mittel**- und **kleine Oppa** bilden, von Nordwest gegen Südwesten eilen, und zwischen Einsiedel und Wirbenthal sich zu einem einzigen Flusse vereinigen, der bei **Jägerndorf** und **Troppau** vorübereilt und seinen Wasserschatz an die **Oder** abgibt.

2) Die **Mohra** hat unweit des **Peterstein** am **schwarzen Hügel** und **Goldloche** ihren unversiegbaren Born. Sie mündet sich unter Troppau in die Oppa.

3) Die **Bielau** entquillt dem **Gabelberge** im **Freiwaldau'schen**, und eilt tosend von Süden nach Norden, wo sie sich mit den Wellen der **Neiße** paaret.

4) Die **Oder** entspringt unterm 49°, 35′ der Br. und 35°, 15′ der L. an der Nordostseite des **Lesselsberges** im Markgrafthume **Mähren** in einem starken Tannenwalde zwischen den Dörfern **Neuengen**, **Koßlau** und **Haslicht**. Ihre Quellen sind 291,94 Wien. Klafter über der Meeresfläche. Von ihrem Ursprung bis zur Grenze der k. preuß. Staaten nimmt sie 56 unter ihrem eigenen Namen bekannte Bäche und Flüsse auf. Daher trägt sie auch schon 17 Meilen von ihren Quellen den Kaufmann sammt seinen Gütern auf ihrem Rücken.

5) Die **Ostravitza** entspringt in den Karpathen auf dem Berge **Sulow**, wird durch die **Morawka** und viele andere Bäche großgenährt, und mündet sich nach einem Laufe von 7 3/4 M. in die **Oder**.

6) Die **Olsa** oder Elsa hat mehrere Quellen und zwar: auf dem Berge **Rzowka** 1, auf dem Berge **Zuprom** 3, auf dem **Gonrzarka** 5 und auf dem Berge **Skala** 6, die sich alle unweit des Salasch (Sennhütte) **Stioczek** in ein Bett vereinen. Ihr Lauf bis zur Mündung beträgt 10 M. Von Istebna bis Jablunkau hat sie 3 Bretersägen; ferner 11 Wehren und über 18 Mehlmühlen.

7) Die **Biala** entquillt dem Berge **Skalka** aus 2 sehr starken Quellen, macht die Grenze **zwischen Schlesien und Galizien** bis zur Mündung in die **Weichsel**. Ihr Lauf beträgt 3 5/8 M.

8) Die **Weichsel** entspringt auf 3 Bergen in den Teschner-Karpathen nahe an der galiz. Grenze unter 3 verschiedenen Namen: a. auf dem Berge **Mali**-

Diese Flüsse und noch unzählige andere Bäche geben den abgelegenen, oft wilden Gründen, aus denen sie tosend hervorbrechen, Leben und Thätigkeit. Bald setzen sie eine Bretersäge, eine Mehl- oder Papiermühle, bald einen Zain- und Eisenhammer in Bewegung. Hier schöpft ein knarrendes Wasserrad und gießt die Krystallfluth in die aus dem schlanken, himmelhohen Lerchenbaum ausgehöhlte Rinne, die es in vielfältigen Verzweigungen dem grünen Plan, auf dem das schlesische Linnenzeug blendend weiß gebleicht wird, ununterbrochen spendet.

Dort setzen sie Blasebälge, Cylinder- und Kastengebläse, mit epicykloidischen Wellfüßen in Bewegung, und verwandeln den harten Eisenstein im hohen Ofen zum feurigen, rothglühenden Strome. Auf des Flusses Rücken gleiten pfeilschnell Tausende von Klaftern Brenn- und Bauholz aus dem Hochgebirge in die Ebene herab. Auf der Weichsel, Olsa, Ostravitza, Goldfluß (Oppa) werden jährlich über 80,000 Klafter Holz geschwemmt.

Unter den schles. Flüssen sind zwei, Oder und Weichsel, die, weil sie alle übrigen Bäche und Flüsse aufnehmen, und im ununterbrochenen Laufe sich ins Meer ergießen, als selbstständige Hauptströme erscheinen, die ihr eigenes Flußsystem (Gebiet) bilden und die Abdachung des Landes bestimmen. Häufige Austretungen und große Ueberschwemmungen verursachen oft unglaublichen Schaden, so, daß es Sprichwort ist: „Die Weichsel wirkt wie der Zufall, sie gibt dem Einen, was sie dem Andern nimmt." Die Regulierung des Weichselflusses wäre ein Gegenstand, der allerdings Beherzigung verdiente. Zwischen dem Dorfe Weichsel und Drahomischel könnte ein Terrain von mehr als 1000 Joch und von Schwarzwasser

---

now entsteht die Malinka, welche sich mäandrisch zwischen dem Berge Wirczinkow und Malinow tosend fortwälzt; b. die Biala kömmt vom Berge Magurczany und c. die Czarna nimmt ihren Ursprung aus dem großen Sumpfe auf dem Berge Groß-Barania. Diese 3 Arme vereinigen sich hinter dem Berge Czinkow und bekommen den Namen Weichsel. Vom Ursprunge bis zum Austritte aus dem kaiserl. Schlesien läuft sie 8 3/6 M. Bei Skotschau ist über die Weichsel eine 158 Klafter lange Brücke mit 29 hölzernen Jochen.

bis zur Einmündung des Biala-Flusses eine Fläche von mehr als 1 1/4 □ Meile für die Agricultur gewonnen werden — jedoch nur dann, wenn sich die k. preuß. Regierung einverstehen wollte, was leider durch mehrere Commissionen von dorther noch nicht erzielt werden konnte, Durchstiche an den Serpentinen dieses Flusses gemeinschaftlich auszuführen. Die Teiche, deren Mächtigkeit und Reichthum an Fischen in Schlesien berühmt war, nehmen heut zu Tage kein so großes Areale fruchtbringenden Bodens weg. Da die Teichwirthschaft schon an sich nicht die beste Bodencultur und Benützung genannt werden darf, so muß ihre Beschränkung in Schlesien, im Ganzen genommen, um so mehr gelobt werden, weil ein großer Theil derselben vernachlässigt, oft mehr stinkenden Pfützen glich, welche die Umgegend, besonders zur Zeit des Frühlinges und Herbstes mit ungesunden Ausdünstungen zum Nachtheile der Bewohner erfüllten. Durch das Trockenlegen und die Urbarmachung des sumpfigen Moorbodens bei Skotschau durch den Kanal vom Pachauer-Walde auf der Teschner herzoglichen Cameralherrschaft Ochab und Drahomischel, hat die rationelle Oekonomie und feste Beharrlichkeit durch eine Speculation, ganz des edlen Sinnes eines wahren Patrioten und Menschenfreundes würdig, neue Besitzungen zu gewinnen und zu erweitern gewußt. Den hochsinnigen Männern, die es entwarfen und bewerkstelligten (Hr. Wittmann v. Denglacz, Oberregent sämmtlicher Güter S. K. H. des Erzherzogs Carl, dessen hohe Verdienste um die theoretische und praktische Landwirthschaft allgemein bekannt sind, und der vortreffliche Cameral Inspector Hr. Martin Rzehak) werden ihre dankbaren Mitbürger, so wie ich, und die Nachkommen freudig eine Blume in den Kranz der Erkenntlichkeit flechten.

Schlesien, besonders dem Troppauer-Kreise fehlt es auch nicht an wunderthätigen Quellen (Mineral- und Gesundbrunnen), welche dem geschwächten Körper das unschätzbare Geschenk einer festern Gesundheit verleihen, und mit neuer Lebenslust den Lebenssatten erfüllen. Dr. Zink, der sich durch die Beschreibung der Heilquellen und Sauerbrunnen im schles. Gesenke ein

bleibendes Denkmal setzte, führt sie alle namentlich auf [1]), und beweiset, wie mütterlich für ihre Kinder die gütige Natur gesorget hat.

Die Ausmessung der Josephinischen Steuerregulirung gibt den nutzbaren Grund und Boden vom k. k. Antheil Schlesiens mit 762,774 (752,774?) Joch oder 75 1/4 □ Meilen an. Diese Angabe ist aber offenbar zu hoch (was auch schon Dr. Passy bemerkte), indem auf die Area der unfruchtbaren Steinflächen, der Wege und Straßen, der reißenden Bäche und verheerenden Flüsse ꝛc. ꝛc. nur 4 3/4 □ Meilen gerechnet werden.

In Hinsicht der Productivität ist der Boden sehr ungleich. Je näher er dem hohen Gebirge liegt, desto mehr nimmt seine Fruchtbarkeit ab. Unermüdeter Fleiß und Ausdauer, müh- und sorgsame Bearbeitung des Bodens im günstigen Augenblicke der Zeit, Kraft- und Kosten-Aufwand dürfen nie gespart werden, um dem Acker in den besseren Gegenden in der Erträgniß 6 — und in den schlechtern oft nur gar 1—2 Korn abzuzwingen. Die Erdarten des Bodens und ihre Beschaffenheit lassen sich wegen ihrer mannigfaltigen Verschiedenheit und schnellen (häufigen) Abwechslung im Allgemeinen gar nicht bestimmen. „Kein Gut" sagt der ehrwürdige Veteran im Gesenke, Hr. von Mückusch, „keine Dorfflur hat einen gleichen Boden, ja selbst man findet ihn nicht auf dem nämlichen Felde von einerlei Beschaffenheit." Die vielen Thäler und Berge bringen diese Veränderungen hervor. Der fruchtbarste Boden ist um und bei Hotzenplotz, Weidenau, Jägerndorf, Troppau, Hrabin, Stiebnig, Brosdorf, Czechowitz, Deutschleuten, Groß-Kunzendorf (an der Ostravitza) und Schwarzwasser.

Wenn Schlesien noch vor drei Decennien bei dem fruchtbarsten Jahre und der segenreichsten Ernte dennoch nicht so viel erzeugte, daß es seine Bewohner ohne Zufuhr aus den benachbarten Ländern

---

1) Die vorzüglichsten sind zu Carlsbrunn (Hinnewieder), Meltsch, Raase, Seiberdorf, Einsiedel, Wiese, Gabel, Ober-Lichten ꝛc.

ernähren konnte, so verdanken wir heute bei der um 81,093 vermehrten Population es blos der bei den Dominien, zum Theile auch beim Landmanne verbesserten, hier und dort musterhaft zu nennenden Landwirthschaft, die nicht nur bei fruchtbaren Jahren den nöthigen Bedarf deckt, sondern auch noch erübriget.

Dazu mögen allerdings die Erdäpfel, das Manna, welches die erbarmende Gottheit dem Menschen als das sicherste Mittel gegen Hungersnoth zuwarf, sehr viel beitragen, obschon die Erdäpfelcultur mehr zur Branntweinbrennerei und Viehmästung als zur Nahrung der Menschen von den Güterbesitzern betrieben zu werden scheint. Auf den goldenen Leinsamen, der im Troppauer-Hochlande weit häufiger als im Teschen'schen gebaut wird, setzen die Gebirgsbewohner noch immer ihre ganze Hoffnung, und obschon sie öfters in ihren Erwartungen getäuscht werden, weil der Flachsbau in jener Gegend vielen Gefahren ausgesetzt ist, so bleiben sie dennoch diesem von ihren Urvätern gleichsam ererbten kargen Erwerbzweige treu.

Das frühere ungünstige Verhältniß der Wiesen zu den Weiden und der Mangel an einem zweckmäßigen Futterkräuterbau, als lang hindernde Ursachen der Vermehrung und Emporbringung des schlesischen Viehstandes, fängt an, besonders bei den Dominien und Freisaßen (im Teschner-Kr.) immer mehr beseitiget zu werden. Der durch das Gypsen so gedeihliche Klee- und Futtergräserbau verschafft die nöthigen Vorräthe zu der sehr nützlichen Stallfütterung.

So sehr auch von sehr vielen Güterbesitzern auf die Veredlung der Viehzucht mit löblichem Eifer hingearbeitet wird, so steht sie dennoch bei den meisten Landleuten noch nicht auf jener Stuffe, auf welcher sie stehen könnte und sollte. Die Ursache davon muß man theils in der Gleichgültigkeit (fast möchte ich es bei Einigen Stumpfheit nennen, womit viele Landleute die Veredlung betrachten) theils in der minder zweckmäßigen Behandlung und Pflege ihres Viehes suchen. Auf Reinlichkeit des Viehes wird bei Vielen, besonders im Teschen'schen, wenig oder gar nicht gesehen. Die Kalbe wird 1 — 2 Jahre vor der Zeit zum Stiere, den

man ebenfalls zu zeitig zur Zucht bestimmte, zugelassen. Daher der gewöhnlich kleine und unansehnliche Schlag des Hornviehes [1]).

Trotz den so eben angeführten Hindernissen hat die Viehzucht einige Fortschritte gemacht, welche aus der nachstehenden Uebersicht am Besten erhellen, und dieses Vorwärtsschreiten bei einigen Landleuten ist ohne Zweifel der k. k. Belohnung zuzuschreiben, von der sich für die Folge noch recht viel Vortheilhaftes erwarten läßt.

Im J. 1816 zählte man im Teschner-Kreise [2]) 653 veredelte Stiere und Ochsen, 4344 Kühe und 3521 Kälber; dann 2608 unveredelte (ordinäre) Stiere und Ochsen, 29,255 derlei Kühe und 7590 Kälber und 43,939 Schafe; dagegen waren 1827 im Teschner-Kreise 3905 Stiere und Ochsen, 47,649 Kühe und Kälber, 58,043 Schafe, nebst 11,426 Pferden; darunter waren 789 veredelte Stiere und Ochsen, 4581 derlei Kühe und 3748 Kälber. Ganz veredelte feinwollige (obrigkeitliche) Schafe 35,502, halbveredelte 6270 und ordinäre 523. Den Unterthanen gehörige halbveredelte 75 und ordinäre 11,043 Stücke. Hieraus erhellet, daß die Schafcultur im Teschner-Kreise bei den Dominien nicht nur vorgeschritten, sondern die gräfl. Larischen Schäfereien auf den Herrschaften Karvin und Brosdorf, die Baron Skrzbenskyschen in Schönhof haben sich so wie im Troppauer-Kreise die Fürst Lichnowskischen, die Baron Barthenstein'schen zu Hennersdorf, die Graf Sedlnitzky'schen, Baron Badenfeld'schen &c. durch ihre höchst veredelte Wolle einen eben so vorzüglichen Ruf im In- und Auslande erworben, als die Schweizereien auf den herzoglichen Cameralgütern in Teschen, wo alle Gattungen Käse von der besten Qualität verfertiget und nach Oesterreich, Galizien und Po-

---

1) In der Gegend von Brosdorf, Polanka und Stauding im Teschner-Kreise, welche man auch schon zu dem sogenannten Kuhländchen rechnet, befindet sich der beste Landschlag von Hornvieh. Auch in mehreren Dörfern im Neißischen (Troppauer-Kreise) wetteifern die Landleute in der Emporbringung der Viehzucht.

2) Diese Landviehstandstabelle vom Jahre 1812 weiset für den Troppauer-Kreis aus: 2714 Ochsen, 31,335 Kühe, 45,335 Schafe und 7039 Pferde.

len verkauft werden. Die ordinären Schafe der Unterthanen befinden sich größtentheils in jenen Gebirgsgegenden, längs den Karpathen auf den Beskiden, wo eine Art Alpenwirthschaft in den Salaschen (Sennhütten) betrieben wird, deren Ertrag wesentlich in der Erzeugung des Brinsakäses und der Molke besteht. Dagegen liegt die edlere Pferdezucht im Teschner-Kreise größtentheils noch in der Kindheit, während sie im Troppauer-Kreise recht bedeutende Fortschritte gemacht hat. Die Conscription vom Jahre 1827 weiset für den Teschner-Kreis 11,426 Pferde aus, in welcher Hinsicht der Teschner- den mit 7761 Stück berechneten Troppauer-Kreis zwar der Zahl nach übertrifft, jedoch der Qualität nach demselben weit nachsteht. Zwar fängt seit einigen Jahren der Landespferdeschlag im Teschen'schen durch die Aerarial-Beschälanstalt sich etwas zu heben an; doch der Druck der früheren Kriegsjahre, die ungemein häufige Vorspannsleistung auf der einzigen nach Galizien führenden Militär-Hauptstraße, der Mangel an sorgsamer Pflege und Fütterung, dann die meist vierspännig systemisirte Robot, endlich die schwere und anstrengende Feldarbeit bei den meist in bindendem Lehm- und Thonboden bestehenden Gründen haben in vereinter Zusammenwirkung dem Emporkommen der Pferdezucht sehr wesentliche Schwierigkeiten entgegengesetzt. — Die Bienenzucht, zu deren Beförderung von der eben so mildthätigen als mütterlichen Regierung schon am 12. September 1785 Bienenzuchtsprämien in Schlesien, und zwar für jeden Kreis 2, das eine pr. 12 fl., das andere pr. 6 fl. und bis zum Jahre 1789 vertheilt wurden, fing sich damals bedeutend zu heben an; denn binnen 10 Jahren hatte sich der Bienenstand von 4996 auf 10,870 Stöcke vermehrt. Dies schien in jenem Jahrhunderte der Culminationspunkt für die schlesische Bienenzucht zu sein; denn vom Jahre 1795 ging sie wieder zurück. Mit hohem Hofdecret vom 18. Juni 1813 wurden wieder Prämien für diejenigen bestimmt (80 fl. W. W.), welche die meisten Bienenstöcke überwintern. Diese Belohnung ermunterte mehre Bienenväter um den Preis zu werben, und schon 1814 hatte Georg Sebera, Häuéler in Skrzeczon (Teschner-Kreis)

145 Bienenstöcke überwintert. Man zählt gegenwärtig in Schlesien über 12,000 Bienenstöcke. Doch wirket das veränderliche, oft späte Frühjahr sehr nachtheilig auf die Nahrung der Bienen. So lieferten im J. 1821 im Teschner-Kreise 8008 Bienenstöcke nur 10 Eimer 16 Maß Honig und 8 Centner 29 Pfund Wachs, während im folgenden Jahre (1822), wo ein günstiger Frühling war, 4442 Bienenbeuter 146 Eimer 31 Maß Honig und 28 Centner 59 Pfnnd Wachs als reine Ausbeute gaben. — Wildpret war einst in den großen Wäldern, die jetzt noch über 170,335 Joch umfassen, im Ueberflusse; aber gegenwärtig haben die Wildbahnen fast aufgehört. In den Teschner-Gebirgen werden noch jährlich Wölfe erlegt, die aus den benachbarten ungarischen und galizischen Karpathen auf den Raub hieher streifen. Möchte doch auch bald für diese Länder das glückliche Jahr erscheinen, in welchem, wie in Irland im J. 1710, der letzte Wolf getödtet ward!

In 27 Städten, 16 Vorstädten, 4 Marktflecken und 647 Dörfern wohnen 420,290 Menschen, wovon auf den Troppauer- 232,831 und auf den Teschner-Kreis 187,480 Menschen, nach der Volkszählung vom Jahre 1832, kommen. In diesem leben 5513, in jenem 5061 auf einer □ Meile.

Daß die Bevölkerung im Zunehmen ist, ersieht man aus der Volkszählung früherer Jahre. Der Troppauer-Kreis hatte im J. 1813, 192,787 und der Teschner-Kreis 146,480 Seelen; der erste vermehrte seine Menschenanzahl binnen 19 Jahren um 40,044, der letzte gar um 40,979. Kein Viertel in Oesterreich, kein Kreis in Mähren, Steiermark, Illyrien und Galizien, kein Comitat in Ungarn, Kroatien und Slavonien hat eine so starke Population als der Teschner-Kreis. Nur in Böhmen kömmt ihm der Bidschower- (5408 pr. □ Meile) und der Königgrätzer-Kreis (5151 pr. □ Meile) in der Volksdichtheit am nächsten. Schlesien ist nach dem lombardisch-venezianischen Königreich die am meisten bevölkerte Provinz im großen österreichischen Kaiserstaate.

In religiöser Hinsicht leben die Einwohner Schlesiens, so wie überhaupt alle in der österr. Monarchie, ungeachtet der Verschiedenheit ihres Glaubens und ihrer Denkungsart in Eintracht und Ruhe beisammen; denn die gleiche Sorge und väterliche Liebe, womit der hehre Hausvater, unser allgeliebter Kaiser Franz, seine Kinder umfaßt, läßt keines derselben beleidigen, und die weisen Gesetze, von parteilosen Obrigkeiten in Wirksamkeit gesetzt, schützen Jedermann in seinen Rechten.

Von den Bewohnern Schlesiens bekennen sich 53,957 zur evangelischen und 1845 zur mosaischen Religion; sowol von den Juden (1038) als von den Protestanten (48,497) ist die größere Anzahl im Teschner-Kreise wohnhaft.

Die Katholiken gehören theils zum Breslauer-Bisthume, theils zum Olmützer-Erzbisthume. Der k. k. Breslauer-Diöces-Antheil besteht aus dem Teschner-Kreise und dem im Troppauer-Kreise gelegenen, die Bisthumsgüter enthaltenden Theile des Fürstenthums Neisse, dann der Herrschaft Olbersdorf, und ist in zwei Commissariate, das Teschner und Neisser, getheilt, welche unter dem fürstbischöfl. Generalvicar, der vom Kaiser von Oesterreich hiezu bestätiget und im k. k. Schlesien wohnen muß, stehen.

Das Generalvicariatamt enthält, in 12 Archipresbyterate getheilt, 60 Pfarreien und 29 Lokalien, 2 Manns- und 1 Frauenkloster. Im Ganzen zählt das k. k. Schlesien 104 Pfarreien und 66 Local-Caplaneien mit einem Säcular-Clerus von 375 Priestern; ferner 5 Männer- und ein Frauenkloster, dieses mit 11 Nonnen und jene mit 39 Mönchen.

Die Glieder der augsburgischen Confession haben einen unter dem Consistorium zu Wien stehenden Superintendenten (welcher jetzt in Brünn, wo eine der schwächsten Gemeinden ist, seinen Sitz hat) mit 13 Pastoraten, von denen einen zu Hillersdorf im Troppauer-Kreise, die übrigen aber alle im Teschen'schen liegen.

Die Juden, welche auch hier und dort im Lande als Arendapächter zerstreut leben, sind am zahlreichsten in Hotzenplotz, Bie-

litz und Teschen. An diesen Orten haben sie ihre Bethäuser und in Teschen einen Friedhof, wohin alle begraben werden.

Die Volksunterrichtsanstalten, die vor einigen Decenien, besonders im Teschen'schen Hochlande, noch in sehr geringer Anzahl vorhanden waren [1]), haben sich seit einigen Jahren sehr vermehrt und berechtigen zu den frohesten Hoffnungen, besonders, wenn jene Männer, denen die hochsinnige Regierung die Oberleitung des Volksschulwesens anvertraute, mit unermüdetem Eifer im wahren Geiste und Sinne der sehr weisen Schulgesetze handeln und wirken. — Gegenwärtig sind im Lande 7 Haupt-, 328 Trivial- und 5 Mädchenschulen. Diese theilen sich in Hinsicht der Sprache: in 191 deutsche (von denen nur 9 im Teschner-Kreise), 123 slavische und 26 gemischte, d. i. deutsche und slavische zugleich (alle im Teschner-Kreise), in Hinsicht der Religion aber in 304 katholische, 35 evangelische und eine jüdische. Das dabei angestellte Lehrpersonal (Katecheten, Lehrer und Gehülfen = 780) hat außer den gestiften Einkünften (33,240 fl. C. M.) eine Dotation aus dem Normalschulfonde von 16,609 fl. C. M. jährlich. Die Zahl der schulbesuchenden Kinder ist 27,490 Knaben und 24,181 Mädchen.

Zur höheren Bildung und Aufklärung bestehen 3 Gymnasien, 2 katholische (zu Teschen, Troppau) und ein evangelisches zu Teschen, welches zugleich ein Alumnäum von 13 Stipendisten pr. 12 und 15 fl. hat Das akatholische Gymnasium zählt, die Schüler der Vorbereitungsclassen mit gerechnet, 175 Schüler.

Carl Freiherr von Gelesta, ehemaliger Landeshauptmann des Herzogthums Teschen, errichtete (1795) ein adeliges Stift für

---

1) Beim Antritte der Regierung des unvergeßlichen Kaisers Joseph II. waren im k. k. Breslauer-Diöces-Antheile blos 48 Pfarrschulen, und diese in äußerst mangelhaftem, ja erbärmlichem Zustande. — Seit jener Zeit haben sie sich so vermehrt, daß man gegenwärtig 3 Hauptschulen, 85 Trivial- und 39 Filial- oder sogenannte Mittelschulen zählt, nebst 30 evangelischen Schulen.

12 Zöglinge aus dem Teschen'schen mittellosen Adel, und in Ermangelung derselben werden auch arme Bürgerkinder in dieses wohlthätige Institut aufgenommen. 10 dieser Zöglinge, welche das katholische Gymnasium besuchen, beherbergt, ernährt und kleidet das Stift, und 2 erhalten, um die Universität besuchen zu können, jährlich 600 fl. Außer dieser Stiftung bestehen noch 15 gräfl. Tentschinische Handstipendien pr. 70 fl., deren jedes nur gebornen Schlesiern verliehen werden soll. Das k. k. katholische Gymnasium zu Teschen zählt 185 Studierende, das Troppauer aber 300.

22 derselben genießen Stipendien im jährlichen Betrage von 747 fl.; 2 öffentliche Bibliotheken mit Naturalienkabineten dienen den öffentlichen Lehrern und Studenten zum besondern Nutzen und Vortheile. Die Troppauer-Bibliothek zählt über 12,000 Bände, und die Scherschnickische zu Teschen 13,125 Bände. Auch ist bei der evangelischen Gnadenkirche zu Teschen eine Büchersammlung von einigen Tausend Bänden. Besonders interessant und belehrend sind in den beiden Museen die ornithologischen, entomologischen, botanischen, mineralogischen und geognostischen Sammlungen, welche dem Wißbegierigen hier alles vereint darbieten, was in Schesien zerstreut zu finden ist.

Dem Stande und der Beschäftigung nach theilen sich die Bewohner in 414 Geistliche, 264 Adelige, 942 Beamte und Honoratioren, 11,816 Bürger, Gewerbsinhaber und Künstler, 9047 Bauern und 616 Häusler und Gärtler.

Wenn man das Ländchen in Hinsicht der industriellen Production mit jenen Gegenden der österreichischen Monarchie in Vergleich stellt, in welchen die höchste Thätigkeit herrscht, wo hunderttausende von Arbeitern sich rastlos beschäftigen, die Producte der Natur bald nach den Angaben der immer wechselnden Mode, bald nach den Forderungen des gegründeten Bedürfnisses umzustalten, so scheint diese kleine Provinz auch hierin keiner andern nachzustehen. Der k. k. Antheil Schlesiens zählt 4 Tuch-, 1 Leder-, 2 Papier-, 4 Ei-

senwaaren-, 4 Rosoglio- und 1 Kotzenfabrik; 159 Waarenhandlungen, und zwar: 15 Tuch-, 6 Moden- und Putz-, 105 Spezerei-, 3 Papier-, 4 Roh-Producten-, 7 Eisen- und 19 Lederhandlungen. Polizei- und Commerzial-Gewerbe, welche sich mit Verzehrungsgegenständen beschäftigen, sind 2874, nämlich: 511 Fleischhauer, 678 Mehlmüller, 313 Brotbäcker, 14 Zuckerbäcker, 5 Fischer, 89 Bräuer, 487 Gastwirthe und Köche, 8 Weinschenker, 16 Kaffeesieder, 252 Branntwein- und Rosoglio-Brenner und 501 sich mit sonstigen derlei Gewerben Beschäftigende.

Ferner sind nicht mit Verzehrungsgegenständen beschäftigte Polizeigewerbe: 6 Lackierer, 16 Apotheker, 32 Barbiere, 1 Brunnenmeister, 3 Buchdrucker, 50 Faßbinder, 22 Lohnkutscher, 3 Friseure, 65 Glaser, 557 Huf- und Curschmiede, 3 Ziegelbrenner, 49 Maurer und Ziegeldecker, 12 Rauchfangkehrer, 97 Seifensieder, 14 Schleifer, 125 Schlosser, 708 Schneider, 1062 Schuster, 3 Steinmetz, 12 Trödler, 359 Tischler, 48 Wachszieher und Lebzelter, 84 Zimmermeister. — Mit Commercialgewerben beschäftigen sich: 14 Gold- und Silberarbeiter, 1 Siegelstecher, 8 Kupferschmiede, 12 Gelb- und Glockengießer, 15 Gürtler, 4 Nadler, 2 Stahlarbeiter, 4 Zinngießer, 17 Spengler, 4 Feilhauer, 26 Drahtzieher, 1825 Tuchmacher und Tuchscherer, 54 Leinwand- und Weißbleicher, 40 Zwirnspinner, 404 Garn- und Leinwandhändler, 124 Strumpfstricker und Wirker, 2800 Weber, 50 Posamentirer, 2 Tapezierer, 8 Hutmacher, 99 Seiler, 124 Kirschner, 2 Corduanmacher, 51 Handschuhmacher, 281 Gerber, 5 Lodenwalker, 65 Riemer, 58 Sattler, 80 Färber, 7 Siebmacher, 2 Bürstenbinder, 1 Strohhutmacher, 1 Korbmacher, 16 Büchsenmacher, 22 Kammmacher, 56 Drechsler, 165 Wagner, 181 Hafner, 26 Uhrmacher, 1 Kartenmacher, 25 Buchbinder, 2 Galanteriewaaren-Erzeuger, 9 Maler, 3 Mechaniker, 1 Orgelbauer, 6 Oelerzeuger, 558 Haustrer und 12 Potaschensiedereien. Ueberdies sind im k. k. Schlesien noch 10 Advocaten, 10 Procuratoren, 14 Aerzte, 86 Wundärzte, 368 Hebammen und 2 Theaterunternehmer. — Die aus Linnen, Baum- und Schafwolle erzeugten Fabrikate sind bedeu-

tend. Außer den k. k. privil. Tuch-, Kasimir-, Rasch- und Kattunfabriken zu Bielitz, Freiwaldau, Jauernik und Troppau, die in Feinheit, Farbe und Appretur mit den auswärtigen rühmlich wetteifern, verfertigen die zahlreichen Tuch- und Casimirmacher zu Troppau, Jägerndorf, Wagstadt, Freudenthal und Bielitz [1]) jährlich über 60,000 Stücke meistens mittelfeine Tücher von vorzüglicher Güte. Die zu Jägerndorf, zum Theile auch in Troppau und Wagstadt erzeugten Tücher werden meistens von Italienern und Schweizern aufgekauft und in jene Länder verführt, während die Bielitzer Fabrikate über Pesth, Brody und Odessa nach der Türkei verkauft, ja sogar von Handelsleuten aus Tifflis in Bielitz selbst abgeholt und nach Persien verführt werden. Die Ridel'sche Kotzenfabrik in Freudenthal und in der Kunau behauptet noch immer ihren guten Ruf, und liefert jährlich über 20,000 Stücke.

Welcher fleißigen Hausfrau ist der schlesische Zwirn und die Leinwand unbekannt. Das Spinnen, Bleichen und Weben der Linnenzeuge, dann der Handel mit den feinsten Leinwand- und Zwirngattungen beschäftigen viele Tausend Hände. Benisch, Engelsberg, Freistadt, Friedek, Jablunkau, Jägerndorf, Wagstadt rc. bewohnen zahlreiche Leinweber. Unter den 2800 Meistern sind 230 Kunstweber, welche in allen Formen, selbst in Seide weben. Es werden jährlich an 190,000 Stück grobe, mittelfeine und feine Leinwand erzeugt, die nach Oesterreich, Ungarn, Galizien, Polen und in die Türkei verhandelt werden.

Leinwand- und Garnbleichen gibt es fast in jedem Gebirgsdorfe. Die vorzüglichsten und vortrefflich eingerichteten Musterbleichen sind in Freiwaldau, Einsiedl und Würbenthal; in letzterem Städtchen befindet sich auch eine bedeutende Zirnmanufactur.

Die 16 Papiermühlen des Landes, unter denen die zu Freiwaldau und Zuckmantl in besonderem Rufe stehen, liefern über 69,000 Riß Schreib- und Druckpapier. Auch werden

1) Bielitz zählt 768 Tuchmachermeister und über 3000 Gesellen und Lehrjungen.

in Ustron alle Gattungen von Pappendeckel und die sogenannten Papierspäne für die Tuchscherer und Pressen en gros gearbeitet. — Die Schwarzische Lederfabrik in Freudenthal treibt ausgedehnte Geschäfte, und die Rothgerber (281 Meister), welche jährlich bis 60,000 Stück Häute ausarbeiten, so wie die Weißgerber decken nicht nur mit ihren Producten den inländischen Bedarf, sondern sie treiben auch damit einigen Handel in andere Provinzen [1]). — Die Hütten- und Eisenwerke zu Baschka, Buchbergsthal, Endersdorf, Einsiedl, Ludwigsthal und Ustron ꝛc. mit ihren Gießereien, Nägelschmieden und Blechwalzmaschinen; dann die Drahtfabriken zu Klein-Mohrau; die Alaun- und Vitriol-Fabriken zu Pohlom; die Steinkohlengruben zu pol. Ostrau [2]), Karvin [3]) und Dombrau [4]); die Kupferhämmer zu Ustron, wo auch alle Gattungen von Feuerspritzen, Kesseln, Dampfapparaten zu Bier- und Branntweinbrennereien verfertiget und weit nach Ungarn, Galizien, Polen und Mähren verführt werden, verbreiten in den Gebirgsgegenden, wo sie sich befinden, im Allgemeinen Lebendigkeit, Nahrung und Verkehr.

Mähren, Böhmen und Oesterreich beziehen aus Rußland, Moldau und Wallachei über Schlesien eine große Menge (jährlich bei 90,000 Ochsen) Schlachtvieh. Auf den Märkten zu Mährisch- und Polnisch-Ostrau, Schweinsbrücke ꝛc. werden allein jährlich über 1,000,000 Schweine und Schöpse verkauft, was alles durch den Teschner-Kreis dahin wandert.

Der vierfache, in Teschen sich kreuzende Hauptstraßenzug ist dem Transito-Handel besonders günstig, und wäre der vor vielen Jahren schon vorgeschlagene Straßenbau von Troppau über Jägerndorf, Albersdorf ꝛc. nach Preussisch-Schlesien früher in Ausführung gekommen, so hätte jener Theil von den aus

1) Die Teschner Weißgerber führen jährlich 10,000 Stück ausgearbeitete Schaffelle nach Mähren und Ungarn aus.

2) Pol. Ostrau fördert jährlich über 116,147 Centner zu Tage.

3) Carvin gräbt jährlich über 92,293 Centner, wovon die Herrschaft allein 22,110 Centner zum eigenen Gebrauche verwendet.

4) Dombrau erzeugt gegen 20,000 Centner jährlich.

Leipzig nach Galizien, Polen und Rußland verführten Waaren wesentliche Vortheile an Transito-Zoll ꝛc. ziehen können.

Aber auch keine Gränzprovinz des österreichischen Kaiserstaates scheint geeigneter und zur Förderung eines allgemeinen Staats-Commerzes besser gelegen zu sein, als Schlesien, wenn man erwägt, daß es zwischen schiffbaren Hauptflüssen liegt, die in verschiedene Meere eilen, deren Verbindung durch Canäle bereits unter Kaiser Joseph II. vorgeschlagen, und 1808 durch den k. k. Hofrath v. Schemmerle abermals nivellirt und befunden wurde, daß sowol die Weichsel durch sichere Wasserstrassen (Czaadeczka, Waag) mit der Donau, als auch die Oder durch Canäle mit der Beczwa, March mit der Donau in nähere Verbindung gebracht und so die Ost- und Nordsee mit dem schwarzen Meere verknüpft werden könnte.

Obschon gegenwärtig der Handel nicht so blühend ist, als er vor zwei Decennien war, so beschäftiget er dennoch immer ein ziemliches Activ-Capital mit österreichischen und ungarischen Weinen [1]), Honig, Wachs, Talg und Leder, besonders aber mit Aquavit, Rosoglio [2]) und Branntwein. Die Branntweinbrennereien, die sich seit 25 Jahren in Schlesien so sehr vermehrt und vervollkommnet haben, daß man in einigen binnen 24 Stunden 18—20 Eimer Aquavit täglich erzeugt, bilden leider! auch hier meistens eine der vorzüglichsten Rubriken der herrschaftlichen Einkünfte. Daß die Bräuhäuser, die einst ein aus echtem Hopfen und Malz gut gekochtes Bier lieferten, immer mehr herabsinken, darf Niemanden wundern, weil man allgemein bemerkt, daß der Hang zum Branntweintrinken selbst beim Gewerbsmann und Bürger immermehr vorherrschend wird. Ob und wie viel dadurch die Bewohner Schlesiens in moralischer und physischer Hinsicht gewinnen, überlasse ich der eigenen Einsicht und Beurtheilung der geneigten Leser.

1) Besonders zu Bielitz, Johannesberg, Jägerndorf, Troppau, Teschen ꝛc.
2) Die herzogliche Rosoglio-Fabrik zu Teschen versendet allein jährlich über 80,000 Bouteillen nach Oesterreich und Galizien.

Bruchstücke
aus der
Geschichte der Stadt Hartberg
und ihrer Umgebungen.

Vom k. k. Physikus Dr. Macher [1]).

---

1. Von den ältesten Zeiten bis Carl den Großen.

Die Geschichte der Stadt Hartberg und deren Umgebungen beginnt mit der Herrschaft der Römer in Pannonien; wenigstens geben uns viele römische Monumente die Gewißheit, daß diese Gegend und besonders der Hügel von Hartberg schon damals angebaut und bewohnt gewesen.

Alles Frühere beruht nur auf Vermuthungen. Nach ihrer angenehmen Lage und Fruchtbarkeit zu urtheilen, war diese Region höchst

---

1) Ich habe die mühsame Arbeit unternommen, die mir mit vieler Bereitwilligkeit geöffneten Archive des Magistrates, der Herrschaft und der Stadtpfarre Hartberg, welche Urkunden und Handschriften bis zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zurück enthalten, zu durchforschen, und das geschichtlich Wichtige zu verzeichnen; auch unterließ ich nicht, bei meinen ämtlichen und Privat-Reisen historisch-topographische und naturwissenschaftliche Bemerkungen zu sammeln.

Das Merkwürdigere dieser Ausbeute gedenke ich, wenn die ersten Versuche einigen Beifall finden, in Form von Bruchstücken, so viel möglich in Verbindung mit den schon bekannten historischen Daten, in dieser Zeitschrift niederzulegen.

Wol kann ich nur Geringes leisten. Vielleicht geben aber diese unbedeutenden Versuche anderen Vaterlandsfreunden den Impuls, Größeres und Wichtigeres zu Tage zu fördern.

wahrscheinlich schon lange vor Christus bevölkert. Da mögen die Taurisker mit kräftigem Arme den gewaltigen Ur erlegt, nach flüchtigem Wilde die rauhen Gebirge durchstreift, und mit den nomadischen Bewohnern der südlicheren Hügel und Thäler, den sanfteren Pannoniern ihre Beute gegen die Producte der beginnenden Cultur getauscht haben.

Vom Jahre 34 bis 29 vor Christus, unter Kaiser Octavian August, eroberten die Römer Pannonien, wovon unsere Gegend einen Theil an der nordwestlichen Gränze gegen Norikum ausmachte. Sie brachten mit dem schweren Joche der Knechtschaft, das sie den Besiegten auflegten, wieder einige Künste des Friedens ins Land, und bildeten mehrere Niederlassungen; denn wo der Römer siegte, da wohnte er auch, und blieb Herr und Lehrer der Unterjochten.

Bald entstand die große Heerstraße über Petovium (Petau), ad vicesimum lapidem (Radkersburg), Arrabone (St. Gotthard in Ungarn), Sabaria (Steinamanger) und Scarabantia (Oedenburg, welches vielleicht von der Bojer-Oede den Namen haben mag) nach Carnuntum (Petronell) und Vindobona (Wien). Es erhoben sich viele Colonien und Niederlassungen, welche allmälig aber zu Dörfern, Flecken und Städten sich heranbildeten.

Die einheimischen Bewohner dieser Ortschaften vertauschten bald ihre gewohnte Lebensart und Beschäftigung, Jagd, Raub und Krieg mit milderen Sitten, Viehzucht, Landbau und Handel, und genossen, in so fern es ihre Herren gestatteten, der reichen Segnungen des Friedens.

Die Römer ließen Pannonien durch Landpfleger (Prätoren, Präfecte, Präsides) verwalten, unter welchen und in den Zeiten innerer Ruhe unter der Regierung des Kaisers Vespasian, und im folgenden zweiten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung sich eine höhere Cultur allmälig erhob.

Wahrscheinlich entstanden erst um diese Zeit bedeutendere Niederlassungen in unserer Gegend, wovon noch viele Monumente zeugen. Eine Seitenstraße von Arrabone (St. Gotthard), wo

sich die Feistritz mit der Raab vereiniget, nach dem Laufe der Feistritz und der Saven, vielleicht über das cetische Gebirge ins Norikum, mag wol schon früher bestanden haben. Noch jetzt sollen sich am Massenberge (zwischen Pöllau und Hartberg) Spuren einer Römerstraße gegen Strahlegg und Pirkfeld hin zeigen; wenigstens läßt die später über diesen Berg benützte Samerstraße auf einen schon früher bestandenen Weg schließen. Unser vaterländischer Geschichtsforscher v. Muchar erwähnt in seinem gediegenen Werke über das römische Norikum einer uralten Sage, daß bei Pöllau durch den Rabenwald eine Römerstraße gegangen sei, und schließt, daß die Städte der Römer und Celten im fruchtbaren, mittleren Murthale sämmtlich mit den Ortschaften in den Thälern der Raab und Feistritz in unmittelbarer Straßenverbindung gestanden seien, und daß von der Mur weg nach Osten und Nordosten fort verschiedene Landstraßen zu den wichtigen Colonialstädten und Municipien, Sabaria, Scarabantia, Carnuntum und Vindobona geleitet haben.

Aus den vielen, in den Thälern der Feistritz, der Lafnitz und beider Saven aufgefundenen Denkmalen läßt sich auf einen ziemlich hohen Grad der Cultur dieser Gegenden unter den Römern schließen, und beinahe mit Gewißheit annehmen, daß dieser Theil Pannoniens mit dem rauheren Norikum auf eine ganz ähnliche Art, wie gegenwärtig (durch die neue Straße über Pöllau, Pirkfeld und Fischbach) in Verbindung gestanden, und daß schon damals ein bedeutender Handel und Produktenaustausch zwischen den Bewohnern der norischen Gebirge und den ackerbauenden Völkern des oberpannonischen Hügellandes Statt gefunden habe.

Die bedeutendste Niederlassung der Römer im Saventhale und einer weiten Umgegend mag wol auf der kleinen Anhöhe gewesen sein, die jetzt das Städtchen Hartberg trägt; auch lassen viele Monumente auf bestandene Ortschaften bei Waltersdorf, Kaindorf, Pöllau, Grafendorf und Friedberg schließen.

Lazius, Gruter, Kindermann und Muchar führen in ihren bekannten Werken eine Menge römischer Monumente aus

den Gegenden von Hartberg, Waltersdorf, Kaindorf, Pöllau und Friedberg an, von denen ich nur wenige mehr auffinden konnte, dafür aber manche noch unbekannte entdeckte. Die Monumente, welche Schönleben und Lazius, als in der Stadt Friedberg vorhanden, bezeichneten, fand schon der ehrwürdige Geschichtforscher J. Aquilinus Cäsar, welcher viele Jahre daselbst Stadtpfarrer gewesen, nicht mehr vor. Ich zweifle nicht, daß sie wirklich vorhanden gewesen, bin jedoch der Meinung, daß diese Denksteine nicht am Orte selbst, wo gegenwärtig das Städtchen Friedberg steht, einem ziemlich steilen Berge am Wechselgebirg, aufgefunden, sondern vom anstoßenden Pinkauthale hinaufgeschleppt wurden. Wahrscheinlich hatten die Römer eine Niederlassung an der Stelle, oder unweit des heutigen, gleich unterhalb Friedberg gelegenen Dorfes Pinkau.

Gegenwärtig sind in Hartberg, Waltersdorf, Grafendorf und Vorau noch folgende römische Monumente vorhanden:

a. In Hartberg.

1. In der Mauer der alten Meßnerei bei der Stadtpfarr-Kirche ist eine 2 1/2 Schuh breite und eben so hohe Platte von weißem Marmor mit drei nackten, tanzenden Figuren, in nischenartigen Vertiefungen, eingefügt. Die mittlere Figur scheint männlich zu sein, und hält mit der linken Hand einen Korb auf dem Kopfe; die zur Rechten ist, nach dem Körperbau und Kopfputz, weiblich; die dritte ist schon sehr beschädigt, und schwer zu unterscheiden.

2. Rechts von der Sakristeithüre in der Kirchenmauer befindet sich ein über 2 Schuh hohes und 1 1/2 Schuh breites Monument von weißem Marmor mit dem Brustbilde eines in Hemd und Toga gekleideten Römers mit der Inschrift:

ET. SACRETIO.
FINITO.
ANN. XXX.

2. An der südlichen Seite der Sakristeimauer ist ein ziemlich gut erhaltenes Monument, ebenfalls aus weißem Marmor, bei 2 1/2 Schuh hoch, und eben so breit, mit 3 Brustbildern. Das zur

linken Seite stellt einen Römer in Hemd und Toga vor, das zur rechten eine Frau mit einer römischen Haube, und die mittlere ein Kind.

Die Inschrift lautet:

TI. IVLIVS. AVITVS
ET. CAI. XV.
RAN TILLIE. V. F. SIB.
TI. IVLIO. ÆNNAMO.
AN. IX.

4. Am Pfarrhofe an der Einfahrtmauer:

FINITVS. AC
CEPTI. AN. L
ERP. ELVIMA. E
V. F. T. SIB.

b. In Waltersdorf, zwei Stunden südöstlich von Hartberg, an der Saven.

5. An der westlichen Seite des Pfarrhofgebäudes ist eine 1 1/2 Schuh hohe, weißmarmorne Figur im Unterkleid, eine Last auf dem rechten Arme tragend, eingemauert.

6. An der nordwestlichen Seite des Kirchenthurmes befindet sich eine hohe, sitzende Figur von weißem Marmor und der Größe eines erwachsenen Menschen. Der Kopf fehlt. Die Kleidung scheint aus einem Hemd und einer Toga zu bestehen.

7. Dieser Figur gegenüber, in der Friedhofmauer, ist ein aus Sandstein geformter Römerkopf.

8. Südlich, auf der alten Friedhofmauer ruht ein majestätischer, bei 5 Schuh langer, und dritthalb Schuh hoher Löwe von weißem Marmor mit stolz emporgerichtetem Haupte, einen unförmigen Kloß in den Vordertatzen haltend. Die Hinterfüße fehlen, und die Schnauze ist etwas verstümmelt.

c. In Grafendorf, eine Stunde östlich von Hartberg.

9. An der Westseite der Kirche, links vom Eingang, ist ein römischer Denkstein von weißem Marmor in einer Querlage eingemauert, so daß die Anfangsbuchstaben der Inschrift nach abwärts

zu stehen kommen, und zum Theil mit Erde bedeckt sind. Die Inschrift ist:

C SACRTEIO
SPECTATIN
II VIR. IDES
N. L TE SECVN
DINIAE. SEVE
RINAE CON-
- - - - - -

10. Südlich, der Kirche gegenüber ist ein nach der Länge auseinander gebrochener Denkstein von weißem Marmor an die Mauer eines Hauses gelehnt. Er mißt 2 Schuh in der Breite und 1 1/2 Schuh in der Höhe, und zeiget zwei Römerfiguren, eine männliche und eine weibliche, die schon ziemlich beschädiget sind. Es wäre zu wünschen, daß dieses Monument in einer Mauer befestiget und vor Zerstörung gesichert würde.

d. In Vorau, vier Stunden nördlich von Hartberg.

11. In der Gartenmauer am Prälaturgebäude des Chorherrenstiftes Vorau sieht man ein über 3 Schuh langes, und 2 Schuh hohes Monument aus weißem Marmor mit drei gut erhaltenen Brustbildern. Das mittlere stellt eine römische Frau vor mit der gewöhnlichen Wulsthaube, einem breiten Bande um den Hals, einen Apfel (oder einen anderen runden Körper) in der rechten Hand haltend, und mit der linken die Achsel der Figur linker Seite berührend. Diese, so wie die Figur rechts, zeigt einen Römer im Hemd und Toga, welcher mit zwei Fingern der rechten Hand auf ein länglich viereckiges Klötzchen in der linken hinweiset.

Außer den vielen steinernen Denkmalen wurden bei Hartberg auch römische Münzen aufgefunden. J. A. Cäsar sagt im 3. Bande seiner steiermärkischen Geschichte, daß er mehrere im Jahre 1781 in Hartberg ausgegrabene römische Silbermünzen von Antoninus Pius, von Julia Lormias (?), einer Gemahlin des Heliogabalus, und andere besessen, und sie an Herrn Grafen von Saurau für die k. k. Garellische Bibliothek nach Wien übersendet habe.

Unter der Römerherrschaft konnte kein erobertes Land einer dauernden Ruhe genießen. Auch unsere Gegend litt immer mehr und mehr durch innere Unruhen, durch Bedrückungen der Landpfleger, und durch wiederholte Einfälle der Barbaren, bis im V. Jahrhundert nach Christus die großen Völkerzüge begannen, die sich gleich wilden Orkanen über die freundlichen Gauen Pannoniens hinwälzend, alle Cultur niedertraten, alles, was die Kunst geschaffen, bis zur gedemüthigten Weltstadt Rom hin, zerstörten, und nur rauchende Ruinen und öde Steppen mit blutigen Leichen hinter sich ließen.

Da die meisten dieser verheerenden Züge von Südost über die Donau herkamen, so war gewiß unsere Gegend eine der ersten, deren Cultur in den gewaltigen Völkerfluthen unterging.

Im VII. Jahrhunderte vorzüglich rückten die Avaren von Ungarn aus weiter nach Westen vor, dehnten sich plündernd und verwüstend bis an die Enns aus, und bauten von da bis nach Siebenbürgen eine Reihe von ungeheuern festen Ringen, in denen sie ihre Wohnungen sicherten, und die in den Raubzügen errungene Beute verwahrten. Ob ungeachtet dieser Verwüstungen noch Reste von Baiern, als Stammbewohner dieser Wildniß zerstreut und verborgen zurückgeblieben, dürfte wol nicht mit Gewißheit zu ermitteln sein. Die Slaven ließen keine Spur zurück; kein Name erinnert uns mehr an ihr einstiges Dasein.

Die Herrschaft der Avaren in dieser wenig bewohnten Gegend dauerte bis zum Jahre 791, wo Carl der Große dieses rohe Volk bis über die Mündung der Raab hinausdrängte, mehrere ihrer festen Ringe spurlos zerstörte, in unserem Theile Pannoniens eigene Mark- oder Gränz-Grafen einsetzte, und durch Einführung bairischer Colonisten, durch strenge Gesetzgebung und Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit zu bleibender Cultur den ersten festen Grund legte.

2. Hartberg unter der Herrschaft verschiedener Markgrafen und der Ungarn, von 796 bis 1122 n. Chr. = 326 Jahre.

Mit dem Siege Carl des Großen über die Hunnen, welche von seinem Sohne Pipin im Jahre 796 den letzten entscheidenden Schlag erhielten, beginnt die neue Culturgeschichte der Gegend von Hartberg.

Carl der Große begnügte sich nicht damit, die Feinde zu besiegen, er strebte nach dem größeren Ruhme, die eroberten und von drückender Barbarenherrschaft befreiten Länder auch vor künftigen Einfällen roher Völker zu bewahren, und die Bevölkerung durch Bande der Religion und Cultur den cultivirteren Nationen näher zu befreunden. Er trug Sorge für die Colonisirung verödeter Länder, begünstigte die Cultur des Bodens, befestigte eine gute Regierung und führte die Religion des Friedens und der Liebe ein.

Der größte Theil der Bevölkerung, welche in unsere Gegend übersiedelte, bestand aus Deutschen. Gegen Südwesten hin breiteten sich auch Slaven aus; dieß bezeugen noch jetzt die vielen slavischen Namen von Ortschaften und Gewässern, wie: Feistriz, Lafniz (Lavenze), Lungiz (Lungeviz), Jobst (früher Windisch-Steinbach, Windisch-Hartmannsdorf in der Pfarre Waltersdorf) u. dgl. Die Slavenfamilien verloren sich nach und nach aus diesen Gegenden. Die deutschen Ansiedlungen erstreckten sich über einen großen Theil des Eisenburger-Comitates in Ungarn, wo noch gegenwärtig die deutsche Sprache herrscht.

Die ungeheure Beute, welche Carl der Große, besonders durch Pipin, den Avaren abnahm, vertheilte er unter seine verdienstvollsten Krieger, und gründete die ersten Fonde zu religiösen Zwecken. Ausgezeichnete Edle bekamen die Ländereien zu Lehen, mit der Verpflichtung, den Boden zu cultiviren, Ruhe und Ordnung zu erhalten, die Gesetze zu achten und achten zu machen, und Kriegsdienste zu leisten.

Ueber das ganze eroberte Pannonische Gränzland wurde ein Markgraf gesetzt.

Die Reihe dieser Markgrafen eröffnete Gerold I. zugleich als Verweser von Baiern im Jahre 796. Gunteram war Markgraf der pannonischen Gränzen im Jahre 799.

Die geistliche Gerichtsbarkeit über diese Gegend erhielt seit dem Jahre 798 Erzbischof Arno von Salzburg.

Der kirchlichen Gewohnheit und dem Willen des großen Kaisers gemäß führte Erzbischof Arno in den neu eroberten pannonischen Landtheilen die Zehenten ein, wobei er von dem frommen Freunde Alcuin die Warnung erhielt: „ein Prediger der Gottesfurcht, nicht ein ungestümer Eintreiber der Zehenten zu sein."

Nach den Bestimmungen der Synode zu Riesbach im Jahre 799 sind die Zehenten in vier Theile, für Bischof, Seelsorger, Arme und Kirche getheilt worden. K. Carl ließ es auch in seinem Capitulare vom Jahre 803 bei dieser Abtheilung. Von dieser Zeit an schreibt sich auch die Einführung der Zehenten in unseren Gegenden her, und ihre Eintheilung, da der Antheil des Bischofes fast überall mit dem des Ortsseelsorgers zusammengeworfen worden war, in Drittel-, zwei Drittel- und ganze oder Vortheil-Zehente. Die Pfarren Hartberg und Waltersdorf haben noch jetzt den Drittelzehent in einer weiten Umgegend, die anderen zwei Drittel sind im Verlaufe der Zeit in das Eigenthum verschiedener Herrschaften übergegangen.

Wahrscheinlich wurden in unserer Gegend schon vom Erzbischof Arno einige Kirchen gestiftet, und mit Grundeigenthum und Zehenten dotirt. Die Pfarren Hartberg und Waltersdorf, welche bereits im XII. Jahrhunderte als bedeutende Pfründen bekannt waren, dürften wol in dieser ersten Zeit begründet worden sein.

Welche Ortschaften schon damals von den Ansiedlern gegründet oder erweitert wurden, läßt sich nicht nachweisen. Vermuthlich war Hartberg, wo einst die Römer, und in späteren Zeiten gewiß auch andere Bewohner hausten, einer ihrer Haupt-Sammelpunkte, da sich diese Ortschaft zu den Zeiten Leopold des Starken schon zu einem Städtchen erhoben hatte.

Hartberg erhielt seinen Namen wahrscheinlich von dem waldigen Berge, an dem es liegt; denn Hart (Harst, Horst, Forst) heißt im deutschen Dialecte auch in dieser Gegend ein Wald, und vorzugsweise ein Föhren- oder Fichtenwald; die Höhe des Hartberges ist noch gegenwärtig mit solchem Gehölze bedeckt, welches früher vermuthlich auch jene Stellen einnahm, an denen jetzt zahlreiche Weingärten grünen. Hartl (Gemeinde unweit Gaindorf) und Hartwald (städtische Wohnung) sind von derselben Abstammung.

Die Ableitungen von Mons heortes, mons durus; oder der Ausdruck: „Hart am Berge" haben gar keine Wahrscheinlichkeit, da erstere Benennungen ganz andere Berge bezeichnen, als unseren Hartberg.

Das ganze IX. Jahrhundert hindurch, unter Carls Nachfolgern, weiß man von dieser Gegend um Hartberg nichts Besonderes zu berichten.

Unter Carl dem Dicken, in den Jahren 882 — 884, verheerte der westmährische Fürst Grantibold diese Gränzgegend auf das Grausamste. Noch größeres Unglück brachte das, später nach der Entthronung Carl des Dicken, vom Kaiser Arnulph gegen diesen Grantibold zu Hülfe gerufene Volk der Magyaren oder Ungarn, welche aus den Gegenden der Wolga und des Jaik an die Donau gewandert waren. Lüstern nach den einmal gesehenen schönen Ländern, waren sie mehr als ein halbes Jahrhundert die Geißel derselben, verheerten, während der schwachen Regierung Ludwig des Kindes, nachdem sie den größten Theil des heutigen Ungarn in Besitz genommen, auch unsere pannonischen Marklande. Sie blieben Herren derselben, bis ihre Macht im Jahre 955 von Otto dem Großen in der denkwürdigen Schlacht am Lech gebrochen wurde.

Welche Theile unserer östlichen Gränzgegenden die Ungarn nach dieser entscheidenden Niederlage geräumt, läßt sich nicht ermitteln. Wahrscheinlich behielten sie die Gegend von Hartberg bis zu dem cetischen Gebirge während der Regierung der ersten Ottokare in Traungau und Styr noch durch ein volles Jahrhundert (?), und verwüsteten von hier aus durch verheerende Einfälle die südwest-

lichen Gegenden unseres Vaterlandes. Die nordöstlichen Gränzen, so wie die Ebenen von Wiener-Neustadt und die Hügelgauen von Pütten, welche durch das Wechselgebirg und dessen südliche Verzweigungen von unserem Gebiete geschieden waren, mögen im Jahre 1030 durch Kaiser Conrad II., welcher die Ungarn schlug, und ihr Land bis auf Raab hinunter verwüstete, auch wahrscheinlich den ersten Markgrafen von Pütten als Gränzhüter einsetzte, bleibend von diesen Barbaren befreit worden sein.

Durch innere Unruhen Deutschlands verleitet, machten die Ungarn unter Aba im Jahre 1042 wieder verwüstende Einfälle in Steiermark und Oesterreich, wurden aber vom Markgrafen Gottfried von Pütten bei der Stadt Pütten (Putina), nach Anderen vom Markgrafen Ottokar III. von Traungau (?) bei Pettau geschlagen. Mag dieß nun an einem dieser beiden Orte, oder an beiden zu gleicher Zeit (was das Wahrscheinlichste ist) geschehen sein; so hatte dieser Sieg doch zur Folge, daß die Ungarn weiter zurückgedrängt wurden.

Nach einem späteren Einfall im Jahre 1053 erlitten sie die letzte entscheidende Niederlage, und wurden aus dem, so lange verwahrlosten östlichen Gränzlandstrich unseres Vaterlandes, also auch aus der Gegend von Hartberg gänzlich verjagt.

Es kam jedoch bei Weitem nicht alles wieder zurück, was unter Carl dem Großen zur Oberpannonischen Markgrafschaft gehörte; namentlich blieb der größte Theil des heutigen Eisenburger Comitates, von Steinamanger bis Güssing in der Gewalt der Ungarn. Pinkafeld mag noch zu unserem Gränzlande gehört, und das mit Sümpfen umgebene Güssing, mit seinem majestätischen Schloßberge, gegenwärtig einer Halbruine, inmitten der schönsten Wiesen und Sattfelder, unserem Markgrafen zu einer Gränzfeste gedient haben [1]).

1) Später bildeten die Warther-, Wolfauer-, Wörther- und Neudauer Berge die Gränze, was bei den letzteren in Bezug auf die Pfarrgränzen von Wörth und Neudau noch gegenwärtig der Fall ist. Zuletzt wurde durch eine kaiserliche Resolution, welche wahrscheinlich, um zur Schützung des Tabak-Monopol's die Gränze bequemer invigiliren zu können, der Lafnitzfluß als Gränze bestimmt. Dadurch kamen viele Besitzungen der Steiermärker jenseits der Gränze zu liegen, welches zu vielen Streitigkeiten Anlaß gab, und noch gegenwärtig manche Zwiste verursacht.

Welchem Markgrafen unsere Gegend nach der Befreiung vom ungarischen Joche zugefallen, ist nicht bekannt. Wahrscheinlicher wurde sie zum Markgrafthum Pütten, als zu dem von Steier und Trungau geschlagen, weil die Besitzungen Ottokars III. zu entfernt und außer aller Verbindung mit dieser Gränzstrecke lagen. Der Umstand jedoch, daß Leopold der Starke durch Beerbung des Grafen Waldo von Ruen schon im Anfang des XII. Jahrhunderts, also bei 40 Jahre früher, zum Besitze von Hartberg gelangte, als die Markgrafschaft Pütten mit der unseren vereiniget wurde (?), läßt keinen Zweifel übrig, daß diese Gegend, wenn auch nicht gleich nach ihrer Befreiung, doch nicht lange nachher den Besitzungen der Markgrafen der Grätzer-Gauen einverleibt wurde, welche später an jenen Waldo von Ruen kamen (?).

Die Vereinigung unserer Gränzstrecke unter Leopold dem Starken (vielleicht auch schon unter seinem Vater Ottokar IV. von Trungau) bildet einen wesentlichen Abschnitt in der Geschichte derselben.

Im I. Jahrhundert nach Carl des Großen Eroberung unter den pannonischen Markgrafen, bei drückenden inneren Verhältnissen und immerwährenden Einfällen der Barbaren, hernach durch beinahe zwei Jahrhunderte unter dem Joche der wilden Ungarn (?), konnte sich die Cultur unserer Gegend nur wenig erheben. Sie blieb der Geschichte unbekannt, und selbst aus den letzten 50 Jahren (von 1073 bis 1123), wo unter den Markgrafen von Pütten und Ruen wahrscheinlich mehre feste Schlösser gebaut, und die Künste des Friedens beschützt wurden, wissen wir blos aus Urkunden vom Jahre 1114, daß ein Gundacker von Vorau, ein Theodorich von Briedberg und ein Berengar von Thalberg in der Nachbarschaft von Hartberg gelebt, und daß dieser Gränzdistrict wieder zum erzbischöflichen Sprengel von Salzburg gehörte.

Notizen.

Literarische Notizen.

Topographische Streifzüge.

Vom Professor Joh. Gab. Seidl.

Wer sich jemals mit topographischen Arbeiten beschäftiget hat, der wird gewiß die traurige Erfahrung gemacht haben, wie schwer es sei, besonders bei unbekannten, minder merkwürdigen oder vielleicht nur minder beachteten Punkten, gewisse Daten zur genauen Evidenz zu bringen. Selbst bei eigener Anschauung, bei dem regsten Forschungseifer und bei dem richtigsten Takte, wird man oft durch Unwissenheit, Vorurtheil, Indolenz, Geheimnißkrämerei, manchmal sogar durch muth- wo nicht böswillige Täuschung von Seite solcher Gewährsmänner, deren Angaben man von Rechtswegen glauben zu müssen vermeint, auf Irrwege geleitet. Noch schlimmer ist Derjenige berathen, welcher, in Ermangelung eigener Anschauung, Quellen nachschreibt, die, weil sie vor dem Forum der Publicität und Kritik weder eine Widerlegung, noch eine Berichtigung erfahren haben, für zuverlässig und authentisch gelten müssen. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat selbst vor einigen Jahren diesfalls einen großen Fehlgriff gethan, und in der besten Absicht, ein gutes Buch zu schreiben, ein höchst mangelhaftes geliefert, weil er sich bei der Unzulänglichkeit seiner eigenen Mittel und bei der Kargheit seines Verlegers bemüßigt sah, statt seinen eigenen Augen, größtentheils den sogenannten besten und neuesten Quellen zu trauen. Ob solch'

ein Irrthum nun eine Stadt oder ein Städtchen, eine Alpe oder einen Hügel, einen Strom oder ein Bächlein betreffe, das gilt der Wissenschaft, die überall das Wahre fordert, einerlei. Ja ich möchte fast behaupten, Irrthümer im Detail vielbekannter Gegenstände seien noch die minder schädlichen, weil sie leicht und schnell bemerkt und verbessert werden. Anders ist es mit unbekannteren, versteckteren, für die es keine andere Controle gibt, als die des Einheimischen oder Ansäßigen, welchem es entweder an Muth oder an Gelegenheit fehlt, eine Berichtigung zu geben. So schleicht der Fehler aus Auflage in Auflage, aus Werk in Werke, aus Quelle in Quelle über. Der Leser, der nun eben sieht, wie unrichtig sein Aufenthaltsort geschildert und beschrieben ist, argwöhnt allenthalben eine gleiche Mangelhaftigkeit, zuckt über jedes Werk dieser Art die Achsel, und verfällt nach gerade in jenen verzeihlichen Unglauben, dessen nächste Wirkung eine Gleichgültigkeit gegen alles Topographische ist. Welcher Nachtheil daraus für die Wissenschaft erwachse, läßt sich leicht begreifen. Wie wünschenswerth wär' es daher, wenn jede Provinz, wo nicht ein eigenes Blatt, doch wenigstens in einem seiner literarischen Blätter eine eigene Rubrik der fortlaufenden Berichtigung solcher Irrthümer widmete. Der Topograph, der Stastiker, der Reisebeschreiber, der Historiker würden daran eine reichliche Fundgrube haben, aus welcher sie gefahrlos schöpfen könnten, und die Klage, daß man oft in einheimischen Werken die Heimat am ärgerlichsten entstellt finde, würde nach und nach ganz verschwinden. Da müßte aber auch Jeder, dem sich in seinem Kreise die Gelegenheit darböte, etwas zu berichtigen oder auch nur es genauer zu sagen, als es bisher gesagt worden ist, sein Schärflein thätig und offen beitragen. Nur so läßt sich etwas Tüchtiges, möglichst Vollkommenes zu Tage fördern. Die Berichtigung geschehe aber im Tone der Belehrung, damit sie nicht beleidige, nicht abschrecke, nicht beschäme, nicht zur Starrköpfigkeit reize. Spott, Ironie, Persiflage und maliziöse Vergnügen Einiger, aus einem in vieler Hinsicht brauchbaren Buche ein Paar Fehlgriffe auf eine ergetzliche Weise herauszustechen, und damit alle guten Keime niederzuschlagen, sind immer verwerflich. Bei gänzlich Schlechtem genügt es zu sagen: Es ist schlecht.

Die steiermärkische Zeitschrift enthielt schon in ihren früheren Heften schätzbare Beiträge zu einer solchen Rubrik. Die kurzen Bemerkungen, die ich in dem Folgenden dafür liefere, wollen nichts Anderes sein, als flüchtige Andeutungen, die ich nicht unterdrücken zu dürfen glaubte, weil ich dadurch manchen Leser eines ähnlichen Werkes vielleicht zu gleicher Berichtigung des in seinem Kreise fehlerhaft Dargestellten veranlassen kann, die er, ohne einen Vorgänger,

als zu geringfügig, bei sich behalten würde. Es sind nur Randglossen, die ich, bei Durchlesung oder beim Gebrauche der angeführten Quellen, anfänglich zu meiner eigenen Notiz gemacht habe. Daher betreffen sie auch nur Gegenstände aus meiner dermaligen Umgebung.

1. In J. G. Fr. Cannabich's geographischem Wörterbuche findet man unter dem Artikel Cilli: „Diese Kreisstadt liegt am Einflusse der Sann in die Sau. — — Das schönste Gebäude in Cilli ist das Schloß Neu-Cilli." Dieser Irrthum ist in das Wörterbuch des rühmlichst bekannten Geographen ohne Zweifel aus Rumy's geographischem Lexicon übergewandert, welcher ihn einem ähnlichen, das einen Eingebornen zum Verfasser hatte, nachgeschrieben zu haben scheint. — Wer eine nach sehr verjüngtem Maßstabe entworfene Karte von Steiermark, oder wol gar eine Generalkarte von Europa oder Deutschland zu Rathe zieht, auf welcher nur die Städte angegeben sind, könnte die kleine, außer dem Markte Tüffer keine bedeutendere Ortschaft enthaltende Strecke von Cilli bis zur Steinbrücke leicht übersehen, und die Kreisstadt ein Paar Meilen weiter nach Süden rücken, wo der Zusammenfluß der großen und kleinen Save (Savus, Sau, Savus minor, Savina, Saana, Sann) wirklich Statt findet. — Das Schloß Neu-Cilli liegt eine Stunde westlich von Cilli an der Sau. Cilli's schönstes Gebäude ist die Kaserne, welche aus der alten, unteren Burg hergerichtet worden ist. Das Magistratsgebäude, wozu ein angekauftes Privathaus auf eine geschmackvolle und zweckmäßige Weise verwendet wurde, das Kreisamts-Locale, das k. k. Gymnasium, dessen innere Zweckmäßigkeit weit hinter der gefälligen Außenseite zurückbleibt, sind sämmtlich Gebäude, welche sich recht stattlich ausnehmen. Das gräfl. Thurn'sche Schloß (die Grafei), welches allen übrigen den Rang hätte streitig machen können, ist zur Hälfte noch unausgebaut, zur Hälfte schon baufällig.

2. Das neue Brüggemann'sche Conversations-Lexicon enthält folgenden Artikel: „Bachergebirge, in Steiermark zwischen der Donau (?) und Sau (?), welches sich auf 17 □ M. verbreitet. Der höchste Punct ist die Weitensteiner Plerine (?)." Augenscheinlich ist dieser Artikel durch Druckfehler entstellt, und sollte lauten: Bacher, ein Gebirge in Steiermark zwischen der Drau und der Sau u. s. w. Der höchste Punkt ist die Weitensteiner Planina (Planina, planinka, Alm, Bergweide). — Daß die Donau per errorem typi nach Steiermark versetzt wurde, ist leicht erklärbar. Schon in Joh. Hübner's, für seine Zeit recht brauchbarem Staats-, Zeitungs- und Conversations-Lexicon, Leipzig 1795, liest man S. 850: „Go-

nowitz, Ort an der Donau (statt Drau) im Cillier-Kreise in Untersteiermark." — Der höchste Punkt des Bachers ist übrigens der gewöhnlichen Angabe nach die Welka Kappa (die große Kuppe), oder Miesling (im Cillier-Kreise) 811,2° hoch.

3. Des L. Freiherrn von Zedlitz balneographisches statistisch-historisches Hand- und Wörterbuch, Leipzig, Gebrüder Reichenbach, 1834, bemerkt S. 284: „Sauerbrunnen, im steiermärkischen Kreise Cilli(?), unweit Judenburg gelegen. Die eisenhältige Quelle kommt aus Thonschiefer." Dieser Verstoß ist minder verzeihlich, indem er die Unkenntniß der Eintheilung Steiermark's verräth, worüber sich der Verfasser in jeder Geographie Belehrung hätte verschaffen können. Man dürfte allenfalls sagen: Unterdrauburg im Klagenfurter-Kreise Kärntens unweit Windischgratz, oder: Gurkfeld im Neustädtler-Kreise Krain's unweit Rann gelegen, aber die Lage eines Ortes im Cillier-Kreise nach einer, fast 18 Posten davon entfernten, Hauptstadt eines anderen Kreises bestimmen zu wollen, beweist, daß der Verfasser weder eine Karte zur Hand nahm, noch über den Punkt, den er bestimmen wollte, einig war. Allerdings gibt es ein Gut Sauerbrunnen (Sauerbrunn) mit einem mineralischen Wasser, unweit Judenburg, aber im Judenburger-Kreise, am linken Murufer, auf dem Wege nach Pöls. Der Sauerbrunn im Cillier-Kreise findet sich jedoch nächst Heiligenkreuz, unweit Rohitsch, an der Ostgränze, gegen Kroatien, und diesen hat der Verfasser des obgenannten balneographischen Handbuches, unter dem Artikel: Rohitsch ausführlicher behandelt.

4. In dem höchst schätzbaren Werke: Der Gefährte auf Reisen in dem österreichischen Kaiserstaate. Nach den neuesten und bewährtesten Quellen bearbeitet von Franz Tschischka, Wien Fr. Beck's Universitäts Buchhandlung 1834, finden wir über Cilli und den Cillier-Kreis unter Anderem auch Folgendes: „(S. 121) Die Kreisstadt Cilli (windisch Celle) am Einflusse desKödingbaches (?) in den (?) San, der hier schiffbar (?) wird, wurde vom Kaiser Claudius erbaut. . . . . Viele römische Denkmale, die an ihren Ringmauern (?) angebracht sind, zeigen von der verwichenen früheren Herrlichkeit der Stadt. — Unter den Gebäuden sind zu bemerken: Die alte Dechantkirche, die Kapelle an der deutschen (?) Pfarrkirche, eines der herrlichsten Denkmale altdeutscher Baukunst in der Steiermark, das Minoritenkloster (?), worin die Grafen Cilly begraben liegen, . . . und die schöne neuerbaute (?)

Kaserne. . . . Als Spaziergänge dienen: Das 1 1/4 Stund entfernte schöne Schloß Neu-Cilli, und der 1/2 Stunde östlich (?) von Cilli, jenseits (?) der San gelegene Berg Petschounik (?), an dem sich hart am Wasser die (?) Vipota anschließt, die Römersteine bewahrt (?)." — „(S. 121.) Gonovitz, ein Markt an der Drau (?). — (S. 127). Route von Grätz nach Rann 8 Meilen. — (S. 128.) Route von Grätz nach Rohitsch. Ueber Cilli 2 1/4 Meilen. Von Cilli lenkt die Straße über Tüffer (?), längs der Ruine von Anderburg, nach St. Georgen. Hierauf erreicht man den Markt Lemberg, und ferner über die Dörfer Kostreinitz und Ratmannsdorf, Heiligenkreuz, nächst welchem der berühmte Rohitscher Sauerbrunnen quillt."

Zur Berichtigung dieser irrigen Angaben möge Folgendes dienen: Cilli liegt nicht am Einflusse des Ködingbaches in den (?) San; sondern der Bach, welcher sich auf der Südseite von Cilli in den Sanfluß einmündet, heißt die Vogleina. Sie kommt aus den Vorgebirgen des Wachers hervor; strömt langsam und träge, unzählige Krümmungen und Ecken [1]) bildend, an St. Georgen und Tüchern vorüber, und nimmt 1/2 Stunde nordöstlich von Cilli, den Ködingbach (nach Anderen: Ködingfluß) auf. Cilli liegt daher am Einflusse des Vogleina-Baches in die San. — Auch sagt man nicht: „der San," sondern: die San. Der San ist ein schiffbarer Nebenfluß der Weichsel im Königreiche Galizien. — Der Beisatz, daß die San bei Cilli schiffbar werde, ist ebenfalls unrichtig. Schiffbar im engeren Sinne des Wortes, d. h. mit Schiffen befahrbar ist die San auf ihrem ganzen, mehr als 12 Meilen langen Laufe nicht. Mit kleineren Flössen befahrbar wird sie schon 6 Meilen vor Cilli (etwa 3 Meilen von ihrem Ursprunge) bei dem Markte Laufen (Lubeo). Bei Cilli werden dann die sogenannten einletzigen (von einem einzigen Ruderknechte gelenkten) Flöße zu zweien und mehren zusammengebunden, welcher Gestalt sie dann bis in die Save fahren. Breter, Bauholz, Kalk u. dgl. sind die gewöhnlichen Ladungen. — Von den römischen Denkmälern sind nur die wenigsten an den Ringmauern der Stadt angebracht [2]), welche letzteren ohnedies größtentheils schon kassirt, oder zu Wohnungen und andern Nutzungen verwen-

---

1) Sie hat ihren Namen von dem slovenischen Worte: Ecke.

2) Nur der alte Thurm an der südlichen Ecke der Stadtmauer enthält außer zwei guterhaltenen, architektonischen Zierstücken, sieben Bruchstücke von Inschriftsteinen.

det worden sind. Die Mehrzahl der Römersteine (gegen 50) findet man in und an Privathäusern, Kirchen, Gartenmauern u. s. w. eingemauert, oder schirm- und aufsichtslos hin und her geworfen, welcher bedauerungswerthen Indolenz gegen diese schönste (fast einzige) Zierde unseres Städtchens nur durch Aufstellung eines förmlichen Aedil's (für dessen Nothwendigkeit sich der Verfasser dieses Aufsatzes schon anderwärts lebhaft aussprach) abgeholfen werden könnte. Die alte Dechantkirche (Pfarrkirche zum heil. Daniel), welche Fr. Tschischka unter den bemerkenswerthen Gebäuden anführt, hat als Gebäude wirklich nichts Merkwürdiges an sich, als ihre auffallende Unansehnlichkeit. Ihr hübscher Hochaltar von Marmor, das tüchtige Werk eines italienischen Meisters, sticht gegen die dürftige Umgebung um so seltsamer ab. Wahrhaft sehenswerth ist die Seitenkapelle, zwar nicht als herrliches, aber doch als merkwürdiges, wegen seiner Grabsteine und einer langen gothischen Inschrift interessantes Denkmal altdeutscher Baukunst. Unser Wegweiser versetzt dieselbe fälschlich in die sogenannte deutsche Kirche (nicht deutsche Pfarrkirche, indem Cilli nur eine Pfarre hat, die unter landesfürstl. Patronate stehende Abtei und Decanatspfarr). — Das Minoritenkloster, welches im Jahre 1808 aufgehoben wurde, ist nunmehr an Zinsparteien vermiethet, und dürfte, nachdem es lange genug unausgebaut da stand, endlich ein ansehnliches Gebäude bilden. — Die Grafen (von) Cilli liegen daher auch nicht mehr daselbst begraben; wol aber zeigt man 18 Todtenschädel an der Rückseite des Hochaltares der (aus der Hälfte der ehemaligen Klosterkirche hergestellten) deutschen Kirche, hinter einem Glasfenster, darunter auch den durch einen Säbelhieb kenntlichen Kopf des letzten Cillier Reichsfürsten, Ulrich III. Ob sie sämmtlich Gliedern dieser hochberühmten Familie angehörten, läßt sich nicht bestimmen. Der Staffel desselben Altares bildet das sehenswerthe Bruchstück eines römischen Mosaikbodens.

Die schöne Caserne wurde nicht neuerbaut, sondern, wie ich schon oben bemerkte, aus der alten unteren Burg zu diesem Zwecke vor beiläufig dreißig Jahren umgestaltet, und ist gegenwärtig das größte und ansehnlichste Gebäude von Cilli. Das Schloß Neu-Cilli ist zu entfernt, und der Weg dahin führt zu knapp längs der staubigen Commerzial-Hauptstraße, als daß es den Cilliern, welche das Wort „nahe" in seiner engsten Bedeutung zu lieben scheinen, als Spaziergang dienen könnte. Den Berg Petschounik aber unter Cilli's Spaziergänge gerechnet zu lesen, mag hier unwillkührlich ein Lächeln erregen, welches unser Wegweiser keinem Cillier verdenken wird. Dieser mindestens zwei-

tausend Fuß hohe, auf seinem verwachsenen Gipfel wenig Aussicht gewährende Berg, der Stadtwald genannt, wird höchst selten von jemand Anderem besucht, als von den Bürgern, welchen die Aufsicht darüber anvertraut ist. Auch liegt er nicht östlich, sondern ganz südlich von Cilli, noch weniger aber jenseits der San, sondern, wie die Stadt selbst, am linken Ufer derselben. An ihn schließt sich allerdings hart am Wasser ein schön geformter, konisch zugespitzter Berg, der Vipota, an, welcher aber keine Römersteine mehr bewahret, indem ein auf seiner Einsattelung gefundener vor Jahren schon herabgebracht und in das Haus des Hrn. Professors Thom. Pippan (Nr. 3) geschafft worden ist, wo er sich noch gegenwärtig befindet. Anführen ließe sich, daß auf dem Gipfel des Vipota der Eingang in eine Höhle zu finden ist, welche, wie man behaupten will, bis nahe an den Fuß desselben herabreicht. — Als Spaziergänge der Cillier könnte man den Nikolaiberg und den Laisberg mit ihren lieblichen Winzerhäusern, den Josephiberg mit seinen melancholischen Hängebirken und der schönen Kirche auf dem Gipfel; das Gut Ober-Lahnhof mit seinem reizenden Eichenwäldchen; das liebe Schlößchen Pöschigrad nächst Tüchern, den Schloßberg mit der epheuumrankten Ruine von Ober-Cilli und dem einsamen Thal an seinem südlichen Fuße u. m. a. betrachten, und zugleich bemerken, daß nicht bald ein Städtchen sich so anmuthiger, ausschließend von den Händen der Natur ausgeschmückter Umgebungen zu erfreuen hat. (S. 121). Gonowitz wurde durch einen Druckfehler an die Drau gesetzt, statt an die Dran (Dravus minor, die Drau en miniature, wie die San das Kleinbild der Sau ist). (S. 127.) Die Route von Cilli nach Rann gibt die Meilenzahl viel zu gering an, wie aus der beifolgenden Berichtigung hervorgeht:

	Meilen		Meilen
Von Cilli bis Tüffer . . .	1 1/4	richtiger	1 1/2
— Montpreis .	2	—	3 1/2
— Peilenstein .	3/4	—	1 5/8
— Trackenburg .	3/4	—	1/2
— Hörberg . .	1	—	1/2
—		(Reichenburg)	2
— Rann . . .	2 1/4	richtiger	2 1/2
	Meilen 8	statt Meilen	12 1/8

Seit dem Jahre 1826, wo die Steinbrücke über die San, unstreitig das schönste Bauwerk dieser Art in Steiermark, vollendet und die durch den regen Eifer des damaligen Kreisamtsverwalters und die thätige Concurrenz der angränzenden Bezirke herge-

stellte Straße von Tüffer abwärts am rechten Sanufer und jenseits der Steinbrücke längs dem linken Ufer der Sau, über Laak bis Lichtenwald dadurch ohne Unterbrechung fahrbar gemacht worden ist, nimmt man nun folgende, nähere und ohne Vergleich bequemere

neue Route von Cilli nach Rann.

Von Cilli bis	Tüffer	1 1/2	Meile
—	Teplitz (Bad Tüffer)	1 3/4	—
—	Steinbrücken	3/4	—
—	Laak	1/2	—
—	Lichtenwald	2	—
—	Reichenburg	2	—
—	Rann	2 1/2	—
	zusammen	11	Meilen.

Aber selbst vor Eröffnung der neuen Straße wählte Niemand den, von unserem Wegweiser bezeichneten, überaus beschwerlichen, über hohe Berge führenden, bei schlechtem Wetter fast unfahrbaren Weg, sondern man fuhr allgemein über St. Marein, W. Landsberg, St. Peter bei Wisell und Schepeleuz nach Rann. (S. 128.) Eben so unrichtig ist die Meilenzahl bei der Route nach dem vielbesuchten Rohitsch (eigentlich Sauerbrunn bei Rohitsch) angegeben, deren Berichtigung nach den neuesten Messungen ich hier beifüge.

Route von Cilli nach Rohitsch.

		Meilen		Meilen
Von Cilli bis	St. Georgen . . .	3/4	richtiger	1 1/2
—	Heiligenkreuz .	1	—	3 1/4
—	Rohitsch	1/2		1/2
	Meilen	2 1/4	statt Meilen	5 1/4

Auch nach Sauerbrunn führt seit mehreren Jahren von Cilli aus eine neue, wohlgebaute Straße, welche zwar, nöthiger Verbesserungen halber, je zuweilen gesperrt, aber im J. 1833 für beständig eröffnet wurde. Sie führt über Tüchern, an St. Georgen und St. Achaz vorbei, durch St. Veit, St. Marein, das Thal von St. Benedicten, unter Podplat weg, über Tokatschowa und Radmannsdorf nach Sauerbrunn (nächst Heiligenkreuz), nach folgender Route:

Neue Straße nach Sauerbrunn:

Von Cilli bis	St. Georgen	1 1/2	Meile
—	St. Marein	1 1/2	—
—	Sauerbrunn	1 1/2	—
		4 1/2	Meile.

Reisende, welche von Grätz kommen, lenken bei W. Feistritz auf die südlich laufende Seiten-Straße ein; fahren außerhalb Pöltschach über den nicht unbeschwerlichen Gabernigg, und gelangen über Lemberg auf die Straße, welche von Cilli nach Sauerbrunn führt.

5. Das kurzgefaßte, recht zweckmäßige Büchlein: Wegweiser durch Steiermark (Wien 1832. Bei J. P. Sollinger) nahm von der neuen, schon im J. 1827 befahrenen Sauerbrunn-Straße ebenfalls keine Notiz, sondern führt die alte über Reifenstein, St. Martin (? statt St. Marein), St. Peter und Heiligenkreuz an. Auch die neue, schon im J. 1826 eröffnete Straße nach Rann ist noch nicht angegeben. Bei Erwähnung der alten Route über Landsberg ist der Name Schepeleuz in Schupnetenz übergegangen.

6. Der allgemeine Handatlas von Jos. Dirwaldt 1824. Wien, bei Tranq. Mollo, enthält auf dem Blatte Nro. 14. Karte vom (?) Herzogthum Steiermark ein wahrhaft lächerliches, schwer zu begreifendes Curiosum.

Die bekannte Stanpalpe mußte nämlich ihren tausendjährigen Standpunct in Obersteiermark verlassen, um auf des Zeichners Zauberspruch nach Untersteier zu wandern, und ihren neuen Standpunkt im Cillier-Kreise zwischen Studenitz und Rohitsch einzunehmen, welchen aber leider schon der 3096 Fuß hohe Wotsch besetzt hält. — Eine eben so wunderbare Wanderung muthet der Zeichner jener Karte dem alten riesigen Eisenhut, dem südwestlichsten Gränzsteine zwischen dem Judenburger-Kreise und Kärnten zu, welcher auf derselben oberhalb St. Georgen (1 1/2 Meile von Cilli) gezeichnet ist. Die auffallend schwärzere Schrift, mit welcher die genannten Berge auf ihren usurpirten Stellen angemerkt sind, läßt vermuthen, daß sie erst nachträglich eingetragen und aus Uebereilung nach Untersteier herabgerückt worden seien. Uebrigens dürfte bei Abfassung einer Landkarte ein Glaube, welcher Berge versetzen kann, keineswegs zu den Tugenden gezählt werden.

7. Die neueste Special-Karte des Cillier-Kreises. Von Joseph Freiherrn Gall von Gallenstein. Bei J. F. Kaiser 1832 hat die neue Sauerbrunen-Straße ebenfalls noch nicht berücksichtiget. Auch die durch die Kühnheit des Gedankens, durch die Schnelligkeit der Ausführung und durch ihre Wichtigkeit in commercieller Hinsicht merkwürdige Verbindungsstraße zwischen dem San-, Schall- und Windischgratzer-Thale, welche von der Commercial-Hauptstraße bei Arndorf (westlich von Cilli, vor Sachsenfeld) einlenkt, durch den Helfen-

bergergraben nach Wöllan, dann bei Schalleck vorüber, längs der Felsschlucht der Huda Lukna, nach St. Ilgen und über Windischgratz bis an die Drau führt, ist in dieser Special-Karte nicht angegeben. Ich habe diese Bemerkung nicht als Rüge hier angeführt, sondern nur zum Behufe derjenigen, welche sich diese beiden interessanten Straßenzüge vielleicht zum eigenen Gebrauche in die Karte hineinzuzeichnen gesonnen wären.

So viel für diesmal. Sollten diese anspruchlosen Bemerkungen als das aufgenommen werden, wofür ich sie gebe, so werde ich nicht ermangeln, von Zeit zu Zeit alles mitzutheilen, was mir auf meinen Streifzügen durch das Gebiet der vaterländischen Topographie in Bezug auf meine Umgebung (den Cillier-Kreis) auffällt. Wenn sich in jedem Kreise wenigstens ein Freund des Vaterlandes eine ähnliche Mühe nähme, so würde der Erfolg gewiß bald lehren, daß eine solche Besprechung und Berichtigung des Minder-vollkommenen oder Fehlerhaften, so kleinlich sie im Einzelnen erscheinen mag, doch auf das Ganze nur einen wohlthätigen Einfluß äußern könne.

Biographische Notizen.

Ritter von Kern.

Von Joseph Diemer.

Das Gemüth verweilt gerne in ehrfurchtvoller Betrachtung bei den Verdiensten großer Männer; denn was sie durch die Vorzüge ihrer Kenntnisse und ihres Charakters für die Gegenwart und Nachwelt geleistet haben, erfüllt dasselbe mit der reinsten Freude, veredelt den Menschen, erweitert das Gebiet seiner Erkenntnisse und Genüsse, und ruft verwandte geistige Kräfte in das Leben. Der Sohn des Vaterlandes sieht in ihnen eine neue lebhafte Aufforderung, dem ausgezeichneten Landsmanne nachzustreben, und sein Eifer wird gestählt und verdoppelt, wenn er bemerkt, wie sie die sich ihnen entgegenstemmenden Hindernisse mit Kraft und Ausdauer überwunden und die Palme der Vollendung errungen haben. Und wenn es wahr ist, was Schiller sagt: „Wer den besten seiner Zeit genug gethan, hat gelebt für alle Zeiten," so verdienen besonders jene, welche als practische Aerzte Zeit und Talente mit gänzlicher Hingebung zur Erforschung der Gesetze und Kräfte der Natur und zur zweckmäßigeren Anwendung derselben zum Wohle der leidenden Menschheit widmeten, daß die Geschichte ihre Namen mit dem Griffel der

Unvergänglichkeit in ihr Ehrenbuch eintrage; denn sie stehen als Wohlthäter der Menschheit auf den obersten Stufen der Himmelsleiter, erhaben über alles Schlechte und Gemeine in der Nähe höherer Wesen. Die Kraft des Geistes erstarkt in der Anschauung ihrer edelmüthigen Selbstverläugnung, ihrer ausgezeichneten Vorzüge, die Einsicht wird geläutert, die Thatkraft erhöht und befestigt, und der ganze Charakter erlangt eine Gediegenheit und Fülle, welche er ohne solche Vorbilder nie würde erreicht haben [1]).

Zu den Männern dieser Gattung können wir stolz auch unseren Landsmann Ritter von Kern rechnen. Seine Verdienste um die Arzeneikunde überhaupt und insbesondere um die Chirurgie sind sowol im Inlande als auch in der Fremde allgemein und unbestritten anerkannt. Er war hierin der Stifter einer neuen Schule [2]); denn mehr als 25 wirkliche Professoren der Chirurgie und anderer ihr verwandter Doctrinen nebst vielen andern ausgezeichneten Wundärzten im Umfange unserer Monarchie sind seine Schüler [3]), und sein stille beobachtender origineller Geist und die durch eine vierzigjährige practische Laufbahn erlangte gründliche Ansicht der Dinge leuchtet in allen seinen Schriften hervor, ohne durch Wortgepränge und Hypothesen die höhere Einfachheit derselben zu stören. Damit wir aber nicht den Schein der Parteilichkeit für unseren Landsmann auf uns laden, wollen wir gemäß der im ersten Hefte dieser Zeitschrift ausgesprochenen Absicht [4]) einige Urtheile des Auslandes, die uns eben zu Gebote standen, anführen, aus denselben nur einige Stellen hersetzen und dem Ganzen aber eine kurze Skizze seines Lebens vorausschicken.

Vincenz Kern wurde am 20. Jän. 1760 zu Grätz geboren. Sein Vater bekleidete hier die Stelle eines Cassiers und lebte in drü-

---

1) Viele unserer Leser denken wol bei diesen Zeilen mit tiefster Wehmuth an unseren lieben, leider so plötzlich hingeschiedenen Ignaz Werle, der als umsichtiger, wahrhaft rationeller Arzt, als Freund und Wohlthäter Aller Herzen gewann. Wer von ihnen bedauert nicht innigst, daß er so früh und gerade in dem Augenblicke, wo die Gnade unseres erhabenen Monarchen seinen Kenntnissen und seiner unermüdeten Thätigkeit ein weiteres Feld eröffnete, daß er gerade dann von dem Schauplatze dieses Erdenlebens abgerufen wurde. Möge es mir, der ich ihm mein Leben im eigentlichen Sinne des Wortes und viel Gutes überdieß verdanke, erlaubt sein, seinem theueren Andenken hiemit öffentlich den schwachen Ausdruck inniger Verehrung und Dankbarkeit zu weihen: Quis desiderio sit pudor aut modus, tam cari capitis?

2) Siehe Jenaer allgem. Literaturzeitung 1834, Ergänzungsblätter Nr. 49.

3) Siehe den Nekrolog Kern's im Archiv für Gesch. 1829 Nr. 64 — 66 und im Aufmerks. Mai 1829 Nr. 56.

4) Siehe steierm. Zeitschrift I. Hft. S. 165.

ckenden Verhältnissen, die ihm keine Ausgaben für die Ausbildung des Sohnes gestatteten. Dieser kam daher zu einem bürgerlichen Wundarzte in Grätz in die Lehre, bei dem er zwei Jahre über die Lehrzeit hinaus blieb. Das Betragen des jungen Kern während der Lehrzeit berechtigte gerade zu keinen großen Erwartungen, namentlich ergab er sich dem Spiele; allein er ermannte sich nach des Vaters Tode, verließ Grätz im Jahre 1779, und conditionirte in Salzburg, Triest, Venedig, immer mit dem Plane umgehend, Magister der Chirurgie zu werden. Er begab sich zu diesem Ende im Jahre 1783 nach Wien, und obwol mit der größten Dürftigkeit ringend, gelang es ihm doch im folgenden Jahre, Magister der Chirurgie und Geburtshülfe zu werden. In dieser Zeit wurde Leber auf ihn aufmerksam, und durch dessen Verwendung erhielt er die Stelle eines Leibchirurgus beim regierenden Herzoge von Sachsen-Hildburghausen. Nach dem Tode des Herzogs, der nach zwei Jahren erfolgte, bereiste Kern Deutschland, Italien, nebst einem Theile Frankreichs, und kam 1786 nach Wien zurück, wo er die akademischen Vorlesungen besuchte und 1790 die Würde eines Doctors der Chirurgie erhielt. 1795 wurde er zum Wundarzte am Wiener-Taubstummeninstitute ernannt, und 1797 zum Professor der Chirurgie und Geburtshülfe am Lyceum zu Laibach mit 475 Gulden Gehalt. 1799 erwarb er sich auch die medizinische Doctorwürde. 1805 wurde er als Professor der practischen Chirurgie und Klinik nach Wien berufen. 1824 trat er vom Lehrfache der practischen Chirurgie zu jenem der theoretischen über, allein schon 1825 nöthigten ihn seine Gesundheitsumstände, um Versetzung in den Ruhestand nachzusuchen. Er starb am 16. April 1829 [1]).

In der Anführung der Urtheile des Auslandes über unsern Kern wollen wir mit dem Ausspruche eines Veteranen der Arzeneikunde beginnen, dem das Interesse der Wissenschaft viel zu nahe liegt, als daß er am Abende seines literarischen Wirkens auch nur eines Scheines von Parteilichkeit könnte bezichtiget werden. Hufeland sagt in der Bibliothek der practischen Heilkunde Bd. 62. S. 345: „Wichtig für die Geschichte der neuern Chirurgie sind die Schriften von Kern, der es sich zum Hauptaugenmerk machte, zu erforschen, was und wie viel die Natur zu leisten vermag, und die Gränzlinie genau kennen zu lernen, innerhalb welcher die Kunst unbestreitbar ihre wohlthätigen Wirkungen äußert, und der hier [2]) eine Behandlungs-Operationsweise vorlegt, welche dem herrlichen und einfachen Wirken der Natur nicht minder entspricht, als sie auch

---

1) Siehe Jenaer Lit. Zeit. 1834 Ergänzungsbl. Nr. 49.

2) Siehe dann auch hierüber Hufelands Biblioth. Bd. 62. S. 351. 352. 373.

vom glücklichsten Erfolg gekrönt wurde. Letzteres zeigen auch die mitgetheilten wichtigen, fast alle chirurgischen Krankheiten betreffenden Fälle und unbestreitbar bleibt v. Kern das Verdienst, das kalte Wasser zur Blutung und zur Verhütung der zu starken Reaction eingeführt zu haben. — Die zweite dieser Schriften gibt auch eine kurze Geschichte der Chirurgie und eine Schilderung des Aufblühens der chirurgischen Klinik unter des Verfassers Leitung.

In der Beurtheilung des Werkes: Ueber die Anwendung des Glüheisens bei verschiedenen Krankheiten, von Vincenz Ritter v. Kern. Wien 1828. 8. sagt die Leipziger Lit. Zeitg. 1829, Columne 388: „Es ist nicht zu läugnen, daß (bei allem Mißbrauche des Glüheisens in manchen größeren Heilanstalten) der Nutzen dieses Mittels von vielen Aerzten zu wenig gekannt ist. Wäre dieses nicht der Fall, es würden dem Blicke des aufmerksamen Beobachters nicht so viele Kranke begegnen, welche in Ermangelung der Anwendung des Glüheisens in ihre traurige Lage versetzt sind! Rec. scheint es daher ein sehr verdienstliches Unternehmen zu sein, daß Herr Ritter v. Kern aus dem Schatze seiner Erfahrungen Beispiele bekannt macht, die unwidersprechlich den Nutzen des Glüheisens darthun.... Möchte diese Schrift aber nur auch recht fleißig gelesen werden, und der hier ausgestreute Same einen fruchtbaren Boden finden." ...

Ueber das Werk: die Steinbeschwerden der Harnblase, ihre verwandten Uebel, und der Blasenschnitt bei beiden Geschlechtern. Wien, 1828. 4., welches Hufeland selbst ein Meisterwerk nennt [1]), sagt die Leipziger Lit. Zeitung 1828 Columne 601: „In einer Zeit, wo die Augen der Kunstverständigen und der gebildeten Laien auf Civiale's steinzermalmende Methode gerichtet sind, die dem seit 2000 Jahren geübten Blasenschnitte keck und zum Theile siegreich entgegentritt; in einer Zeit, wo Kranke viele hundert Meilen Weges nicht scheuen, um sich durch den genannten Pariser Wundarzt von einer der schmerzhaftesten Krankheiten befreien zu lassen; in einer Zeit, wo sich überhaupt die öffentliche Meinung allem Neuen zuwendet, macht einer der erfahrensten Lithotomen Deutschlands, der den Blasenschnitt 334 Mal verrichtet hat, und von dieser großen Anzahl nur 31 Operirte durch den Tod verlor [2]), seine Operationsmethode bekannt. Sie ist in dem eben angezeigten Buche ausführlich be-

1) Siehe Biblioth. d. pract. Heilkunde. Bd. 60. S. 349; ferner Journal d. pract. Heilkunde. Bd. 69. u. 75.; dann Bulletin des sciences medicales. vol. 15. 18. u. 20.; dann Hecker's Annalen der mediz. Lit. 1829.

2) Darunter waren jedoch nur zehn, welche an den unmittelbaren Folgen der Operation starben. Siehe den Necrolog Kern's im Archiv f. Geschichte 1829.

schrieben, und verdienet, da ihr eine lange Erfahrung das Siegel der größten Brauchbarkeit aufgedrückt hat, die Aufmerksamkeit aller Aerzte und Chirurgen. ... Unserem Jahrhunderte verdankt die Chirurgie viel; sie hat theilweise eine Höhe erreicht, die sie nicht überschreiten wird — weil sie es nicht kann. — Deutschlands Lehrer haben zur Höhe der Wissenschaft nicht wenig beigetragen, ihnen verdankt hauptsächlich auch die Lithotomie große Vervollkommungen, und unter diesen steht ohne Zweifel v. Kern oben an."

Die Beurtheilung enthält eine lange, ausführliche Angabe der Kern'schen Operationsweise, welche hier, da sie nur die Männer vom Fache interessiren kann, füglich nicht aufgenommen wurde. Wir wollen nun diese Anzeige mit einem Ausspruche der Jenaer allgem. Lit. Zeitung in Nr. 145 des Jahres 1829 schließen, wo es folgender Maßen heißt: „Möge man doch endlich einmal anfangen, deutsches Verdienst gehörig zu würdigen. Wären die Heilregeln das von dem herkömmlichen ganz abweichende Verfahren bei mehreren chirurgischen Krankheiten von England oder Frankreich aus, nur eben so, wie von Kern vor 23 Jahren empfohlen worden, wie würden die deutschen Zeitschriften, Uebersetzer u. s. w. geeilt haben, das neue Heil, das helle Licht, welches für die leidende Menschheit erschienen ist, zu verkünden. So war es aber ein Deutscher, der Verbesserungen lehrte, und man achtete nicht darauf. Laßt uns wenigstens jetzt Gerechtigkeit üben, und offen aussprechen: Kern's Lehren bezeichnen eine neue Periode der Chirurgie, denn er war es, der die naturgemäßere Behandlung der Wunden, Geschwüre, Verbrennungen, mehrere Geschwülste u. s. w. zuerst zu üben und öffentlich zu lehren wagte; er leistete für diese Theile der Chirurgie, was wir Boër rücksichtlich der Geburtshülfe, Beer und Schmidt in Hinsicht der Augenheilkunde verdanken, und stets rührend anerkennen müssen."

Nicht unwillkommen wird es unsern Lesern sein, wenn wir hier noch zeigen, wie In- und Ausland die Verdienste des großen Mannes durch besondere Ehrenauszeichnungen noch anerkannte. Die bedeutendsten wissenschaftlichen Vereine Europa's wünschten ihn zu den Ihrigen zu zählen. Der Gesellschaft der Wissenschaften und Humanität zu Prag, die königliche Société médicale d' Emulation zu Paris, die königliche medizinisch-physikalische Gesellschaft zu Erlangen, die kais. russische Gesellschaft der Aerzte zu Wilna, die Gesellschaft des Ackerbaues und der Naturkunde in Mähren, die königl. Gesellschaft der Aerzte zu Neapel, die königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Stockholm, die Gesellschaft der Wissenschaften zu Erfurt, die k. k. medizin. chirurg. Josephs-Akademie u.

m. a. ehrten ihn als würdiges Mitglied und betrauern seinen Verlust. Die Fürsten des Auslandes stimmten in das Lob ein, mit dem die fremden literarischen Vereine den Verewigten begrüßt hatten. J. J. M. M. die Kaiser Alexander und Niklaus von Rußland, so wie der König von Dänemark übersandten ihm kostbare Brillantringe und der letztverstorbene König von Baiern eine werthvolle goldene Dose. Von Sr. Majestät dem Könige von Preußen empfing er eine dem Verdienste geweihte Denkmünze, und Se. Majestät, unser erhabener Kaiser, der das wahre Verdienst zu schätzen und zu lohnen weiß, erwählten ihn im J. 1817, nach dem Allerhöchstdieselben ihm schon 1815 den Titel eines k. k. Rathes taxfrei zu verleihen geruht hatten, auch zu Allerhöchst Ihrem wirklichen Leibwundarzte, und verliehen ihm auch noch zum Beweise der allerhöchsten Huld die Insignien des k. k. Leopold-Ordens.

Statistische Notiz.

Die steiermärkischen Kühe in der Lombardie.

(Die nachstehende für unser Land höchst wichtige Nachricht findet sich in dem Werke des Hrn. Gubernialrathes Dr. Johann Burger: Reise durch Ober-Italien, mit vorzüglicher Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Landwirthschaft, die Größe der Bevölkerung, Bodenfläche, Besteuerung und den Kauf- und Pachtwerth der Gründe. 2 Thle. mit 5 Kupfern. Wien 1831 und 1832. Verlag von Anton Doll's Universitätsbuchhandlung, das kein Landwirth ohne den größten Nutzen und jeder Gebildete mit dem höchsten Interesse durchgehen wird.)

Herr Pirola begleitete mich bis Lodi, von wo aus er am Abend wieder nach Mailand zurückkehrte; während ich mich nach Roncadello verfügte, wo der Graf Johann Barni eine bedeutende Besitzung hat.

Der Beweggrund, diese Wirthschaft und ihren Besitzer zu besuchen, lag in dem Umstande, daß ich es schicklich hielt, mich über das Ergebniß des Versuches näher zu unterrichten, der hier mit sechs Kühen aus Steiermark gemacht wird, die Se. Majestät der Kaiser dem Grafen Barni im Jahre 1824 zum Geschenke gemacht hatte, um die Frage zu erörtern, welcher Unterschied in Hinsicht der Menge und Güte der Milch zwischen den schweizerischen und steiermärkischen Kühen obwalte, und ob die Einfuhr der letzteren in die Lombardie mit Vortheil für dieses Land sowol, als auch für Steiermark verbunden wären.

Ich fuhr über die Brücke von Lodi nicht ohne Erinnerung an das verhängnißvolle Jahr 1796 und die wichtigen Folgen, die der Uebergang der französischen Armee über diese Brücke nach sich zog. Die Stadt liegt auf einer erhöhten Ebene, in der Niederung fließt der Adda. Oben ist der fruchtbarste Boden, unten ist in der nächsten Umgebung des Stromes und auch ziemlich weit hinüber gegen Crema ein loses Steingerölle, und überhaupt ein sandiger und seiner Niederungen wegen, oft versumpfter Boden, die sogenannte Gherra d' Adda.

Roncadello liegt an der Straße nach Pandino, und ist 5 italienische Meilen von Lodi entfernt. Die Wirthschaft ist arrondirt und groß; die Wirthschaftsgebäude geräumig, rein und ordentlich. Die Kühe und das Jungvieh standen in Barco. Melkkühe sind 36; zwei- bis dreijährige Kühe sind 24. Die Thiere sehen gut aus. In Vereinigung mit der Milch von dreien Pächtern des Grafen wird hier täglich ein Käselaib von 30 bis 40 Pfund Mailänder-Gewichtes gemacht.

Die steiermärkischen Kühe waren mitten unter den Schweizer-Kühen und wurden diesen völlig gleich gehalten. Ich befragte den Küher, worin sich die ersteren von den letzteren zu ihrem Vor- oder Nachtheil unterscheiden, und er antwortete mir, daß zwischen beiden nicht der mindeste Unterschied obwalte; daß sie weder mehr noch weniger fräßen, und weder mehr noch weniger Milch gäben. — Solches Lob der steiermärkischen Kühe hatte ich nicht erwartet, da man in der Lombardie so großes Vorurtheil für die Schweizer-Kühe hegt. Ich sah einige Kalbinnen von den steiermärkischen Kühen, die heuer schon zum Stier gelassen wurden, obgleich sie erst 2 1/2 Jahre alt sind.

Prof. Schreiner.

Verzeichniss

der (P. T.) Herren Subscribenten auf die neue Folge der steiermärkischen Zeitschrift *).

Se. kaiserl. Hoheit, der durchlauchtigste Prinz und Herr Johann Baptist, kaiserl. Prinz und Erzherzog von Oesterreich, königl. Prinz von Ungarn u. Böhmen rc. rc. (Mit 24 Velin-Exempl.)

Herr Mathias Constantin Graf v. Wickenburg, Vice-Präsident des k. k. Guberniums rc. rc.

Se. Durchlaucht Herr Philipp Prinz zu Hessen-Homburg, k. k. Feldzeugmeister und commandirender General in Illyrien und Innerösterreich rc. rc.

Se. Excellenz Herr Ignaz Maria Graf v. Attems, k. k. wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Landeshauptmann in Steiermark rc. rc.

Herr Joseph Ritter von Arbter, Präsident des k. k. Landrechts rc. rc.

Namen der (P. T.) Herren Subscribenten, nach Kreisen und Bezirken alphabetisch geordnet.

Grätzer - Kreis.

Stadt Grätz.

Herr Anker, Math., Custos u. Prof. am Joanneum. (2 Exempl.)
» Aschauer, Jos. v., Prof. der technisch-pract. Math. am Joanneum.
» Attems, Anton Graf v., k. k. Kämmerer, u. st. st. Verordneter.
Herr Attems, Frz. Xav. Graf v., k. k. Käm.
» Bachnitzer, Ferd., k. k. Hauptmann in Pension.
» Beckh, Gust. v., Hörer der Rechte.
» Bergmann, Phil., st. st. Expeditor.
» Berzeviczy, Franz Freih. v., st. st. Rechnungs-Official.

---

*) Später einlangende Subscriptionen werden in den folgenden Heften angezeigt werden. Sollten bei Anfertigung dieser ersten Liste aus Versehen Namen weggelassen oder unrichtig angeführt worden sein, so ersucht man um gefällige Anzeige dieser Irrungen, um selbe nachträglich berichtigen zu können.

Herr Bouvier, Gottf., Dr. der Rechte.
» Cronenberg, Wilh. v., k. k. Oberst in Pension.

» Daimer, Jos., Doctor, Physiker u. magistratlicher Gerichtsarzt.
Damian und Sorge, Buchhandlung.
Herr D'Avernas, Heinr. Graf v., Hörer der Rechte.
» Diemer, Jos., Scriptor an der k. k. Universitäts-Bibliothek.
» Dietrichstein, Mar. Graf v., k. k. Kämmerer und st. st. Verordneter.
» Dillinger, Cajet., k. k. Gubernial-Concipist.

» Eberl, Joh. Nep., st. st. Rechnungs-Official.
» Egkh, Mar. Freih. v. u. zu Hungersbach, k. k. Kämmerer u. st. st. Ober-Einnehmer.
» Eisl, Alex., k. k. Lieut. in der Armee.

Frau Fellner, Therese Freiinn v.
Ferstl'sche Buchhandlung. (4 Exempl.)
Herr Fischer, Joh. Adalb., Dr. d. Rechte.
» Forregger, Math., Dr. d. Rechte.
» Formentini, Franz v., st. st. Concipist.
» Frappart, Vict., Hörer der Rechte.
» Fras, Candidat des juridischen Doctorates.
» Frauenberg, Carl Edler v., st. st. Amtspracticant.
» Fraydenegg, Franz Rit. v., Rathsprotokollist des k. k. Landrechts.
» Fridau, Franz Rit. v., st. st. Ausschußrath u. Theater-Oberdirector.
» Friedenthal, Freih. v., k. k. Gubernial-Secretär.
» Fröhlich, Joh., st. st. Ingrossist.
» Fürst, Hörer der Rechte.

» Gatterer, Joh., Director des k. k. Gubernial-Einreichungsprotokolls.
» Genser, Franz, Musterschullehrer zu Straßgang.
» Geymayer, Junior, Handelsmann.
» Göbel, Handelsmann.
» Göbl, Franz, k. k. Rechnungsrath.
» Gödl, Joh., Director der k. k. Muster-Hauptschule.
» Goes, Carl Graf v., k. k. Kämmerer u. Gubernial-Rath.
» Gottscheer, J. D., st. st. Rechnungs-Official, und Director des Lesevereins.
» Gspandl, Jos., Practicant der k. k. Prov. Staatsbuchhaltung.
» Guerard, Anton, st. st. Rathsthürhüther.

» Hauzenbichl, Albert, st. st. Ingrossist.
» Hayne, Jos., Prof. der Botanik am Joanneum.
» Herzog, Franz, Senior, Handelsm.
» Heßler, Ferd., Dr. u. k. k. Professor der Physik u. angew. Mathem.

Herr Hochenegg, Joh., Hörer d. Rechte.
» Hochmuth, Alois, st. st. Practicant.
» Hoffbauer, Jos., Dr. u. Hof- u. Gerichts-Advocat.
» Hofstätter, Jos., Ingrossist der k. k. Provinzial-Staatsbuchhaltung.
» Hohenstern, Wilh. Ritter v., k. k. Militär-Verpflegsverwalter.
» Höhn, Jos., Hörer der Rechte.
» Höhn, Jos., st. st. Liquidator.
» Hörmann, Jos., k. k. Professor der Thierarzeneikunde.
» Huber, Anton, magistratl. Kanzellist u. Aushülfs-Referent.
» Huna, Hörer der Rechte.
» Hüttenbrenner, Andreas, Magistratsrath.
» Hüttenbrenner, Anselm, Gutsbesitzer und Director des steiermärkischen Musikvereins.

» Illossy de Eadem, Daniel v., k. k. Gubernial-Secretär.

» Jäger, Jos., st. st. Casse-Officier.
» Jungl, J. B., Handelsmann.
» Juritsch, Franz Freih. v., k. k. Kämmerer u. Gubernial-Rath rc.

» Käfer, Victor, k. k. Lieutenant in Anstellung bei der hies. Kadeten-Compagnie.
» Kalchberg, Heinr. Ritter v., st. st. Rechnungs-Official.
» Kamplmüller, Heinr., bürgerl. Gastwirth.
Kienreich'sche Buchhandlung.
Herr Kircher, Ant., gräfl. Ignaz Attems'scher Secretär.
» Kockl, Jos., 1. st. st. Liquidator.
» Königshofer, Alois, Dr. u. Hof- und Gerichts-Advocat.
» Koschull, Jos., gräflich Herberstein'scher Güter-Director.
Frau Kosti, Josephine, Inhaberin des Gutes Prentelhof.
Herr Krametz v. Lilienthal, Anton, k. k. wirkl. Gubernial-Rath u. Polizei-Director.
» Kraus, Joh. Nep., inf. Propst und k. k. Gubernial-Rath.
» Krausler, Joh., k. k. Universitäts-Bibliothekar.
» Kubin.
» Kurzrock, Joh. Bapt., k. k. Gubernial-Secretär.

» Lackenbach, Gust. v., k. k. Gubernial-Concepts-Practicant.
» Lackner, Martin, Privat.
» Langer, Leop., Dr. und k. k. Professor der Heilkunde.
» Laritz, Alois, Dr. u. k. k. Professor des Bibelstud. a. B. u. d. orient. Dialekte.
» Leeb, Jos., Dr. und k. k. Professor der Rechte.
» Lehmann, Carl, Privat.
» Leitner, Carl Gottf. Ritter v., Landstand in Steiermark.

Herr Lenk, Georg, k. k. Gubernial-Concepts-Practicant.
» Lewenau, Carl Edler v., st. st. Buchhaltungs-Practicant.
» Livizhnik, Georg, Hörer d. Rechte.
» Lobinger, Adolph, Hörer d. Rechte.

Herr Mandelstein, Carl Edler v., Dr. und Hof- u. Gerichts-Advocat.
» Manker, Johann, Lederfabrikant.
» Math, Mathias, st. st. Cassier.
» May, Joh. Nep., Handelsmann.
» Mayer, Handlungsagent.
» Meiller, Ignaz v., Rechnungsadjunct der k. k. Monturs-Ock. Com.
» Metz, Georg, Auscultant.
» Michelitsch, Leop., Pract. an der k. k. Univers. Biblioth.
» Müller, Alois, 1. st. st. Rechnungsrath.
» Müller, Joh., k. k. Oberlieutenant.
» Murko, A. J.
» Murmayer, Hörer der Rechte.

» Nittel, Carl Thad., k. k. Hofrath in Pension.
» Nowak, Wenzl, Handelsmann.

» Oblak, Joh., Hörer der Philosophie.
» O'Donel, Heinrich Graf v., k. k. Gubernial-Rath.
» Orttenhoffen, Joh. Nep. R. v., st. st. Bauinspector und Zeughausadministrator.
» Ostrowski, Lad. Graf v.

» Pachler, Carl, Dr. der Rechte und Hof- und Gerichts-Advocat.
» Pachler, Joh., bürgl. Fleischhauer.
» Pauer, Joh.
» Person, Franz R. v., k. k. Gubernialrath.
» Pfeiffer, Joseph, Laborant am Joanneum.
» Pferschy, Jos., bürgl. Handelsmann.
» Pichler, Andr. v.
» Pickl, k. k. Rittmeister.
» Pittoni v. Dannenfeld, J. C., Particulier.
» Possanner, Edler v. Ehrenthal, Al., st. st. Cassier.
» Prandstetter, Xav., Privat.
» Probst, Jacob, Dr. der Theologie und k. k. Prof. des Bibelstudiums n. B.
» Prohasca, Freiherr v.

» Rechbauer, Carl, Hörer der Rechte.
» Regen, Franz Xav., Factor.
» Reichenberg, Jos. Edler v., st. st. Buchh. Practicant.
» Reiner, Franz.
» Richter, Ant., k. k. Rech. Off. und a. o. Docent der Staatsrechnungsw.
» Ricki, Wilhelm, st. st. Rechnungs-Official.
» Robitsch, Math., Dr. der Theologie und k. k. Prof. der Kirchengeschichte.
» Rochel, Ludw., Handelsmann.
» Röder, Wilh. v., Hörer der Rechte.
» Rößler, Ferd., Hausbesitzer.

Herr Salm-Reiferscheid Krautheim, Se. des Herrn Carl Fürsten v., Durchlaucht, k. k. wirkl. geh. Rath und Kämmerer.
» Sattler, Friedrich v., Privat.
» Sattmann, Ludw. Ant., jubilirter Hofrichter des Stiftes St. Lambrecht.
» Scheinemann, Joh., k. k. Rittmeister in Pension.
» Schiefer, Cajetan, k. k. Civil-Bauinspector.
» Schögler, Michael, Lehrer an der k. k. Muster-Hauptschule.
» Schönborn, Theodor Graf v., k. k. Rittmeister in der Armee, und st. st. Ausschußrath.
» Schofferer, M., Söhne.
» Schofferer, Vinzenz, k. k. Gubernial-Concepts-Practicant.
» Schreiner, Gustav Franz, Dr. der Rechte und k. k. Professor der Statistik und der politischen Wissenschaften.
» Schrötter, Anton, Professor der Chemie am Joanneum.
» Schulheim, Hyaz. v., Hörer der Rechte.
» Schweighofer, Al., Banquier.
» Schweighofer, Georg, absolvirter Jurist.
» Schweighofer, Jos., Dr. der Rechte und 1. k. k. Fiskaladjunct.
» Sedelmayer, Jos., k. k. Cameral-Taxator.
» Seiller, Ant., bürgl. Lederermeister.
» Sewald, Dr. der Philosophie.
» Speckmoser, Ulrich, k. k. Prof.
» Stark, Jos., Director der st. st. Zeichnungs-Akademie und Bildergallerie.
» Steinhauser, Ferd., k. k. Gubernial-Accessist.
» Stieger, Joh., Dr. der Heilkunde.
» Stieger, Jos., Candidat des juridischen Doctorats.
» Stoll, Christian, k. k. Rath.
» Stürgkh, Graf v., General-Major.
» Sueß, Ant., bürgl. Handelsmann.
» Szapary, Se. des Herrn Vinc. Grafen v., Excellenz, k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer und st. st. Ausschußrath.

» Toncourt, Joh. Edler v., st. st. Casse-Officier.
Trötscher und Ludewig, Buchhandlung.

Ungenannter.

Herr Varena, Jos. Ritt. v., k. k. Gubernial-Rath und Kammer-Procurator.
» Vest, Lor. Edl. v., Dr., k. k. Gubernialrath und Protomedicus.
» Vorbeck, Ludw. v., Handelsmann.

» Wartinger, Jos., st. st. Registrator und Archivar.

Herr Weinreitter, Victorin, k. k. Gymnasial-Präfect.
» Werner, Carl, Professor der Landwirthschaft am Joanneum.
» Winter, Franz, Vorsteher des Handlungs-Gremiums.
» Wisiack, Ant., Lehrer der IV. Classe an der k. k. Muster-Hauptschule.
» Wladarz, Ant., k. k. Feldsuperior.
» Wögerer, Vincenz, Hörer d. Rechte.
» Wunder, Nicolaus, Pharmaceut.
» Wurmbrand, Jos. Graf v., k. k. Oberlieutenant in der Armee.
» Wurmser, Alois Edler v., k. k. Postdirections-Adj. in Pension.

» Ziernfeld, Joach., Freih. v.
» Zusner, Vincenz.

Brunsee.

Herr Barth, Mich., Chirurg in Mureck.
» Druschowitsch, Andr., Kaplan in Mureck.
» Gatti, Jac., Verwalter in Brunsee.
» Grimm, Andr., Steuer-Einnehmer in Brunsee.
» Jeschofnig, Sim., Bezirksbeamter in Brunsee.
» Konrad, Joh., Pfarrer in Mureck.
» Kropsch, Jac., Chirurg in Mureck.
» Leschanz, Paul, Syndiker in Mureck.
» Nedwed, Ant., Schulleh. in Mureck.
» Rudl, Franz, Kaplan in Mureck.

Eggenberg.

Herr Beyer, Carl, in Eggenberg.
» Bouvier, Herib., Oberamtmann und Bezirkscommissar zu Eggenb.
» Genser, Franz, Musterschullehrer in Straßgang.
» Königshofer, Carl, k. k. Schätzungs-Commissär.
» Leardi, Ehrendomherr, Hauptpfarrer u. Dechant v. Straßgang.
» Seewald, Jos., Bezirksbeamter in Eggenberg.

Freiberg.

Herr Niß, Jac., Pfarrer in Eggersdorf.
» Zirngast, Sim., Kaplan in Gleisd.
» Zißernigg, Jos., Bezirksbeamter in Freiberg.

Frohnleiten.

Herr Aftenberger, Joh., Syndiker zu Frohnleiten.
» Braunwieser, Lorenz, magist. Kanzelist in Frohnleiten.
» Rosenberger, Jos., Berg- und Hüttenverwalter im Bergwerk Thal.
» Scherl, Ignaz, Chirurg in Frohnl.

St. Georgen.

Herr Attems, Franz Ant. Graf v., Herrschafts-Inhaber.
» Domaingo, Schullehrer i. Frauheim.
» Hefele, Anton, Administrator der Hschft. Rohr.
» Remele, Ant., Pfarrer in St. Georg.

Herr Warnhauser, Rud. R. v., Inhaber der Hschft. Finkenegg.

Gleichenberg.

Herr Kawan, Joh. Phil., Steuer-Einnehmer in Gleichenberg.
» Keberl, Joh., Beamter in Gleichenberg.
» Leonardo, Mathias, Bezirks-Chirurg in Trautmannsdorf.
» Malter, Peter, Pächter der vereinten Hschften. zu Gleichenberg.
» Potzinger, Anton, Beamter zu Gleichenberg.

Gösting.

Herr Hagenau, Nic. v., Bezirkscommissär in Gösting.
» Wagner, Georg, Bezirksbeamter und Gerichtsactuar in Gösting.
» Winter, Jos., Pfarrer in St. Veit am Aigen.

Greißenegg.

Herr Bernardi, Jos., Verwalter zu Greißenegg.
» Essenko, Franz, Rentmeister zu Greißenegg.
» Rayd, in Greißenegg.
» Schönsgibl, Franz, in Greißenegg.
» Wagensperg, Adolph, Graf v.
» Wertnitsch, Carl.

Großsöding.

Herr Weilgunt, Franz, Bezirkscommissär der Hschft. Großsöding.

Gutenberg.

Herr Kammerländer, Math., Verwalter in Gutenberg.
» Peinthor, Joseph, Syndiker in Passail.

Halbenrain.

Herr Auer, Gerichtsactuar i. Halbenrain.
» Handl, Carl, Bezirksbeamter in Halbenrain.
» Kiendler, Franz, Pfarrer in St. Anna am Aigen.
» Muchovetz, Jos., Kaplan in Halbenrain.
» Nagl, Joh., in Klöch.
» Padamitsch, Matthäus, Pfarrer in Halbenrain.
» Schlegl, Wilhelm, Verwalter und Bezirkscommissär in Halbenrain.

Hartberg.

Herr Bellan, Jos., Bürger in Hartb.
» Latterer v. Latenburg, Gränzwachcommissär in Hartberg.
» Macher, Matth., k. k. Districts-Physiker in Hartberg.
» Ressavar, Ant., Apotheker in Hartb.
» Rochel, Cajetan, Bezirkscommissär in Hartberg.
» Rueß, Jac., Syndiker in Hartberg.
» Schleiffer, Carl, Beamter in Hartberg.

Herr Schwarzl, Mich., Stadtpfarrer u. Kreisdechant in Hartberg.
» Zschock, Ant., Bürger in Hartberg.

Herberstein.

Herr Berlen, Peter Franz Xav., Oberamtmann in Herberstein.
» Eichberger, Jos. Frz., Verwalter und Ortsrichter der Herrschaft Schielleiten.
» Gatterer, Joh., Bez. Commissär zu Herberstein.
» Herbst, Joh., Bäckermeister in Pischelsdorf.
» Kolmayr, Ant., Lederermeister im Markt Pischelsdorf.
» Leitl, Franz, Kastner in Herberst.
» Obersamer, Thom., Pfarrer zu St. Joh. nächst Herberstein.
» Roßmann, Jos., Cooperator in Stubenberg.
» Santner, Joh., Wundarzt in Stubenberg.
» Straßnigg, Ant., Chirurg in Pischelsdorf.

Hornegg.

Herr Leonhard, Bernh., in Grötscha. d. Laßnitz.
» Pichler, Joh., Verwalter der Herrschaft Pöls.
» Skarsa, Jos., Verwalter i. Hornegg.

Kainberg.

Herr Hertle, Jos., Pfarrer zu Kumberg.

Kapfenstein.

Herr Piebetz, Wilh., Inhaber von Kapfenstein.

Kirchberg (a. d. Raab).

Herr Jesser, Franz, Verwalter der Herrschaft Kirchberg a. d. R.
» Knieli, Jos. Eduard, Chirurg zu Kirchberg a. d. R.
» Kobeth, Anton, Pfarrer zu Kirchberg a. d. R.
» Miksch, Joh., Amtsschreiber d. Herrschaft Kirchberg a. d. R.
» Peschke, Jos., Kastner d. Herrschaft Kirchberg a. d. R.
» Rigold, Carl, Rentmeister an der Herrschaft Kirchberg a. d. R.

Lankowitz.

Herr Fetscher, Jos., Pfarr. i. d. Graden.
» Gaudy, Jac., Schull. in Lankowitz.
» Hierzegger, Jos., Chirurg in Edelschrott.
» Mascher, Joh., Schull. in Köflach.
» Mohlen, Rud., Chirurg in Lankowitz.
» Spreng, Franz Sales, Cameralbeamter in Lankowitz.
» Steindl, Joh. Edler v., Wundarzt in Köflach.

Ligist.

Herr Groß, Anton, in Ligist.
» Haffner, Anton, in Hochenburg.
Herr Klar, Zeno, Verwalter in Ligist.
» Reicher, Joh., Beamter in Ligist.
» Seiner, Joh., Cooperator in Ligist.

Neuweinberg.

Herr Kodolitsch, Oswald Edler v., Herrschafts-Inhaber.
» Leitner, Gottfried, Verwalter der Herrschaft Neuweinsberg.

Peggau.

Herr Stubenberg, Wolfg. Herr und Graf v., k. k. Hauptmann in der Armee, u. st. st. Ausschuß-Rath.
» Treffler, Joh., Kaplan in Semriach.

Piber.

Herr Auer, Alois, Bezirksarzt in Piber.
» Bernhard, Jos., Pfarrer in Piber.
» Geyer, Alois, Glasfabriksinhaber u. Steinkohlengewerk in Oberdorf nächst Voitsberg.
» Mitlöhner, A. F., in Piber.
» Schenzl, Franz Hieron., Controlor in Piber.
» Sterr, Ant., k.k. Rittmeister, i. Piber.
» Unger, Ant., Pfarrer i. d. Kainach.

Pöllau.

Herr Falk, Georg, Pfarrer u. Dechant in Pöllau.
» Wegschaider, Leop., Verwalter u. Bezirks-Commissär in Pöllau.

Rein.

Herr Crophius Edl. v. Kaiserssieg Ludwig, Abt zu Rein, st. st. Verordneter, Curator d. Joanneums 2c. (2 Exempl.)
» Caspaar, Carl, Beamter im Stifte Rein.

Riegersburg.

Herr Gründorf, Joh., Bezirks-Commissär in Riegersburg.
» Seebauer, Joseph, Rentmeister in Riegersburg.
» Tengler, Georg, Hauptpfarrer u. Dechant in Riegersburg.

Stainz.

Herr Kundmann, Joh., Controlor in Stainz.
» Peitler, Martin, Anwalt in Stainz.
» Termin, Joh., Grundbuchsführer in Stainz.
» Zaithammer, Mor., Rentmeister in Stainz.

Stein.

Herr Rochel, Moritz, Verwalter der Herrschaft Stein bei Fehring.

Thalberg.

Herr Joherl, Ignaz, Grundbuchsführer an der Herrschaft Thalberg.
» Matitsch, Jos., Inhaber der Herrschaft Thalberg.

Herr Nyary, Franz, Steuer-Einnehmer in Thalberg.

Thannhausen.

Herr Hertle, Carl, Schullehrer am Weitzberg.
» Koller, Anton, Kreisdechant am Weitzberg.
» Miburko, Franz Xav., Oberamtmann in Thannhausen.
» Mosdorfer, Alois, Gewerk in Weitz.
» Mosdorfer, Balthaser, Gewerk in Weitz.
» Peball, Xaver, Beamter in Thannhausen.
» Ramschüssl, Doctor u. k. k. Districts-Physiker in Weitz.
» Riedl, Anton, Beamter in Thannhausen.
» Schitt, Carl, Apotheker in Weitz.
» Schitt, Paul, freiherrl. Gudenus'scher Secretär zu Thannhausen.
» Urbitsch, Anton, Steuer-Einnehmer in Thannhausen.
» Widenhuber, Justiziär in Weitz.

Vasoldsberg.

Herr Suckfill, Carl, Pfarrer zu Nöstelbach.

Voitsberg.

Herr Habianitsch, Math., in Voitsb.
» Hugowitsch, Cooperator in Voitsb.
» Jirschitzky, Doctor und Physiker in Voitsberg.
» Köffer, Peter, Syndiker in Voitsb.
» Kurz, Alois, Dechant in Voitsberg.
» Netwald, Carl, Cooperator in Voitsberg.
» Trexler, Ignaz, in Voitsberg.

Herr Vadlau, Barthol., Beamter in Voitsberg.

Vorau.

Canonicat-Stift Vorau.
Herr Seeger, Jos. Rob., Anwalt in Vorau.

Waldstein.

Herr Lang, Gottlieb, Wundarzt zu Feistritz.
» Markl, Ambros, Pfarrer zu Feistritz.
» Mensurati, Georg, Bergwerks-Inhaber zu Feistritz.
» Pacherneg, Cajetan, Verweser am Sichelhammerwerk in Feistritz.
» Pacherneg, Joh., Hammersgewerk zu Uebelbach.
» Stangl, Rud., Kaplan zu Feistritz.
» Thinnfeld, Ferd. edler Herr v., st. st. Verordneter, Curator des Joanneums rc.
» Zimmermann, Carl, Bezirksbeamter der Herrschaft Waldstein.
» Zimmermann, Jos. Ernst, Pächter u. Bezirks-Commissär der Herrschaft Waldstein.

Wildon.

Herr Glanner, Carl, Dechant in Wildon.
» Griendl, Dr. Franz Rit. v., st. st. Verordneter.
» Kastreuz, Johann, Verwalter der Herrschaft Schwarzenegg.
» Silberberg, Leop. v., k. k. Tabak-Haupt-Verleger in Wildon.
» Singer, Ferd., Syndiker und Bezirks-Commissär in Wildon.

Marburger-Kreis.

Ankenstein.

Herr Paulizh, Joseph, Justizbeamter in Ankenstein.
» Schimenko, Simon, Beamter in Ankenstein.
» Simitsch, Carl, Beamter in Ankenstein.
» Wanzl, Jos., Beamter in Ankenst.

Arnfels.

Herr Bayer, Jos., Privat in Arnfels.
» Gebhardt, Barthol., Chirurg in Arnfels.
» Hickade, Diborius, Rentmeister in Arnfels.
» Kircher, Sebast., Bezirks-Commissär in Arnfels.
» Koble, Joh., Pfarrer zu St. Joh. im Sagathal.
» Schillinger, Alois, Amtsactuar zu Arnfels.

Herr Schmitt, Bapt., Steuer-Einnehmer in Arnfels.
» Verschitz, Franz, Kaplan in Arnf.
» Welledil, Ignaz, Pfarrer in Arnf.

Burgstall.

Herr Drasch, Joh., Inhaber der Herrschaft Burgstall.

Dornau.

Herr Battistig, Anton, Controllor zu Dornau.
» Murmayer, Carl, Bezirks-Commissär zu Dornau.

Ebensfeld.

Herr Domaingo, Jos., Pfarrer in St. Margarethen.
» Pschotsky, Jos., Bezirks-Commissär in Ebensfeld.

Herr Tscheo, Franz, Kaplan in Maria Neustift.
» Wagner, Georg, Pfarrer in Maria Neustift.
» Wratschgo, Pfarrer zu St. Joh. am Draufelde.

Ehrenhausen.

Herr Kunsti, Ignaz Edler v., Bezirks-Commissär zu Ehrenhausen.

Eibiswald.

Herr Gottinger, Carl, Pfarrer in Eibiswald.
» Klug, Math. Eduard, ausgetretener Verweser der k. k. priv. Eisenfabrik in Aichberg.
» Petretto, Franz, k. k. Hauptgew.-Hammerverweser in Eibiswald.
» Turin, E. L., Inhaber der k. k. priv. Glasfabrik in Eibiswald.

Faal.

Herr Andriasde, Friedrich, Verweser der Dr. Reßmann'schen Hammerwerke in St. Lorenzen.
» Godina, Joh., Pfarrer in Maria Rast.
» Gradischer, Jos., Rentm. in Faal.
» Ipavitz, Carl, Verwalter u. Bez.-Commissär in Faal.
» Kaindelsdorfer, Paul, Glasfabriks-Inhaber zu Oberlembach.
» Schlichting, Anton, Glasfabriks-Director in Oberlembach.
» Sohns, Jos., Beamter in Faal.
» Steiger Edler v. Amstein, Herm., Controllor in Faal.
» Vivat, Benedict, Glasfabriks-Inhaber in Faal.

Feilhofen.

Herr Egner, Jos., Güter-Inspector in Feilhofen.
» Halm, Marktrichter in St. Florian.
» Unger, Magister in St. Florian.

Fridau.

Herr Breskovar, Bräuermeister in Fridau.
» Ferenz, Math., Pfarrer in Fridau.
» Herschitsch, Joh. Nep., Kaplan in Allerheiligen.
» Isack, Gränzzolleinn. in Polstrau.
» Kada, Verwalter in Fridau.
» Kadletz, Gränz-Zolleinnehmer in Fridau.
» Mühling, Christ., Schullehrer in St. Wolfgang.
» Pellar, Franz, Realitätenbesitzer zu Fridau.
» Pirker, Kurat in St. Wolfgang.
» Schren, Joh., Lehrer in Fridau.
» Steinko, And., Artillerie-Major in Pension in Fridau.
» Vrabl, Franz, Kaplan in Fridau.

Gutenhaag.

Herr Frenkovitsch, And., Lehrer in St. Ruprecht.
Herr Gollob, Georg, Pfarrer in St. Georgen.
» Größlinger, Joh., Schullehrer in St. Georgen.
» Klaischer, Joh., Kaplan in St. Georgen.
» Kurnigg, Joh., Pfarrer in St. Margarethen.
» Leich, Franz, Dechant in St. Leonhard.
» Lipitsch, Anton, Verwalter in Gutenhaag.
» Marko, Jos., Beamter in Gutenh.
» Murko, Flor., Pfarrer zu St. Ruprecht im Bezirke Gutenhaag.
» Murko, Franz, Pfarrer in H. Dreifaltigkeit.
» Pollitsch, Jos., Kapl. in St. Rup.
» Pugschitsch, Thomas, Kaplan in H. Dreifaltigkeit.
» Schmidt, Franz, Steuereinnehmer in Gutenhaag.
» Schrambeck, Carl, Bezirks-Chirurg in St. Leonhard.
» Spindler, Jos., Kaplan in St. Margarethen.
» Wenzel, Alois, Färbermeister in St. Leonhard.
» Wesiak, Jos., Schullehrer in St. Margarethen.

Hausambacher.

Herr Attems, Herm. Graf v., Herrschaftsinhaber.
» Jurschitz, Jos., Bezirks-Commissär in Hausambacher.
» Spesitsch, Reich., Hauptpfarrer in Hausambacher.

Jahringhof.

Herr Huber, Norbert, Pater Stiftshofmeister zu Jahringhof.
» Krammer, Carl, Bezirks-Commissär in Jahringhof.

Kienhofen.

Herr Reichl, Franz, Bürger in Hohenmauthen.
» Wesseniak, Math., Verweser in Hohenmauthen.
» Wo*u, Rup., Bürger in Hohenmauth.

Landsberg.

Herr Hanschitz, Ant., Bezirks-Commissär in Landsberg.
» Lachainer, Dechant in Landsberg.
» Oblasser, Joh., Apoth. in Landsb.
» Röckenzaun, Dr., in Landsberg.
» Weigl, Math., Kastner in Landsb.

Lukaufzen.

Herr Manner, Alois, Pfarrer in H. Kreuz bei Luttenberg.
» Schallamun, Jakob, Kaplan in H. Kreuz bei Luttenberg.

Mährenberg.

Herr Bauer, Joh., k. k. Postmeister in Mährenberg.

Herr Bauer, Joh., k. k. Postmeister zu St. Oswald im Drauwalde.
» Bresnigg, Franz, Kaplan in Mährenberg.
» Feldbacher, Math., Rentmeister in Mährenberg.
» Iberer, Mich., Bezirks-Chirurg in Mährenberg.
» Köchel, Jos., Handelsmann in Mährenberg.
» Kruschnigg, Jacob, Handelsmann in Mährenberg.
» Remitz, Joh. Georg, Realitäten-Besitzer in Ebegarten.
» Schmitt, Roman, Bezirks-Commissär in Mährenberg.
» Schwarz, Jos., Dechant in Mährenberg.

Mallegg.

Herr Gottweis, Joh., Dr. und Bezirks-Commissär zu Mallegg.
» Großkopf, Kaplan in Luttenberg.
» Jaklin, Ant., Pfarrer in Kleinsonnt.
» Jaklin, Mich., Dechant in Luttenb.
» Kotzmuth, Kaplan in Luttenberg.
» Mames, v., Kaplan in Luttenberg.
» Simonitsch, Franz, Kaplan in Kleinsonntag.
» Stukel, Mart., Syndiker in Luttenb.

Marburg (lf. Stm.).

Herr Altmann, Ant., Handelsmann in Marburg.
» Heritsch, Joh. Jos., Handelsmann in Marburg.
» Jungblut, Franz, Gastgeber in Marburg.
» Jüttner, Ferd., bürgl. Wundarzt in Marburg.
» Kanzler, Franz, Handelsmann in Marburg.
» Kerpan, Joh., k. k. Gymnasial-Präfect in Marburg.
» Kieker, Ant., Dr. d. Med. u. k. k. Kreisphysikus in Marburg.
» Kienninger, Jos., Tonkünstler in Marburg.
» Knaffl, Heinrich, k. k. Cameral-Bezirks-Verwalter in Marburg.
» Koch, Carl, Apotheker in Marburg.
» Kriehuber, Al. v., Postmeister in Marburg.
» Krumpholz, Jos., k. k. Cameralcommissär in Marburg.
» Kurz, Joh., k. k. Gymnasial Professor in Marburg.
» Leuzendorf, Gottlieb Jos. Rit. v., in Marburg.
» Mally, Ant., Dr. der Medizin u. Chir. in Marburg.
» Mally, Georg, k. k. Gymnasial-Professor in Marburg.
» Marek, Bernhard, k. k. Bauassistent in Marburg.
» Marquet, Ignaz Edler v., k. k. Gubernialrath und Kreishauptm. in Marburg.
» Oprawill, Jac., k. k. Cameral-commissär in Marburg.
» Patscheider, Jos., k. k. Gymnasial-Professor in Marburg.
» Payer, Joh., in Marburg.
» Planer, Emanuel Edler v., Kreisingenieur in Marburg.
» Pokorny, Jos., Conceptspracticant bei der k. k. Cameral-Bezirks-Verwaltung in Marburg.
» Prischnigg, Anton, Gültbesitzer in Marburg.
» Prey, in Marburg.
» Puff, Rud., k. k. Humanitäts-Professor in Marburg.
» Stocker, Al., pension. Kreisforst-Commissär in Marburg.
» Stoker, Ant. Jos., in Marburg.
» Szamell, Ant., k. k. Postcontrollor zu Marburg.
» Tappeiner, Ant., in Marburg.
» Tscheligi, Andreas, in Marburg.
» Zech, Jos., k. k. Gymnasiallehrer in Marburg.

Marburg (Burg-).

Herr Felter, Jacob C., in Marburg.
» Schmiderer, Jos., in Marburg.
» Tappeiner, Joh., Realitätenbesitzer in Marburg.
» Wundsam, Jos., in Marburg.

Melling.

Herr Gollob, Franz Xav., Pfarrer zu St. Peter unter Marburg.

Meretinzen.

Herr Dreysibner, Kaplan zu St. Marx bei Pettau.

Negau.

Herr Kainich, Georg, Kaplan in St. Anton.
» Kramberger, Matth., Pfarrer zu St. Maria in Negau.
» Schluetenberg, Caj. Edler v., Pächter d. Hrschft. Negau.
» Tschullegg, And., Pfarrer zu St. Benedicten.

Obermureck.

Herr Herzog, Franz Ser., Verwalter der Herrschaft Freysburg.
» Pogstitsch, Franz, Chirurg in St. Anna am Kriechenberg.
» Poje, Joh., Realitäten Besitzer zu St. Anna am Kriechenberg.

Oberpettau.

Herr Krempl, Ant., Pfarrer in St. Lorenzen.

Oberradkersburg.

Herr Wutt, Ant., Verwalter u. Bezirks-Commissär in Oberradkersburg.

Pettau (l. f. Stm.).

Herr Cassian, Ignaz, Kurmeister zu Pettau.
Pettau Magistrat.

Sauritsch.

Herr Ulm, Ant., Inhaber der Herrschaft Sauritsch.

Schachenthurn.

Herr Fraß, Jos., Bezirks-Beamter in Schachenthurn.
» Hohl, Jos., Rentmeister in Schachenthurn.
» Poregger, Ant., Chirurg in St. Georgen.
» Puscheniagg, Jos., Pfarrer in St. Georgen.
» Tscherniwetz, Mart., Kaplan in St. Georgen.
» Wisiak, Mich., Schullehrer in St. Georgen.

Schwanberg.

Herr Hohenburger, Joh., Verwalter in Schwanberg.
» Raab, Alois, Kastner in Schwanberg.
» Schrey, Pet., Pfarrer in Schwanb.
» Spiller, Joh. Adolph, Kanzleischreiber in Schwanberg.
» Wallner, Jos., Schullehrer in Schwanberg.

Seckau.

Herr Braun, k. k. Hauptm., in Leibnitz.
» Draxler, Mich., Beamter zu Seckau.
» Götz, Syndiker in Leibnitz.
» Hard, Caspar, Justiziär der Herrschaft Seckau.
» Holler, Ant., Beamter zu Seckau.
» Krätzig, Max., Apotheker in Leibnitz.
Leibnitz, Magistrat.
Herr Masten, Mich., Beamter zu Seckau.
Herr Michurko, Ant., Administrator u. Bezirks-Commissär zu Seckau.
» Oblasser, Jos., Apotheker in Leibnitz.
» Socher, Edl. v., Beamter zu Seckau.
» Sock, Jos., Districtsphysik. in Leibnitz.
» Wenedicter, Peter, Realitätenbesitzer in Leibnitz.

Trautenburg.

Herr Bofet, Ernst, Ritt. v., Inhaber der Herrschaft Trautenburg.

Wildhaus.

Herr Bitterl Edl. v. Tessenberg, Mich. Joh., in der Gams.
» Karner, Blasius, Domst. Gurker Wirthschafts-Inspect. in Tresternitz.
» Lannoy, Eduard Freih. v., Inhaber der Herrschaft Wildhaus.
» Standegger, Jak., Pfarr. i. d. Gams.

Witschein.

Herr Flucher, Joh., Pfarrer in Witschein.
» Mafreda, Joh., Bezirks-Commissär in Witschein.

Wurmberg.

Herr Fraß, Ant., Realitäten-Besitzer in Wurmberg.
» Höller, Joh., Kaplan zu St. Martin bei Wurmberg.
» Ramutha, Franz, Realitäten-Besitzer zu St. Martin.
» Rieger, Heinrich, Steuer-Einnehmer in Wurmberg.
» Sator, Jos., Verwalter in Wurmbg.
» Stieger, Ign., Controllor in Wurmberg.

Cillier-Kreis.

Altenburg.

Herr Lipold, Jos., Pfarrer in Rietz (?).
» Schramel, Joh., Kaplan im Markte Laufen.
» Thurin, Mich., Lehrer im Markte Laufen.

Cilli.

Herr Dorfmann, Hartnid, Gymnasial-Präfect in Cilli.
» Gollob, Peter, Verwalter der Cillier-Abtei.
» Graschitz, Joh., k. k. Professor in Cilli.
Gymnasium in Cilli.
Herr Hoyos, Joh. Graf v., k. k. Kreisamts-Conceptis-Practicant in Cilli.
» Küttel, Joh., k. k. Professor in Cilli.
» Mathes, Carl, Haupttabak-Verleger in Cilli.
» Pippan, Thom., k. k. Prof. in Cilli.
Herr Ritter, Eduard, k. k. Kreissecretär in Cilli.
» Schneider, Franz Xaver, insul. Abt und Stadtpfarrer in Cilli.
» Seidl, Joh. Gabr., k. k. Professor in Cilli.
» Sticker, Jacob, k. k. Prof. in Cilli.
» Thurn, Sigm. Graf v., in Cilli.
» Ziernfeld, Balth. Edler v., k. k. Gubernialrath u. Kreishauptmann.
» Zweyer, And., Bürgermeister.

Erlachstein.

Herr Nouackh, Raimund, Inhaber der Herrschaft Erlachstein.
» Wretscher, Ant., Dechant zu St. Marein.

Feistritz.

Herr Buschitsch, Luc., Stadtpfarrer u. Dechant in Windisch-Feistritz.

Gonowitz.

Herr Legat, Jos., Pfarrer in Maria Spitalitsch.
» Visconti, Franz, Musterlehrer in Gonowitz.

Laak.

Herr Mulle, Franz, Inhaber der Herrschaft Laak.

Landsberg.

Herr Wels, Anton, Chirurg zu Windisch-Landsberg.

Lehen.

Herr Bonazza, Ant. v., Gewerk in Misling.
» Breschan, Thom., Pfarrer in St. Egydi ob Windisch-Grätz.
» Gallenfels, Alois Freih. v., k. k. Kämmerer, Hauptmann in der Armee, und Inhaber der Herrschaft Gallenhofen bei W. Grätz.

Lemberg.

Herr Dienersberg, Joh. Freih. v., Inhaber der Herrschaft Neuhaus.
» Gasser, Jos., Bezirks-Commissär in Lemberg.
» Lenz, Joh., Capitain-Lieutenant in Pension in Lemberg.

Neucilli.

Herr Hefele, Jac. Thad., Gewerksinhaber zu Liboje im Bezirke Neucilli.
» Rankl, Joh. Mich., Rentmeister der Herrschaft Neucilli.

Pragwald.

Herr Fink, Joh., Curat zu Maria Rieg.

Oberburg.

Herr Laretitsch, Joh., Beamter zu Oberburg.
» Legat, Franz, Rentmeister zu Oberb.
» Ogrinz, Joh. Bap., Anwalt zu Oberb.
» Petz, Ignaz, Beamter zu Oberburg.
» Schatz, Franz, Amtsch. zu Oberb.

Oberlichtenwald.

Herr Trodnig, Phil., Verwalter der Herrschaft Oberlichtenwald.
» Rebenburg, Joh. Nep. Edler v., Inhaber d. Herrschaft Oberlichtenw.

Oberpulsgau.

Herr Adlerskron, Ritter v., Inhaber der Herrschaft Oberpulsgau.
» Zigler, Franz, zu Unterpulsgau.

Plankenstein.

Herr Hudovernig, Ignaz, Curat zu St. Barthol.

Puchenstein.

Herr Kometer, Georg, Inhaber der Herrschaft Puchenstein.

Herr Krobath, Franz, Pfarrer zu St. Joh. ob Drauburg.
» Langer, Jos., Glasfabriks-Inhaber zu Josephsthal.
» Miaulag, Peter, Pfarrer zu Raifnig.
» Radschisch, Jos., k. k. Hauptpfarrer zu Saldenhofen.
» Smolitz, Franz, Kaplan zu Raifnig.
» Trobisch, Jos., Pfarrer zu St. Peter am Kronenberg.

Rann.

Herr Del Cott, Joh., Handelsmann in Rann.
» Del Rosi, Franz, Controlor zu Rann.
» Kellner, Ignaz, Verwalter der Herrschaft Rann.
» Seder, Franz, Beamter in Rann.

Reichenburg.

Herr Allitsch, Georg, Dechant in Videm.
» Dellena, Jos. Steph. v., Inhaber der Herrschaft Reichenburg.
» Pollak, Alois, Pächter zu Reichenbg.

Reifenstein.

Herr Feichtinger, Ferd., geistl. Rath u. Vice-Delegat in Ponigl.
» Kopriva, Franz, Oberlieutenant, in St. Georgen.
» Kozely, Joh., Lehrer in Ponigl.
» Lobenwein, Ant., Kaplan in St. Georgen.
» Stepischnig, Georg, Kaplan in Ponigl.
» Verschnig, Kasp., Pfarrer in St. Georgen.

Rothenthurn.

Herr Dvorscheg, Ant., Kaplan in Altenmarkt bei Windischgrätz.
» Koren, Thom., Pfarrer in Altenmarkt bei W. G.
» Niß, Cajetan, Bürgermeister in W. G.
» Pachernig, Jos., Inhaber der Herrschaft Rothenthurn.
» Paltauf, Jac., Kaplan in Altenmarkt bei W. G.
» Periz, Franz v., Inhaber des Gutes Feldenhofen in Altenmarkt b. W. G.
» Reßnig, Steph., Dr. der Rechte u. Syndiker in W. G.
» Schitting, Vinc., Stadtpfarrprovisor in W. G.
» Vogel, Carl, Steuer-Einnehmer in Rothenthurn.
» Vogu, Georg, Pfarrer in St. Nicolaus bei Wiederdrieß.

Sannegg.

Herr Battistig, Jos., Dechant und Pfarrer in Fraßlau.
» Thomschitsch, Jos., Syndiker in Praßberg.

Stattenberg.

Herr Binder, Ign., Verwalter u. Bezirks-Commissär zu Stattenberg.

Stubenitz.

Herr Fuchs, Raim., Bezirks-Commissär in Stubenitz.
» Schuscha, Ant., Curat in Stubenitz.

Tüffer.

Herr Ballon, Math., k. k. Hauptpfarrer zu Tuffer.
» Uhl, Ignaz, Pächter der Herrschaft Tüffer.
» Worlitschegg, Joh. Nep., Inhaber des Tuffer-Bades.

Weichselstätten.

Herr Juvantschitsch, Franz, Administrator zu Neukirchen.
» Maitzen, Franz, Kirchendiener zu Neukirchen.
» Pack, Joh. Nep., Chirurg i. Hochenegg.
» Stojan, Mich., Kaplan zu Neukirchen.

Weitenstein.

Herr Novak, Ignaz, Glasfabriks-Inhaber.

Wisell.

Herr Hirschhoffer, Franz, Inhaber der Herrschaft Wisell.

Wöllan.

Herr Koren, Math., Kaplan in Skalis.
» Lukanz, And., Kaplan in St. Martin bei Schallegg.
» Negro, Nicol. Franz v., Inhaber der Herrschaft Thurn.
» Sall, Jos. Ant., Inhaber des Gutes Eggenstein.
» Skubetz, Jos., Verwalter der Herrschaft Thurn.
» Walek, Jos., Bezirks-Commissär in Wöllan.
» Winditsch, Frz., Dechant in Skalis.

Brucker - Kreis.

Aflenz.

Herr Klammer, Bernhard, Kaplan in Aflenz.
» Kralik, Nepomuk, Pfarrer i. Turnau.
» Lenz, Joh. Nep., Rad- u. Hammersgewerk Mandatar und Landwirthschafts-Ausschuß in Aflenz.
» Mosdorfer, Ant., Hammersgewerk in Aflenz.
» Pengg, Franz Xav., Hammersgewerk in Aflenz.
» Platzer, Vincenz v., Verweser in Seebach.
» Reifirsch, Joh., Pfarrer in d. Veitsch.
» Scheikowitsch, Hieronym., Pfarrer in Aflenz.
» Schlagibn, Paul, Verwalter und Bezirks-Commissär in Aflenz.
» Sighartleitner, Emanuel, Kaplan in Aflenz.

Bärnegg (a. d. Mur).

Herr Wisiak, M., Bezirks-Commissär und Verwalter zu Bärnegg.

Bruck.

Herr Bernauer, Ant., Post-Expeditor in Bruck.
» Lamberg, Ant. Raimund Graf v., k. k. Kämmerer, Gubernialrath u. Kreishauptmann.
» Pichelmayr, Jos. Fr., Hammersgewerk in Bruck.
» Racher, Franz, bürgl. Handelsmann in Bruck.

Ehrnau.

Herr Hackel, Mich., Bauer in Mautern.
» Radlingmayer, Tischler in Kahlwang.
Herr Scherer, Claud. Rit. v., Pächter u. Bez. Commissär d. Hft. Ehrnau.
» Scheuchenstuel, Fried. v., Hammersgewerk in Kahlwang.
» Schragl, Joach. Ritt. v., in Kahlw.
» Ziegler, Kassian v., Pfarrer in Kammern.

Eisenerz.

Herr Baumann, Pfarrer in Eisenerz.
Bibliothek, k. k. hauptg., in Eisenerz.
Herr Binder, Jos., k. k. Rechnungsrath in Eisenerz.
» Dietrich, Vinc., Hüttenverwalter in Eisenerz.
» Hirsch, Rudolph, k. k. Bergverwalter in Eisenerz.
» Schnitzer, Jos., k. k. hauptg. Secretär in Eisenerz.
» Schouppe, v., Bergrath in Eisenerz.
» Steinprinz, Fried., k. k. Eisenwerksdirect. Concipist in Eisenerz.
» Stumpf, Frz., Syndik. in Eisenerz.
» Swoboda, Franz, k. k. Bergrath in Eisenerz.
» Sybold, Jos. Fort., Ritter des österr. Leopoldordens, k. k. Gubernialrath und stei. öst. Eisenwerksdirector in Eisenerz.

Freienstein.

Herr Czagran, Joh., Verwalter und Bezirks-Commissär zu Freienstein. (3 Exempl.)
» Ehrenreich, Math., Gastwirth zu St. Peter ob Leoben.
» Judmayer, Franz, Gemeinde-Richter und Landmann zu St. Peter ob Leoben.
» Pallosch, Jos., Curat zu St. Peter ob Leoben.

Herr Schreiber, Joseph, Inhaber der Herrschaft Friedhofen.

Gallenstein.

Herr Dirnpöck, Fried. Edler v., k. k. Controllor in Großreifling.
» Gottscheer, Raimund, Pfarrer in Wildalpen.
» Leobner, Melchior, k. k. hauptg. Hammerverweser in St. Gallen.
» Rechfeld, Ant., k. k. Waldmeister in St. Gallen.
» Steinprinz, Carl, k. k. hauptg. Hammerschreiber in St. Gallen.

Göß.

Herr Heilinger, Franz, Edler v., Rentmeister in Göß.
» Lendl, Sigism., Kaplan in Göß.
» Sablatnig, Rud., Hfrchtr. in Göß.
» Seidl, Ignaz, Steuereinnehmer in Göß.

Hieflau.

Herr Modesti, Peter v., k. k. hauptg. Rechen- und Lend-Schreiber in Krautgarten bei Radmar.
» Pendl, Joh., k. k. hauptg. Verwalter u. Bezirks-Comm. in Hieflau.
» Sturm, P. Ernst, Kupferwerksverweser in der Radmar.

Kaisersberg.

Herr Burger, Kaspar, Pfarrer in St. Stephan.
» Ebner, Georg, k. k. Postmeister in Kraubath.
» Engelhofer, Carl, Pächter und Bezirks-Commissär der Herrschaft Kaisersberg.
» Gruber, Michael, Gastgeber in Kraubath.
» Habenbacher, Jak., Flößmeister zu St. Stephan.
» Munz, Odilo, Pfarrer in Kraubath.
» Schaffer, Jak., Gastgeber u. Gültenbesitzer in Kraubath.
» Wagner, Carl, Adjunct d. Eisengußw. in St. Stephan.
» Webersink, Jos., Communitäts-Stations-Beamter in Kaisersberg.

Kindberg.

Herr Ebert, Felix, bürgl. Bräuermeister zu Kindberg.
» Fink, Franz, bürgl. Faßbinder in Kindberg.
» Grubmiller, Ferd., Nagelschmidmeister zu Kindberg.
» Hillebrand, Franz, Sensengewerk zu Kindberg.
» Kofler, Math., bürgl. Handelsmann zu Kindberg.
» Lechner, Ignaz, Pfarrer zu Kindb.
» Mallitsch, Bezirks-Commissär zu Kindberg.
» Paßegger, Jos., Rauchfangkehrermeister zu Kindberg.
» Prunner, Joh., magistrat. Kanzl. zu Kindberg.

Herr Rathenburg, Jg. v., magistrat. Kanzelist und Quartiermeister zu Kindberg.
» Salmutter, Joseph, Gewerk zu Kindberg.
» Schmid, Caj., bürgl. Gastwirth zu Kindberg.

Leoben.

Herr Baumbach, Fr., in Leoben.
» Graf, Jos., Bürgermeist. in Leoben.
» Hierreich, Joh., Stadtpfarrer in Leoben.
» Hollara, Franz, Wirthschafts-Ausschuß-Vorsteher in Leoben.
» Homan, Jos., Dr. der Rechte in Leoben.
» Mayr, Franz, Gewerk in Leoben.
» Peintinger, Joh., Dr. der Medizin, in Leoben.
» Pfeifer, Alois, Justiziär in Leoben.
» Schönowitz, Freih. v., Realitätenbesitzer in Leoben.
» Stadtmagistrat zu Leoben.
» Wiener, Carl, bürgl. Wundarzt in Leoben.

Maria Zell.

Herr Breither, Rud., Decanats-Actuar in Maria Zell.
» Czerni, P. Aug., Beichtvater in Maria Zell.
» Pitter, Ernst, Sacrista in M. Zell.
» Riedmüller, Dr. Carl, k. k. Districtsphysiker in Maria Zell.
» Rudesch, And., Curat in Maria Zell.
» Sparowitz, Alois, Cameral-Verwalter und Bezirks-Commissär in Maria Zell.
» Zuliani, Eugen, Curat u. Katechet in Maria Zell.

Massenberg.

Herr Glatz, P. Lucas, Curat in Traboch.
» Hammer, Joh., Bezirks-Commissär u. Ortsrichter zu Massenberg.
» Scherer, Aegid., Capitular d. St. Admont, Pfarrer zu St. Michael ob Leoben.

Mürzzuschlag.

Herr Aigner, Joh., Bäckermeister in Mürzzuschlag.
» Artner, Joh. Gottf., bürgl. Handelsmann in Mürzzuschlag.
» Milloß, Franz, Beamter in Mürzzuschlag.
» Pohlner, Ignaz, Apoth. in Mürzzuschlag.
» Stöckl, Franz, k. k. Postmeister in Mürzzuschlag.

Neuberg.

Herr Ankershofen, Alois v., Rentmeister in Neuberg.
» Drabitsch, Joh., Curat in Mürzsteg.
» Egger, Joh., k. k. Bergpraktikant in Neuberg.
» Hatterer, Joh. Georg, k. k. Förster in Mürzsteg.

Herr Glück, in Spital.
» Grill, Martin, k. k. Controllor in Neuberg.
» Hampe, Jos., Oberverweser in Neub.
» Hippmann, Ant., k. k. Material-Verwalter in Neuberg.
» Hofmann, Ant., Amtsschreiber in Neuberg.
» Kniefatz, Fab., Curat in Kappellen.
» Leitner, Wilh. Ritter v., k. k. Material-Controllor zu Neuberg.
» Mitlöhner, Jos., k. k. pens. Förster in Neuberg.
» Petsch, Jak., k. k. Lehrer in Mürzst.
» Voiger, Eduard, Diurnist in Neub.
» Prescher, Ludw., k. k. Waldmeister in Neuberg.
» Rettinger, Ant., Glasermeister in Spital.
» Schott, Joh. Georg, Pfarrer in Neuberg. (2 Exempl.)
» Timpel, Franz, Eisenwerks-Kanzellist in Neuberg.
» Vorbeck, Friedr. v., k. k. Amtsschreiber in Neuberg.
» Wintersberg, Franz v., k. k. Cassier in Neuberg.

Oberkindberg.

Herr Gössing. Vinc., Bezirks-Commissär zu Oberkindberg.
» Inzaghy, Phil. Graf v., Inhaber der Herrschaft Oberkindberg.

Trofaiach.

Herr Siebauer, Thom., Dechant und Pfarrer zu Trofaiach.

Unterkapfenberg.

Herr Baum, Joh., Hammersgewerk in Kapfenberg.
» Fürst, Franz, Bürger in Kapfenberg.
» Göschel, Joh., Inhaber der Herrschaft Unterkapfenberg.
» Herrmann, Vinz., Syndiker im Markte Kapfenberg.
» Hueber, Georg, Marktrichter in Kapfenberg.
» Konfellner, Joh. Nep., Pfarrer in Unterkapfenberg.
» Langmann, Joh. Mich., Bezirksarzt in Kapfenberg.
» Mayer, Ant., Beamter in Unterkapfenberg.

Herr Niederberger, Jos., Hammersgewerk in Kapfenberg.
» Schaffer, Joh., Bezirks-Commissär u. Verwalter d. vereint. Herrschaften zu Unterkapfenberg.

Vordernberg.

Herr Bohr, Carl Ritter v., Radgewerk in Vordernberg.
» Galba, Franz, Secretär der Radmeister-Communität in Vordernb.
» Penz, Jos., Radwerks-Administrator in Vordernberg.
Radmeister-Communität in Vordernberg.
» Rebenburg, Ludw. Edler v., Radgewerks-Repräsent. in Vordernb.
» Schrokenfux, Math., Radgewerks-Verweser in Vordernberg.

Weier.

Herr Fetz, Georg, Oberamtmann der vereinigten Herrschaften Pfannberg u. Bezirks-Commissär zu Weier in Rubefeld bei Frohnleiten.
» Lintschinger, Joh., Pfarrer in Röthelstein.
» Schwerenfeld, Carl v., Hammersgewerk in Röthelstein.

Wieden.

Herr Frandenegg, Joh. v., zu Nechelheim.
» Graf, Johann Bapt., Gewerk in Parschlug.
» Griesler, Franz, Verwalter der Herrschaft Wieden.
» Mayr, Jos., in Marein.
» Neuhold, Freih. v., in Gassing.
» Niederberger, Joseph, Senior, Gewerk.
» Pengg, Jos., in St. Lorenzen.
» Ploner, in Allerheiligen.
» Ruff, Pfarrer in Marein.
» Scheikl, Flor., k. k. Postmeister in Mürzhofen.
» Thaus, And., in Frauenberg.
» Türk, k. k. Rittmeister und Depot-Commandant zu Marein.
» Weinschenkh, Bezirks-Commissär in Wieden.
» Zoisl, Hauptpfarrer in St. Lorenzen.

Judenburger-Kreis.

Admont.

Herr Angelis, P. Moritz, in Admont.
» Eisinger, Ant., Administrationssecretär in Admont.
» Kaltenegger, P. Leo, Prior des Stiftes Admont.
» Kreil, P. Benno, Administrator des Stiftes Admont.

Herr Mathiaschitsch, P. Clemens, in Admont.
» Schäfer, Fried., Cleriker des Stiftes Admont.
» Stary, Ant., Hofrichter in Admont.

Admontbühel.

Herr Reitterer, Joh. Nep., Sensengewerk in Warbach bei Obdach.

Herr **Schröckenfuchs**, Balth., Hammersgewerk in der Au bei Obdach.
» **Waltenhofen**, Carl Edler v., Bezirks-Commissär und Verwalter in Admontbühel.

Authal.

Herr **Hübner** v. Kreuzenkron, Carl, Verwalter in Authal.
» **Reicher**, Peregrin J., Rentmeister in Authal.
» **Schachner**, Matth., Sensengewerk in Feistritz.

Donnersbach.

Herr **Plicker**, Franz, Bezirks-Commissär der k. k. hauptgewerkschaftlichen Herrschaft Donnersbach.

Farrach.

Herr **Bayer**, Jos., Steuereinnehmer in Farrach.
» **Ebersberg**, Carl, Oberbeamter u. Bezirks-Commissär in Farrach.

Friedstein.

Herr **Hasenpflug**, Ignaz, Pfarrer in Wörschach.
» **Springenstein**, Graf v., Inhaber der Herrschaft Friedstein
» **Vassold**, Peter, k. k. Postmeister in Steinach.

Frauenburg.

Herr **Lengheimer**, Sigm., Bürger u. Marktrichter in Unzmarkt.
» **Schmidmayer**, Berthold, Pfarrer in Scheifling.
» **Schwarz**, Wenzl, Rentmeister in Unzmarkt.
» **Widtermann**, Jos., Hammerverweser in Niederwölz.
» **Ziernfeld**, Joh. Edl. v., k. k. Postmeister in Unzmarkt.

Goppelsbach.

Herr **Paulier**, Ant., Steuereinnehmer in Goppelsbach.
» **Pichler**, Ludwig, Verweser in Paal.
» **Preiß**, Franz Xav., Decanats-Kaplan in Stadl.
» **Tuner**, Peter, Verweser zu Turrach.

Gstatt.

Herr **Groiniga**, Max, Bezirks-Commissär in Gstatt.
» **Keller**, Constant., Pfarrer u. Filial-Vorsteher in Gröbming.
» **Vollhammer**, Carl, Steuer-Einnehmer in Gstatt.
» **Steinlechner**, Leop., Verweser in Oeblarn.

Haus.

Herr **Atzendorfer**, Ferd., Pastor in der Ramsau.
» **Brey**, Carl, Kaplan in Haus.
» **Goerl**, Norbert, Pfarrer in Assach.

Herr **Hofer**, Joh. Nep., Inhaber der Herrschaft Haus.
» **Moser**, Jos., Dechant und Hauptpfarrer in Haus.

Judenburg.

Herr **Auersberg**, Leop. Graf v., k. k. Hauptmann in Pension in Judenbg.
» **Baumann**, Roman, k. k. Gymnasial-Professor in Judenburg.
» **Beyer**, Joh. Bapt., Bürgermeister u. Realitäten-Besitzer in Judenbg.
» **Gaßner**, Theodor, k. k. Gymnasial-Professor in Judenburg.
» **Gretschl**, Leop., Oekonomie-Verwalter der Herrschaften Weyer und Lichtenstein in Lichtenstein.
» **Hauser**, Franz, k. k. Hauptschuldirector in Judenburg.
» **Honl**, Adalbert, k. k. Gymnasial-Professor in Judenburg.
» **Knall**, Franz, Hammersgewerk in Judenburg.
» **Koderitsch**, Dr. Franz Xav., Hof- u. Gerichtsadvocat in Judenburg.
» **Kokal**, Placidus, k. k. Gymnasial-Professor in Judenburg.
» **Leithner**, Alois Fried., k. k. Gymnasial-Vicedirector in Judenburg.
» **Mayer**, Oswald, k. k. Gymnasial-Professor in Judenburg.
» **Müller**, Franz Sales, Bäckermeister in Judenburg.
» **Reicher**, Heinrich, k. k. Gymnasial-Professor in Judenburg.
» **Reischl**, Joh. Evang., k. k. Kreischirurg in Judenburg.
» **Studeny**, Franz, Pfarrers-Vicar in Judenburg.
» **Wöß**, Jos., Magister der Pharmacie in Judenburg.
» **Wurzinger**, Georg, k. k. Hauptschullehrer in Judenburg.
» **Zedler**, Justus, k. k. Gymnasial-präfect in Judenburg.

Knittelfeld.

Herr **Forcher**, Nikolaus, Hammersgewerk in Ambach.
» **Hutter**, Jos., Syndiker und Bezirks-Commissär in Knittelfeld.

Lambrecht.

Herr **Dingsleder**, Ant., Pfarrer in Frojach.
» **Drocker**, P. Kilian, Prior des Stiftes St. Lambrecht.
» **Krall**, Kaspar, Hofrichter in St. Lambrecht.
Herr **Prankh**, Vinz. Freiherr v., Inhaber der Herrschaft Pur.
» **Seznagel**, P. Alexander, Sub-Prior des Stiftes St. Lambrecht.
Stift St. Lambrecht. (2 Exempl.)

Liezen.

Herr **Bruner**, Ant., k. k. Districts-Physiker in Liezen.

Lind.

Herr Diethart, Jos., Verwalter und Bezirks-Commissär zu Lind.
» Melchior, Franz Xav., beeideter Gerichtsactuar und Grundbuchsführer zu Lind.

Murau.

Herr Barthelmes, Nikol., Pfarrer in Ranten.
» Bauer, Valent., Bräuer in Murau.
» Bünau, v., in Katsch.
» Egghart, Thadd., Bürger in Murau.
» Größing, Jos., Realitäten-Besitzer und Steuereinnehmer der fürstl. Schwarzenberg. Herrschaft Murau.
» Jellek, Wenzl, Practicant in Katsch.
» Obermayer, Joh., Bürger in Murau.
» Renati, Franz, Hammersgewerk in Murau.
» Steyrer, A. J., Handelsmann in Murau.
» Tunner, C. V., Verweser in Katsch.
» Ulram, Mathias, Stadtpfarrer in Murau.
» Wessely, Jos., Oberjäger in Murau.
» Wiedenhuber, Alois, Gewerk in Katsch.

Oberzeiring.

Herr Bokwai, Ant., Syndik. u. Bezirks-Commissär in Oberzeiring.
» Klein, Ant., Bezirks-Wundarzt in Oberzeiring.
» Oehm, Jos., Pfarrprovisor i. Oberzei.

Pflindsberg.

Herr Adler, Paul, Bauernguts-Besitzer zu Mühlreith, Pfarr Kumitz. (2 Ex.)
» Aigner, Dr. Franz, k. k. Sallinen-Physikus in Aussee.
» Eisl, Jos., Müllermeister in Aussee.
» Feuchtersleben, Eduard Freih. v., k. k. Sudhüttenmeister in Aussee. (2 Exempl.)
» Gaßner, Matth., Musterlehrer in Aussee.
» Hackl, Jos., bürgl. Gastwirth in Aussee.
« Herbert, Joh. Georg, k. k. 1. Kasse-Kontrollor in Aussee.
» Jerzabek, Joh., Curat in Kumitz.
» Kautzner, Ant., Syndik. in Aussee.
» Kranzbaur, Alex., k. k. Rent-Controllor in Aussee.
» Oberascher, Raim., k. k. Casse-Amtsschreiber in Aussee.
» Pakh, Vinc., k. k. Pflegamtsbeamter in Aussee.
» Plochl, Jos., Postmeister in Aussee.
» Poden, Ant., Bürgerm. in Aussee.
» Pollhammer, Ant., Bräumeister u. Gastwirth in Aussee.
» Sacherpökh, Franz, k. k. Pfleger u. Bezirks-Commissär in Aussee.
» Stadlmayr, Franz, k. k. Material-Verwalter in Aussee.
» Stöger, Georg, bürgl. Gastgeber in Aussee.

Herr Stüger, Joh. Mich., k. k. Rentmeister in Aussee.
» Walcher, Gabriel, bürgl. Bäckermeister und Gastwirth in Aussee.
» Wunderbaldinger, Max Edler v., k. k. Waldmeister in Aussee.

Reifenstein.

Herr Hillebrand, Joh., Hammersgewerk in Pöls.
» Winklern, Joh. v., Hauptpfarrer und Dechant in Pöls.

Rothenfels.

Herr Dorfmann, Jacob, Stadtpfarrer in Oberwölz.
» Link, Leop., Bezirks-Commissär in Rothenfels.
» Prevenhuber, Joh. Edler v., Verweser in der Fresen.
» Prix, Jos., Controllor in Rothenfels.
» Sontag, Joh., Beamter der Herrschaft Rothenfels.
» Zimmer, Peregrin, Hammersgewerk in Pachern.

Rottenmann.

Herr Fürst, Frz. Ferd., Hammersgewerk in Rottenmann.
» Somerauer, Ignaz, Capitular des Stiftes Admont, Verwalter in Trieben.
» Weinmeister, Jos., Sensengewerk in Siegersdorf.
» Zugger, Joh. Paul, Handelsmann und Brauhausbesitzer in Rottenm.

Schladming.

Herr Haupter, Heinrich, Pastor in Schladming.
» Hillebrand, Jos., Hammersgewerk in Schladming.
» Moog, Ant., Pfarrer in Pichl.
» Ringer, Carl, Pfarrer in Schladm.
» Sayler, Jos., Kaplan in Schladm.

Seckau.

Herr Pebal, Leopold v., Anwalt in Seckau.
» Weinmeister, Christ., Sensengewerk in der Wasserleiten.

Spielberg.

Herr Horn, Alois, Amtsschreiber in Spielberg.
» Seßler, Max, Hammersgewerk in Sachendorf nächst Knittelfeld.
» Volleritsch, Herm., Bezirks-Commissär in Spielberg.

Strechau.

Herr Bachauer, Georg, Beamter in Strechau.
» Ferstner, Jos., Pfleger in Strechau.
» Fikl, Jacob, Pfarrer in Oppenberg.
» Stokersheim, Mich. Edler v., Steuereinnehmer in Strechau.
» Wisiak, Gotth., Hammerverwalter in der Klamm.
» Wudi, Joh., Pfarrer zu Lassing.

Trautenfels.

Herr Fischer, Jos., Pächter u. Bezirks-Commissär in Trautenfels.
» Himber, Jos., Vicar in Tauplitz.
» Klotz, Christ., Pfarrer in Pürgg.

Weißkirchen.

Herr Holzegger, Joseph, Kaplan in Weißkirchen.
» Neumann, Jos., Kaplan in Weißk.
» Turnes, Jakob, Syndikus u. Bezirks-Commissär in Weißkirchen.
» Wintersbergen, Leop., Dechant in Weißkirchen.
» Zeitlinger, Joh. Alois, Sensengewerk in Eppenstein.

Wolkenstein.

Herr Büchlmeyr, K. V., Steuereinnehmer.
» Hainzer, Joh., Handelsmann in Irdning.
» Pachh, Vincenz, Gerichtsactuar in Irdning.

Herr Puchwein, Lor., Schullehrer in Irdning.
» Richter, P. Matth., Guardian in Irdning.
» Roßmann, Jos., Herrschafts-Inhaber in Irdning.
» Sammiller, Georg, Pfarrer in Irdning.
» Sprung, Franz, Gültenbesitzer in Irdning.

Zeiring.

Herr Grubert, Ferd., Pfarrvicar in Pusterwald.
» Hubmann, Max., Verwalter und Bezirks-Commissär in Zeiring.
» Mittarsch, Thad., Provisor des erledigten Vicariats in Bretstein.
» Neuper, Franz, Rad- u. Hammersgewerk in Zeiring.
» Stephaner, Franz Ant., Verweser in Zeiring.
» Valentin, Joseph, Pfarrer zu St. Oswald.
» Weinmeister, Ant., Sensengew. in Möderbruck.

Auswärtige Subscribenten,

so weit sie namentlich bekannt sind.

Herr Brey, k. k. Landrechts-Beamter zu Brixen in Tirol.
» Bischof, Jos. v., k. k. h. Hammermanipulant zu Weier in Oberösterreich.
» Engel, Jos. v., k. k. hauptgew. Oberhammerwalter zu Weier in Oberösterreich.
» Forregger, Thomas, fürstbischöfl. Inspector zu Lavant in Kärnthen.
» Hammerschmidt, Dr. der Heilkunde, in Wien.
» Hüttenbrenner, Jos., Registrant bei der k. k. vereinigten Hofkanzlei in Wien.
» Jaden, Joh. Ritter v., k. k. Hofrath in Linz.

Herr Kielhauser, Heinr., Eisenw.-Verweser zu Kollnitz in Kärnthen.
» Petz, Carl Ritter v., Doctor d. Heilkunde in Wien.
» Polsterer, Alb., Doctor der Philosophie in Wien.
» Schmutz, Carl, Catastral-Schätzungs-Commissär zu Klagenfurt.
» Schrotter, Joh., Apotheker in Olmütz.
» Tangl, Carlm., Dr. der Rechte u. Professor an d. k. k. Franzens-Universitat zu Lemberg.
» Unger, k. k. Schatzungs-Commissär.

Klagenfurter-Kreis mit 38 Exempl.

Nachricht.

Der Preis Eines Heftes auf weißem Postdruckpapier beträgt 48 kr. C. M., auf Velinpapier 1 fl. C. M. Um aber die allenfalls beliebige Nachschaffung der zwölf Hefte der ältern Reihenfolge dieser Zeitschrift zu erleichtern, werden die ersten sechs um den herabgesetzten Preis von n. 24 kr. C. M. pr. Stück ausgegeben. Bestellungen und Gelder sind wie bisher portofrei an die Direction des Lesevereins einzusenden.

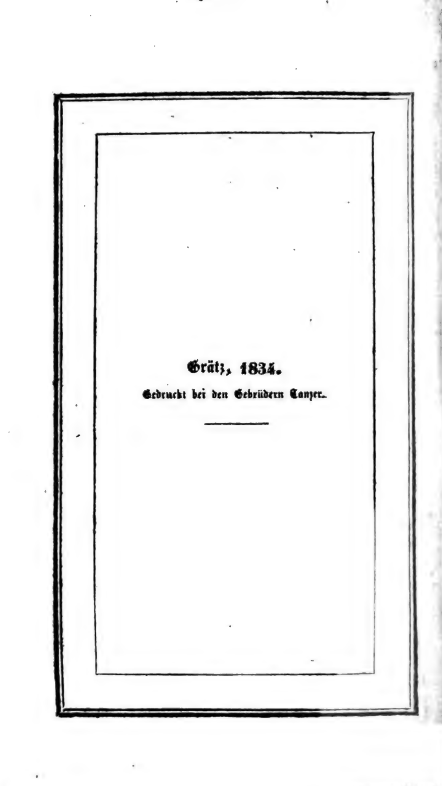
Als Honorar werden für jeden Originalauffsatz drei, für jede Uebersetzung zwei Ducaten in C. M. auf unsern Druckbogen berechnet, und nach dem Abdrucke gegen Empfangsbestätigung übersendet. Jeder Verfasser eines Aufsatzes muß sich jedoch entweder öffentlich unterzeichnen, oder wenigstens seinen Namen der Redaction mittheilen. Kein Aufsatz darf zwei unsrige Druckbogen überschreiten, jeder muß auf einem abgesonderten Blatte, und, vorzüglich in Rücksicht der Eigennamen, deutlich geschrieben sein. Einsendungen jeder Art erbittet man sich portofrei an die Hauptredaction der steiermärkischen Zeitschrift am Joanneum zu Grätz.

nauer *im* ...

nitt.

m





Grätz, 1834.

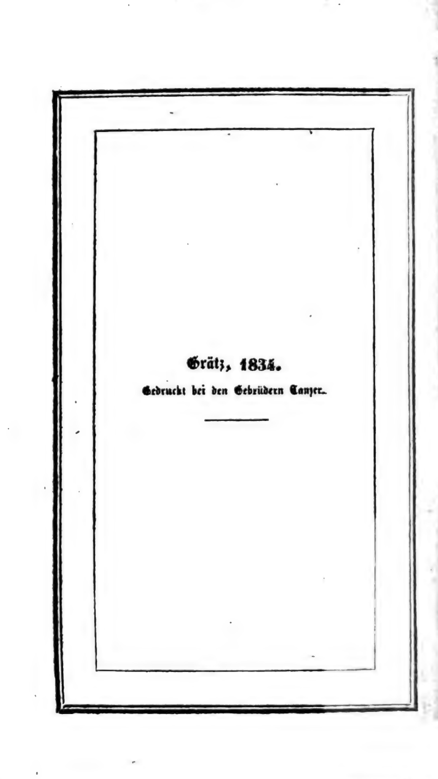
Gedruckt bei den Gebrüdern Tanzer.

Steiermärkische

Zeitschrift.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Erstes Heft.



Grätz, 1834.

Gedruckt bei den Gebrüdern Tanzer.

Steiermärkische
Zeitschrift.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Erstes Heft.





WEINGARTEN S^R. K.K. HOHEIT DES DURCHL. ERZH. JOHANN

im Pickern-Gebirge nächst Marburg.

Steiermärkische Zeitschrift.

Redigirt
von

Dr. G. F. Schreiner, Dr. Albert v. Muchar,
C. G. Rit. v. Leitner, Prof. A. Schrötter.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

I. Heft.

Mit einer lithographirten Ansicht.

Grätz, 1835.
Im Verlage der Direction des Lesevereins am Joanneum,
und in Commission bei Damian und Sorge.

Papier und Druck von den Gebrüdern
Georg und Carl Tanzer.

Inhalt.

Die
Karthäuser zu Seiz.

Von Johann Gabriel Seidl.

Im Sanct Johannisthale, von Bergen eng umschmiegt,
Da stand sie, die Karthause, die jetzt in Trümmern liegt;
Da war den ernsten Mönchen das Schweigen einst so lieb,
Die Mönche sind gestorben, — das Schweigen aber blieb.

Der Kreuzgang ist zerfallen, versunken ist die Gruft,
Durch ausgebroch'ne Scheiben weht kühle Moderluft,
Und wo, bei heil'gen Chören, oft Tag und Nacht sich schied,
Singt nun zum finstren Werke Zerstörung sich ihr Lied.

Verödet steht die Kirche, von Betern längst verwaist;
Doch wer nicht ausgewandert, ist des Gebetes Geist;
Und an des Altar's Stelle, durch's Fenster, hoch und schmal,
Fällt, wie ein Thau vom Himmel, der Morgensonnenstrahl.

In einsamer Kapelle steht deckellos der Sarg,
Der einst die heil'gen Reste der frommen Stifter barg;
Nicht übersiedelt scheinen sie in ein neues Grab,
Es ist, als säh'n, erstanden, sie schon von dort herab. —

Wol treibt in finstren Nächten, wenn Alles still und stumm,
Sich manch' ein Abenteurer im Steingeröll herum,
Versucht's mit Ruth' und Spaten, beschwört und gräbt und keucht,
Bis ein unheimlich Rauschen, entgeisternd, ihn verscheucht.

Und näher rauscht's, wie Wasser, wenn sich's an Felsen bricht;
Die hohen Kirchenfenster färbt mattes Kerzenlicht;
Von hohlen Männerstimmen ertönt ein ernster Chor,
Dann wird es still, dann wallt es, in weißem Zug, hervor.

Das sind wol die Karthäuser, in wallendem Talar,
Mit fromm gekreuzten Händen, mit lock'gem Silberhaar;
Voran mit Stab und Inful der greise Beremund,
Ihm folgt ein langer Reigen, Anthelmus schließt die Rund'.

Und auf den Boden sinken die Leidensbrüder hin,
Und weinen heiße Thränen, wie recht aus bangem Sinn;
Die Thränen aber gelten dem Schutt', den sie bethau'n,
Dem wuchernden Ruine, dem wüsten Modergrau'n.

Das Haus, wo sie gewandelt, geduldet und gefleht,
Wo sie sich selbst gefunden im Anschau'n und Gebet,
Das Haus, von dem der Enkel nicht finden wird die Spur,
Sie möchten's gern noch halten, — und haben Thränen nur.

Und, wie mich dünkt, so fruchten die heißen Thränen doch,
Man sieht sie alle Morgen so hell, wie Perlen, noch;
Sie sind's, was gleich dem Thaue, des Epheu's Wurzeln tränkt,
Und seinen tausend Armen solch' üppig' Leben schenkt.

Da rankt er denn und klammert, erquickt von solchem Naß,
Um Wand und Sims und Fenster sich stark, ohn' Unterlaß,
Und wie die Zeit auch rüttle, er trotzt ihr, hält noch fest,
Und fristet so dem Hause des Lebens kargen Rest!

Am Martinsbrunnen bei Grätz.

Von J. Reicher.

Aus der Menschen buntem Gewühl und ängstlichem Treiben
Sehnet sich oft mein Geist, friedliches Plätzchen! zu dir.
Lieblich sprudelnder Quell! dein einfach murmelndes Rauschen
Tönt, ein Freundesgespräch, mahnend ans lauschende Ohr.
O! wie vermählt sich hier, was stark und groß, mit dem Zarten,
Wie umschließt das Gestein kühlend die Stätte der Rast.
Kräftiges Bergesgrün und bunte, farbige Matten
Lächeln im lieblichen Schmelz freundlich entgegen dem Blick. —
Still und ruhig ist's hier — des Gemeinen thörichtes Schaffen
Fährt nicht spottend und kalt hier durch der Träume Gebiet.
Draußen ist's wüst und rauh, doch hier in der Fülle der Anmuth
Schließt wie die Knospe sich auf schweigend die innere Welt;
Hier aus dem eng umgrünten Gemach von Gras und Gezweige
Send' ich Grüße weit über die Fluren hinaus: —
Stiller wird es um mich, und dunkler dämmert der Abend, —
Bringt kein Bothe der Luft freundliche Grüße zurück? —

Das Geläute in der Schwambergeralpe; eine akustisch merkwürdige Erscheinung, nebst Erinnerungen aus dem Oberthale.

Von Georg Mally.

Wenn der Wanderer Steiermarks Hauptstadt verläßt, und seinen Weg durch die bebaute Ebene des Grätzerfeldes an der Landstraße fortsetzt, so blicken ihm bald außer der ersten Poststation Kalsdorf die am rechten Murufer auf einem mäßigen Berge liegenden Ruinen von Obwildon entgegen. Ehe er jedoch in die Nähe dieses Berges gelangt, lenkt in Neudorf rechts eine Seitenstraße ein, und führt ihn, nachdem er die durch Felder und Auen still hinfließende Kainach passirt, über eine waldige Hügelkette in das hier enger zusammenlaufende Laßnitzthal. Rechts erblickt er auf einer Anhöhe das freundliche Kirchdorf Hengsberg, und verfolgt er seinen Weg von hier links bis zu dem an der Laßnitz liegenden Dorfe Grötsch, so befindet er sich am Fuße des weinreichen, und an romantischen Landpartien ausgezeichneten Sausalgebirgs.

Es führt zwar schon von hier durch das Laßnitzthal hin eine wohl gebahnte Straße in alle Verzweigungen des Oberthals; der Freund romantischer Gebirgsgegenden wird sich aber gern dazu verstehen, einen kleinen Abstecher zu machen, besonders, wenn ihm die-

ser einen unverhofften Genuß gewährt, und ihn auf einen Standpunkt führt, von welchem aus die ganze Gegend, die er zu durchwandern gedenkt, wie auf einem Bilde gezeichnet vor seinen Augen liegt; wo er sie dann mit einem Blicke überschauen und nach Gefallen den schicklichsten Reiseplan zu seinem weitern Ausflug entwerfen kann. Dieser Standpunkt ist die Höhe des eben erwähnten Sausalgebirgs, und wird am füglichsten erreicht, wenn man von Grötsch aus über die nächste Anhöhe den Weg nach St. Nikolai einschlägt. Südwärts von dieser, am Abhange des gleichnamigen Weingebirges liegenden Pfarrkirche erhebt sich aus dem anmuthigen Muckernauthale das Weingebirg Mittereck, eine der lieblichsten Abtheilungen des hohen Sausals. Allmählich erweitert sich, wenn man dasselbe hinansteigt, der Horizont, und eine freundliche Aussicht öffnet sich gegen Norden über St. Nikolai und Hengsberg in die ganze Fläche des Grätzerfeldes, so wie gegen Morgen über den obern Theil des Leibnitzerfeldes in den größten Theil des Grätzerkreises bis an die Gränze von Ungarn.

So erhebend aber den Wanderer die Aussicht in die Ferne anspricht, so freundlich fühlt er sich durch die Nähe seiner Umgebung angezogen. Durch Wein- und Obstgärten, welche mit Feldern und kleinen Waldpartien abwechseln, gelangt er unvermerkt aufwärts in die Nähe der Herrschaft Harrachegg, wo sich für den Freund der Natur die Scene mit einem Male ändert. Denn bald ober dem Herrschaftsgebäude ersteigt man die unter dem Namen des Temmelkogels bekannte, höchste Spitze des ganzen Sausals. Hier bleibt zwar die Aussicht gegen Norden in die Ebenen des Kainach- und Murthales, wo Steiermarks Hauptstadt mit allen ihren Thürmen und Umgebungen wie ein hell beleuchtetes Gemälde im Hintergrunde liegt, die nämliche; erweitert sich aber gegen Morgen über das untere Leibnitzerfeld bis Mureck und Radkersburg, und rechts über die windischen Bühel hin gegen das ferne Luttenberg. Bei weitem großartiger jedoch öffnet sich der Prospect gegen Abend in das Oberthal, mit welchem Namen der Bewohner des Leibnitzerfeldes und Sausals die weite, von hier aus fast nur als Eine Ebene erscheinende Ausdehnung vom Fuße des Radels bis an die Erhöhungen hin bezeichnet, die das Stainz-

thal vom Kainachthal trennen. Es faßt dieses Oberthal einen großen Theil des Marburger= und den westlichsten Theil des Grätzerkreises in sich, und wird durch die von den Schwambergeralpen gegen Morgen auslaufenden Niederungen in vier, fast parallel liegende Thäler geschieden, die von den Flüssen Sagga, Sulm, Laßnitz und Stainz den Namen führen. Die Sagga und Stainz sind mehr als Bäche zu betrachten, und so wie die Sagga sich in die Sulm mündet, eben so wird die Stainz von der Laßnitz aufgenommen.

Diese Thäler, deren Länge sich durch 3 — 4 Meilen vom Sausalgebirg bis Eibiswald, Schwamberg und Stainz hin erstreckt, liegen dem Beschauer, von der höchsten Spitze des Sausales aus, mit allen ihren Abwechslungen und Schattirungen wie ein ausgebreiteter Teppich vor Augen. Da sie zu den fruchtbarsten von Steiermark gehören, so gewährt die Uebersicht ihrer Cultur einen lieblichen, wohlthuenden Anblick. Eibiswald, Schwamberg, Landsberg und Stainz springen als bedeutende Märkte gegen Westen wie aus dem Hochgebirge hervor; Arnfels liegt links vom Saggathale in einer Bergschlucht; Groß-Florian breitet sich in der schönen Ebene, und Preding auf einer mäßigen Anhöhe des Laßnitzthales aus. St. Johann, Wies, Gleinstätten und St. Martin sind große Pfarrdörfer, von denen das erste aus den üppigen Fluren des Saggathals, die drei andern aber mit ihren Kirchthürmen aus freundlichen Partien des Sulmthales sich erheben. Nahe am westlichen Fuße des Sausales sind die Pfarren Klein, St. Andree und Wettmanstetten; weiter aufwärts St. Ulrich in Greuth, und St. Peter im Sulmthale. Zwischen Landsberg und Stainz erblickt man am Gebirge die Pfarrkirche Gams, und zwischen Preding und Stainz liegt die Schloßkirche St. Joseph. Ganz im Hintergrunde des Stainzthales endlich erhebt sich St. Stephan. In allen vier Thälern wechseln bedeutende Strecken dunkler Nadelwaldungen mit freundlichen Auen, üppigen Wiesen, Feldern und Weingärten ab, zwischen welchen mehr oder weniger auf Anhöhen die Schlösser Burgsthal, Welsbergl, Limberg, Holleneck, Oberlandsberg, Frauenthal, Dorneck, Horneck und Waldschach sichtbar werden.

Doppelt interessant ist es, dieses freundliche Naturgemälde in den Vormittagsstunden zu betrachten, wo das Licht der heraussteigenden Sonne gegen Westen fällt, und sowol die mannigfaltigen Partien des Oberthals, als auch die des gegenüber liegenden, majestätischen Hochgebirgs in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hervorhebt. Wie unendlich verschieden ist hier die Abwechslung! Gegen Süden wird das Saggathal durch die Remschnik-Kette begränzt, von deren Höhen die Kirchen H. Geist und Pongratzen herabschauen. Die erstere ist auf einer hohen felsigen Spitze erbaut, auf welche nach einer frommen Volkssage der h. Geist in Gestalt einer Taube aus dem Morgenlande kommend in seinem Fluge sich niedergelassen haben soll. Scharen von Wallfahrtern besuchen am Pfingstfeste diese Kirche.

Der Zug des Remschniks, hinter welchem hin und wieder die Hochwaldungen des Bachers hervorblicken, läuft nun gegen Westen bis an den Radel fort, nimmt in diesem eine nördliche Richtung, und knüpft sich an das unter dem Namen der Schwambergeralpen bekannte Hochgebirge. Dieses, wenn es in seinen mannigfaltigen Culturabstufungen von der Morgensonne beleuchtet wird, gewährt der großartigen Gruppirungen wegen einen majestätischen Anblick. Längs der Höhe desselben zieht sich von Süden nach Norden die Gränze unsers Vaterlandes hin, und so schnell und steil es auf der kärnthnerischen Seite gegen das Lavantthal abfällt, so weit vorspringend sind seine Vorgebirge und Niederungen auf der steirischen Seite. St. Anna ob Schwamberg, St. Nikolai in Trahütten, St. Oswald in Freiland, und das im tiefen Hintergrunde liegende Osterwitz blicken als Pfarrkirchen aus diesen Höhen weit in die östliche Steiermark hinab.

Gegen Nordwesten hinter Stainz erhebt sich der imposante Rosenkogel. Er ist zwar niederer, als die hinter ihm sich aufthürmenden Gränzgebirge, gewährt aber besonders über den Grätzer- und Marburgerkreis eine unvergleichliche Aussicht. Von ihm läuft gegen Osten die Reihe von Hügeln aus, welche die Wasserscheide zwischen der Stainz und Kainach, und mithin die Gränze zwischen dem eigentlichen Oberthal und Kainachthal bilden.

Mit mächtiger Sehnsucht fühlt der Betrachtende sich hingezogen, das Oberthal rasch zu durchfliegen, und die hinter Schwamberg sich erhebende höchste Kuppe des ganzen Gebirgszuges zu ersteigen, um auf ihrem freien Gipfel sich jenem Hochgefühle zu überlassen, welches der Anblick der schönsten und gesegnetsten Gegenden unsers Vaterlandes, verbunden mit dem Genuße der reinen Alpenluft im Gemüthe des Menschen hervorzurufen fähig ist. Ein Ausflug dieser Art wurde von dem Verfasser dieser Zeilen schon seit einigen Jahren beabsichtet, und endlich in den heitern Morgenstunden des 4. Septembers 1834 über das Sausal hin zur Ausführung gebracht.

Wenn man von der Höhe des Sausals gegen Südwesten in das Sulmthal hinabsteigt, so findet man dasselbe bei dem Dorfe Fresing durch zwei Gebirgsketten eingeengt, von denen die eine das Sausalgebirg selbst ist, welches sich hier steil erhebt, in der Niederung längs der Sulm hin mit Wald bewachsen ist, in der Höhe aber die durch ihre Lage ausgezeichneten, unter dem Namen Einöd und Teutenbach bekannten Weingebirge enthält. Die andere Kette ist ein gegen Norden auslaufender Zweig des Remschniks, der ostwärts von Arnfels und südlich von St. Johann und Klein aus dem Saggathale kömmt, und sich bis Fresing an die Sulm erstreckt, wo er eine ziemliche Höhe erreicht und schnell abfällt. Gleich ober Fresing liegt am rechten Ufer der Sulm das niedliche Schloß Ottersbach. Neben diesem Flusse zwischen fruchtbaren Wiesen und Feldern zieht sich dann die Straße nach Gleinstätten hin. In dieser Gegend nimmt die Sulm die aus dem Saggathale kommende Sagga auf, und das Sulmthal erreicht hier, wo die zwischen der Sulm und Sagga von Westen nach Osten laufende Hügelkette sich endigt, eine ansehnliche Breite. Gleinstätten selbst liegt an der Straße, welche von Grätz über Preding, Eibiswald und den Radel nach Mahrenberg führt, und dort sich mit der von Marburg nach Klagenfurt angelegten Poststraße verbindet. Ungefähr eine halbe Stunde ober Gleinstätten entsteht die Sulm aus dem Zusammenflusse zweier Bäche, der Weiß-Sulm und Schwarz-Sulm. Die erstere entspringt ober Burgsthal und Altenmarkt aus den nördlichen Niederungen des

Nadels, die zweite kömmt von Schwamberg und ihr Ursprung liegt hoch im Gebirge nahe an der kärnthnerischen Gränze.

Bald ober diesem Zusammenflusse trennt sich eine Seitenstraße, und führt rechts durch das breite, wohlbebaute Thal hin nach Schwamberg. Links steht auf einer freien Anhöhe das Schloß Welsbergl; in der Ebene liegen die Pfarren St. Martin und St. Peter im Sulmthale. Rechts erhebt sich weiter hin das stattliche Schloß Holleneck mit seinen Thürmen; links blickt aus dem Walde Limberg hervor, und am Ende des Thales ganz an das Gebirge gelehnt, liegt still, wie aus der übrigen Welt zurückgezogen, der Markt Schwamberg, über welchen hoch aus dem Gebirge die Kirche St. Anna herniederschaut.

Einen angenehmen Eindruck auf das Auge machen in Schwamberg die vielen, in den Gärten und an den Häusern gepflanzten Weinreben. Die hier vorkommende Sorte liefert nur blaue Trauben, und wird, wie sonst nirgends im Lande, zu einer erstaunlichen Höhe gezogen. In den obern Gegenden des Sulmthales herrscht noch hin und wieder die Sitte, zwischen die Weinstöcke häufig türkischen Weitzen zu pflanzen, wodurch die Weingärten zur Herbstzeit, wenn diese Getreidart zu reifen beginnt, ein sonderbares Aussehen gewinnen. Die Frucht, welche hier, wie im ganzen Oberthale vorzugsweise gebaut wird, ist der türkische Weitzen. Der erzeugte Wein ist durchgehends roth, eine Art desselben ist unter dem Namen Schilcher [1]) bekannt, und der in der Gegend Bucheck bei Landsberg gewonnene der beste.

Wirklich überraschend war es für mich, in Schwamberg eine Schauspielergesellschaft zu finden. Dem vorliegenden Theaterzettel zufolge war der Personalstand ziemlich zahlreich und es wurde das Schauspiel: „Der Gang nach dem Eisenhammer," gegeben. Schon war ich entschlossen zu bleiben, um Holbeins dramatischen Genius über die Bühne schreiten zu sehen, als sich mir ein sicherer Begleiter in das Gebirge bis nach Trahütten anbot. Der Wunsch, einige Stunden früher vom Hochgebirge aus das große Theater der Welt zu mei-

---

1) Provinzial-Ausdruck, wahrscheinlich für Schiller, wegen der ins Rothe spielenden Farbe des Weines. Anm. d. Redaction.

nen Füßen zu haben, und die Riesengestalten der kärnthnerischen und steirischen Urgebirge mit allen den Abwechslungen und Schönheiten, welche eine so unvergleichliche Aussicht zu bieten vermag, vor meinem Blick vorübergehen zu lassen, überwog, und die Reise wurde, wiewol es schon gegen Abend ging, fortgesetzt.

Wir kamen nahe bei dem Schlosse Holleneck vorüber und fingen an aufwärts zu steigen. Der Weg zog sich einförmig durch Felder, Wiesen und Waldpartien, welche hier, so wie überall auf den Niederungen der Urgebirge abwechseln, auf Fußsteigen hin, bis wir die Straße erreichten, welche von Landsberg aufwärts führt, und vielfältig von den Kohlenführern befahren wird, welche ihre Erzeugnisse auf die k. k. Messingfabrik bei Frauenthal liefern. Schon begann es im Walde zu dunkeln, und weiß schimmerten durch die Bäume tief aus der Ebene die Häuser und der Kirchthurm von Landsberg herauf. Häufig fingen auch an am Wege die weißen Funken des Glimmers zu glänzen, ein Kennzeichen für den Geognosten, daß er bereits den Boden eines Urgebirgs betreten hat. Das Vorkommen des Glimmers ist hier besonders häufig, indem man bedeutende Blättchen am Wege sammeln kann, ist aber schnell vorübergehend; denn wir haben ihn am andern Tage bis zur Höhe des Gebirges wol mehrmals als Glimmerschiefer, aber nie mehr in Blättchen gefunden. Bald endigte sich zu meiner größten Freude, weil es wirklich ganz dunkel wurde, der Wald; wir kamen auf eine kleine Bergebene, und aus dem Zwielichte trat uns die Kirche St. Nikolai in Trahütten, umgeben von etlichen Häusern als ein wohlthuender Anblick entgegen.

Es wäre für das Ziel meiner Reise zuträglicher gewesen, von Schwamberg aus gerade aufwärts nach der Glashütte zu gehen; allein die Hoffnung, in Trahütten einen mit der Localität des Gebirges wohlbekannten Begleiter zu finden, der mit mir zu gehen versprochen hatte, ließ mich den weitern Weg über Trahütten einschlagen. Trahütten ist eine einsam liegende Gebirgspfarre. Die Bewohner dieses weit ausgedehnten Gebirges leben zerstreut in einzelnen Bauernhöfen, und treiben Viehzucht. Sie bauen nebstbei auch jene Getreidarten, die in ihrem Gebirgsklima zur Reife gelangen, und gewinnen aus der

Frucht der vielfältig angepflanzten Birnbäume einen vortrefflichen Obstmost. Der Name Trahütten soll von dem Ausdrucke: „Drei Hütten" herrühren, welche, wie man erzählt, einst hier gestanden haben, und wahrscheinlich von den ersten Ansiedlern errichtet worden sind, die aus dem Thale heraufkamen, die hiesigen Urwälder zu lichten. Der Bau der Kirche deutet auf ein bedeutendes Alter hin.

Der Begleiter, den ich hier zu finden gehofft hatte, war zu meiner größten Freude wirklich da, und seiner Güte verdanke ich es, daß ich noch an jenem Abende auf das „Geläute in der Schwambergeralpe" als auf eine merkwürdige Erscheinung aufmerksam wurde, die er, wie er erzählte, schon vor einigen Jahren beobachtet habe, und die wir, wenn nur Windstille herrsche, höchst wahrscheinlich wieder würden beobachten können.

Am 5. September früh traten wir unsere Reise an. Eine für einspännige Wägen fahrbare Straße führt, an einzelnen Bauernhöfen vorüber, durch Bergwiesen und Wälder langsam, aber nirgends steil oder unbequem, aufwärts. Rechts erblickten wir jenseits einer tiefen Schlucht, durch welche die Laßnitz aus dem Gebirge hervorrauscht, St. Jacob in Freiland, und links in weiterer Entfernung St. Anna ob Schwamberg. Nach zwei Stunden kamen wir zur Glashütte in der Gemeinde Greſſenberg. Es ist dieses die letzte Pfarre an der steirischen Seite mit etlichen Häusern, worunter ein ganz bequemes Gasthaus sich befindet. Jedem, der die Reise auf die Schwambergeralpe unternehmen will, ist zu rathen, daß er von Schwamberg oder Landsberg aus Abends hier eintreffe. Er findet bequeme Unterkunft, hat einen bedeutenden Vorsprung, kann sehr früh aufbrechen und nach drei Stunden die Höhe erreichen. Es befindet sich hier keine wirkliche Glashütte, sondern der Name rührt nur von einer bestandenen, aber wegen Holzmangel schon vor fünfzig Jahren aufgelassenen Glasfabrik her. Rechts von der Glashütte liegt der felsige, sparsam mit Fichten besetzte Kumpfkogel, hinter welchem sich schon an der kärnthnerischen Gränze die Handalpe, der höchste Punkt im Marburgerkreise, erhebt. Die immer mächtiger hervortretenden Steinmassen sind Urkalk und geschichteter Gneiß.

Meine besondere Aufmerksamkeit während des Weges war auf die Pflanzenwelt gerichtet; allein die Vegetation war so einförmig und die botanische Ausbeute so gering, daß sie gar keine Erwähnung verdient. Zum Theil ist die Jahreszeit für die botanische Exkursionen im September schon vorüber, zum Theil hatte die bis in diese Höhe hinaufreichende Dürre und Trockenheit dieses Sommers alles noch Vorhandene in hohem Grade verkümmert, wobei noch zu bemerken ist, daß hier die höhern Bergwiesen als Weide benützt werden, weßwegen eine reichere Vegetation auf denselben wol nicht aufkommen kann.

Ober der Glashütte, wo sich uns wieder ein willkommener Begleiter anschloß, fängt der Weg bald an steiler zu werden. Man bemerkt keine von Menschenhänden herrührende Cultur des Bodens mehr, die Gegend ist nur hin und wieder noch von niedrigen Fichten bewachsen, bald hören auch diese auf, und nach ungefähr einer Stunde befindet man sich an Kärnthens Gränze, ohne daß jedoch eine besondere Aussicht in dieses Nachbarland noch gestattet ist. Von nun an ist die Gegend ein, selbst von niedrigen Gesträuchen durchaus freies Alpenland, und der Weg zieht sich längs der Gränze über Bergwiesen gegen die Bärnthalalpe südwärts. Ueber eine halbe Stunde lang wird die Gränze durch eine fortlaufende Schranke angedeutet, am Abhang der Bärnthalalpe aber ist sie durch ein hölzernes Kreuz bezeichnet. Verfolgt man von hier aus den Fußsteig links von der in der Vertiefung liegenden Sennhütte bis zur nächsten Einsattlung, so gewinnt man nordwärts zuerst eine Aussicht in das obere Lavantthal von Obdach in Obersteier bis St. Leonhard in Kärnthen; südwärts aber öffnet sich ein imposantes Felsenthal, welches gegen Morgen, Mittag und Abend durch hohe Felsen geschlossen, gegen Mitternacht aber mehr offen ist. An der östlichen Felswand zieht sich die steirische Gränze hin, und gegen Südwesten erhebt sich nahe an dieser Gränze die auf 1116 Wiener Klafter über der Meeresfläche geschätzte, höchste Spitze dieses ganzen Gebirgszuges, welche in Steiermark unter dem Namen des Speikkogels bekannt ist, und in Kärnthen die Koralpe heißt.

Ungefähr die Mitte dieses Felsenthals wurde nun von meinem Begleiter als der Ort bezeichnet, wo er vor einigen Jahren die Erscheinung des Geläutes beobachtet hatte. Nachdem wir in geringer Entfernung von der östlichen Felswand nach einem schmalen Fußsteige eine Viertelstunde mochten hingegangen sein, wurde meine Aufmerksamkeit und Neugierde durch den willkommenen Zuruf meines Begleiters: „Hier sollen wir das Geläute schon hören," auf das Höchste gespannt. Wir kamen indessen noch ungefähr fünfzig Schritte vorwärts, bei jedem Tritte lauschend, doch wir vernahmen — nichts. Schon wollten wir die Hoffnung aufgeben, als plötzlich — vielleicht weil wir indessen etwas höher gekommen waren, oder weil wir einen Felsenvorsprung zurückgelegt hatten — sich ober uns leise Töne in der Luft vernehmen ließen, die wundersam harmonirten, und mit nichts anderem füglicher verglichen werden konnten, als mit dem mehrstimmigen Geläute einer fernen Kirche. Obwol ein leiser Luftzug von Norden her sich spüren ließ, waren die Töne doch vernehmbar. Merkwürdig war die regelmäßige Fortdauer derselben. Ich ging mehrere Schritte vorwärts, die Töne wurden schwächer und verhallten endlich gänzlich. Es ist zu bemerken, daß unser Standpunkt fast in der Mitte des Thales, nur etwas mehr gegen Süden hin, nahe an der östlichen Felswand war.

Nachdem wir einander verschiedene Erklärungsgründe in Betreff dieses Phänomens mitgetheilt hatten, wurde ich bei näherer Betrachtung des gerade gegenüber liegenden Gebirges auf das Sprudeln einer Quelle aufmerksam, welche von der steilen Wand des Speikkegels herab über das Steingerölle mit vernehmlichem Rauschen hinrieselte. Ich erklärte mir nun das Geläute dadurch, daß die von der rieselnden Quelle ausgehenden, verschiedenen Schallstrahlen durch die von drei Seiten sich erhebenden Felswände und deren vielfache Vorsprünge tausendfältig zurückgeworfen, und gerade dort, wo man das Geläute hört, in einem Brennpunkte so vereinigt werden, daß sie harmoniren, und das Phänomen eines Geläutes darstellen. Deßwegen ist auch nach der ausdrücklichen Versicherung meines Begleiters das Geläute bei etwas stärkerem Winde nicht hörbar, indem die

Schallstrahlen sich nicht zur Harmonie vereinigen können, sondern vom mächtigen Luftzuge fortgerissen werden. Es wäre wichtig, die Erscheinung zu verschiedenen Tageszeiten zu beobachten, vielleicht ließen sich die wundersamen Töne zur Nachtzeit, wo die umgebende Natur in feierlicher Stille ruht, noch deutlicher vernehmen. Ist wirklich das Rieseln der Quelle der Entstehungsgrund dieses interessanten Phänomens, so muß auch die größere Stärke oder Schwäche der Quelle, die nothwendig zu verschiedenen Zeiten eintritt, auf dasselbe von Einfluß sein. Möchten sinnige Freunde der Natur es der Mühe werth halten, wenn sie in jene Gegend kommen, diese Beobachtung zu erneuern! Vielleicht ist es Jemanden vergönnt, das, was wir unzweifelbar aber nur leise vernahmen, unter günstigeren Umständen lauter und deutlicher zu hören, und so die merkwürdige Erscheinung als Thatsache über alle Einwendungen erhaben festzustellen.

Ich war sehr überrascht, im Hellermagazin, Jahrgang 1834 Seite 290, eine Andeutung über die unsichtbare Musik zu finden, welche der Reisende in der Fingalshöhle vernimmt, und welche mit dem eben beschriebenen Phänomen des Geläutes eine gleiche Erklärung zuläßt. Nachdem dort erzählt worden ist, daß das prächtige Säulengewölbe der hebridischen Insel Staffa von den Hochschotten und Hebridiern für einen Pallast des berühmten Helden Fingals ausgegeben werde, heißt es weiter: „Dasselbe wird aber auch Uabhinn, d. i. Melodiehöhle genannt, wegen der harmonischen Töne, welche durch die im Innern der Höhle von dem Felsen herabträufelnde Feuchtigkeit gebildet werden; und der Reisende, der diese Grotte besucht, wird mit einer unsichtbaren, zauberartigen Musik überrascht. Die Länge der Fingalshöhle beträgt 300 Fuß, die Breite 50 Fuß und die Höhe 150 Fuß. Sie ist von einem See durchschnitten, den man beschiffen kann. Auf beiden Seiten erheben sich sehr regelmäßige von der Natur gebildete Basaltsäulen, die theils abgebrochen, theils ganz sind, und mit ihren abgestumpften Enden das Gewölbe tragen."

Gleichwie nun im Felsenthale der Schwambergeralpe die tausendfach zurückgeworfenen Echostrahlen der rieselnden Quelle sich an einem Punkte des Thales zum harmonischen Geläute vereinigen,

eben so vereinigen sich in der Fingalshöhle die tausendfach von den Basaltwänden zurückgeworfenen Echostrahlen der vom Gewölbe in das Wasser fallenden Tropfen an einem Punkte der Höhle zur unsichtbaren, zauberartigen Musik, und wir haben in unserer Nähe Gelegenheit eine Naturerscheinung zu beobachten, die nicht minder merkwürdig ist, als die in der weit und vielfach gepriesenen Fingalshöhle.

Unter verschiedenen Gesprächen waren wir dem Ende des Felsenthales nahe gekommen, und stiegen an der südöstlichen Felswand ziemlich steil aufwärts. Immer zugleich aufmerksam auf die vorkommende Vegetation entdeckten wir die verdorrten Stängel einiger Gentianen, deren Blüthezeit in den frühern Sommer fällt, und die nur durch ihre Wurzelblätter noch kenubar waren. Wir gruben etliche Wurzeln aus der Erde, die durch eine außerordentliche Bitterkeit ihre Aechtheit bewiesen. Bald betraten wir wieder Steiermarks Gränze, doch — welcher überraschende, nicht zu beschreibende Anblick! wir sahen uns auf einmal über die Hand- und Bärnthalalpe, die bisher den Gesichtskreis beschränkt hatten, erhaben, und konnten über diese Urgestein-Massen hinwegsehen. Ganz Untersteier vom Wechsel bis zum Donatiberg, und die ganze, unabsehbare Ausdehnung nach Osten lag ohne weitere Hemmung vor unsern Augen. Nur die Aussicht nach Westen war durch die Kuppe der Koralpe noch geschlossen, allein — in wenigen Minuten war auch diese erstiegen, und das Auge schweifte hin über Kärnthens Gefilde bis Klagenfurt und den Spiegel des Werdtersees. Bei hellem Himmel erblickt man von Einem Standpunkte aus Steiermarks und Kärnthens Hauptstadt. In ganz heitern Morgenstunden soll im Hintergrunde das eisige Haupt des Großglockners hervorschauen. Das Lavantthal liegt seiner ganzen Länge nach von Obersteier bis St. Paul ausgebreitet da. Dieses Thal ist zwischen den zahllosen Hochgebirgen gegen Norden der einzige Punkt, auf dem der herumschweifende Blick mit Vergnügen weilt, indem aus seinen Tiefen die Märkte Obdach und St. Leonhard mit mehreren Schlössern als die einzigen bemerkbaren Ortschaften hervorschimmern. Der ganze übrige sichtbare Theil von Obersteier und Nordkärnthen verschwimmt von hier aus für das unbewaffnete Auge in Hochgebirge

und Alpenzüge. Unter diesen erhebt sich vor den Obdacheralpen der durch seinen schönen kegelförmigen Bau ausgezeichnete, 1014 Klafter hohe Rappelkogel. Südlich von St. Leonhard wird das Lavantthal bis St. Gertraud so eingeengt, daß es größtentheils nur auf das Flußbeet und die durchführende Straße beschränkt ist. Desto herrlicher erweitert es sich bei Wolfsberg, wird gegen Westen von der majestätischen Saualpe und gegen Osten von der steil sich erhebenden Koralpe begränzt, entfaltet bei St. Andree seine größte Breite, und indem des fruchtbaren Bodens wegen durchaus üppige Wiesen mit Feldern und Obstpflanzungen abwechseln, verdient es der lieblichen Gruppirungen wegen wirklich den Nahmen eines Gartens, durch welchen die Lavant wie ein hellglänzender Streif in unzähligen Windungen sich hinzieht.

Doch den imposantesten Anblick gewähren die zackigen Gipfel der am rechten Ufer der Drau zwischen Kärnthen und Krain hinlaufenden Kalkgebirge. Für den Geologen kann nichts interessanter sein, als der so auffallende Unterschied zwischen den am rechten und linken Drauufer vorkommenden Gebirgsformen. Hier ist von den Seethaler- und Obdacheralpen an, in der Stub-, Teigitsch-, Pack-, Hand-, Kor- und gegenüber liegenden Saualpe, im ganzen Zuge der eigentlichen Schwambergeralpen bis zum Radel und selbst in dem jenseits der Drau liegenden Bacher alles kuppelförmig und abgerundet. Dort aber ist in der ganzen, vom Ursulaberge durch die Petze, den Obir bis zum Loibl und den im Hintergrunde auftauchenden Terglou, hinlaufenden Kette und ihren Nebenzweigen alles eckig und zackig. Wie ganz anders wirkte da und dort die aus dem Innern des Erdballs sich offenbarende, bildende Kraft! Die großen, über den Erdkreis verbreiteten und nach Gesetzen, die wir noch nicht kennen, geordneten Formationen sind den verschiedenartigen Systemen und Organen des thierischen Körpers zu vergleichen, welche die unserm Planeten zum Grunde liegende bildende Kraft eben so aus ihrer Umgebung — dem Aether des Universums — an sich zog und von innen heraus formte, wie die bildende Seele aus der ihr dargebotenen Nah-

rung von innen heraus den sichtbaren, aus Hartem, Weichem und Flüssigem bestehenden Leib baut [1]).

Doch — wir kehren von dieser Abschweifung wieder auf unsern Standpunkt zurück. Auf der Höhe der Koralpe bemerkt man dasselbe Urgestein, welches wir den ganzen Tag hindurch mehr oder weniger beobachtet hatten, eine Gneisart, die in Schichten liegt; doch zeigen sich hier auch einzeln hervorstehende Massen eines weißen grobkörnigen Quarzes. Der Rücken läuft in der Richtung von Südost nach Nordwest, und die ganze Vegetation besteht auf der Sonnseite aus wenigem Grase, aus dem verkümmerten Moosbeerenstrauch (vaccinium oxycoccos), und dem celtischen Baldrian oder Speik (valeriana celtica) welcher dürftig aus dem Gesteine hervorwächst. Letzterer ist ein niedriges Kräutlein mit länglichen, ganzrandigen, stumpfen, blaßgrünen Blättern, welches gewöhnlich nur fingerhoch wird, aber hier auch diese Größe nie erreicht, weil es von allen Ankommenden gesammelt wird, so, daß es beinahe schon ausgerottet ist. Es hat einen sehr heftigen Geruch und wächst nur auf der Spitze.

Während wir über den Rücken bis zum nordwestlichen Abhang, wo sich die am Fuß des Gebirges im Lavantthale liegende Stadt Wolfsberg zeigt, hingegangen und wieder zurückgekehrt waren, hatte sich der über der Tiefe schwebende Höhenrauch besonders gegen Osten hin bedeutend gehoben, und gestattete eine reinere Aussicht, in deren Genuße der mir unvergeßliche Nachmittag äußerst schnell dahin schwand. Es war, als könnte ich mich von der unvergleichlichen Stätte nicht trennen; wir standen noch da, als schon hohe Schatten über die Vertiefungen sich hinzogen, bis endlich die im Thale zu ihren Sennhütten heimkehrenden Herden auch uns zum Aufbruche mahnten.

Den Rückweg nahmen wir nicht durch das vorerwähnte Felsenthal, sondern über den Rücken der Bärenthalalpe. Weite Strecken

---

1) Sieh des Hrn. Professors Georg Mally äußerst interessantes und der vaterländischen Literatur zur hohen Ehre gereichendes Werk: Andeutungen über Mathematik und Philosophie und ihr Verhältniß zu einander. Grätz 1830, bei Damian und Sorge.

Anmerkung der Redaction d. st. Z.

dieser Höhen sind gänzlich von aller Vegetation entblößt, der nördliche, sanft sich senkende Abhang aber ist mit dem Moosbeerenstrauch und der Preiselbeere (vaccinium vitis idaea) bedeckt, über welche die isländische Lappenflechte (cetraria islandica) in großer Menge, und an einzelnen Strecken eine schöne Art der Strunkflechte (cladonia rangiferina) schneeweiß und dendritenförmig 2 — 4 Zoll hoch emporwächst. Die isländische Lappenflechte kömmt auf allen Höhen dieses Gebirgszuges vor, und wir sahen sie damals sowol auf der kärnthnerischen als steirischen Seite häufig sammeln, um sie wegen des herrschenden Futtermangels gesotten als Nahrung für das Borstenvieh zu benützen. Aus dem niedern Moosbeerengesträuche scheuchten wir auch ein Schneehuhn auf, das einzige, welches uns auf dem ganzen Gebirge zu Gesicht kam. Es ist merkwürdig, daß dieser Vogel im Winter weder tiefer abwärts sich menschlichen Wohnungen nähert, noch in das Innere der Wälder sich zurückzieht, sondern in der strengsten Jahreszeit auf diesen freien Höhen fortlebt. Selbst im Frühjahre, wo die sonnigen Abhänge schon vom Schnee frei sind, soll man ihn nur dort sehen, wo der Schnee noch in Vertiefungen liegt.

Als wir bei dem oben erwähnten hölzernen Kreuze am Abhang der Bärenthalalpe wieder ankamen, hatte die Sonne sich schon hinter die Gebirge hinabgesenkt, und wir mußten unsere Schritte beschleunigen, um vor dem Einbruche der Nacht noch dahin zu gelangen, wo der Weg über die Höhen abwärts wieder fahrbar wird. Dem Körper nach gar nicht ermüdet, sondern wundersam gestärkt durch die reine Alpenluft, und im Geiste erheitert durch die Erinnerung an die Empfindungen des Erhabenen und Schönen, welche der ungewöhnliche Anblick der großartigen Natur in meinem Gemüthe hervorgerufen hatte, traf ich mit meinen Begleitern, denen ich mich für den erwiesenen Freundschaftsdienst auf das Herzlichste verpflichtet fühle, nach 9 Uhr Nachts in der Glashütte ein.

War Leibniz je eine Stadt?

Von Joseph Wartinger,
steierm. Landschaftsarchivar.

Die Sage, daß Leibniz eine Stadt war, scheint eine Frucht des irrthumreichen v. Cerroni zu sein, der eine Chronik von Steiermark schrieb. Im 17. Capitel dieses Buches heißt es, daß in den Kriegen Kaiser Friedrichs mit dem Könige Mathias die Ungarn zehnmal in Steiermark eingefallen, daß sie Radkersburg, Petau und Fürstenfeld erobert, nur Leibniz nicht hätten bezwingen können. In dieser Verlegenheit hätten sie den gegen den Kaiser ohnedieß übelgesinnten Andreas Baumkircher durch sehr große Summen gewonnen, welcher den Stadtrichter Christoph Hammer und die Bürger von Leibniz durch Gold und glatte Worte dahin zu stimmen gewußt, daß sie den Ungarn die Thore geöffnet, und die kaiserliche Besatzung sammt dem Befehlshaber derselben, Georg von Kainach, aus der Stadt geworfen hätten. In Folge des später zwischen Friedrich und Mathias geschlossenen Friedens habe der Kaiser nebst den übrigen von den Ungarn in Oesterreich, Steiermark und Kärnthen in Besitz genommenen Ortschaften, auch Leibniz zurück erhalten; er habe dieser Stadt, zur Strafe ihres Verrathes, die Rechte einer Stadt und alle Privilegien genommen, und die Stadtmauern schleifen lassen.

Die vielen Irrthümer dieser Cerronischen Erzählung werden durch noch vorhandene Urkunden widerlegt; und im Einklange mit diesen und mit dem gelehrten Hansitz stellt sich über die Besetzung von Leibniz und Seckau Folgendes dar:

Der Salzburger Erzbischof, Bernhard von Ror, hatte dem Kaiser wiederholt die feierliche Zusage gethan, seinem Erzbisthume zu entsagen, damit Friedrich dasselbe seinem Günstlinge, dem aus Ungarn mit großen Schätzen entflohenen Graner Erzbischofe Johann, einräumen könnte. Doch der wankelmüthige Bernhard hatte, auf dringende Vorstellungen der beiden Bischöfe, Georg Altorfers von Chiemsee und Christophs von Trautmannsdorf von Seckau, sein wiederholt gegebenes Wort zurückgenommen, und dadurch den Kaiser so sehr aufgebracht, daß dieser alle in seinen Ländern gelegenen Besitzungen des Salzburgers militärisch zu besetzen befahl. Um dieses zu vereiteln, bat Bernhard den König Mathias dringend um Schutz und schnelle Hülfe gegen den Kaiser. Unverweilt rückten die Ungarn nach Steiermark, und nahmen, — da der Erzbischof in alle seine Besitzungen die ernstesten mündlichen und schriftlichen Befehle gesandt hatte, den Ungarn sogleich die Thore zu öffnen, — zuerst Petau, dann Rann, und, unter Anführung des Hauptmannes Hanns Haubitz von Pischkav, Leibniz sammt beiden [1]) auf dem Leibnizer- jetzt Seckauer-Berge gelegenen fürstlichen Schlösser am 21. December 1479, bald auch die damals seckauischen Besitzungen, St. Georgen bei Wildon und Bischofek, endlich die salzburgischen Schlösser Lichtenwald und Landsberg in Besitz.

---

1) Von dem jetzigen fürstbischöflichen Schlosse Seckau war im Jahre 1479 nur der am nördlichen Abhange des Berges gelegene Theil, mit Einschluß des großen alten, erst in diesem Jahrhunderte abgerissenen Thurmes eine bischöflich-seckauische Besitzung, die auf der Scheitel des Berges gelegenen Schloßtheile, welche heute die fürstbischöfliche Wohnung und einige andere Localitäten in sich fassen, waren damals salzburgisches Eigenthum. Beide Schlösser wurden erst dann vereinigt, als der Salzburger Erzbischof, Wolf Dietrich von Wellenau, sein Schloß am Seckauberge sammt dem Schlosse Polheim, dem Markte Leibniz ꝛc. mit allen dazu gehörigen Rechten und Unterthanen dem thätigen Seckauer Bischofe Martin Brenner schenkte. — Da der Seckauer Bischof, der seinem Erzbischofe die Entsagung des Erzbisthumes so sehr widerrathen hatte, dadurch des Kaisers Zorn auch gegen sich erglühet, und der Kaiser alle Güter des Seckauers in Beschlag zu nehmen befohlen hatte; so suchte auch dieser bei dem Könige von Ungarn Schutz, welcher, so wie in die salzburgischen, auch in die seckauischen Besitzungen seine Kriegerscharen sandte.

Etwas umständlicher über die Schicksale der beiden Schlösser am Seckauberge in diesen Kriegen spricht eine Inschrift auf einem an der innern Seite des Chores in der Seckauer Schloßkapelle befindlichen Marmor. „Nach cristi geburt Mcccclxxviiij iar an sand Thomastag vor weinachtē ist hanns haubitz vō pisthkav, kunig mathiasen von vngern haubtman mit ainem geraylign̄ zeug vnd fuesknecht her komen, vnd dise Slösser angenomen, dauon das lannt bekriegt bis in das lxxxx iar [1]) zu sand gilgentag [2]) seind diese vnd ander geslösser Im leben kayser fridrichs durch kunig Maximilian mit gwalt zerschossen und gewunen, vnd dan durch Erzbischoffen lienharten geboren von keutschach widerumb zu dem stifft bracht, vnd von neue auff gebaut durch Balthasar Gleintz, derselben zeyt vitztumb daselbs, vollendt im Mccccc und xviiij iar [3])."

In Hinsicht der Besetzung des Marktes Leibniz durch die Ungarn im Jahre 1479 ist es unwiderleglich gewiß, daß Andreas Baumkircher nicht Theil daran nahm; denn er war damals bereits über acht Jahre todt; er fiel, wie man gewöhnlich angibt, am 23. April 1471 unter des Scharfrichters Schwert. Gewiß ist es aus einer im Joanneumsarchive verwahrten Originalurkunde, daß sich Kaiser Friedrich mit Baumkirchers Witwe und mit dessen Kindern Wilhelm und Georg, Katharina und Martha am Freitage nach dem Auffahrtstage, das ist, am 8. Mai 1472 völlig ausgesöhnt hat.

Auch des angeblichen Leibnizer Stadtrichters Christoph Hammers Verrath fällt weg, da Leibniz, als eine damals salzburgische Besitzung, auf seines Erzbischofes und Regenten strengen Befehl, ungarische Besatzung einnehmen mußte.

Eben so ungegründet ist es, daß Georg von Kainach eine kaiserliche Besatzung zu Leibniz befehligte, und sammt derselben von den Bürgern hinausgetrieben wurde. Mathias Freiherr von Kainach, der im Jahre 1586 eine Genealogie seines Hauses, und später auch

1) 1490.
2) an St. Egidientag, 1. September.
3) 1519.

vieler anderer Familien schrieb, berührt dieß Ereigniß, das seinen Großvater, den oben genannten Georg von Kainach, getroffen haben soll, auch nicht mit einer Sylbe, obgleich er nicht nur von seinem Großvater, sondern auch von den übrigen Familiengliedern manches Unerhebliche, und, streng wahrhaft, wie er ist, auch Unrühmliches sagt.

Irrig ist es endlich, daß Kaiser Friedrich Leibniz seiner Privilegien, Stadtrechte und Mauern beraubt habe. Gerade das Gegentheil that Friedrich; er bestätigte zu Linz am Mitichen nach St. Augustins-Tag (29. August) 1492 die Privilegien der Leibnizer; ja, er bewilligte ihnen auch noch zwei Jahrmärkte, einen für den St. Philipps- und Jakobs-Tag zum Kirchweihfeste, 1. Mai, und den zweiten für den St. Jakobs-Tag im Schnitt, 25. Juli. Schön sagt er im Eingange der Urkunde: „das Wür vnsern Getrewen Lieben, dem Richter, Rahte, vndt vnnsern Burgern zu Leybentz, so Würr in den nechstergangenen Kriegswesen mit Gewalt erobert, ... von sondern gnaden, damit Sie bey vnns, vnnd vnßern Hauß Oesterreich zu beleiben, destbegihrlicher werden, die gnad gethann, vnd Ihn, Ihren Erben vndt nachkhommen, daß Pruckhrecht zu Landtschach, ... vnd darzu zween Jahrmarkh . . gegeben haben."

Die in dieser Urkunde so deutlich ausgesprochene gütige Gesinnung des Kaisers gegen Leibniz beweiset genügend, daß er diesem Orte die Rechte einer Stadt nicht nahm, wenn er sie doch je besessen hat. Allein da Leibniz in den Urkunden vom Jahre 1332 bis 1466 immer nur Markt genannt wird; so wird diesem Orte wol für keine Periode der Rang einer Stadt können angewiesen werden, da keine Urkunde vorliegt, die bewiese, daß Leibniz in dem kurzen Zeitraume von 1466 bis 1479 in welchem Jahre die Ungarn davon Besitz nahmen, zur Stadt erhoben worden sei.

Maria Rast.

(Monographische Skizze.)

Vom Professor Johann Gabriel Seidl.

Wenn ich an einem Hause vorübergehe, dessen Mauern einst Zeugen eines merkwürdigen Ereignisses waren, oder welches die Wiege eines berühmten, vielleicht — was ich höher, als Weltberühmtheit ansetze! — gar von Hunderten geliebten und gesegneten Mannes umschloß, so erfaßt mich immer ein seltsames Gefühl. Die Schleier der Vergangenheit rollen vor meinen Blicken zurück; es ist mir, als ob ich Theilnehmer dessen wäre, was sich einst dort begab, oder als ob ich einen Blick in das Still-Leben des Mannes thäte, der dort einst auftrat, wie Andere, um in der Folge zu wirken, wie Wenige, und zu enden, wie die Auserlesenen, denen es gegönnt ist, nachzuklingen in den Herzen der Enkel, und in den wuchernden Ernten ihrer Aussaat fortzuleben. Der Gedanke, daß die Stelle, die ein ausgezeichneter Mensch betreten hat, geweiht sei für alle Zeiten, ist in der That mehr als ein eitler Wahn, „erzeugt im Gehirne des Thoren!" — Es ist ein Gedanke, ehrend den, der ihn denkt; voll Stoff zur edelsten Nacheiferung; selbst, wenn er sich ins Kleinliche zu verlieren scheint, noch einer gerechteren Vertheidigung würdig, als jene selbstgenügsame Vornehmthuerei, mit welcher ein frivoles Zeitalter über schöne Erinnerungen spöttelnd hingleitet, seine abenteuerlichen Mißgeburten als die goldenen Kälber hinstellend, vor welchen das Volk, in blinder Andacht, hinstürzen soll.

Ich bewohnte, vor meiner Uebersiedlung von Wien, eine Stube, welche wenige Jahre vorher der unsterbliche Beethoven bewohnt hatte. An manchem Abende, wenn ich sie betrat, war mir's, als sähe ich den alten, in der Fülle seiner Melodien tauben Meister vor seinem Flügel sitzen und, sein graues Lockenhaupt senkend, nachsinnen auf eine jener Schöpfungen, welche — wie Grillparzer in dessen Leichenrede sagte — „dort enden, wo die Kunst endet." — Eine heilige Scheu ergriff mich dann immer, und bannte fern von mir jeden gemeineren Gedanken innerhalb der Wände, die einst einen von den wenigen Auserlesenen in seinen Weihestunden belauscht hatten. — Und wenn ich jetzt nach Wien zurückkäme, und um die Ecke des Gäßchens böge, welches, dem riesigen Stephansdome gegenüber, der Peterskirche zuführt, so würde mich eine wehmüthige Erinnerung unwillkührlich festbannen. Es war vor eilf Jahren in einer hellen Novembernacht, als ich, lässig nach Hause schlendernd, um dieselbe Ecke bog. Geisterblaß, wie von einem Silbertalar umflossen, stand der gewaltige Dom vor mir, und versunken in seinen Anblick, wie hundert Male früher, blieb ich stehen, und schickte meine Gedanken hinauf zu dem einsamen Lichtlein des Thürmers, das, unter dem pulsirenden Herzschlage der Thurmuhr, wie ein glühender Tropfen hing. Ich war aber nicht der Einzige, der auf diesem Plätzchen mit dem Dome stille Zwiesprache hielt. Als ich mich umwendete, sah ich ein kleines, schmächtiges Männchen in ähnlichen Betrachtungen lehnen, und ernst und sinnig emporschauen. Ich faßte es näher ins Auge, erkannte es, und konnte nicht umhin, es anzusprechen und mit ihm die gemüthliche Gedankenjagd fortzusetzen. Das kleine, schmächtige, hinkende Männchen war der wackere Tondichter der Körner'schen Kriegslieder, des Freischützen, der Euryanthe, — Carl Maria von Weber. Er sah später wol die Westmünster-Abtei, — aber den lieben Stephansthurm nicht wieder. Darum bleibt mir jenes Plätzchen unvergeßlich.

Und so geh' ich denn auch jetzt nie an dem armseligen Dörfchen Arzlin, welches ein Stündchen weit von meinem nunmehrigen Heimatorte Cilli liegt, vorüber, ohne es mit Ehrfurcht zu grü-

ßen, da es in einer seiner schlechten Hütten der gelehrten Welt einen Mann gab, welcher in seinem Fache Licht und Aufklärung verbreitete, den deutschen Sprachforscher Johann Sigmund Popowitsch. — Eben so betrat ich, nicht ohne Ergriffenheit, den Pfarrhof zu Altenmarkt bei Windischgrätz als die Stelle, auf welcher der geistreiche Aeneas Sylvius Piccolomini seine Wirksamkeit begann, welchem der Kaiser Friedrich IV. schon auf dem Gipfel des Berges Cimini, beim Anblicke Rom's, sein künftiges Papstthum voraussagte. — Je verborgener, unansehnlicher und unbekannter der Ort ist, an welchen sich eine solche Erinnerung knüpft, mit desto tieferer Ehrfurcht pflege ich ihm zu nahen, indem die siegreiche Kraft des Geistes ihr Recht gerade dort am auffallendsten geltend macht, wo ihr, zu ihrer Entwickelung, von Außen wenig oder nichts gegeben ward, und sie sich einzig und allein von Innen aus die Bahn brechen mußte, auf welcher sie, kräftig und wirksam, ihrem leuchtenden Ziele nahete.

Der Vorschlag, welcher vor Kurzem in einer Stadt des südlichen Frankreichs (wenn ich nicht irre) gemacht wurde, jene Häuser, in denen ein großer, um sein Vaterland hoch verdienter Mann geboren ward, durch hierauf bezügliche Inschriften kennbar zu machen, und für alle Zukunft zu stämpeln, wäre ein schöner Akt der Humanität, ein nachahmungswürdiger Versuch, die Bedeutsamkeit eines Ortes von etwas Edlerem abhängig zu machen, als von der Zahl seiner Häuser, dem Gelde seiner Bewohner, der bequemen Einrichtung seiner Gasthöfe, der Beliebtheit seiner Erzeugnisse, oder von anderen Gegenständen des gemeinen Werktaglebens, die er mit Tausenden seines Gleichen theilt. So lange jedoch die Ausführung solch' eines Versuches unter die frommen Wünsche gehören muß, halte ich es für die heilige Pflicht eines Jeden, dem dazu die Gelegenheit geboten ist, das Seinige nach Kräften beizutragen, daß die dankbare Erinnerung an Stellen und Orte, welche einst die Wiege ausgezeichneter Menschen oder der Herd geistiger Thätigkeit waren, lebhaft erhalten und durch Wort und Schrift verbreitet werden möge.

So unbedeutend daher auch in topographischer Hinsicht das Dörfchen sein mag, welchem ich die nachfolgenden Zeilen widme, so verdient es doch, der eben ausgesprochenen Ansicht gemäß, die aufmerksame Würdigung aller Vaterlandsfreunde. War es doch einst der Tummelplatz, auf welchem nicht nur die edelsten Keime der vaterländischen Manneskraft ihre sorgsame Pflege fanden, sondern wo sogar die jugendlichen Talente der Nachbarländer, ja selbst weit entlegener Provinzen die Grundlagen ihrer Bildung erhielten. Wo jetzt die harmlosen Dorfbewohner, unbekümmert um die Vergangenheit, ihrem ländlichen Tagewerke nachgehen, empfing noch vor kaum zweihundert Jahren die Blüte des steiermärk'schen Adels und der Kern der bildungsfähigen Bürgerjugend, unter der Aufsicht wackerer Jugendfreunde, die erste Richtung zu jenem höheren Streben, welches verfolgend sie als Staatsmänner, als Seelenhirten, als Lehrer und Künstler, nicht nur in der Heimat, sondern auch in der Fremde, die Früchte der hiesigen Aussaat einernteten. Mehr als siebentausend Knaben reiften in diesem unansehnlichen Dorfe, binnen hundert und fünf und zwanzig Jahren, einem vielversprechenden Jünglingsalter entgegen, und machen es daher gewiß einer näheren Erörterung würdig.

Das Dorf, dessen ich hier ausführlicher Erwähnung zu thun gesonnen bin, heißt Maria Rast (Ruska), im Marburger-Kreise. Es liegt, beiläufig zwei Meilen von der Kreisstadt, am rechten Ufer der Drau, am Fuße des Bacher-Gebirges, auf dessen nördlichem Abhange sich hier die einzelnen Gebäude einer, (dem Herrn Paul Kaindelsdorfer in Cilli gehörigen,) in Ober-Lembach gelegenen Glasfabrik bemerkbar machen, zu welcher man von dem Dorf aus, an rebenreichen Vorhügeln vorbei, die den feurigen Raster-Wein liefern, in vierthalb Stunden gelangen kann. Die Herrschaft Fall, welcher es untersteht, hieß ehemals die Grundobrigkeit vom grünen Waasen. Dem Fremden dürfte gegenwärtig daselbst nichts auffallen, als die schöne geräumige Kirche, welche außen an der Nordwestseite noch Spuren eines vormaligen gothischen Gebäudes an sich trägt, aus dem sie entstanden zu sein scheint; der mit Schnitzwerk überladene Altar, mit dem eigen-

thümlichen Glöckchenrade an der Seite; der Gruftdeckel am Fuße desselben; die schöne Orgel; das volltönige Geläute; die vielen Bilder und Votivtafeln an Pfeiler und Wänden, und die mit den Bruststücken der Apostel von alter, aber nicht ungeübter Hand bemalten Lehnen der hintersten Betstühle; — was Alles eben so, wie der geräumige Pfarrhof mit dem Chronographen über dem Thore (FLorens haeC DoMVs eX CInerIbVs noVa VenIt) für ein Dorf zwar selten, aber doch nicht gerade besonders merkwürdig ist.

Die frühere Bedeutsamkeit dieser nunmehr zu einem unansehnlichen Dorfe herabgesunkenen Ortschaft ersieht man erst aus einer handschriftlichen lateinischen Chronik, welche im Pfarrhofe hinterlegt ist, und aus welcher ich, da sie mir von dem hochwürd. Herrn Pfarrer, Joh. Nep. Godina zur Einsicht und Exzerpirung gütigst mitgetheilt worden war, das Nachfolgende heraushebe. Dieselbe ist das Werk des Joseph Augustin Marian, welcher um das Jahr 1730, nach Empfang der vier minderen Weihen, als Instructor daselbst angestellt, Theologie privat studierte; im Jahre 1731 in Gegenwart von zwei und dreißig Priestern zu Rast primizirte; bis zum 9. Februar 1742 als Kooperator, Instructor und Aushelfer hier verweilte, dann nach Saldenhofen ging, und nach fünf Jahren wieder von dort zurückkehrte. Er hat, wie er sich äußert, die Chronik aus den Bruchstücken der durch sorglose oder vielleicht mißtrauische Vorsteher vertragenen Notaten der eifrigen Raster-Pfarrherren: Johann Maria von Lichtenheim (ermordet im J. 1531); Georg Cosina (gestorb. 1649) und Lucas Jamnigg (gestorb. 1698) zusammengestellt und dadurch der kleinen Ortschaft ein Erbstück hinterlassen, welches ihr ein bleibendes Andenken sichert.

Die Gründung des hiesigen Gotteshauses erzählt unser Chronist auf folgende Art. Gegen Ende des neunten Jahrhundertes lebte in Untersteier ein durch Adel des Geschlechtes, Tadellosigkeit der Sitten und Reichthum ausgezeichneter Mann, Edmund von Weißegg, mit seiner frommen Gemahlin Iremgarde. Ihre Ehe war ein fester Bund der Eintracht und Liebe; zwanzig Jahre lebten sie

friedsam miteinander, und ihren Seelenhimmel trübte nichts, als die täglich schmerzlichere Klage, welche man dem gefühlvollen Menschen so gerne verzeiht,

„— der nie an Fleisch von seinem Fleische
Das matte Haupt, die wunde Brust gedrückt [1])!"

Der Gedanke, kinderlos dazustehen, und nichts von all' den schönen Gütern, die Gott ihnen für Leib und Seele beschert hatte, auf wohlgerathene, dankbare Kinder vererben zu können, trieb den frommen Edmund endlich an, sein blutendes, bei aller Fülle des irdischen Segens armes Herz vor seinem Bruder Johann Zacharias, einem stillen, gottergebenen Weltpriester, auszuschütten. Dieser rieth dem gläubigen Ehepaare, einen Theil seines Vermögens auf die Erweiterung des Kirchleins zu verwenden, welches in der Nähe stand, und von andächtigen Draufahrern häufig besucht wurde. Mit freudiger Hoffnung entschlossen sich die Gatten dazu, und bald ernteten sie den reichlichen Lohn für ihren heiligen Eifer. Binnen sieben Jahren blühten ihnen fünf zarte Sprossen ihrer Liebe entgegen, drei Söhne: Joseph Michael, Joachim Gabriel, Johann Raphael, und zwei Töchter: Maria Anna und Maria Elisabetha. In der Wonne ihres Herzens schritten sie nun zur Erfüllung des gemachten Gelübdes; legten im Jahre 900, am 1. Juni, als dem Tage, welcher dem heiligsten Herzen Mariä geweiht ist, den Grundstein zu einer herrlichen Kirche, unfern jener halbzerfallenen Kapelle, welche gemeinhin die Kapelle der Ruhe (kurzweg: Rast) hieß, und widmeten dieselbe dem Andenken der auf ihrer Reise von Nazareth nach Bethlehem rastenden Gottesgebärerin. In fünf Jahren war der kostspielige Bau vollendet. Zu Anfange des Herbstmondes 905 wurde das Marienbild aus dem Hausgemache dahin übertragen, und am 8. desselben Monates zum ersten Male der allgemeinen Verehrung preisgestellt. Johann Zacharias von Weißegg, der fromme Rathgeber, war erster Priester von Rast; er verwaltete sein Amt mit zwei Kooperatoren, die er aus Eigenem unter-

1) Fr. L. Z. Werner's Thalssohne 1. Thl.

hielt, noch sieben und vierzig Jahre lang, und fand seine Ruhestätte an der Evangelium = Seite des Hochaltares. Des Erbauers Erstgeborner, schon in der Wiege zum Priester bestimmt, war sein Nachfolger. Erst der sieben und dreißigste Priester von Rast, Marcus Pauritsch (gestorb. 1645), nahm den Titel eines Pfarrers an. Ihm folgten in ununterbrochener Reihe, bis auf unsere Tage, noch siebzehn Pfarrer, so daß der gegenwärtige Hirt dieser vor neunhundert und dreißig Jahren hier um das Gnadenbild der Gottesmutter versammelten Herde der vier und fünfzigste ist.

In diesem langen Zeitraume litt sowol die Kirche, als die Umgebung, mannigfache Schicksale. Die wichtigsten Ereignisse, welche die Erstere betrafen, dürften folgende sein. Unter dem Priester Andreas Conti wurde die Kirche feierlich konsekrirt (1140). — Von dem Priester Philipp Schweiger wurden (1470 — 1485) für die Besucher derselben, in Rom, verschiedene Abläße erwirkt. — Unter Johann Maria von Lichtenheim, welcher (1519) den Thurm von Grund aus herstellen ließ, und eine neue Glocke weihte, schwamm (1522) ein Kruzifix auf der Drau heran, welches prozessionsweise in die Kirche getragen wurde, wo es am ersten Seitenaltare, links an der Hauptthüre, noch zu sehen ist. In den für Untersteier verhängnißvollen Jahren 1529 — 1532, in welchen das benachbarte Marburg drei Türkenstürme hartnäckig abschlug, bis es durch Sigmund von Weichselburg entsetzt wurde, und späterhin das Draufeld zwischen Marburg und Petau abermal eine blutige Niederlage der Christenfeinde sah, wurde auch das Gotteshaus zu Rast hart mitgenommen, und dessen Vorsteher selbst von den Mordbrennern fortgeschleppt und in Stücke zerhauen. Kaum zwanzig Jahre reichten hin, die zerstreute Herde wieder um die verödeten Mauern zu sammeln, denen bald durch das mächtig um sich greifende Lutherthum eine neue Gefahr drohete, welche jedoch der Eifer der besorgten Priester: Niklas Schintler (gestorb. 1598) und Simon Nunhard (gestorb. 1607) glücklich abzuwenden wußte.

Eine neue Aera für Rast begann mit dem thätigen, noch in anderer Beziehung (wovon unten die Rede sein wird) dem Vater=

landsfreunde unvergeßlichen, Pfarrer Georg Cosina von Rast (von 1645 — 1649), unter welchem neuerdings eine Matrikel verfaßt, vom Erzpriester-Amte (officium archidiaconale) bestätiget, und somit eine bestimmte Ordnung festgesetzt wurde, nach welcher die heiligen Verrichtungen zur genau bezeichneten Zeit begonnen und ohne Unterbrechung zugehalten, die Gläubigen nie ohne geistliche Nahrung belassen, und wohlgeordnete Tagebücher geführt werden sollten. — Am Frohnleichnamstage 1650 langte hier eine große Prozession an, welche so reichliche fromme Opfer darbrachte, daß man den nächsten Sonntag, welcher schon von altersher der Stiftungssonntag hieß, als Gedächtnißtag an diesen Festzug einsetzte, und die ganze Nachbarschaft aus Zellnitz, Kötsch, Lembach u. a. O. dazu einlud.

Von dieser Zeit an scheint der Ruf dieses Wallfahrtsortes sich mit jedem Jahre verbreitet zu haben. Fromme Stiftungen erhöhten den Glanz des Gotteshauses; von allen Seiten strömten die Gläubigen zusammen, um hier ihre Andacht zu verrichten, und, erquickt durch die Speise des Lebens, in ihre Heimat zurückzukehren. Vorzügliche Verdienste um die Emporbringung von Rast erwarb sich die Familie Jamnigg, die ihrem Heimatorte fünf eifrige Pfarrherren gab, von welchen der erste, Lukas Jamnigg (von 1676 — 1698), seiner Energie und Thatkraft wegen der Raster-Romulus genannt wurde. Unter ihm wurde das Namensfest Mariä, der sogenannte (noch jetzt durch zahlreiche Wallfahrten gefeierte) Raster-Sonntag, zum ersten Male durch eine besondere Festlichkeit verherrlicht. Auf dem Kirchhofe wurde nämlich aus Laubwerk eine Bühne errichtet, und, am 14. September Nachmittags, das erste Stück (actio comica) von einheimischen Spielern aufgeführt. Aehnliche Darstellungen fanden nun alle Jahre an dem bezeichneten Sonntage, oder am Vorabende desselben, bis zum Jahre 1722 statt. Sowohl die Wirkung auf das versammelte Volk, als der Geldertrag war bedeutend. Der Stoff dieser dramatischen Gelegenheitsspiele war, wie die Auto's der Spanier und die, ihnen nachgebildeten Declamationen und Schaustücke bei festlichen Aufzügen, Prü-

fungen und Inaugurationen, größtentheils der Legende entnommen. Unter anderen nennt die Chronik folgende Titel: Marianum peccatorum refugium; Maria, sollicita pupillorum tutrix; Materna Mariae erga suos clientes fidelitas; De Disma latrone poenitente (1699), welches so viel Eindruck machte, daß beinahe kein Auge trocken blieb; De Joviniano Imperatore mire correcto, mit Prolog, Zwischenspiel und Epilog vom Pater Siegfried aus St. Paul u. s. w. Bei Gelegenheit einer solchen Production am 15. September 1709, nahm ein Kapuziner-Pater, Namens Germanus, welcher die Szenerie der Hölle darzustellen beschäftiget war, gewaltigen Schaden, indem er sich das kanonische Auge, den Bart und das Gesicht jämmerlich verbrannte. — Von der am 8. September 1714 gegebenen Vorstellung wird gemeldet, daß am anderen Tage die reuige Beichte manches Zuschauers bewiesen habe, wie groß die Wirkung des dargestellten Stückes gewesen sei.

In welcher Sprache die erwähnten Dramen abgefaßt waren, läßt sich aus der Chronik nicht ermitteln. Aus den Summen, welche eingingen (200 — 300 fl.), dürfte man schließen, daß die Aufführung vor einer zahlreicheren Volksmasse statt fand, welcher nur die slavische und deutsche Sprache verständlich war. Von einer einzigen solchen Declamation, welche am 13. Juni 1700, als am Stiftungssonntage, vorgetragen wurde, und den Benediktiner Aegydius zum Verfasser hatte, heißt es ausdrücklich, daß sie in deutscher Sprache abgehalten, und am Sonnabende vor dem Naster-Sonntage desselben Jahres in slavischer Sprache wiederholt worden sei.

Doch kehren wir zu den Schicksalen der Kirche und des Pfarrhofes zurück. Letzterer wurde, wie die Inschrift eines noch vorhandenen Bildes auf der Pfarrhofstiege besagt, mit Bewilligung der Grundobrigkeit vom grünen Waasen, im J. 1689 „anerhoben und erbaut; darauf aber anno 1694 den 26. November, Abends gegen 9 Uhr von einem damals hier studierenden Knaben aus Bosheit, um sich vom Studieren loszumachen und selbiges aufzuheben, (da die anderen Alle, deren 46 waren, ruheten) eine brennende Kerze in das Dach gesteckt; hat solches bei 3 Klafter hoch zu bren-

nen angefangen. Doch hat man alsbald das Feuer bemerkt, und, auf Anrufung der Mutter Gottes und des heiligen Florian glücklich gelöscht." — Neunzehn Jahre darnach brach, unter Stephan Jamnigg, dem Bruder des oben genannten, eines Abends um 7 Uhr abermals Feuer aus, wodurch Alles, bis auf die Kirche, verheert wurde. — Unter einem der gleichnamigen Nachfolger dieses Pfarrers erhielt (1721) die Kirche ein neues Gewölbe, wodurch, leider! jede Spur der alten Raster-Kirche verloren ging. — Im Jahre 1735 wurde dieselbe, fast ganz auf Kosten jenes wackeren Stephan Jamnigg, welcher in der Zwischenzeit zum Hauptpfarrer in Saldenhofen (Vesunize, Ossenitz-Terg, Markt an der Drau im Cillier-Kreise) befördert worden war, auf jene Weise hergestellt, wie sie zum Theile, wenigstens in ihrem Inneren, noch jetzt beschaffen ist. — Die letzte und schrecklichste Feuersbrunst suchte das Dorf Rast im Wintermonde des Jahres 1779, unter der Amtsführung des launigen Jagdfreundes, Marcus Gollitschnigg, während des Ganges zur Rorate, heim, und griff so rasch um sich, daß, außer den meisten Häusern des Dorfes, auch der Pfarrhof und die Kirche bis auf das Innere, welches von dem wüthenden Elemente verschont blieb, binnen wenigen Stunden ein Raub der Flammen wurden. — Die Wiederherstellung beider in ihrer dermaligen Gestalt scheint daher, dem im Eingange angeführten Chronographen zu Folge, in das Jahr 1783 versetzt werden zu dürfen.

Im Jahre 1744 wurde das siebente Jubiläum dieser Kirche festlich begangen, dessen Feier, vier und vierzig Jahre vorher, (ob incommoditatem, non dico socordiam curatorum, wie der Chronist rügt) verabsäumt worden war. — Im Jahre 1814 fand das achte, und bisher letzte Statt.

Mit welcher Andacht und gläubigen Verehrung die Landesbewohner von jeher an diesem Wallfahrtsorte hingen, beweist nicht nur die Zahl der daselbst Abgespeisten, welche einmal (1751) sogar vierzigtausend überstieg; der hier verrichteten Meßopfer, welche sich im J. 1698 auf mehr als zweitausend fünfhundert belief, und der eingelaufenen Opferungen (im J. 1704 im Betrage von 418 fl.),

sondern auch das kindliche Vertrauen vieler, in den stürmischen Tagen unserer Vorfahren hart geprüften Menschen, welche Gott ihren glühenden Dank für Hülfe und Rettung in Noth und Gefahr nirgend besser darbringen zu können glaubten, als an der gottgeweihten Schwelle des heiligen Hauses — der Rast. So legten hier unter Lucas Jamnigg mehre aus der türkischen Gefangenschaft entkommene Krieger, mit Thränen der freudigsten Rührung, am Altare der Gottesmutter ihre Ketten nieder; unter diesen namentlich der kroatische Soldat, Stephan Turnovitsch, welcher, kämpfend vor den Mauern Wiens (1683) gefangen worden war, und sieben Jahre in schnöder Sclaverei geschmachtet hatte. Auch ein muthiger Fahnenträger, Namens Anton von Wonfleur, welcher unter dem Commando Carl's von Baden eine goldgestickte Seidenfahne erbeutet hatte, stattete hier den wärmsten Dank für seine wunderbare Rettung ab. — Im Jahre 1703 kehrte auch Wolfgang Serepetz, welcher mitten aus seinem theologischen Studium auf das blutige Feld der Ehre gerissen, von den Türken gefangen genommen, und durch sieben endlose Jahre auf das jämmerlichste mißhandelt worden war, nach abgestreiften Ketten hier zur ungern verlassenen Fahne des Erlösers zurück. — Zeugen ähnlicher Scenen waren diese Mauern auch noch in der Folgezeit, abgesehen von jenen unbelauschteren, stillen Festen, in welchen vielleicht manches Herz hier weit schwerere Ketten abschüttelte, als jene sind, welche nur die Hände binden.

Schon diese wenigen Andeutungen dürften vielleicht den Leser für das kleine Dorf gewonnen haben, dessen Namen er bisher kaum beachtet haben mochte, weßhalb ich auch über dasselbe einige historische Notizen anzuführen mir erlaube. — Von Kaiser Friedrich III. (IV.) erhielt der Ort Rast, nebst anderen Privilegien, auch das Marktrecht, welches jedoch die Bürger zu Anfang des achtzehnten Jahrhundertes, von Johann Schantl aufgeredet, wieder zurücklegten, indem sie lieber abgabenpflichtig werden, als die Einquartierung, welche sie manchmal zur Winterszeit traf, sich gefallen lassen wollten. — Von einer Epidemie, welche die Umgegend

im J. 1682 hart mitnahm, blieben sie in so weit verschont, daß nur ein Kind und eine Magd daran starben. Eben so gnädig ging der Würgengel in den Jahren 1713 und 1754 an ihnen vorüber. — Die Jahre 1522, 1703 und 1737 waren durch Ueberschwemmungen bezeichnet. — Am verhängnißvollsten waren für Rast jene Schreckenstage, in welchen hier die Türken hausten, aus welcher Zeit, wie man glaubt, sich auch die sogenannte Römer- oder Türken-Mauer herschreibt, durch welche, oberhalb Rast, das Thal vom Bacher herab bis an die Drau hin abgesperrt worden zu sein scheint. Sie ist mit einer doppelten Reihe von Schießscharten versehen, mißt in der Höhe bei 3 Klafter, in der Breite 1 Klafter, und geräth an einigen Stellen bereits in Verfall. — Im Jahre 1704 suchten zu Rast auch zahlreiche Flüchtlinge aus Luttenberg, Friedau, Großsonntag und Polsterau Zuflucht vor den heranrasenden Kuruzzen, bis diese von dem siegreichen Grafen Siegbert von Heister bei Tyrnau auseinander gesprengt wurden.

Das sind beiläufig die merkwürdigsten Schicksale, welche die Kirche und das Dorf im Laufe von Jahrhunderten erfuhren. Allein so mannigfaltig sie auch übrigens sein mögen, so reichen sie doch nicht hin, um die am Eingange meiner Skizze angeregten Erwartungen zu rechtfertigen. Das eigenthümliche Interesse, welches dieser Ortschaft vorzugsweise vor anderen anklebt, besteht darin, daß sie in der That, wie ich oben andeutete, durch fünf Vierteljahrhunderte die Pflanzschule der hoffnungsvollsten Söhne des Vaterlandes gewesen ist. Es herrschte nämlich ehemals (ja selbst noch in den Tagen unserer eigenen Väter) die löbliche Gewohnheit, besonders auf dem Lande, die Knaben, welche man für hinlänglich talentirt hielt, um sie einer wissenschaftlichen Ausbildung zuzuwenden, nicht unmittelbar von der Halde, aus der Gesindestube oder aus der oft nicht besseren Staupkammer eines Dorfschulmeisters hineinzuschleudern auf die Arena der Musen, wo der arme Junge plötzlich, wie durch einen Zauberschlag in einen anderen Welttheil voll fremdartiger Vegetation und neuer Erscheinungen versetzt, etwas Anderes sieht und hört und athmet, als er je ahnen konnte, und nun, in

halber Bewußtlosigkeit, in einem Elemente mühsam fortrudert, das ihm mit jedem Tage betäubender über den Kopf wächst; sondern man übergab den jungen, aber erfahrungslosen Schwimmer vorerst einer zweckmäßigen Aufsicht, damit er unter ihr, nur allgemach dem heimatlichen Boden entwöhnt, sich mit dem Anblicke des neuen Elementes vorerst befreundete, dann spielend sich einübte, Gelenkigkeit und Fassung lernte, und Lust und Liebe zu einem Versuche bekäme, welcher nur dem Auserlesenen beim ersten, blinden Sprunge glücken mag. Hatte er es nun, durch tägliche Uebung, so weit gebracht, daß er im Stande schien, sich selbst auf der Oberfläche zu erhalten, dann löste man ihn vom Gurt ab, und schickte ihn hinaus auf das spiegelnde Flußbett der Wissenschaften, wo die lockenden Ziele und der ermunternde Zuruf das Ihrige thun. Aber nicht nur der schlichte Landmann und Bürger sahen in solchen vermittelnden Anstalten eine wohlthätige Vorhülfe, sondern auch Höhergestellte und Vornehme vertrauten ihnen ihre Söhne freudig an, indem sie fühlten, daß es zweckmäßiger sei, wenn der junge Mensch in ländlicher Umgebung durch beständigen Verkehr hingewiesen auf das Treiben, in welchem er heimisch werden sollte, jener Bildung entgegenreifte, die ihn einst in den Kreis, aus dem er ausgegangen, von selbst und auf eine würdige Weise zurückbrächte, als wenn er sich, von den Zerstreuungen und vorgefaßten Meinungen der Stadt und des Convenienz-Lebens verlockt und irrgeleitet, nur mit Ekel und Widerwillen durch ein Bereich fortschleppte, in welchem für den Säumenden und Spröden keine süßen Früchte wachsen.

In Folge dieser Ansichten wurden die Privat-Anstalten, welche besonders von Priestern hin und hin im Lande zur Vorbereitung der Jugend für den höheren Unterricht begründet wurden, häufig von Hohen und Niederen für ihre Söhne in Anspruch genommen. Die lohnende Wirkung blieb nicht aus. Der Gymnasial-Unterricht, dieser — so sehr man ihn auch verkennen mag — gewiß wichtigste Bildungszweig für Jeden, dem es nicht bloß um den äußeren Firniß, sondern um wirkliche Selbstvervollkommnung, nicht blos um Reichthum im Leben und Aussicht, sondern auch um Lebensreichthum

und Einsicht zu thun ist, trieb dann, solchen gesunden in der Baumschule eines sorgsamen Jugendgärtners gehörig vorbereiteten Wildlingen eingeschäftet, bald die erfreulichsten Blüten.

Eine solche Baumschule (Præparanda) von besonders großem Umfange und weit verbreitetem Rufe bestand zu Maria Rast. Schon von dem siebenten Raster-Priester, Alphons Marian (gestorb. 1187) heißt es, daß er, von seinen vier Kooperatoren eifrigst unterstützt, sich viel mit der Jugend-Erziehung beschäftiget habe. Der Stifter eines förmlichen Collegiums zum Unterrichte der Jugend war der mehrfach gerühmte Pfarrer Georg Cosina, welcher dasselbe in Gemeinschaft mit zwei Instructoren, zu Anfange des Jahres 1645, mit fünfzehn Schülern (7 aus Rast, 2 aus Gambs und je 1 aus Marburg, Petau, Muregg, Lembach, Fall und Weitenstein eröffnete. Diese Präparande, welche, so lange noch kein Gymnasium in Marburg war, im Munde des Volkes geradehin das Raster-Gymnasium geheißen zu haben scheint, fand allgemeinen Zuspruch. Schon in den vier ersten Jahren finden sich hier Sprößlinge aus den edelsten Geschlechtern des Landes. Wie sich aus der Zusammenstellung ergibt, so scheinen die Knaben in einem Alter von 8 — 10 Jahren, anfänglich auch noch in vorgerückterem, hierhergebracht worden zu sein. Die Zahl der Zöglinge wuchs mit jedem Lehrcurse, und erreichte unter Lucas Jamnigg, im Jahre 1698, beinahe das zweite Hundert; im Jahre 1701 betrug sie 135. — Erst, nachdem im J. 1758 durch die Kaiserin Maria Theresia zu Marburg ein Gymnasium errichtet worden war, nahm der Zug der studierenden Jünglinge dahin seine Richtung, bis im J. 1770 die Vorbereitungsclasse zu Rast ganz aufhörte, und somit eine Anstalt ihre Wirksamkeit schloß, welche vor ein Paar Jahrzehenden noch manchen achtungswerthen Staatsbürger in und außer dem Lande als ihren ehemaligen Zögling begrüßte, und vielleicht jetzt noch in dem Angedenken manches biederen Greises fortlebt, welcher dort die Rosentage seiner Jugend genossen hatte.

Da die Chronik (auf eine Weise, welche bei Abfassung aller Schul-Matrikeln, in so fern es thunlich ist, Nachahmung verdiente)

in den Verzeichnissen der Schüler bei den meisten auch angibt, was aus ihnen in der Folgezeit geworden ist, so läßt sich hieraus der das Interesse für Rast in hohem Grade steigernde Schluß ziehen, welch' edle Keime hier gepflegt und entwickelt wurden, und welche trefflichen Herzen einst in diesem nun halbvergessenen Dorfe von des Bacher's Urwaldschauern umsäuselt, umrauscht von den Wogen der gewaltigen Drau, dem hohen Ziele, zu welchem sie berufen waren, in kindlicher Ahnung entgegenschlugen. Ein genauerer Auszug aus diesen Namensregistern würde einen historisch und psychologisch nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte der National-Cultur, zur Genealogie der vaterländischen Adelsgeschlechter, zur Vervollständigung einer Docta et nobilis Styria liefern. Wir finden hier — um dem Leser nur einigermaßen zu beweisen, daß wir nicht Unwichtiges zur Bedeutsamkeit emporschrauben wollten — unter mehr als hundert anderen Namen von gutem Klange als Zöglinge die Grafen: Jacob von Leßlie, Wenzel von Purgstall, Georg Sigmund (?) und Johann Joseph von Herberstein, Johann Friedrich von Galler, Johann Weickhard Vetter von der Lilien, Friedrich Georg von Mersperg, Johann Ernst von Windischgratz, Wolfgang von Auersperg, Ernst Maximilian von Kronsfeld, Ludwig Sigmund von Rosenberg, Emerich Anton von Draskovich, Carl Weichard von Sauer, Ignaz Maria von Attems, Ferdinand von Stürkh, u. A.; die Freiherren: Christoph von Abele, Johann Carl von Valvasor, Cajetan Ernst von Adelsberg, Augustin Raimund von Hallerstein u. A., welche als Landesverweser, Landesoberste, Reichshofräthe und in anderen Zweigen der Staatsverwaltung zunächst um die geheiligte Person des Monarchen standen. Der letztgenannte Freiherr trug den heiligen Eifer, der ihm hier eingepflanzt wurde, sogar weithin über den Ocean, indem ihn die Chronik, als „S. J. Missionarius" und „in Sinarum imperio supremus Mandarinus" bezeichnet, über welche Sendung er, seiner Jugendlehrer wohl eingedenk, ein Näheres in einem eigenhän-

digen Briefe nach Rast berichtete, der, leider! vor einigen Jahren verschleppt worden ist. — Auch ausgezeichnete Seelenhirten hatte Rast unter seinen ehemaligen Schülern aufzuweisen, darunter namentlich: den Erzbischof von Salzburg, Sigmund Christoph und den Fürstbischof von Ollmütz und Cardinal, Wolfgang Grafen von Schrottenbach; den vierzigsten Bischof von Seckau, Franz Anton Adolph Grafen von Wagensperg; den Lavanter-Bischof, Joseph Oswald Grafen von Attems; den Bischof von Gurk, Anton Joseph Grafen von Spauer; den neun und dreißigsten Abt zu Rein, Candidus (Johann Friedrich Schillinger aus Leoben); den Jubel-Abt Franciscus (Johann Franz von Kaltenhausen aus Grätz) vom Stifte St. Lambrecht; den Benedictiner-Abt zu Emmaus in Prag, Ernst Grafen von Schrottenbach; den Jubel-Abt Albertus (Fr. Jacob Reichard aus Lavant) vom Benedictiner-Stifte St. Paul in Kärnthen; den Abt Johannes des kärnthner'schen Stiftes Viktring (Ferdinand Moser aus Rast); den Abt von Cilli, Fr. Hoblnigg aus Rast (gestorb. 1828), einen der letzteren Zöglinge dieser Anstalt u. v. A. — Von den aus derselben hervorgegangenen Gelehrten und Künstlern, deren Namen ich zur möglichst näheren Erörterung ihres Lebens und Wirkens an einem geeigneten Orte ausführlicher anzugeben gedenke, nenne ich hier, ohne Wahl, nur den Kanzler der Grätzer-Universität, Simon Karchne aus Wippach; den Erzieher des Herzogs von Baiern (?), Simon Krausler; den berühmten Grätzer-Kupferstecher Andreas Trost, welcher (1678) die erste Landkarte von Steiermark, auf Kosten der Stände, anfertigte; die Maler: Veit Georg Hauckh aus Grätz, der noch 1731, also etwa in seinem 70. Jahre, das Altarblatt der Kapelle zu Rein lieferte, in welcher Ernst der Eiserne begraben liegt; Sebastian Lerchinger aus Petau, der sich einen bedeutenden Ruf erworben haben soll; Johann Bernhard Vogl aus Grätz; Sigmund Pachmayer aus Petau u. A.; den Komponisten Franz Erthl aus Radkersburg; den

Bildhauer Johann Jacob Schoy aus Marburg, der sich in Grätz einen Namen erwarb, von denen, so wie von allen Uebrigen, die Chronik, leider! nichts als den dürren Namen und das Fach, in welchem sie arbeiteten, angibt.

Ich glaube daher das Interesse meiner Leser für keinen unwürdigen Gegenstand in Anspruch genommen, sondern ihnen auf einen Punct im Vaterlande hingewiesen zu haben, an welchem sie nun gewiß nicht mehr vorüberschreiten werden, ohne mit mir die Gefühle zu theilen, die mich dort, so wie überall, ergreifen, wo an unscheinlichen Stellen das Andenken an eine merkwürdige Vergangenheit haftet, und hinter dem Schleier der Gegenwart die Züge großer Männer im Rosenlichte ihrer Entwicklungsperiode auftauchen. Nie aber trat mir diese Idee lebhafter vor das Auge, als da ich eines Tages auf dem Vorsprunge eines jener sanftgelehnten, rebenbepflanzten Vorhügel des Bacher's stand, dessen Rücken zur heiteren Zeit der Weinlese einen erhabenen Prinzen unseres Kaiserstammes, den großmüthigen Freund des Alpenlandes, unter dem einfachen Dache eines ländlichen Winzerhauses beherbergt. Versunken in den Anblick der nördlichen Bergreihen; des trauten Wildhaus, des Sommersitzes eines vielwerthen Freundes; der stolz hinziehenden Drau, und des schönen Uferthales, auf welches der Bacher, hinweg über die Hügelwellen von Pickern, wie ein alter Freund herabnickt, gedachte ich im Geiste der lebensfrohen Jugendwelt, welche sich, zur Blütezeit von Rast, auf den Matten und in den Auen zu meinen Füßen bewegt haben mochte. Zugleich erinnerte ich mich der Schilderung des festlichen Tages, an welchem vor wenigen Jahren auf demselben Hügel, von dessen Rand ich nun hinabsah, unser väterliche Monarch, weiland Se. Majestät Franz I., von der Landesmutter begleitet, das freundliche Sanssouci Seines erlauchten Bruders besuchte, dessen sinnig mildes Auge so oft auf dieser Gegend ruht, und sie durch Seine Vorliebe gleichsam in eine erhabnere Beleuchtung stellt. Und da war es mir, als ob sich das Thal unten mit einem Male belebte, und ein buntes Gewirre geisterartiger Gestalten in längstverschollenen Rüstungen und Gewändern den

Fuß des Hügels umdrängte. Ich glaubte sie zu erkennen, die Züge der Männer, welche einst als Knaben hier spielend lernten und lernend spielten, und sah ihre Blicke voll heiligen Feuers emporgewendet zu der Höhe, welche, als köstlichste Pfänder, die von den kaiserlichen Händen jener Fürsten gepflanzten Reben bewahrt, deren Ahnherren sie einst durch That und Lehre, durch Wort und Hand gedient hatten, und in das leise Lispeln ihres fernen Jubelchores tönte das Mittagsgeläute von — Maria Rast.

Ueber das

jüngste aufgeschwemmte Land

(Alluvial = Gebilde)

in Steiermark.

Von Mathias Joseph Anker,

Custos und Professor der Mineralogie am Joanneum.

Wenn man einen aufmerksamen Blick auf die ungeheuer großen Massen von Schotter (Geschiebe) [1]), Sand = und Thon = Lager in diesem Lande richtet, so dringen sich dem Geiste unwillkührlich die Fragen auf: Wie kommen sie her? Woher kommen sie zu uns? Wo und wie finden sie sich? Woraus entstehen sie?

Diese jüngsten Aufschwemmungen unserer Erdrinde bilden gewöhnlich die Ufer der Flüsse, und in ihrer mehr = oder minderen Ausdehnung die schönen Thäler, Ebenen und niedern Hügel; so in Steiermark das schöne Enns =, Mürz =, Mur = und Raabthal, das fruchtbare Kainach =, Stainz =, Laßnitz = und Sulmthal, das Sannthal u. n. m.; dann die großen Ebenen bei Grätz (Grätzerfeld), das Leibnizer =, Drau = und Petauerfeld.

Wenn man diese letzterwähnten Ebenen näher betrachtet, so können dieselben entweder nur durch wiederholte, ungeheuer große

1) Welche mit jenen Geröllsteinen nicht zu verwechseln sind, die am Fuße der Alpen sich sehr häufig zeigen, und als zertrümmerte Theile der dort befindlichen Felsen anzusehen sind.

Ueberschwemmungen, oder durch mehrere veränderte Stromrichtungen der Flüsse und einen höhern Stand der Flüsse selbst gebildet worden sein, von welchen Erscheinungen uns aber die Geschichte keine Belege liefert, so z. B. daß bei Grätz jemals eine so große Ueberschwemmung statt gefunden habe, daß der Murfluß bis Straßgang ausgetreten sei, oder die Stromrichtung der Mur eine bedeutende Veränderung erlitten habe; hierzu dient uns als ein kleiner Beleg die topographische Karte von Vischer vom Jahre 1675, auf welcher fast noch die nämliche Mur-Stromrichtung angegeben ist, wie selbe jetzt noch besteht.

Bei den Untersuchungen dieses aufgeschwemmten Landes durch Brunnengrabungen in einer Tiefe von 50 Klaftern zeigt sich ein beständiges Abwechseln von groben und feinern Schotter-, Sand- und Thon-Lagern in verschiedener Mächtigkeit; oft trifft man groben Schotter in bedeutender Tiefe und dann wieder feinen flugartigen Sand, so, daß man daraus den Schluß ziehen muß, daß in verschiedenen Zeitperioden bald stürmische bald ruhigere Wasserströmungen erfolgt seien, wodurch diese verschiedenen Niederschläge geschehen konnten.

In diesen jüngsten Aufschwemmungen wurden organische Reste ausgegraben, welche den jetzt noch lebenden Thiergeschlechtern eigen sind, nur zeigen sich in diesen Gebilden oft auch Knochen von Thieren und Pflanzenreste, welche einem ganz andern Klima angehören, so z. B. findet man Knochen vom Renn- und Elendthiere, die jetzt in den nördlichsten Gegenden einheimisch sind. Diese letztere Erscheinung könnte allerdings zu der Vermuthung führen, daß eine große Veränderung des Klima obgewaltet haben dürfte, worüber wir ebenfalls keine geschichtlichen Belege von Bedeutung aufzuweisen haben.

Häufig findet man in diesen Aufschwemmungen Gegenstände des menschlichen Kunstfleißes, als: Waffen, Gefäße und Münzen, welche größtentheils der römischen Zeitperiode angehören; so traf man auf dem Leibnitzer- und Petauerfelde mehrere Münzen von Constantius, aus dem 4. Jahrhunderte nach Christi Geburt; von Mark Aurel vom Jahre 160 nach Christi Geburt; auf dem Petauerfelde

fand man eine silberne Münze vom Kaiser Tiberius, welcher vom Jahre 14 bis 37 nach Christi Geburt herrschte.

Bei Negau fand man mehrere Helme von einer Metall-Composition, welche einer noch älteren Zeitperiode anzugehören scheinen, in welcher die Benützung des Eisens noch nicht erfunden gewesen sein dürfte.

Daß dieses jüngste aufgeschwemmte Land größtentheils, bevor jene Gegenstände dort begraben worden sind, schon bestand, dürfte überflüssig zu erwähnen sein, und dadurch mit Grund gefolgert werden, daß dieses jüngste Erdrinde-Gebilde, mit Ausnahme des in der Nähe der Flüsse befindlichen, schon einer sehr alten Zeitperiode angehöre.

Kurzgefaßte
Geschichte des Turniers.

Von P. A. Budik,
k. k. Bibliothekar.

I.
Ursprung des Turniers.

Nach der geregelten Einrichtung der Turniere [*]) erreichte das Ritterthum sein Blütenzeitalter, Achtung für männliche Tüchtigkeit, einen empfänglichen Sinn für die Schönheit der Frauen, für Galanterie und Liebe (Minne), für feinere Sitten und höheren Lebensgenuß. Ritterliche Würde (Schildesamt) wurde als der höchste Ehrengipfel betrachtet, zu welchen der bloße Edelmann wie der Fürst berechtigt war. Ehre, Tapferkeit, Biedersinn und kräftiges Naturgefühl waren die untrennbaren Attribute, welche vorzugsweise dem Ritter beigelegt wurden. Dieser Geist der Chevalerie, dessen romantisch-heroischer Charakter besonders aus der Zeit, wo im Osten das Feuer des heiligen Kampfes loderte, glänzend herüber strahlt; die Wundersagen von der Tapferkeit und dem hohen Ehrgefühl der

[*]) In einem größeren Werke, welches unter dem Titel: Ursprung, Ausbildung, Abnahme und Verfall des Turniers — Ein Beitrag zur Geschichte des Mittelalters, in der Buchhandlung des Hrn. Grund in Wien erscheinen wird, beweiset der Hr. Verfasser, daß das Wort Turnier deutschen Ursprungs sei, und von dem altdeutschen turnen abstamme.

Anmerk. d. Red.

Kreuzritter ergriffen das jugendlich frische Gemüth und den lebendigen Sinn zur Nacheiferung, und weckten ein begeistertes Streben nach Ehre und Waffenruhm.

Kriegerisch, wie der Geist des Zeitalters, mußten auch die Ergetzungen sein, deren der Adel genoß. Auf den Krieg war seine ganze Erziehung eingerichtet. — „Die deutschen Knaben," sagt Aeneas Sylvius, „lernen eher reiten, als reden, und der deutsche Krieger trägt seine Waffen eben so leicht, als seine Glieder." — Im Gebiete der Wissenschaft, die aus den Pallästen des reichen Adels sich im ärmlichen Gewande in die Klöster geflüchtet hatte, suchte der Ritter keinen anziehenden Genuß; nach Außen trieb ihn seine Kampflust, gleich den Helden der Argo, die dem goldenen Vließe nachzogen, und den Helden Homer's, die vor Ilium kämpften. Waffenspiele gewährten ihm das herrlichste Schauspiel, und so ist zunächst in dieser vorherrschenden Neigung der Ursprung der später so berühmt gewordenen Turniere zu suchen, eines Instituts, in dem das Walten eines neuen Geistes sich mächtig ankündigte, dessen Anreifung und kräftige Entwickelung alle menschliche Gewalt der Zeiten zu überleben schien.

Es ist nicht zu zweifeln, daß die Waffenspiele der Alten das Vorbild zu den Turnieren waren. Die größte Aehnlichkeit mit ihnen hatten die trojanischen Spiele, deren Gebrauch Aeneas auf den italischen Boden verpflanzte. Um die Manen seines Vaters zu ehren, ließ er an dessen Grabe ein Jahresfest veranstalten, das in Waffenspielen bestand. Seinem Beispiele folgte sein Sohn Ascanius in Sicilien, wo er ein Wettrennen hielt, bei welchem er selbst seine Geschicklichkeit in der Führung der Waffen zeigte, wofür der Sänger der Aeneis ein glaubwürdiger Zeuge ist.

Jene zieh'n aus einander sich gleich, und lösen den Heerzug
Dreifach hinab in Chöre gereiht; auf erneuerten Zuruf
Wenden sie wieder den Schwung, und sprengen mit feindlicher Wehr an.
Anderen Lauf beginnen sie nun, und anderen Rücklauf,
In anstrebendem Gang, und wechselnde Kreise mit Kreisen
Dreh'n sie herum, und stellen das Bild der gewaffneten Feldschlacht.

Diese Spiele wurden, wie Virgil singt, von den Albanern und später von den Römern adoptirt:

> Diesen Gebrauch, dieß Spiel und den Kampf hat Askanius weiland,
> Als er zuerst ummaurte die langgereihete Alba,
> Eingeführt, und zu feiern gelehrt uralte Latiner,
> So wie er selbst als Knabe zuvor mit der Troischen Jugend.
> Alba lehrte die Söhne hinfort; von welchen die große
> Roma empfahn und behauptet die angeerbete Ehre:
> Noch sind Troja die Knaben genannt, noch Troischer Aufzug.

Unter der Regierung des Tarquinius wurden ähnliche Kampfspiele alle Jahre gefeiert, welche man bald die römischen, bald die großen nannte.

Die Griechen betrachteten ihre Kampfübungen als die beste Schule für Kriegsdienste. Sie waren so tief von der politischen Wichtigkeit derselben durchdrungen, daß sie dem siegenden Kämpfer gleiche Belohnung und Auszeichnung zuerkannten, deren sich nur der Sieger in einer Feldschlacht zu erfreuen hatte. Nach jedem Siege, den sie über ihre Feinde erkämpften, nach jeder glücklichen Abwendung hereinbrechender Stürme, welche das Wohl ihres Vaterlandes erschütterten, waren Spiele das einzige Dankfest, welches sie den schützenden Göttern brachten. Pausanias hat uns in der Beschreibung der griechischen Spiele (Eliacor. Lib. VI.) ein herrliches Vermächtniß hinterlassen, und die vorzüglichsten Ehrendenkmale aufgezählt, welche nicht nur den Namen der Sieger, sondern auch der Künstler glänzend verewigen. Die öffentlichen Spiele der Griechen hatten aber einen doppelten Zweck; sie sollten nicht nur die körperliche Kraft und Gewandtheit des Reiters üben, sondern ihn auch lehren, das Pferd zu bändigen, und es an den schnellen Lauf zu gewöhnen, welcher oft zum entscheidenden Angriffe des Feindes nöthig war.

Rom, dessen Aufmerksamkeit in den Zeiten der Republik weniger auf geistige Bildung, als auf Vergrößerung seiner Kriegsmacht gerichtet war, suchte durch lockende Verheißungen reicher Leute in den eroberten Ländern den kriegerischen Geist des Volkes zu nähren und zu heben; erst unter den Imperatoren fanden die Kampfspiele

eine enthusiastische Aufnahme. Sie wurden nun die Lieblingsschauspiele der Römer, obgleich Plinius meint, es sei genug, wenn man sie einmal gesehen hat. So lange nämlich die circensischen Spiele dauerten, ruhte fast jedes Geschäft, und das Volk überließ sich ganz dem Vergnügen. Das bekannte panem et circenses (Brot und Schauspiele) zeichnet bestimmt genug den Charakter des Volksgeistes. Was Elis und Olympia den Griechen, war der Circus den Römern, die, sobald die Spiele angekündigt wurden, aus allen Gegenden herbeiströmten, um einem Schauspiele beizuwohnen, das ihnen den höchsten Genuß gewähren sollte. Das Richteramt bei diesen Spielen übte der Prätor. Seine Stimme entschied bei der Austheilung der Belohnungen, die gewöhnlich in einem Kranze, manchmal auch in Geld bestanden.

Wohin Rom, von dem ehrgeitzigsten Eroberungsgeiste beseelt, die Gränzen seines Reiches ausdehnte, suchte es nicht nur die überwundenen Völker allmälig an ihr Joch zu gewöhnen, sondern auch römischen Sitten und Gebräuchen Eingang zu verschaffen.

So wurden die Kampfspiele auch bei den römischen Colonien eingeführt, und selbst Herodes, der sich in der Gunst des Augustus erhalten wollte, glaubte diesen Zweck auf keine Art sicherer zu erreichen, als durch die Einführung kriegerischer Feste, die man, weil sie alle fünf Jahre gefeiert wurden, die fünfjährigen Wettkämpfe (ἀγῶντας πενταετηρικους) nannte.

In den alten Waffenspielen der Germanen kämpften nur Edle und Freie, zu Fuß und zu Pferd, mit Schwertern und Kolben, verbunden mit andern gymnastischen Uebungen. Nackte Jünglinge wußten einer Menge vorgehaltener Spieße und Schwerter mit der größten Geschicklichkeit auszuweichen, was man den Schwerttanz nannte. Die Tänzer waren völlig gerüstet, sprangen und tanzten zwischen den blanken Schwertern herum, fochten gegen einander, und dieses schien um so geschickter, je genauer sie die Bewegungen eines Fechtenden nachahmten.

Daß in den eben erwähnten Waffenspielen die Idee zu den späteren Turnieren lag, ist nicht zu zweifeln; noch deutlicher aber

lag sie in den kriegerischen Festen und Uebungen der Gothen. Der Krieg war ihr liebstes Handwerk; denn wie die alten Deutschen hielten auch sie es für schimpflich, in träger Ruhe ihr Leben zuzubringen. Daher blieben sie selbst in Friedenszeiten kriegerisch gesinnt, und alles, was sie an den Krieg lebhaft erinnerte, war ihre rühmlichste Beschäftigung. Feste, sichere und gewandte Führung ihrer Schwerter und Spieße hatte sie ihren Feinden furchtbar gemacht. Aus der scherzhaften Uebung in den Waffen sollte sich nach und nach ein überwältigender Ernst auf dem Schlachtfelde entwickeln, und Rom zittern machen. Selbst die Großen der Nation nahmen Theil an diesem militärischen Schauspiele. In der glänzendsten Rüstung sehen wir den schrecklichen Totila im schnellsten Laufe seines Pferdes den Speer in die Luft werfen, im Falle mit der Hand auffangen, dann aus einer Hand in die andere mit unglaublicher Geschicklichkeit schwingen, ohne daß die Waffe jemals zur Erde fällt. Diese Waffenspiele, die dem kräftigen Sinne des Volkes so entschieden zusagten, wurden das einzige ehrenvolle Vergnügen desselben, und haben unstreitig sehr viel dazu beigetragen, daß die Schau- und Rennspiele der Römer im Occident gänzlich abgekommen sind.

Ob, wie die Chronisten erzählen, bereits am Hofe des Königs Arthur Turniere in ihrer eigentlichen Form gehalten wurden, läßt sich schwer bestimmen, da das Meiste, was wir von der Geschichte dieses Fürsten wissen, mehr der Fabel als der Geschichte angehört. Es war um das Jahr 508, daß dieser Prinz auf dem brittischen Kriegstheater erschien, um den gesunkenen Muth des Heeres mit neuen Siegstrophäen aufzurichten.

Alle Geschichtschreiber der älteren Zeit schildern den König Arthur als einen Mann von unbeugsamem Sinne, löwenkühnem Muthe, einer unerschütterlichen Geistesstärke, und einer Tugend, die keiner Prüfung unterlag. Mit gleichem Muthe, mit welchem er das Schwert führte, wußte er auch seine Gesetze und die Rechte seines Volkes zu schützen, dessen Liebe er in so hohem Grade besaß, daß es an seinen Tod gar nicht glauben wollte, sondern sich selbst tröstete, er habe nur eine Reise in fremde Länder gethan, und werde nach Ver-

lauf mehrerer Jahre wieder zurückkehren. — Eben dieser verbreitete Ruf von Arthur's Thaten (selbst die Isländer hatten Sagen von ihnen) läßt es nicht bezweifeln, daß er jemals wirklich gelebt; aber eine viel schwierigere Frage ergibt sich für den kritischen Forscher, was man von dem von ihm gestifteten Ritterorden der Tafelrunde, und von den an seinem Hofe gehaltenen Turnieren glauben soll.

Nach der Sage bildeten vier und zwanzig Ritter, aus den Tapfersten der Nation gewählt, diesen Orden. Um jedem Streite über den Rang auszuweichen, wählte Arthur zu ihren Zusammenkünften eine runde Tafel, an der sie saßen. Leslie will diese Tafel in Winchester gesehen haben, wo sich zu seiner Zeit dieser merkwürdige Ueberrest befunden haben soll. Um seiner Angabe eine festere Bürgschaft zu verschaffen, setzt er hinzu, man habe ihm sogar die Namen der Ritter gezeigt, die in dem Tische eingegraben waren. Isaac de Larrey trug diese Erzählung mit allem Ernst, wie eine historische Thatsache vor, und fand unter seinen Landsleuten Männer genug, die es ihm gläubig nachschrieben. Allein schon Camdenus, der viel früher lebte, machte die scharfsinnige Bemerkung, daß die Form der Tafel es deutlich bezeuge, man müsse sie für das Werk späterer Zeiten halten. Es scheint auch, daß die Tafelrunde kein Ritterorden war, sondern nur eine Vereinigung zu militärischen Uebungen, die jedoch von den Turnieren verschieden waren, nach deren Beendigung die Ritter an einer runden Tafel bewirthet wurden. — Die meisten älteren französischen Chronisten sagen, Artus, Herzog von Bretagne, habe den militärischen Orden der Tafelrunde erneuert; sie setzen daher voraus, daß er einmal wirklich bestanden hat.

Aus allem, was gesagt wurde, läßt sich schwer bezweifeln, daß Arthur jemals wirklich gelebt, und in der Geschichte der Britten eine große Rolle gespielt habe. Daß jedoch schon zu seiner Zeit die Turniere in ihrer eigentlichen Form bestanden, hat durchaus nicht die geringste Glaubwürdigkeit, obgleich die Chronisten und Romanciers sogar den Waffen eigene Namen gaben, deren Arthur bei diesen Ritterspielen sich bedient haben soll.

Aehnliche Waffenübungen, die den kriegerischen Geist des Volkes in hohem Grade aufregten, finden wir schon zur Zeit Chlodoviks auch auf gallischem Boden. Chlodovik schaffte bei seinem Heere den Gebrauch der Pfeile ab, und gab ihm dafür das Schwert, den Wurfspieß mit eisernem Schaft und oben getrennter Spitze, und die Streitaxt, die man noch jetzt in den Chronisten unter dem Namen francisque findet. Zur Bedeckung hatte es den Schild, den es mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu führen wußte. Um es in dieser muthigen Schlagfertigkeit zu erhalten, ließ er es öfter in Waffen üben, und diese Uebungen stellten das Bild einer Schlacht vor. Die Geschichtschreiber dieser Zeit nannten solche Uebungen conflictum gallicum, und diese Benennung gab man später auch dem Turnier.

Carl der Große, der im Schlachtgetümmel den größten Theil seines thatenreichen Lebens zubrachte, und nur der Macht seines Genie's und der strengen Zucht seines Heeres die ungeheure Vergrößerung seines Reiches zu verdanken hatte, mußte vor Allem darauf bedacht sein, gegen den Neid der andern Fürsten gerüstet zu sein, und in seinem Heere einen Geist zu nähren, der jedem feindseligen Angriffe Troß bieten konnte. Er gab den Waffenübungen eine neue Gestalt, und schon er soll, was freilich nicht die historische Gewißheit für sich hat, ein Turnier im eigentlichen Sinne zu Paris gehalten haben. — Die Sagen von Carl's Thaten und dem ritterlichen Muthe seiner zwölf Pairs (Paladine) waren ganz dazu geeignet, dem unter ihm in seiner ersten jugendlichen Regung begriffenen Ritterthum einen neuen Schwung zu geben, wenn auch seine hohe, fürstliche Gestalt aus dem Fabelcyklus des Mittelalters nicht so würdig hervortrat, wie er auf der Bühne der großen politischen Strömungen seiner Zeit wirklich erschien. Die Chronik des Turpin (Tilpin), Erzbischofs von Rheims, die Bojardo ironisch la vera historia di Turpin nennt, eben so mit geschmacklosen Fabeln angefüllt, als Girard's (Girardin) Chronicon aus dem 13. Jahrhundert, sagt, Carl habe wegen der Besiegung der Sachsen zwei Tage hindurch Turniere angeordnet. — So unwahrscheinlich auch

dieses ist, so ist es doch entschieden, daß bald nach Carl's Tode die kriegerischen Lustkämpfe der Reiterei dem Turniere wirklich sehr nahe kamen, wofür Nithardus ein glaubwürdiger Gewährsmann ist. Dieser Geschichtschreiber, ein Tochtersohn Carl's des Großen, hat uns eine rührende Beschreibung von der seltenen Einigkeit hinterlassen, in welcher Ludwig der Deutsche mit seinem Bruder Carl nach dem durch die Schlacht bei Fontenay im J. 842 erkämpften Frieden lebte. Beide Fürsten wohnten den Uebungen bei, welche ihre beiderseitigen Unterthanen, in gleicher Anzahl, mitten unter einer außerordentlichen Menge Zuschauer vornahmen. Nach dem Anblicke dieser Kampfspiele zu urtheilen, hätte man glauben sollen, daß eine Todfeindschaft beide Parteien belebe, mit einer solchen Hastigkeit stürzten sie über einander her, bis die eine von ihnen unter dem Schutze ihrer Schilder die Flucht ergriffen hatte. Bald darauf stellte sich der Haufen, welcher hatte weichen müssen, mit neuem Muthe gegen den Feind, und verfolgte denselben auch von seiner Seite; endlich rückten die beiden Könige mit aller ihrer jungen Mannschaft zu Pferde hervor, ließen ihre Lanzen oder Wurfspieße unter großem Geschrei blinken, und warfen bald diese, bald jene. Der Edelmuth, die Zurückhaltung einer so zahlreichen Versammlung aus so verschiedenen Völkern, erweckte Bewunderung, und, was man kaum unter einer kleinen Anzahl Freunde erwarten würde, man sah auch nicht einen einzigen beleidigenden Stoß, man hörte kein einziges beleidigendes Wort. — Daß diese Schilderung sich auch um einen großen Schritt den eigentlichen Turnieren nähert, springt von selbst in die Augen. Wir sehen darin den Kampf eines Haufens gegen einen andern, den man in der Folge Buhurt (combat à la foule) nannte. Solche kriegerische Uebungen (doch dürfen sie noch keine ludi equestres genannt werden) begünstigte später auch Herzog Otto in Sachsen, der wegen seiner Klugheit, Großmuth und Liebe zum Vaterlande den Beinamen „der Berühmte (illustris)" erhielt.

In der älteren Meinung wird Heinrich der Erste (der Vogler) als der Erfinder des Turniers angeführt, und selbst Männer von bedeutendem Rufe traten dieser Meinung bei, mit dem Beisatze, daß

er nach dem denkwürdigen Siege über die Ungarn seinem Heere ein glänzendes Schauspiel bereiten wollte, und zu Magdeburg im J. 938 das erste Turnier hielt. Dieser grobe Irrthum, den jedoch selbst der kritische Büsching unangefochten ließ, widerlegt sich von selbst, da es aus authentischen Quellen bekannt ist, daß Heinrich I. bereits im J. 936 starb. Mit welchem Prachtaufwande dieses Turnier gegeben wurde, läßt sich schon aus dem Umstande entnehmen, daß 934 Ritter, glanzvoll gerüstet, in die Schranken einritten. Auch Cuspinian schreibt die Erfindung des Turniers dem Kaiser Heinrich I. zu. Er beruft sich auf ein Werk, das älter als Georg Rüxner ist, dessen vollständigen Titel er jedoch nicht angibt. Der Ausspruch eines von seiner Zeit so hochgeachteten Mannes, wie Cuspinian, bewog Viele zu dem schädlichen jurare in verba magistri. So sagt Pontanus in seiner Geschichte von Geldern: „Nachdem Heinrich I. vom Siege gekrönt in sein Reich zurückgekehrt ist, hat er, zur Verewigung dieser Begebenheit und der Tapferkeit des Ritterstandes, der erste die Lanzenspiele erfunden und eingeführt.“ Diesen unkritischen Ausspruch adoptirten auch Höpingk und Hagemann, und in der späteren Zeit selbst Heiß, dem wir ein herrliches Werk über die Geschichte des deutschen Reiches zu verdanken haben.

Selbst das älteste von dem deutschen Turniere handelnde Druckwerk gib keinen befriedigenden Aufschluß über den Erfinder dieses Ritterspieles. So viel geht indessen aus dieser schätzenswerthen Urkunde klar hervor, daß die Turniere zur Zeit Heinrich's I. in Deutschland zwar noch gänzlich unbekannt, in Frankreich und England aber bereits im Schwunge waren. „Als nun,“ schreibt der unbekannte Verfasser des angeführten Werkes, „das böß vnchristenlich volk durch die Teutschen gar vertriben, vnd die land vor jenen gefreyt warn, zoch kaiser Hainrich mit den Fürsten vnd herren, sampt andern des Reichs verwandten, allenthalben in Gotland, Wenden vnd Schlauen, in denen er großen schatz von narung vnd getraid fand, das alles schickt er hinder sich, vnd besatzt die land, besonder vorder reußen, ist Statt in Pomern, Brandenburg, Meckelburg vnd Stargarten, mit andern namen genant landen, stätten vnd gebieten. Darnach wandt

sich der Kaiser mit allem seinem höre vnd des Reichs gehorsamen wider anhaims zu ziehen durch sein landt Praunschweig, die zeit Sachsen, und durch das hinder herzogthumb Tuster vnd Leun, vnd kam gen Göttingen also genannt, darumb das er die Gotten zur selben zeit bezwungen hat. Alda behielt er bey jm die fürsten, grauen, freyen, ritter vnd knecht, deren so viel war, das ich glaub, vor nie so vil vom adel bey ainander gesehen sey worden. Vnd vmb des willen, das sie gehorsamlich erschinen, so eerlich vnd ritterlich, an jm vnd dem hailigen Reich gefarn heten, hielt er jnen herrlichen hof vnd allerlay frowdenspiel mit rennen, stechen, baißen, jagen vnd schießen, vnd mit allem dem das fröwd vnd kurzweil bringen mag ward nichts nit vnterlassen. Das alles aber den Kaiser irem verdienst nach bedaucht zu wenig seyn, besonder gedacht er seinen werden gesten noch mer kurtzweil zu machen, vnd ainem turnier vnd fremd ritterspil zuzurichten, da er selbs mit jn einreiten vnd turniren wolt, dieweil dem adel in hochteutschen landen vnd im Reich solchs vnbekannt vnd seltzam war, was aber in Britannia, Gallia, England vnd derselben ort mermal geübt vnd in gebrauch, wenn der adel daselbst in kriegen sig erlangt het, alßdenn triumphierten vnd turnierten sy, zu offenbaren ainzaigen der frewden vnd überwindung. Was demnach Kai. Mai. fleißig betrachten vnd nachgedenken. Dieweil souil außerleßnen fürsten vnd herrn, ritter vnd knecht vom adel versammelt nie mer bey ainander gesehen warn worden, ain sogethan eerlich ritterspiel vnd turnieren anzuschicken."

Wenn auch die hier im Auszuge mitgetheilte Erzählung des deutschen Anonymus nicht als apodictisches Beleg für die Entstehungsgeschichte des Turniers angenommen werden kann, und die Ausschmückung derselben durchaus kein historisches Gewand hat, so verdient sie dennoch, und zwar um so mehr berücksichtigt zu werden, als sie einem Manne von bedeutendem Rufe in der Turniers-Geschichte zum Organ diente, der es aber so getreu befolgte, daß er Alles von Wort zu Wort abschrieb, und so die Früchte fremden Fleißes als eigenes Product zu Markte trug. Dieser Mann ist Rüxner, den Pfeffel mit Recht den berühmten Betrieger (fameux imposteur) nennt.

Daß Heinrich I. nicht für den Erfinder der Turniere gehalten werden kann, liegt unbezweifelbar vor; wol aber muß man ihm den Ruhm zuerkennen, daß er ihnen eine geregelte Form gab, und auf diese Art nicht nur den Wetteifer in der Waffenkunst, sondern auch einen höheren Geist in der Ritterschaft weckte. Er selbst gab ein glänzendes Beispiel seltenen Heldenmuthes, und übte sich frühzeitig in Allem, wozu körperliche Kraft und Gewandtheit nothwendig waren. Er soll nach der Aussage des Chronisten Witichind im Jagen so geschickt gewesen sein, daß er an einem Tage manchmal mehr als vierzig wilde Thiere bezwang. In jedem Spiele zeigte er eine so fertige Kraft, daß er alle seine Gegner mit Furcht erfüllte. Unter ihm hatte das germanische Heldenthum die herrlichsten Blüten getragen. Er erhob die Ritterwürde zu dem ehrenvollsten Range, und was seinen tiefen Blick in die Politik bezeugt, ist, daß er jedem Verdienste die Aussicht offen ließ, den Ritterschlag, und mit ihm die höchste Auszeichnung zu erhalten. Der Kampf Hans Dollinger's mit dem Obersten der Hunnen, Krako, liefert hierzu die glaubwürdigste Urkunde. Als Heinrich I. im J. 930 sich zu Regensburg befand, kam zu ihm eine Gesandtschaft der Hunnen, um mit ihm wegen des Friedens zu unterhandeln. Unter diesen befand sich ein Oberster, mit Namen Krako, ein Mann von seltsam hohem Wuchse und fürchterlichem Aussehen. Höhnisch lächelnd sprach er zu den versammelten Rittern: „Ist ein Ritter unter euch, der entschlossen ist, mit mir im Kampfe eine Lanze zu brechen, auf Tod und Leben, auf Ehre und Seligkeit? Er komme und fahre zur Hölle." Eine stolze und kecke Drohung sprach aus seinen wilden Geberden; in seinem Schilde trug er das Bild eines geflügelten Teufels. Sein breites Schwert war dritthalb Ellen lang, zwanzig Pfund schwer, der Helm, den er auf seinem Haupte trug, und die Rüstung, gemacht aus einer Elephantenhaut, rund herum dick mit eisernen Schuppen benagelt. Diese prahlerische Herausforderung hörte ein Bürger zu Regensburg, Hans Dollinger, als er eben im Gefängnisse lag. Diesem schlug mächtig das männliche Herz, den Stolz des gefürchteten Gegners zu beugen, und den Kampf mit ihm zu wagen. Heinrich

schenkte ihm die Freiheit, ließ ihm ein Kampf-Roß, eine starke Rüstung, und die nöthigen Waffen geben, und so gerüstet betrat Dollinger den Kampfplatz; doch unterließ er nicht, bevor er dem gigantischen Gegner sich entgegen stellte, am Grabe des h. Erhard zu Nieder-Münster zu bethen, und das heilige Sacrament zu empfangen. Auf den Rath eines Priesters stellte er ein Kreuz auf den Kampfplatz, um sich vor Bosheit und Tücke des bösen Feindes zu schützen. Der Augenblick der Entscheidung ist da, alle Augen sind mit lebhafter Theilnahme auf Dollinger gerichtet. Das Zeichen zum Kampfe ertönt, und schon stürzen die Kämpfer mit den tödtlichen Speeren gegen einander. Zwei Mal wird Dollinger von dem gewaltigen Hunnen aus dem Sattel gehoben; denn ihm war es, als sähe er seinen Feind in dreifacher Gestalt auf ihn losrennen. Dieses schien ihm ein Werk des Teufels, mit welchem der Hunne nach seiner Meinung im Bunde war. Er bat nun, das Kreuz auf dem Rennplatze aufzustellen; da fühlt er plötzlich seine Brust von wunderbarer Stärke gehoben, mit kräftiger Hand faßt er die Lanze, und führt sie so geschickt in das Haupt des Hunnen, daß er es durchbohrt, und den Feind mit einem dumpfen Schrei zu Boden stürzen sieht. In wenig Minuten gab Krako seinen Geist auf. Alle Anwesenden jauchzten dem braven Kämpfer Beifall zu; am herrlichsten aber belohnte ihn Heinrich: Dollinger erhielt den Ritterschlag.

Dieses edlere und größere Heldengefühl, das sich so schön in verhängnißvollen Augenblicken äußert, wußte Heinrich sehr gut zu benützen. Jede seiner vielen Schlachten, die er lieferte, bahnte dem hochherzigen Krieger den Weg zur Ritterwürde. Er selbst durchflog das Schlachtfeld, und erhob den Muth der Kämpfenden mit der Zusicherung des herrlichsten Lohnes, der die Thaten der Braven krönen soll. Aus diesem Grunde wetteiferte auch der gemeine Krieger wie der Ritter, dem Kaiser, und in ihm der höheren Majestät die entschlossenste Bereitwilligkeit in der Beschützung seines Ansehens und seiner Rechte zu bezeugen. Von Heinrich I. aus schreitet der Geist des Ritterthums aufwärts in immer schönerer und edlerer Gestalt,

bis er endlich in der Zeit der Kreuzzüge in eine große Flamme der Begeisterung aufschlägt.

Aus dem hier Gesagten geht klar hervor, daß man Heinrich I. keineswegs die Erfindung, wol aber die Ausbildung des Turniers zuschreiben könne. Durchaus falsch ist es, wie Einige behaupten, daß man die Erfindung desselben dem Gottfried von Preuilly, der im 11. Jahrhundert lebte, zuerkennen müsse; denn, wie es erwiesen vorliegt, waren die Turniere schon unter Heinrich I. und unter ihrem eigentlichen Namen in Deutschland üblich. Es kann zwar nicht geläugnet werden, daß Preuilly das Turnier in Frankreich auf einen Grad seiner Ausbildung brachte, aber man kann ihn deßhalb eben so wenig für den Erfinder desselben halten, als man sagen kann, Aristoteles habe das Drama erfunden, weil er dessen Wesenheit näher bestimmte, und demselben mit eindringendem Scharfblicke eine feste Bedeutung und Bestimmung gab. Preuilly reformirte nur das Turnier, aber er erfand es nicht.

Ohne Zweifel fanden die Turniere schon im 11. Jahrhunderte auch in Italien eine günstige Aufnahme, wie es aus dem Gedichte des Lorenzo Vernense (eigentlich Veronese), das er im 11. Jahrhunderte schrieb, erhellt. In England wurden sie erst unter Richard's Regierung im J. 1194 in ihrer wahren Form gegeben; in Byzanz aber sah man das erste Turnier erst im J. 1326 bei der Vermählung des Kaisers Andronicus mit der Prinzessin Anna von Savoyen.

Im Occident hatte man für das Lanzenrennen ein eigenes Wort; man nannte es behordare (auch Burdeare,) im altfranzösischen behourder. Bei den Florentinern hieß es begordare, bei den Spaniern behordo. Dieses Spielgefecht (behourd) ist jedoch älter, als das Turnier. Die dabei gebräuchlichen Waffen nannte man Bagordi; sie bestanden aus unschädlichen Stöcken. Eben diesen Namen gab man auch den Spielen, welche die Landleute mit langen, unbeschlagenen Stöcken hielten, und die auch in Deutschland üblich waren.

II.

Das Turnier.

Seit den prachtvollen Siegeseinzügen der römischen Triumphatoren bietet uns die Geschichte kein so festliches, glänzendes und anziehendes Schauspiel, als das Turnier. Schon am Abend vor dem Turniere, der, wie der Tag vor heiligen Festen, Vorabend (Vigiliae) genannt wurde, gaben die Knappen (Wappner) eine Art von Ritterübungen, Rennen oder Kampfspielen, die man bald die Turniervesper (vigilia) oder das Gestech nannte. Dieses Vorspiel des großen Turniers (des Meisterturniers, oder des hohen, wackeren Turniertages) hatte den Zweck, auch den Muth und das Ehrgefühl der Knappen zu befeuern.

Mit den ersten anbrechenden Strahlen der Sonne füllte ein buntes Gewühl die öffentlichen Plätze der Stadt, und je näher die Stunde des Festes heranrückte, je lebhafter ward die Bewegung und die Neugierde des Volkes, das große Schauspiel zu sehen, zu dessen Beginnen ein schmetternder Trompetenschall das Zeichen gab. In ernstem majestätischem Schritte bewegte sich der Zug nach dem Kampfplatze. Alle Ritter trugen die prächtigste Waffenrüstung, deren Blitz das Auge blendete. Hinter ihnen folgten die Knappen, alle zu Pferde. Nicht selten waren auch in ihrer Mitte Damen zu sehen, die dem stolzen Sclaven Fessel anlegten, und sie erst dann abnahmen, wenn er in den Turnierschranken sich befand, um auf den harrenden Gegner loszubrechen. Der Titel eines Sclaven oder Dieners der Dame war ein Ehrenrang, zu dessen Erlangung keine Heldenthat zu groß oder zu schwer schien. Der Wunsch, den Damen zu gefallen, war die Seele der Turniere. Wer den Titel des Sclaven einer Dame führte, betrachtete ihn als ein Unterpfand seines Sieges. „Diener der Liebe," ruft ihnen der Dichter Eustache Deschamps zu, „werft einen zärtlichen Blick auf die Gerüste zu den Engeln des Paradieses, dann werdet ihr heiter und tapfer kämpfen, und Ehre und Liebe wird euch zu Theil."

Wie die Trophäen des Miltiades auf Themistokles, so wirkte das unschätzbare Andenken (enseigne auch faveur) von der Geliebten auf das Herz des Ritters. Dieses war der Talismann, der oft Wunder der Tapferkeit wirkte. Dieses stolze Zeichen der Begünstigung, mit welchem die Ritter entweder ihren Helm, oder sonst einen Theil ihrer Rüstung schmückten, dem Gegner in der Hitze des Kampfes zu entreißen, war die schwierigste Aufgabe. Die französischen Ritter nannten es das höchste Gut (le plus haut bien), und der glückliche Sieger überreichte es gewöhnlich seiner Dame. Nicht selten überlieferte er ihr auch den besiegten Gegner selbst sammt dessen Pferde, und dieses hielt man für die höchste Galanterie, die ein Ritter seiner Dame erweisen konnte.

Doch schön und artig ist mein Freund,
Kämpft er in des Turnieres Schranken,
Wirft er den Ritter stark zu Boden,
Und überbringt mir dessen Pferd.

Die Damen nahmen den wärmsten Antheil an dem schwankenden Schicksal der Kämpfenden, denn jeder derselben trug irgend ein Pfand der Gunst von Einer derselben an seiner Rüstung oder seinen Waffen. Ward ein solches Pfand in der Heftigkeit des Streites vernichtet, so ersetzten sie es sogleich durch ein anderes, um den sinkenden Muth ihres Ritters von Neuem zu beleben und aufzurichten.

Die schönste Turnierübung, wo die Geschicklichkeit des Einzelnen sich im hellsten Lichte zeigen konnte, war unstreitig das Gefecht Einzelner mit einander. In den Turnieren, sagt Büsching, wurde aber auf verschiedene Art mit der Lanze gekämpft, und wir finden bei den deutschen Turnieren besondere Dänke für dreierlei Lanzengefechte, nämlich für das Stechen über die Schranken, das Stechen im hohen Zeug, und das Gesellenstechen. Genau ist noch nicht ausgemittelt, wie diese Arten des Stechens sich eigentlich gegen einander verhielten, und von einander abwichen. Nur das Stechen über die Schranken können wir bestimmen; es bestand darin, daß auf dem Turnierplatze eine Wand von Latten aufgerichtet war, gegen welche die beiden Kämpfer, der eine auf dieser, der andere auf jener Seite, mit

den Lanzen im vollen Pferdelauf an einander rannten. Die Lanze führte man in der rechten Hand, das Ende des Schaftes wurde mit dem Arme gegen die Seite gedrückt, und die Spitze hielt man über das linke Ohr des Pferdes hinaus, und versuchte es nun, den Gegner auf den Leib oder, wenn er einen Schild hatte, auf die Mitte des Schildes — zwischen die vier Nägel, hieß es in der Kunstsprache — zu treffen, worauf dann der recht im Mittelpunkt Getroffene gewöhnlich durch die Gewalt des Stoßes zu Boden stürzte. Wer von seinem Gegner auf diese Art aus dem Sattel gehoben ward, der hatte einen ledigen Fall genommen, wie es die Kunstsprache im Turniere besagte. Wer seinen Gegner so traf, daß seine Lanze zersplitterte, that so viel, als ob er ihn aus dem Sattel gehoben hätte; dagegen hielt man es für eine große Ungeschicklichkeit, wenn er nicht den Ritter, sondern nur dessen Pferd so heftig traf, daß es todt zur Erde fiel, was wir auch aus Ariosto's rasendem Roland ersehen:

Sie stießen beide nach der Helme Gittern,
Nicht nach den Rossen, um vom Sitz herab
Den Feind zu zieh'n, was unrecht schien den Rittern,
Weil nicht das Roß den Grund zum Kampfe gab.
Wer glaubt, hier einen Kampfvertrag zu wittern,
Kennt nicht den alten Brauch, und irrt weit ab;
Ohn' einigen Vertrag, war's ein Verbrechen
Und ew'ge Schande, nach dem Roß zu stechen.

Bei diesem Gestech erschienen die Ritter völlig gerüstet mit ganzer Bepanzerung, wenn sie nicht durch Gelübde oder übermüthiges Bewußtsein ihrer Stärke und Gewandtheit diesen Schutz verschmähten. Es geschah nicht selten, daß ein Ritter, besonders wenn er mit einem Großen in die Schranken trat, freiwillig den Sattel räumte, und als ob er überwunden wäre, vom Pferde herabfiel.

Das Stechen im hohen Zeug (bei Ulrich von Lichtenstein Puneis genannt) war ein Lanzenrennen Einzelner gegen Einzelne in schwerer Rüstung, ohne Schranken, welche sonst die Streitenden von einander trennten. Mit diesem Stechen hatte der ernste Kampf, der in der Turniersprache Scharffrennen hieß,

die meiste Aehnlichkeit, nur war dieser, was schon aus der Analyse des Ausdrucks hervorgeht, ein Kampf auf Leben und Tod. Das Gesellenstechen, der eigentliche deutsche Buhurd, war das Gefecht ganzer Scharen.

Fast nie wurde, besonders in Frankreich, ein Lanzenrennen geendigt, ohne zuletzt ein Lanzenspiel zur Ehre der Damen zu versuchen, welches man den Damenstoß (oder die Damenlanze) nannte. Diesen Dienst der Galanterie erwies man ihnen auch, wenn man mit dem Schwerte, mit dem Kolben, oder mit den Dolchen kämpfte. Da dieser Turniergang blos der Ehre der Damen zugedacht war, so befeuerte er auch jeden Ritter mit dem verwegensten Muthe, den Sieg davon zu tragen.

War einmal der Kampf entschieden, dann erhielt der glückliche Sieger die Glückwünsche der zahlreich versammelten Gäste, und mit ihnen die Huldigung, die sein Muth und seine Geschicklichkeit verdienten. Tausendstimmig erscholl schon auf dem Turnierplatze sein Name, eine Sitte, welche in Frankreich das Wort rénommée, in Italien den Ehrentitel un Cavaliere di grand grido (auch di alto grido) schuf. Oft machte der Herold den Sieger durch den Zuruf: „Ehre den Söhnen biederer Helden!" bekannt. Gewöhnlich doch rief man aus: „Liebe den Damen, Tod den Pferden!" (L'amour aux Dames, la mort aux chevaux.)

Nach geendigtem Turniere erhielten die Herolde und Spielleute von den Siegern ansehnliche Geschenke. Bei jeder neuen Austheilung hörte man die Worte: „Freigebigkeit und Edelmuth!" in die Lüfte tönen. Die strengste Beobachtung dieser Tugenden war jedem Ritter unverletzbare Pflicht. Sie ward den Dichtern, Romanenschreibern und Possenreißern zur ergiebigsten Fundgrube des Gewinns denn jeder Ritter suchte das ihm gespendete Lob großmüthig zu belohnen. Sachen, welche auf dem Turnierplatze verloren wurden, als Waffen-Trümmer, Gold- und Silberplättchen war eine Beute der Herolde und Spielleute. Eine sehr anschauliche Idee von der Pracht des Ritterlebens gibt uns das Erscheinen des Herzogs von Buckingham am Hofe des Königs Ludwig XIII., welcher in einer

Audienz bei der Königin in einer reich mit kostbaren Perlen besetzten Kleidung erschien, die man aber absichtlich so schwach befestigte, daß ein großer Theil derselben herabfiel. Wahrlich ein feiner Vorwand, seine Freigebigkeit zu verbergen!

Die Austheilung der Turnierdänke geschah mit der strengsten Gewissenhaftigkeit. Wer die meisten Lanzen gebrochen, wer diese Waffe am geschicktesten zu schwingen, oder das Schwert zu führen gewußt (au meilleur Chevalier mieux frappant d' épée), wer ungeachtet des heftigsten Andranges sich dennoch im Sattel erhalten, und das Visier seines Helmes nicht geöffnet hatte, um auszuruhen, oder frische Luft zu schöpfen, hatte die vollgültigsten Ansprüche auf den Turnierdank. Alle diese Thaten wurden von den Herolden mit unverwandt wachsamen Augen beobachtet, und von ihnen den Turnierrichtern (Tuniervögten) berichtet. Hierauf wurden die Stimmen gesammelt, nach deren Einsammlung zuerst die Fürsten, dann die älteren Ritter und zuletzt die zu diesem Amte schon vor dem Turniere erwählten Richter den Ausspruch thaten, wem sie den Ruhm des Sieges zuerkannten. Oft wurde die streitige Frage den Damen zur Entscheidung vorgelegt, und welchem Ritter diese den Preis ertheilten, der behielt ihn auch ohne alle Widerrede.

Mit der Ueberreichung des Dankes war aber noch eine schöne Auszeichnung verbunden, welche dem Ritter der höchste Triumph schien. Der Sieger hatte das Recht, auf die keuschen Lippen der Dame, die ihm den Dank reichte, einen Kuß zu drücken. Jetzt ertönten von allen Seiten die Lobeshymnen der Sänger, und die Lobsprüche der Herolde und Richter, welche von dem rauschenden Schalle der Trompeten und Pauken begleitet wurden. Keine Zeit und kein Geschick konnte das entzückende Bild eines solchen Tages aus der Erinnerung des sieggekrönten Ritters verdrängen, um welches Glück ihn vielleicht selbst der Sieger auf der Rennbahn von Olympia beneidet hätte.

Gleich bei dem Eintritte in die festlich geschmückten Gemächer wurden dem Sieger die Waffen von den Damen abgenommen. Sie reichten ihm dafür die prächtigste Kleidung, und führten ihn, sobald er angekleidet war, in den Saal, wo ihn der Fürst erwartete. Oft

schmückten die Damen seine Schläfe auch mit einem Ehrenkranze (Chapelet d' honneur, pileus honorarius). Bei der reichbesetzten Tafel wurde ihm der vornehmste Platz angewiesen, von welchem aus er Aller Augen auf sich zog, und nicht selten manches empfindsame Herz gefährlich verwundete. Ueberall umgab ihn Pracht und Glanz, überall ward sein Name gepriesen, und es war in der That eine schwere Aufgabe für den so vielstimmig Gefeierten und Bewunderten, wenn er in solchem Augenblicke in den Gränzen der Bescheidenheit sich erhielt. Eben hierin spiegelt sich glänzend der Geist des Ritterthums. Die ganze Erziehung des Ritters war darauf berechnet, sein Ehrgefühl zu den kühnsten Thaten zu wecken, aber ihn selbst im Uebergewichte seiner Stärke und seines Muthes bescheiden zu erhalten. Oft hörte er die weise Lehre: „Sei stets der letzte, wenn du in Gesellschaft älterer Personen zu reden hast, und der erste, wenn du in die Schlacht gehst;" oder: „Ein Ritter muß laut schlagen und leise reden."

Der Ruhm und die Liebe war die durchströmende Flamme, welche den Ritter auf dem Turnierplatze Thaten ausüben hieß, wie sie der Dichter nur nachzubilden braucht, um das Höchste zu zeichnen. Diese Minne war von der Religion durchdrungen, wie das ganze Mittelalter, und unsere Zeit, die nur der Verstand beherrscht, vermag kaum mehr den Geist der verschwundenen Zeit zu ahnen. Es erwachte eine Poesie, wie ein schlafendes Blumenfeld von dem Licht der Morgensonne. In der Liebe lag das höchste Glück des Ritters, außer ihr gab es kein schöneres, wie Ariosto singt:

Gäb' es ein froher, süßer Glück hienieden,
Als eines Herzens, das sich Amor'n weiht;
Und gäb' es seligern, vollkommner'n Frieden,
Als in der Liebe holder Dienstbarkeit,
Wär' uns dazu der Stachel nicht beschieden
In jener Furcht, in jenem Flammenstreit,
In jener Marter, jenem Sinnzerreißen,
In jenem Wahnwitz, Eifersucht geheißen? —

Nirgends aber wurde das Ansehen der Damen so heilig gehalten, als in Frankreich. Man gab ihnen dort das Recht, noch vor

Eröffnung des Turniers einen Ritter zu wählen, den man den Damenritter nannte, und den sie durch einen an die Lanze gebundenen Schleier auszeichneten. Dieser hatte die unverletzbare Macht, jeden Ritter, der im Getümmel des Kampfes die Gesetze desselben verletzt hatte, in Schutz zu nehmen, und im Namen der Damen von der verdienten Strafe zu befreien.

III.

Zweck des Turniers.

Keine Gewohnheit und keine Denkungsart hatte sich mit einem so siegenden Erfolge in Deutschland, Spanien und Frankreich verbreitet, als der Rittergeist. Kampf und Waffenübungen waren das einzige Vergnügen, dem der Adel am meisten zugethan war; denn der Krieg schien das einzige Feld, auf welchem der glänzendste Ruhm und die höchste Ehre zu gewinnen war. Religion und Frauenliebe (l' amour de Dieu et des Dames) trieb die Ritter zu den kühnsten Thaten, ja selbst die gefährlichsten Unternehmungen wagten sie blos, um sich die Achtung ihrer Gebieterinen zu erwerben. Sie glaubten nichts mit Sicherheit und Glück ausführen zu können, wenn sie nicht ihre Gattinen oder andere verständige Frauen um Rath gefragt hatten. Diesen schönen Geist in dem Adel lebendig zu erhalten, war eine tiefdurchdachte Politik des Staates, der in seinen verhängnißvollen Lagen den Schutz des Adels in Anspruch nahm. Keine andere Absicht lag im Geiste Heinrichs I., als, wie Lehmann sagt: „daß die Ritterschaft zu Friedenszeiten bei Kriegsübungen erhalten wurde," da er die Turniere ihrer Ausbildung näher brachte, und gleichsam zum Vereinigungspunkte kriegerischen Geistes und religiösen Sinnes für die Ehre machte.

In den Turnieren lag die Vorbereitung zu einem ernsten Kampfe, weßhalb sie sehr passend auch meditationes militares genannt wurden. Schon die Griechen suchten ihr Kriegsheer in beständiger Uebung zu erhalten, und Pausanias sagt: (V. Eliacor.) Armatorum cursus mihi videtur exercitatio idonea ad bellica.

Außer dem Zwecke öfterer Uebung der körperlichen und geistigen Kräfte hatten die Turniere auch noch die schöne Bestimmung, durch prachtvolle Schauspiele die Sitten und den Geschmack zu verfeinern, und denkwürdige Begebenheiten zu verewigen. So war schon das erste Turnier, das Heinrich I. nach der Besiegung der Hunnen veranstaltete, zugleich ein Gedächtnißfest seines welthistorisch wichtigen Sieges; so suchte Manuel Comnenus den Tag seiner Vermählung mit Maria, Tochter König Raimund's von Antiochien, durch ein ritterliches Kampfspiel zu verherrlichen. Eben so feierte auch die Republik Venedig in den Epochen ihrer Macht und Herrlichkeit derle Feste nach jedem Siege und Friedensschlusse.

Das Turnier war die Vorschule kriegerischer Tugend; es nährte und erhöhte die Lust zum Kampfe, die der vorwiegende Charakter des Ritterthums war. Das kraftvolle Leben und Dasein des Ritters fand Gelegenheit, sich glänzend anzukündigen, und die dadurch in Bewegung gesetzten Gemüthskräfte sahen ein weites Feld zu ihrer Entwickelung. Dieser Muth theilte sich selbst den Höchsten mit, wovon Kaiser Maximilian I. selbst ein wahrhaft großes Beispiel gab; die Vorliebe für ritterliche Uebungen blieb ihm selbst auf dem Throne eigen. Ferdinand König von Castilien und Arragonien war den ritterlichen Spielen so enthusiastisch zugethan, daß er blos durch das Beschauen derselben von seiner Krankheit genas.

Rüxner gibt folgende Ursachen der Einführung des Turniers an: „Keyser Heinrich legt den Thurnier um dreyer Ursachen willen gen Nürnberg; die erste war, daß er der meinung were, sich etlich zeit auß dem reich zu thun, sein Erbreich vnd Fürstenthumb auch in Regiment zu bringen, vnd die zufrieden zu stellen, damit im Reich und sein Erblanden nichts versaumpt wurde. Die ander was, etlich Fürsten im Reich noch nit mit jm eynziehen wolten, die wider seinen Vater Keyser Friedrich gewesen waren, welche er gern gütlich in deß Reichs gehorsam brächt hett. Die dritt vrsach was, daß Nürnberg in kurtzen jaren dauor, durch die keyserlichen Krieg und zwitrachten zwischen Vater vnd Sohn, hart verderbt vnd zuschleifft ward." — Allein die einzige, wahre Ursache lag wol darin, den

Adel in Friedenszeiten kriegerisch zu beschäftigen, und ihn durch die lockende Auszeichnung, welche ihm in den Turnieren zu Theil ward, fester an den Thron zu binden. Eine gleiche Maxime befolgte auch Eduard III., König von England. In einem fort mit Frankreich in Kriege verwickelt, suchte er endlich seinem Feinde Philipp, König von Frankreich, eine tödtliche Wunde beizubringen, und sein Plan mußte um so sicherer gelingen, da er ganz aus dem Geiste und dem Geschmacke seiner Zeit hervorging. Er ließ nämlich glänzende Turniere ausschreiben, und bald sah er die angesehensten Ritter, einheimische und fremde an seinen Hof strömen, die er mit so ausgezeichneter Achtung und Freundlichkeit empfing, daß Alle seine Höflichkeit, Großmuth und Freigebigkeit bewunderten. Um zwischen seinen Gästen jeden Unterschied des Ranges aufzuheben, ließ er einen runden Saal von 200 Fuß im Durchmesser bauen. In diesen Saal setzte er einen runden Tisch, an welchem er die Ritter nach dem Vorbilde Arthurs bewirthete. Bei dieser Gelegenheit versicherte er sich der Freundschaft und des Beistandes jedes Einzelnen, und Philipp zitterte, als er Spanier, Italiener, Deutsche — ja selbst seine Franzosen nach England überschiffen sah, um sich dort in Turnieren hervorzuthun. Aber er verlor darum nicht die Gegenwart des Geistes, noch seinen Muth; er suchte seinen Nebenbuhler mit gleicher Politik zu schlagen, und bot Alles auf, Eduard's Reichthum und Prachtliebe durch die glänzendsten Feste an seinem Hofe zu verdunkeln.

Die Turniere waren die große Vorbereitungsschule zu dem drohenden Kampfe, welchen man schon damals gegen die Feinde des Glaubens zu unternehmen dachte. Die Einberufung der fränkischen Ritterschaft zu einem Turniere hatte offenbar den Zweck, sie für den beschlossenen Kreuzzug gegen die Hussiten in Böhmen zu gewinnen.

Deutsche Ritter standen besonders im Rufe der Tapferkeit, daher die tapfersten Ritter des Auslandes Deutschland besuchten, um ihnen diesen Ruhm streitig zu machen. Frankreichs Ritterschaft galt als ein Muster der Gewandtheit und Galanterie, die vorzüglich im mittägigen Frankreich heimisch war. Unter einem schönen Himmel, wo

das warme Klima den Geist weckt, ohne den Körper zu ermüden, mußten mannigfaltigere geistige Kräfte rege werden. Wenn auch manches Bild aus jener Zeit uns vielleicht jetzt schöner vorschwebt, als es wirklich war, so lehren uns doch die einzelnen Charakterzüge in dem Leben so mancher Ritter, daß nur entschiedenes Verdienst Ansprüche auf Lob und Achtung zu machen sich getraute. Der Fürst von Lancaster ließ dem Helden Du Guesclin einen Ritterkampf anbieten. Ohne Bedenken nimmt dieser die Aufforderung an, und erscheint auf dem bestimmten Platze. Der Herzog, dem der hohe Ruf seines Gegners wohl bekannt war, freute sich mit dem Gefürchteten eine Lanze brechen zu können, und wollte seine Freude dadurch offenbaren, daß er ihm ein Pferd von seltener Schönheit zum Geschenke antrug. Aber Du Guesclin schlug es aus, indem er antwortete: „In meinem Leben fand ich noch keinen Herzog, Grafen oder einen andern großen Herrn, der mir etwas geschenkt hätte, was ich nicht mit dem Degen verdient hatte."

Die Turniere gaben der Liebe und Schönheit eine tiefere Bedeutung. Wie der Jüngling seine Geliebte vergöttert und ihrem leisen Wunsche das schwerste Opfer bringt, so hielt es der Rittergeist mit dem Frauenstande. Die Gunst der Damen mußte jedoch verdient werden. Nur der innere Werth sollte zum stolzen Selbstgefühl sich erheben, darum suchte man jeden Sinnenreitz durch glänzenden Putz zu verdrängen, und erlaubte nur eine anständige Bekleidung. Lange wurden die deßhalb erlassenen Gesetze befolgt, bis man die wahre Größe verkannte, und nur nach dem Glanze griff.

Nicht der Werth des dem Sieger zuerkannten Preises, sondern die höhere moralische Bedeutung desselben, und der Ort, wo er ihn erhielt, waren die mächtigen Triebfedern, welche den Ritter in den Turnierschranken mit Heldenmuth befeuerten. Wie werthlos an sich war die Belohnung der Griechen und Römer, die sie dem Verdienste zuerkannten; aber welchen Werth legte der Geist des Volkes hinein! Ein Eichenkranz bei den Römern, eine olympische Krone bei den Griechen war der höchste Grad der vom Staate gewährten Auszeich-

nung; darum hielt auch Xerxes Griechenland für unüberwindlich, weil es, jeden Reichthum verschmähend, nur für die Ehre kämpfte.

IV.

Abnahme und Verfall des Turniers.

Als der hochherzige, staatskluge Heinrich I. das Turnier einführte, hatte er, wie schon gesagt wurde, die Absicht, das Ehrgefühl des Adels und dessen Thatkraft lebendig zu machen, damit dieser im Kriege durch gewandte Führung seiner Waffen und persönliche Tapferkeit ein entscheidendes Uebergewicht über den Feind erlange.

Allein Nationalhaß und alter Groll haben bei diesen Uebungen später nicht selten die Oberhand gewonnen, und den Turnierplatz in ein Schlachtfeld verwandelt. Der Kampf auf Leben und Tod (joute mortelle) war zwar durch die Gesetze streng verboten, ja, man forderte sogar von jedem Ritter den feierlichsten Eid, daß er ohne alle feindliche Absicht in die Schranken trete; allein trotz aller angedrohten Strafe auf jede Uebertretung der Vorschrift fielen doch blutige Auftritte vor, und man kann mit Recht behaupten, daß die Turniere den Keim ihres Verfalles in sich selbst trugen. Schon Reinman von Zwetl klagte:

Turnieren was ie ritterlich,
Nun ist es rinderlich,
Mordmesser vnd mordkolben geschliffen vf des mannes tod!
Nun ist der Turney ungestalt,
Des werden schöne frawen im Herze kalt.

Der Geist der Ritterschaft verlor seinen eigenthümlichen Charakter. An die Stelle früher so hoch geachteter Auszeichnung durch den Beifall der versammelten Gäste und die sinnvolle Krönung mit einfachen Kränzen trat niedrige Gewinnsucht. Dieser ursprüngliche Preis genügte nun nicht mehr, man suchte daher durch reiche Geschenke, wozu man in der Folge selbst Rechte und Einkünfte von

gewissen Gütern schlug, den Muth zu spornen, und Juvenal's beißender Spott paßt ganz auf die spätere Denkart der Ritterschaft:

— — — Wer möchte nach Tapferkeit streben,
Nimmst du den Lohn ihr?

Am eifrigsten waren die Päpste bemüht, die Turniere abzuschaffen. Schon im J. 1148 belegte Papst Eugen III. Alle mit dem Bann, welche sie besuchen würden, und verweigerte ihnen sogar ein Kirchenbegräbniß, und dieses Verbot wurde von Innocenz IV. mit der nachdruckvollsten Androhung gleicher Strafe widerholt. Es lag in dem wohlberechneten Plane dieses Papstes, den großen Gedanken der Kreuzzüge energisch zu verfolgen, und die Ritter zur Befreiung des heiligen Landes zu gewinnen, woran ihn der Besuch der Turniere zu hindern schien. Aber selbst die Mönche, auf das Ansehen des kirchlichen Oberhauptes gestützt, erlaubten sich die heftigsten Angriffe auf diese Lieblingsbeschäftigung der Ritterschaft, und nur dem Geiste jener Zeit muß man es zuschreiben, wenn der Einzelne den Muth hatte, öffentlich gegen den so mächtigen Adel manches beleidigende Wort zu führen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die öftere, fast unvermeidliche Ausartung der Turniere in große Trauerspiele, wovon eines der Kampf zwischen den Schwaben und Kärntnern war, das Oberhaupt einer Kirche, deren Geist Eintracht und Liebe ist, in mancher Hinsicht berechtigte, diesen mörderischen Auftritten eine Schranke zu setzen; dessen ungeachtet hätte man keine Rücksicht auf die päpstlichen Bannflüche und Interdicte genommen, hätten nicht die Könige Ludwig VII., Philipp der Schöne und Philipp August von Frankreich und Heinrich III. von England die Turniere in ihren Ländern abzuschaffen gesucht, was ihnen zwar gelang, ihren Nachfolgern aber nicht gerathen schien, da sie den Adel als die mächtigste Stütze ihres Thrones betrachteten, und sich daher keine Störung seines Vergnügens erlauben wollten.

Ein anderer und weit wirksamerer Grund des Verfalls der Turniere lag, wie Mascov richtig bemerkt, in dem veränderten Geiste der Zeit. Die Einführung des Feuergewehrs veränderte die

bisher gebräuchliche Art Krieg zu führen. Nicht persönlicher Muth, nicht körperliche Stärke und Gewandtheit reichten mehr hin, das Schicksal der Schlachten zu entscheiden; alle diese Vorzüge, welche der Ritterschaft in hohem Grade eigen waren, verloren den größten Theil ihres Werthes. Durch die Bildung stehender Heere hörte das alte Vorrecht des Adels auf, im Kriege allein die Reiteri zu bilden, und durch die Einführung des groben Geschützes wurde die Rüstung des Ritters gänzlich unnütz. Es war daher ganz natürlich, daß sobald die Ritterschaft ihren Einfluß auf die Entscheidung des Kriegsglückes verloren hatte, auch ihre Neigung zu kriegerischen Uebungen nach und nach geschwächt werden, und endlich gänzlich erlöschen mußte.

Es ist nicht zu zweifeln, daß auch die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wieder erwachten Wissenschaften, deren glänzende Strahlen sich aus Italien nach allen Seiten Europa's verbreiteten, eine Aenderung in der Denkungsart und Lebensweise des Adels hervorbrachten. Das neue Licht der alten Meister drang selbst bis in die Palläste der Großen, und bald lernten sie außer dem Ruhme des Helden noch eine andere Verewigung ihres Namens kennen, die in dem Schutze und der großmüthigen Unterstützung der Gelehrten und Künstler lag.

Die

Verbreitung und Verbesserung der Weberkarde

(Dipsacus Fullonum Lin.)

in Steiermark.

Die sogenannte Weberkarde (Dipsacus Fullonum Lin.) [1]) ist eine Distelpflanze, und als solche ein zweijähriges Gewächs. Sie wird aus dem Samen gezogen, bildet im ersten Jahre ein staudichtes Gewächs, erreicht im zweiten Jahre am Hauptstengel eine Höhe von 4 bis 6 Schuhen, blühet im Juli und August, und geht dann gewöhnlich ganz ein. Sie wächst (auch in ihren Arten und Abarten, Dipsacus laciniatus, pillosus, sylvestris Lin.) an Wegen, Hecken, Wassergräben, auf mageren und unwirthbaren Plätzen wild. Regelmäßige Kultur und Pflege allein nur bringen sie zum gehörigen Gebrauche, d. h. daß ihre Köpfe oder Kolben hackenförmige, nicht zu spröde und nicht zu weiche Spitzen bekommen, und erheben sie in dieser Qualität zu einem bedeutenden Handelsartikel. Die beste und meiste Frucht gibt dieser geregelte Kardenbau auf einem in schmalen Furchen umgelegten, gedüngten, aufgelockerten und vom Unkraute gereinigten Boden mit einem wasserhaltenden Untergrunde, weil dieses Gewächs

1) Auch die Karden-, Weber-, Kardätschen-, Tuchmacher-, Tuchscherer-, Streichdistel, die Karde, Rauhkarde, Kratzkolbe genannt.

die Erdfeuchtigkeit besonders liebt. Der regelmäßige Kardenbau nimmt dann folgenden Gang: Zuerst wird guter und reiner Kardensamen in die, wo möglich nach Mittag zu gelegenen, vom Nordwinde gesicherten, eigens schon vorbereiteten Beeten im Spätherbste oder zeitig im Frühjahre so gegeben, daß er wenigstens Zoll tief unterhackt wird, und die Pflänzchen ungefähr zwei Zolle Raum rund umher haben. Sind diese Pflänzchen schon ziemlich herausgesprossen, so müssen sie bei schon nassem, oder früher etwas eingefeuchtetem Boden sorgfältig gejätet und fortwährend vom Unkraute rein gehalten werden. Die Herbstansaat ist, weil sie kräftigere Pflänzchen liefert, vorzuziehen; die Frühjahrsaat ist eigentlich nur zum Ersatze und zur Unterstützung der allfällig in einem nachtheiligen Winter verunglückten Herbstsaat, oder wenn diese durch widrige Umstände gänzlich hätte unterbleiben müssen. Hat man nun nach der oben kurz bezeichneten Weise ein eigenes Feldstück zum Kardenbau gehörig vorbereitet und regelmäßig in nicht gar zu breite Beeten oder Püffinge abgetheilt (gewöhnlich jedes zu 4 bis 5 Schuh breit), so wird um die Mitte Juli's kurz zuvor, als man mit Wahrscheinlichkeit Regen erwarten darf, zur Verpflanzung geschritten. Das Beet mit den angesäeten Pflanzen wird früher ziemlich stark durchfeuchtet; dann werden die stärksten und schönsten Pflanzen sorgsam, so daß die Haarwurzeln so wenig als möglich verletzt werden, ausgezogen, und in Körben auf das bereitete Feldstück getragen. Dort wird die oft sehr lange Wurzel bis auf 6 oder 8 Zolle abgestutzt, auch das buschichte Blätterwerk rund umher bis auf 4 oder 6 Zolle abgeschnitten und alsdann jede Pflanze einen Schuh weit von der andern entfernt, regelmäßig nach der Linie, jede Querreihe auf dem Beete von der andern zwei Schuh entfernt, bis an die untersten Blätter in den Boden eingesetzt, so daß die Wurzel gerade hinab und die Pflanze selbst vollkommen aufrecht und gut fest stehet. Schwache oder wol gar schadhafte Pflanzen sollen nie versetzt werden. Hat man Pflanzen, sogenannte Nonnen, welche schon einen Sommer hindurch ausgesetzt, doch noch nicht zum Samenschusse erstarkt waren, so werden diese jetzt, jedoch sammt dem Erdknoten

um ihre Wurzeln, von ihrem Standorte ausgehoben und wie die gesäeten Pflanzen übersetzt. Pflanzen, die sich einige Zeit nach dem Versetzen als nicht festwurzelnd oder gar als verkümmert zeigen, müssen durch taugliche mit Nachsetzen ersetzt werden. Wäre bald nach diesem Versetzen kein Regen gefallen, so müssen die Pflanzen regelmäßig begossen werden. Nach der sich vollkommen zeigenden Einwurzlung, ungefähr 16 bis 24 Tage nach der Versetzung, muß der Boden rings um jede Pflanze sachte aufgelockert und so behackt werden, daß die Pflanze nicht im geringsten gerüttelt, oder von ihrem Standorte verrückt wird. Ein zweites gleich sorgfältiges Behacken hat dann zu geschehen, wenn das Unkraut emporzuwuchern anfängt, wobei auch, und besonders bei trockener Witterung, jede Pflanze etwas gehäufelt werden muß. Noch später wird jede Pflanze in ihrer Nähe umher vom neu aufwachsenden Unkraute nach Möglichkeit frei gehalten. Haben nun so diese Pflanzen bis in die Winternähe große und buschichte Blätter getrieben, so werden diese ziemlich und bis ungefähr auf 8 Zoll zusammengestutzt, und dem Winter dann getrost überlassen. Im Frühjahre werden bei günstiger Witterung die Pflanzenreihen abermals behackt, und die zuvor überall gut zermalmte und gelockerte Erde muß jetzt höher noch als im vorigen Jahre um die Pflanzenstengel umher aufgehäufelt werden. Sodann treten die Pflanzen sehr bald in Schuß und treiben aus ihrem Herzen einen Stengel bis zu 4, 5 und 6 Schuh Höhe empor, mit mehreren Absätzen, und aus diesen wieder mit mehreren Nebenschüssen bis gegen den Gipfel hinan. Bei diesen Absätzen und Nebenschüssen nun schließen sich die entgegen stehenden Blätter gleichzeitig mit dem Emporwachsen um den Stengel immer ziemlich fest und so zusammen, daß sie, so zu sagen, ein sackförmiges Behältniß bilden, welches sich immer vergrößert. In diesen Höhlungen oder Beuteln sammelt sich nun gewöhnlich das Regenwasser. Wird dieß darin gelassen, so würde die sogenannte Kernfaulung eintreten und jeder Distelkolben, die eigentliche Frucht, gänzlich unbrauchbar werden. Um diese verderbliche Krankheit abzuhalten, müssen daher alle derlei Blätterbeutel an jeder Pflanze

nahe am Stengel mit den Händen sorgfältig aufgebrochen oder aufgeschlitzt werden, eine Arbeit, welche man nicht ernstlich genug anempfehlen kann. Hierauf hat man genau zu achten, wie die Hauptkolben in den Blüthezustand übergehen; denn jetzt tritt auch das Geschäft des Ausbrechens ein, wo am Haupt- und an den Nebenstengeln, alle falschen und späteren Triebe, auch alle Blätter und Nebenschüßlinge von unten herauf bis zu dem ersten Nebenstängel, endlich auch alle als Krüppel sich zeigenden Kolben oder Distelköpfe weggebrochen und ausgeschnitten werden müssen. Inzwischen ist es aber auch anzuempfehlen, nach starken und lange anhaltenden Regengüssen die Pflanzenreihen zu durchgehen, und die zu viele Näße abzuschütteln. — Vollzieht man nun dieß alles mit Fleiß und Genauigkeit, so wird man zuverläßig zahlreiche (an einem Stengel oft 10, 20 ja bis 30 Kolben) und trefflich qualificirte reife Frucht erzielen. Die Reife und mit dieser auch die Ernte tritt gewöhnlich mit der zweiten Hälfte Juli's ein. Da hängt es nun oft von einem Tage, ja von einigen Stunden ab, die Distelkolben in ihrer besten Qualität einzusammeln. Der Kolben aber ist dann in seinem besten Reifegrad, wenn er unten umher, wo er am Stiele aufsitzt, noch einen völlig entknospeten Blüthenkranz hat. Da muß er nun mit einem Messerzuge und so abgeschnitten werden, daß noch ein 8 bis 12 Zoll langer Stengel am Kolben bleibt. [1])

In dieser Zeit muß man daher den Kardenacker täglich einige Mal durchgehen, und dabei immer die so reif sich zeigenden Kolben auf die bezeichnete Weise abschneiden. Nur durch dieses fleißige Verfahren erhält man die bestqualificirte Frucht, weil überreife und unreife Distelkolben durchaus nicht zum beabsichtigten Gebrauche dienen, also auch nicht bei Kennern dieser Waare an Mann gebracht werden können. Jene reifen und vollkommenen Kolben müssen aber vom Stiele aus gegen die Spitze etwas verjüngt, pyramidalisch zulaufen; die Häckchen müssen schön gleichförmig gekrümmt,

---

1) Hier zu Lande läßt man an jedem Kardenkolben gewöhnlich nur 4 bis 6 Zoll lang den Stengel stehen, weil die Karden beim Einsammeln und Aufbewahren nicht in Buschen zusammen gebunden werden.

und dürfen weder zu spröde, noch zu weich sein; an Farbe sollen sich diese Distelköpfe mehr grünlich als bräunlich zeigen, und fest an ihren Stengeln haften. — Nach der eben anempfohlenen Weise dauert das Einernten der reifen Karden bis ungefähr in die zweite Hälfte des August's fort. Die leer auf dem Felde stehen gebliebenen Stengel werden hierauf sammt der Wurzel aus dem Boden geworfen, als Düngerstoff auf den Düngerhaufen gegeben, oder auf dem Felde selbst verbrannt. Die eingesammelten Kolben werden jedesmal buschenweise zusammen gebunden, und an den Stengeln mit den Köpfen nach unten zu an lüftigen und trockenen Orten aufgehangen bis zur völligen Austrocknung, wornach sie dann in Haufen gegeben werden können, öfters aber durch Um- und Aufschaufeln gelüftet werden müssen. Schon beim Einernten werden die vollkommensten, schönsten Hauptkolben ausgeschieden getrocknet, von welchen dann der Same von selbst herausgefallen oder sachte herausgeschüttelt, sorgfältig aufbewahrt wird, indem er das einzige Mittel zur neuen Pflanzung und Ernte ist.

Dieser Bau und diese Ernte lohnt auch reichlich seine Pfleger; denn ein Joch von 1600 □ Klafter berechnet man auf 28,000 Pflanzen, und jede Pflanze auf nur 10 Kolben, und folglich die ganze Ernte auf 280,000 Kolben. Das Tausend dieser Kolben wird zu 5 fl. W. W. angeschlagen, was einen Brutto-Ertrag vom Joche mit 1400 fl. W. W., oder 560 fl. C. M. gibt, wovon, nach Abzug allfälliger Unkosten, und weil die Weberkarde ein zweijähriges Gewächs ist, gar leicht auf ein Jahr 220 fl. C. M. als reiner Ertrag fallen [1]).

Diese Weberkarde oder Walkerdistel wird nun schon sehr lange in Steiermark gebaut, jedoch nur an wenigen Orten, und um den allernothwendigsten Bedarf der Tuchscherer, Tuchmacher, Stricker und Hutmacher zu decken. Vor ungefähr 40 Jahren widmete der Strickermeister und Bürger in Grätz, Herr Anton Wertner, dem Karden-

---

1) Aus Thiel's theoretisch-praktischer Anleitung zum Anbaue und zur Pflege der Weberkarde. Prag 1820, bei Calve.

baue eine besondere Aufmerksamkeit, so daß nach seiner Versicherung die Ernte derselben einmal über 800,000 Kardenkolben gestiegen war. Herr Wertner versuchte auch diesen Kardenbau in den Gegenden um Marburg zu begründen. Auch auf den Feldern des Herrn Königshofer und im ständischen Musterhofe bei Grätz machte man Versuche mit dem Kardenbaue. Indessen verlor sich die Kardenpflege hier zu Lande, bis auf den allernothwendigsten eigenen Bedarf, fast gänzlich wieder, weil Niemand vorhanden war, der sich dieses landwirthschaftlichen Zweiges besonders annahm, und mit dem Erträgnisse desselben auf einen vermehrten und verbreiteten Absatz im Activhandel speculirte. Erst in der neueren Zeit gebührt dem Bürger und Kaufmanne zu Grätz, Herrn Anton Süeß, das Verdienst und die ehrenvolle Anerkennung, zur Verbesserung und Ausbreitung des Kardenbaues im Lande wesentliche Fortschritte gethan zu haben. Seine im eigenen Geschäfte der Schnittwaarenhandlung und bei mehrjähriger persönlicher Anwesenheit in den mährisch-böhmischen Tuchfabriken erworbenen Kenntnisse von der Wichtigkeit guter und vollkommener Kardendisteln zum nöthigen Gebrauche in den gedachten Arbeitsstätten und der bisherige Bezug dieses Productes aus dem Auslande, namentlich aus Baiern und Frankreich, gaben ihm die erste Anregung. Der eigentliche Beweggrund, sich dieses Zweiges der einheimischen Landwirthschaft pflegend anzunehmen, war jedoch nicht nur der, durch die Vervollkommnung und Vermehrung dieses steiermärkischen Erzeugnisses einen Activhandelsartikel zu erzwecken, sondern zugleich auch unbemittelteren Landleuten eine neue und ergiebige Erwerbsquelle zu eröffnen. Herr Anton Süeß machte sich daher zuerst mit allen jenen Landwirthen in den Gegenden um Grätz bekannt, welche sich bisher mit dem Baue von Karden abgegeben hatten. Er ermunterte sie zur sorgsamen und erweiterten Pflege derselben; er ließ alle Landwirthe der Bezirke Ligist und Söding zum gleichen Zwecke auffordern, den Kardenbau auf ihren Gründen zu beginnen, und sicherte ihnen allen die gewisse Abnahme um billige Preise zu. Zu diesem Behufe verschaffte sich Herr Süeß auch ein bedeutendes Quantum Rauchdistelsamen, ließ denselben sogar aus dem südlichen Frank-

reich herbeibringen, und beide Samen an alle zum Kardenbaue sich erbietende Landwirthe unentgeldlich vertheilen. Weiters wurde — theils um den Anbau zu regeln, und darin noch ganz Unwissende zu belehren, theils auch um auf directem Wege die bisher im Anbau und in der Pflege der Distelkarden unter den Landleuten noch obwaltenden und festgehaltenen Irrthümer, unzweckmäßigen und nachtheiligen Weisen zu bekämpfen und zu verdrängen — allen Kardenbauern nach F. J. Thiels theoretisch-praktischer Anleitung zum Anbaue der Weberkarde mündliche Anleitung und Belehrung zu wiederholten Malen ertheilt. Endlich unterstützte Herr Anton Süeß sehr viele Landwirthe nach dem Verhältnisse ihrer Kenntniß, ihres im Kardenbaue schon bezeigten Fleißes und der Ausdehnung des dem Distelbaue gewidmeten Feldstückes auf das Thätigste. Die unmittelbare Leitung des ganzen Geschäftes übertrug Herr Süeß sodann dem bei ihm bediensteten, nunmehrigen stillen Handlungsgesellschafter, Herrn Franz Rotsch, der sich durch den thätigsten Eifer, durch sachkundige Sorgfalt und durch pünktliche Ordnung einen eminenten Theil des Verdienstes an der Erhöhung und Verbreitung des Kardenbaues im Lande gesichert hat. Herr Rotsch bereiset auch mehrmals im Jahre alle mit Disteln besetzten Felder in den obgenannten Bezirken; er bemerket und verweiset den Landwirthen alle im Baue obwaltenden Fehler und Unzweckmäßigkeiten; er zeigt belehrend und ermunternd die Verbesserung des Mangelhaften, und dringt ernstlich auf Abstellung aller wirklichen Fehler und Mißgriffe. Erst seit dem Jahre 1829 begannen die Karden-Ernten etwas ergiebiger zu werden. Das Beispiel so vieler Landwirthe und ihr barer Geldgewinn trieb nach und nach auch andere Benachbarte an, so, daß dieser Kardenbau gegenwärtig über die Gegenden und Pfarren: Haselsdorf, Badeck, Attendorfberg, Attendorf, Pirka, Hitzendorf, Höllberg, Södingberg, Großsöding, St. Johann bei Hohenburg, Hausdorf, Aich, Reitterek, Riederberg, Holzberg, Mitterberg, Stegersdorf, Romersberg, Lesnitzberg, Ehrenberg, Pirkhof, Studenzen, Hausdorf, Neudorf, Söding und Thal, größtentheils in der Landwirthschaftsfiliale Voitsberg und in den oben

genannten Bezirken gelegen, auf ungefähr 120 Besitzungen verbreitet und gegründet ist. Von diesen lieferten einige schon zu 20, 30, 40, 50, 60 ja zu 100 und 120 Tausend größere und kleinere Kardenkolben. Im Laufe des Jahres 1834 hat man endlich auch bei Stainz, Landsberg und Kirchberg die ersten Versuche dieses Kardenbaues begonnen. Die im Jahre 1833 um das Dreifache alle früheren Fechsungen übersteigende Ernte hat diese Verbreitung entschieden bewiesen, und die Befestigung des Kardenbaues verbürgt.

Zur Belohnung und zur weitern Ermunterung der fleißigen Distelpflanzer hatte nun Herr Anton Süeß im Spätherbste 1833 das erste allgemeine Distelfest veranstaltet, alle Pflanzer mit einem wohlbesetzten Mittagmale bedient und mit einer Tanzmusik belustigt, wobei Jeder derselben einen in ein schönfarbiges Band gefaßten Zweiguldenthaler vom Jahre 1833 als Angeld auf die Fechsung des kommenden Jahres erhielt, derjenige Landmann aber, welcher die meiste Waare geliefert hatte, als Distelkönig, besonders noch ausgezeichnet worden ist. Es fehlte bei dieser Gelegenheit nicht an einer klaren und eindringlichen Ermunterung, mit Fleiß und Genauigkeit den Kardenbau zu pflegen, und vorzüglich auf vollkommene und ausgezeichnete Waare zu trachten. Diese wohlwollende Belehrung und die großmüthige Ermunterung hatte auf alle anwesenden Kardenpflanzer einen sehr belebenden Eindruck gemacht, und dem Baue einen so bedeutenden Aufschwung gegeben, daß die Ernte des Jahres 1834 bereits einen Betrag von ungefähr fünf Millionen Karden geliefert hat. Darum war auch das am 19. October desselben Jahres auf der Alzmühle bei Hitzendorf gehaltene zweite Distelfest viel glänzender und aufwandreicher geworden. Für die große Tafel war ein eigenes geräumiges Locale mit Guirlanden aus Eichenlaub und Kardenkolben zweckmäßig ausgeziert, und in demselben war auch aus den Mustern von dem Erzeugnisse jedes Pflanzers eine Pyramide zusammengestellt, jedes Muster mit schönen Bändern umwunden, und mit einem Zweiguldenstücke vom Jahre 1834 behangen. An der Tafel der Landleute, sammt den aus der Stadt zum Feste Geladenen und der Ortsgeistlichkeit saßen ge-

gen 200 Personen. Alle Familien, Väter, Mütter, Söhne und Töchter, welche sich persönlich beim Baue und bei der Pflege der Karden bemühet und fleißig bezeigt hatten, nahmen daran Theil, und alle Mienen und Blicke sprachen die herzlichste Fröhlichkeit, den Dank und die Zufriedenheit der Landleute aus. Nach der Tafel wurden gegen 150 Landwirthe einzeln vorgerufen, und jeder empfing wieder, als Unterpfand für die künftige Fechsung und ihre gewisse Abnahme, ein mit einem schönen Bande umwundenes Thalerstück vom Jahre 1834. Von dem Tafelzimmer ging hierauf der Zug unter Musik und Pöllerschüssen auf die hinter dem Wirthshause gelegene Wiese hinab, wo dann die um einen großen Tisch umhergereihten Bäuerinnen und Töchter der fleißigen Kardenpflanzer, im Verhältnisse ihres Verdienstes, gleicherweise mit Geschenken von Tücheln von verschiedenen Farben und Stoffen, so wie mit Zeugen zu Röcken u. dgl. betheilt worden sind, wornach dieses Fest mit einer steierischen Tanzbelustigung schloß.

Berechnet man nun die in diesem Jahre 1834 geernteten fünf Millionen Karden, das Tausend derselben ungefähr nur zu vier Gulden W. W., so sind durch dieses erhöhte Erzeugniß der Landwirthschaft allein im Umkreise von einigen Stunden und in Gegenden, wo kein besonderer Erwerb durch Heerstraßen und Fabriken besteht, acht tausend Gulden in C. M. in Umlauf gebracht worden. Schlägt man noch hiezu die Kosten der Miethe und eines großen Sammlungs- und Aufbewahrungslocal's, der Versicherung desselben gegen Feuerschaden, der Fässer und der Kisten zur Verpackung und Versendung der Karden, des Zählens und Sortirens derselben, was alles wieder viele Hände beschäftigt: so dürfte diese neue Umlaufssumme gar leicht 9 bis 10,000 fl. C. M. jährlich erreichen. Nun ist der Bedarf an dieser Weberkarde in Steiermark und in den Nachbarsprovinzen von Inneröstreich aber nicht sehr bedeutend. Der Handel mit Karden muß daher in entferntere Gegenden geleitet und dort befestigt werden. Dieß Werk hat nun zum Theil Herr Anton Süeß auf seine Gefahr und Kosten übernommen. Die in den oben bezeichneten Gegenden erzielten Karden sind bereits von

sehr guter Qualität, doch die aus französischem Samen gezogenen trefflicher, als die rein steiermärkischen. Bei verhältnißmäßigem Umfange erreichen die Kolben eine Höhe oder Länge von 1 1/2 bis 3 Zoll. Die Häckchen derselben sind gleichstehend, haben die gehörige elastische Tension zum vollkommenen Gebrauche. Nach innen zu sind die Kolben weißgelblich, und durch die Mitte heraus grünlich, so daß diese letztere Farbe vorschlagend ist. Herr Süeß läßt den zusammengebrachten Kardenvorrath sehr sorgfältig sortiren, um durch ihre besondere Qualität dem Anblicke nach schon die Waare in weiter Ferne empfehlenswerth und durch die beim wirklichen Gebrauche probehältige Trefflichkeit derselben aller Orten wünschenswerth zu machen, und um diesen erst im erweiterten Handel einzuführenden Artikel ja nicht durch Beimischung kleiner, krüppelhafter, und überhaupt schlecht qualificirter Kolben schon im Voraus in Mißkredit zu setzen. Er arbeitet mit echter kaufmännischer Solidität dem wichtigen Zwecke entgegen, und hat deßwegen bisher auch keine Mühe und keine Auslagen gescheut. Krönet nun ein weiterer günstiger Erfolg im Anbaue und in der Kultur dieser Distelkarde sowol, als im Absatze derselben die fortgesetzten Bemühungen des Herrn Süeß, und gelingt ihm nur einiger Maßen die Erreichung seines Zieles, einen großen Theil des Kardenbedarfes in den mährischen und böhmischen Fabriken zu bedecken, und dadurch dem baierischen, ja auch dem französischen Erzeugnisse wenigstens das Gleichgewicht zu halten, wenn nicht dasselbe gar durch Wohlfeilheit des Preises bei gleicher, oder wenig geringerer Qualität der Waare zu überbieten: so würde ihm das Verdienst mit allem Rechte gebühren, dem steiermärkischen Landbaue eine bedeutende Quelle activen Handels geöffnet und auf längere Zeit gesichert zu haben. In jedem Falle aber hat Herr Anton Süeß im Vereine mit dem unermüdet thätigen Herrn Franz Rotsch dem Kardenbaue in Steiermark in kurzer Zeit einen neuen Aufschwung durch Verbesserung und Verbreitung desselben, und sehr vielen unbemittelteren Familien einen neuen Erwerb- und Nahrungszweig auf ihren Feldgründen gegeben.

Die Bäder von Lebedus.

Nach dem Englischen des F. V. J. Arundell, Kaplan's zu Smyrna, aus dem Taschenbuche: The Amulet. Edited by S. C. Hall. London Fred. Westley and A. H. Davis, 1835.

Bearbeitet von Carl Schobl.

„Nikolaki von Malkedjie hat Ihnen einigen Käse gebracht" sagte die Witwe Hilaria, welche die Aufsicht über unsere Wohnung in Sedikeuy hat, „er läßt Ihnen seinen Respect melden und wünscht Sie zu sprechen."

Nikolaki, der Schafhirt, war ein langer, klapperdürrer Grieche. Sein Gesicht sah aus wie stark gegerbtes Leder, und lieferte den unwiderlegbaren Beweis, daß ihn bei Tag das Trinken, bei Nacht die Kälte tüchtig hernahm. Seiner Obsorge war eine zahlreiche Herde anvertraut, in die sich mehrere Eigenthümer theilten. Er war keiner von jenen Hirten, die ihren Scharfsinn beständig anstrengen, um glaubwürdige Entschuldigungen für manches fehlende Schaf zu erfinden; denn er war ein ehrlicher Hirte, und wiewol Hyänen und Wölfe häufige Einfälle in seine Herde machten, vertheidigte er diese tapfer gegen ihre Angriffe.

„Guten Tag, Hochwürden! Der alte Nikolaki lebt noch, Dank der Arznei, die Sie ihm gegeben haben; und da er jetzt wieder im Stande ist, auf die Berge zu klettern, kömmt er, um Ihnen etwas zu sagen. Ungefähr eine Stunde von der Schafhürde, an dem Berge Maltas Tepè, befinden sich wunderbare Ruinen aus den Zei-

ten des alten Griechenlands. Da sind mehrere große Gemächer, alle in den harten Fels gehauen, der wie eitel Silber glänzt; da ist ein Zimmer, welches einst ganz mit weißem Marmor bedeckt war; da sind Stufen und Stiegen zu dunklen Gängen, die bald in die Rundung, bald grad aus gehen, und die, wie es scheint, sämmtlich nach Smyrna führen; denn hinein getraute ich mich nicht, so schauerlich donnerte und blitzte es heraus, und Tausende von bösen Geistern fuhren um mich herum, und schlugen mich dergestalt mit ihren Schwingen, daß ich lieber mit hundert Hyänen anbinden möchte. Aber Sie, Hochwürden, haben Ihre Freude an so alten Steinhaufen, und Sie sagten einmal, daß bei Malkedjie ein großes Loch in der Erde sein müße, wo Apollo einst zu weissagen pflegte; da denke ich denn, an dieser Stelle werde es sich wol finden."

Ich war in der That vor einiger Zeit in Malkedjie gewesen, um die Ruinen von Claros zu untersuchen, wo ich in der Folge die berühmte Orakel-Grotte entdeckte.

Der Bericht Nikolaki's erregte meine Neugierde; denn wiewol ich ganz nahe an dem Platze gewesen war, den er mir beschrieb, hatte ich doch von den Ruinen daselbst weder etwas gesehen noch gehört. Kein Wunder! denn nach seiner Beschreibung war der Eingang zu denselben durch einen niedrigen, mit Bäumen besetzten Hügel so vollkommen versteckt, daß man ihn ohne Führer unmöglich finden konnte.

Diese Beschreibung und insbesondere eine in den Fels gehauene Wasserleitung, von der er noch sprach, überzeugten mich, diese Ruinen seien Ueberbleibsel von Bädern; auch war ihre Lage offenbar innerhalb des Bezirkes von Lebedus angegeben, das einst wegen seiner Bäder so berühmt war [1].

Nikolaki hätte mich gern beredet, ihn sogleich zu seiner Schafhürde zu begleiten; da dieß aber nicht thunlich war, so bestimmten

1) Die Stadt Lebedus stand nahe am Meere, fast südlich von Delamerè, wo Nikolaki jene Entdeckung machte; schon zu Horazens Zeit lag sie ganz verödet in Ruinen. An der Seeküste, bei Karacocchia findet man noch manche Ueberreste, vorzüglich von Bädern. Selbst jetzt begeben sich viele Kranke dahin, um die äußerst heilsamen Wässer zu gebrauchen.

wir einen Tag in der nächsten Woche, an dem wir uns auf einem gewissen Platze in der Nähe der Schafhürde treffen wollten. Von da sollte er uns dann an jene bezeichnete Stelle führen, die er steif und fest für bezaubert hielt.

An dem festgesetzten Tage, um 1/2 5 Uhr Morgens, fand sich Georg der Eseltreiber mit seinen Thieren pünktlich ein, und so befand sich unsere Partie bald auf dem Wege nach Delameré. Georg war ein großer junger Mann von gutem Aussehen, ein Herkules an Stärke und ein Merkur an Leichtigkeit seiner Bewegungen. Wenn er auch nicht gerade die Beredsamkeit des Letzteren besaß, so war doch seine Zunge von einer mehr als hinreichenden Geläufigkeit. Er trug weite Pluderhosen, ein kurzes Jäckchen und ein Käppchen nach Art der Cerigoten. Uebrigens setzte er seinen Stolz darein, für einen Engländer gehalten zu werden, da er von Cerigo gebürtig war. Georg rannte neben dem Thiere, das ich ritt; er ermunterte es zur Schnelligkeit, indem er öfters mit seiner Riesenhand einen tüchtigen Schlag auf den Nacken desselben applicirte, oder mit einer Donnerstimme das bedeutsame Wörtchen „Dah!" ertönen ließ. Verfehlte dieß seine Wirkung, so nahm er seine Zuflucht zu einem sechs Zoll langen Eisenstabe, an welchem ein Paar Kettenglieder herabhingen, und dessen Anwendung stets von dem gewünschten Erfolge begleitet war, indem er damit entweder blos rasselte, oder dessen scharfe Spitze, als einen triftigeren Beweggrund, mit dem empfindlichsten Theile des Rückens, unter dem Sattel, in Berührung brachte. In Georg's Gesellschaft befand sich sein treuer Hund Rosa, ein spitzohriges, spitznasiges Thier von sonderbarem Aussehen, welches seinen Herrn regelmäßig von Sedikeuy nach Smyrna und von da zurück begleitete, selbst wenn dies zuweilen vier bis fünfmal des Tags geschah. Ein anderes Eselein trug unser Kochgeräthe und Bettzeug, während ein drittes die Ehre hatte, von unserem Diener Antonio geritten zu werden, der, wie sich's für einen Koch ziemte, von seinen Speisevorräthen unzertrennlich war.

Es war ein herrlicher Maimorgen. Wiewol die Sonne seit einigen Tagen eine drückende Hitze verbreitete, so hatte sie doch noch

nicht das Grün des kurzen Lenzes in die röthlich braune Farbe der absterbenden Vegetation verwandelt; die Bergabhänge waren mit Immergrün, Arbutus unedo, Andrachne, Myrthen, Steineichen, Lorbeer und zahllosen andern Sträuchern bedeckt, deren üppigem Wachsthume Ziegen von allen Farben und Größen möglichst zu steuern bemüht waren, indem sie die zarten Sproßen derselben abnagten; die Ebene und die niederen Gründe waren in das Grün des Weinstockes und der jungen Saaten gekleidet. Es war in der That gerade die Jahreszeit, in welcher allein die Umgebungen von Smyrna schön genannt werden können, und dem Freunde der Natur einen Genuß gewähren. Noch einige Wochen mehr, und die ganze Landschaft ändert sich und mit ihr unsere Gefühle. Die gesammte Natur, den Menschen mit allen seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften nicht ausgenommen, erliegt den übermächtigen Strahlen derselben Sonne, welche jetzt durch ihren milderen Einfluß die ganze Schöpfung in das Gewand der Schönheit hüllet, und der Seele Kraft und Schwung gibt. In dieser frühen Morgenstunde hörte man noch den Gesang der Nachtigall, in den zuweilen die einsame Drossel und der Kuckkuck einfielen; ja selbst die Lerche zwitscherte, wiewol sie in diesen Gegenden nie singt, und hie und da vernahm man das Girren der Turteltauben. Nach einigen Wochen hört man, mit wenig Ausnahmen, keinen Laut mehr bis zum nächsten Frühjahr.

Nach einem kurzen Ritte entdeckte ich rechts von unserem Wege eine Straße mit Spuren von altem Pflaster, die aber schon lange nicht mehr in fahrbarem Zustande zu sein schien. Diese Straße soll nach Valibonar geführt haben, einer bedeutenden Ortschaft zur Zeit der alten Griechen, in einer so wasserreichen Gegend, daß, wenn alle Brunnen von Gimovaſt und Duvilikeny versiegt waren, Valibonar stets Ueberfluß an Wasser hatte, woher man auch die Benennung Valibonar, d. h. alte Quelle, leitet. In derselben Gegend befindet sich Satal-Kaia, der gespaltene Fels.

Nachdem wir ungefähr anderthalb Stunden von Sedikeuy entfernt und schon ganz nahe bei Gimovaſt waren, machte mich Georg

auf einen alten Brunnen unweit von der Straße aufmerksam, neben welchem eine Säule stand. „Sehen Sie diesen Brunnen," sagte er, „der stand einst in der Stadt Gimovasi, und jetzt könnte man eine Reihe von tausend Kamelen zwischen den Brunnen und die nächste Moschee stellen, auf deren altem Minaret sich ein Paar Störche ihr Nest gebaut haben." Diese Behauptung ist nicht so ganz unwahrscheinlich; denn auf dem ganzen Wege bis Gimovasi sahen wir Spuren von Wohnungen, die einst da gestanden haben mußten. Der Ort war von auffallend malerischem Ansehen. Mehrere Moscheen, größtentheils in Ruinen, lagen in weiten Entfernungen zwischen den ärmlichen Hütten. Einer Sage nach soll dieser Platz einst von solcher Bedeutung gewesen sein, daß er 36 Moscheen enthielt, ungefähr noch einmal so viel, als Smyrna gegenwärtig hat, und die Benennung Gimovasi oder Giambaschi ließe sich allenfalls mit „Moscheen-Ebene" oder mit „Haupt-Moschee" übersetzen. Der Verfall dieser Stadt datirt sich von der Empörung des Soley Bey, die vor ungefähr hundert Jahren Statt hatte, und von einer verheerenden Pestseuche, welche bald darauf folgte.

Man kann auf die ehemalige Wichtigkeit der Stadt Gimovasi auch von dem Namen eines Flusses schließen, über den wir eine halbe Stunde darnach kamen. Er heißt nämlich „Fluß des Pallastes," fließt nahe bei Gimovasi vorbei und mündet in den Malkedjie. Wir ritten nun immer südwärts fort, während Georg seine Thiere von Zeit zu Zeit mit seinem donnerähnlichen „Dah!" zur Eile anspornte. Bald mußten wir über einen zweiten Fluß setzen, den wir schon seit einiger Zeit rechts von unserer Straße erblickt hatten. Es war der Fluß Tabakana, der sich freilich keines so vornehm klingenden Namens zu erfreuen hat, als der vorige; denn er empfing denselben von einer Gerbeanstalt, welche sich in dem vor Zeiten hier gestandenen Dorfe befand, dessen Ruinen man noch in dem großen Fichtenwalde am Fuße des Gebirges und in geringer Entfernung von unserer Straße erblickt. Tabakana ist eine der reitzendsten Gegenden um Smyrna; man hat die Fichten zu einer ungewöhnlichen Höhe heranwachsen lassen, wiewol, leider, jetzt schon die

Holzaxt und die Säge unter ihnen geschäftig sind. Der Boden in und um diesen Wald gleicht einem Teppiche von grünem Sammt, und bildet im Vereine mit einigen hohen, ganz weißen Kalkfelsen, deren vereinzelte Massen sich gleich Thürmen oder Pyramiden erheben, einen auffallenden Contrast, wenn man dieselben theilweise zwischen den grünen Wipfeln der Fichten erblickt.

Nicht weit davon befinden sich die zwei Quellen von Sasal, welche den Ruf ihrer Heilkraft noch immer bewähren, und von den Türken in Smyrna häufig besucht werden. Das Wasser dieser Quellen und in dem Flußbette ist gewöhnlich weiß wie Milch. Eine halbe Stunde jenseits dieser Quellen fesselte das Dorf Senio, welches höchst malerisch links auf einem Hügel lag, unsere Blicke. Selbst in seinen Ruinen bot es noch einen entzückenden Anblick dar. Vor zehn Jahren war es ein großes blühendes Dorf; jetzt sieht man keine anderen Spuren von menschlichen Wohnungen, als schwärzliche oder röthliche Massen von Lehmwänden.

Nikolaki hatte versprochen, bei Senio zu uns zu stoßen, um uns dann seine wunderbare Entdeckung bei Delamerè zu zeigen. Wir warteten einige Zeit; dann schickte ich Antonio in einer Richtung fort, während ich selbst eine andere einschlug. Georg brachte indessen die ganze Kraft seiner ehernen Lungen zwischen den Ruinen von Senio in Anwendung. Wir erhielten zwar keine Antwort; dennoch schien es uns, als vernähmen wir einen gewissen dumpfen Laut, der uns erschreckt haben würde, hätten wir ihn nicht bei hellem Tage, sondern zur Nachtzeit vernommen, so viel Aehnlichkeit hatte derselbe mit dem Gebrülle des Panthers. Wir setzten nun über den Delamerè-Fluß, und ritten in der Richtung, die uns Nikolaki angegeben hatte, in einem beinahe pfadlosen Labyrinthe einer wilden, felsigen Waldgegend, indem wir dem Laufe des Flusses längst seinem linken Ufer aufwärts folgten. Nikolaki war so sehr ein Mann von Wort, und hatte sich's so angelegen sein lassen, uns zu der Zusammenkunft zu bereden, daß wir anfingen besorgt zu werden. Georg erklimmte eine hohe, vorspringende Felsenmasse, und ließ seine Donnerstimme mit der ganzen Kraft seiner Lunge erschallen. Der Ruf

wurde deutlich erwiedert, wir hörten ganz gewiß etwas, das dem Gebrülle eines wilden Thieres ähnlich war; wir lachten indessen über unsere Furchtsamkeit, und erklärten jenes Etwas ganz philosophisch für ein Echo, welches der besondern Stellung Georg's entspräche.

Wir wanderten nun am linken Ufer des Flusses getrost weiter, und ließen, da sich die Aussicht mehr öffnete und erweiterte, unsere Blicke rund um uns in jeder Richtung herumschweifen; allein Nikolaki war weder zu sehen noch zu hören.

Auf einmal blieben unsere Thiere stehen; Georg's herkulische Hand fuhr blitzschnell und mit solcher Gewalt auf den Nacken meines Thieres nieder, daß ich selbst gleichwie von einem Erdbeben erschüttert wurde. Dah! Dah! erscholl es durch die ganze Stufenleiter seiner rauhen Stimme; selbst mit der Stahlkette wurde gerasselt und die gefürchtete Eisenspitze mit der empfindlichen Stelle in Berührung gebracht; alles umsonst. Mauro (so hieß mein Langohr wegen seiner schwarzen Farbe) und seine Gefährten waren nicht von der Stelle zu bringen; ein- oder zweimal beschnupperten sie den Boden, weiter nahmen sie keine Notiz von den Andeutungen ihres Treibers. Eigentlich waren sie gescheiter als wir, denn wir waren so eben im Begriffe in einen Sumpf zu gerathen; hätten die Thiere noch einen Schritt weiter gemacht, so wären sie bis an die Schulter eingesunken. Wir stiegen also ab; ich ging vorwärts mit Georg, welcher bemerkte, daß der Fluß eine andere Wendung nehme, und tiefer vom Ufer abfalle, woraus er schloß, wir müßten dem Gegenstande unserer Forschung ganz nahe sein. Der Anblick des Stromes wurde uns nun durch ein undurchdringliches Dickicht von Bäumen und blühenden Sträuchern, als Myrthen, Rhododaphne u. s. w. entzogen; wir hielten uns so nahe als möglich an denselben, indem wir dem Rauschen des Wassers, das wir nicht sehen konnten, folgten. Plötzlich befanden wir uns hinter einem hohen Hügel, und gerade vor uns, in der Entfernung von einigen Schritten, erblickten wir Nikolaki's bezauberte Höhlen, die Bäder von Lebedus. Das Ganze zeigte sich von Außen dem Auge als zwei große Höhlungen in dem Felsen mit einem elliptischen Bogen und zum Theil von einer Menge

Bäume und Sträucher verwachsen. Der Boden jeder dieser Höhlen war theilweise mit Wasser bedeckt, worauf, so wie auch auf einige Partien der beinahe weißen Felsen im Inneren der Höhlen das Licht fiel, und eine glänzende, magische Wirkung hervorbrachte. Bevor wir uns in das Innere wagten, bereitete uns Antonio das Frühstück auf dem Hügel vor den Höhlen. An Feuerung war kein Mangel; die Theekanne war daher bald auf dem Tische, und unser Appetit so gut, als ihn ein Ritt von vier Stunden und die gespannte Erwartung der bevorstehenden Entdeckungen machen konnte. Es wird daher Niemanden Wunder nehmen, daß wir uns nach dem Mahle hinlänglich gestärkt fühlten, um allen bösen Geistern, die nach Nikolaki's Bericht jene Höhlen bewohnen sollten, furchtlos zu begegnen.

Wir stiegen nun von unserem Ruheplätzchen herab, und traten in die größere der beiden Höhlen. Sie ist ungefähr 60 Fuß lang oder tief und 40 breit. Ein elliptischer Bogen bildet die Decke, deren Höhe nicht über 12 Fuß beträgt, wiewol der Boden im Laufe der Jahrhunderte bedeutend erhöht worden sein mag. An mehreren Stellen der Mauern sieht man griechische Lettern von rohen Formen, und mehrere von sehr alterthümlicher Gestaltung, die aber nicht hinlänglich zusammenhängen, um ganze Worte zu bilden. Auch sieht man daselbst das Monogramm von Alpha und Omega in griechischen Buchstaben eines zwar späteren Zeitalters, das aber jedenfalls in die Periode vor der türkischen Oberherrschaft fällt. Eine enge, niedere, viereckige Oeffnung führt von diesem ersten Gemache in ein zweites von 16 Fuß im Durchmesser, welches vollkommen rund ist, und durch eine Kuppel von oben das Licht erhält. Hier sieht man Spuren von Stuckaturarbeit und einiger zur Verschönerung dienenden Malerei. An der südwestlichen Seite dieser Rotunda befindet sich eine zirkelförmige Nische. Eine zweite, niedere, viereckige Oeffnung führt aus diesem runden Gemache in die zweite Höhle. Auch diese ist 60 Fuß lang und ungefähr 30 Fuß breit, jedoch nur bis auf eine Tiefe von 40 Fuß, worauf sich die Breite bis auf 20 Fuß verengert.

Am Ende des engeren Theiles dieser Höhle befindet sich eine schmale Stiege von einigen Stufen, welche zu einem engen, dun-

kein Gang führt, der mit der ersten, größeren Höhle in Verbindung steht, und im Rücken beider Höhlen in den Fels gehauen ist. Von dieser Stiege geht ein schmaler vorspringender Rand aus, der um das kleinere Gemach herumläuft, und dazu bestimmt zu sein scheint, in einer engen Rinne Wasser in die Rotunda zu leiten. Noch befindet sich in einer geringen Entfernung eine dritte Höhle, die wahrscheinlich einst mit den beiden andern zusammenhing; jetzt ist aber keine Spur dieser Verbindung mehr sichtbar.

In der ersten Höhle ist links vom Haupteingange ein Verbindungsgang, der in ein kleines Gemach von 17 Fuß Länge und 15 Fuß Breite führt. In den Wänden desselben sind in gleichen Zwischenräumen Löcher angebracht, ungefähr wie man dies an einigen Ruinen von Ephesus bemerken kann, welche zu dem großen Tempel der Diana gehören, und ohne Zweifel waren beide ursprünglich mit polirtem Marmor bekleidet. Dem Eingange dieses Gemaches gegenüber sieht man einen Theil eines Bogens, der zwar größtentheils in Trümmern liegt, aber augenscheinlich mit andern Ueberresten zusammenhängt.

Ganz am Ende des großen Gemaches, dem Eingange gegenüber, befindet sich ebenfalls eine Art Stiege, auf welcher man, wie in der andern Höhle, zu einem von oben beleuchteten Treppenabsatze gelangt. Hier zur Rechten befindet sich ein sehr schmaler Canal, um Wasser herzuleiten, und gerade in der Fronte, gegenüber von der Stiege, fließt das Wasser noch jetzt in einem bedeckten dunkeln Gange, wohin es wahrscheinlich aus jenem ersten, ursprünglich dazu bestimmten Canale geleitet wurde. Wir betraten diesen zweiten Gang, und um die verdorbene Luft, oder wie Georg meinte, die bösen Geister zu vertreiben, wurde meine Doppelflinte in den Gang abgefeuert. Gleich dem Widerhall des Donners im Gebirge erfolgte nun Schlag auf Schlag ein furchtbares Echo, welches sich so oft und mit solchem Getöse wiederholte, daß Georg ganz das Aussehen bekam, als wäre er mit Nikolaki's Behauptung vollkommen einverstanden.

Als wir aber mitten in einem erstickenden Schwefelgeruche, und eingehüllt in eine undurchsichtige Rauchwolke, plötzlich auf allen Sei-

ten von zahllosen, ungeheuren Fittigen angegriffen wurden, mit denen wir eben nicht in die sanfteste Berührung kamen; da sank Georg, mit dem Ausrufe: „Wir sind Alle verloren!" betäubt auf den Boden. Endlich war das sämmtliche Nachtgevögel entflohen, die Rauchwolke hatte sich zertheilt, und auf das donnerähnliche Echo folgte Grabesstille. Wir erholten uns nun allmälig; da hörten wir — es war sicher kein Irrthum — deutlich ein Gebrülle, und zwar, wie Georg behauptete, das Gebrülle eines Panthers oder Tigers, und „wer weiß," fügte Georg hinzu, „ob sich das Thier nicht gerade in diesem Gange aufhält."

Wir hatten noch nicht Zeit gehabt, über diesen Punkt ins Reine zu kommen, als unser Gehör durch ein neues Geräusch in einer andern Richtung in Anspruch genommen wurde. Es war die Stimme eines Mannes, und in demselben Augenblicke wurde der Eingang der Höhle von einem langen Schatten verdunkelt, dem sogleich die körperliche Wirklichkeit eines großgewachsenen Mannes folgte, der ein Schießgewehr mit sich führte, das eben so lang war als er selbst.

„Mit Verlaub, Hochwürden, der alte Nikolaki hatte etwas anderes zu thun, als einen Wegweiser zu bezauberten Höhlen abzugeben. Wenn er stehen geblieben wäre, wo er euch zu treffen versprach, so möchtet ihr zwar etwas von dem alten Nikolaki gefunden haben, aber es wären nur seine Gebeine gewesen. Habt ihr das Brüllen nicht gehört?"

Wir wollten dies Alle so eben bejahen, als ein neues Gebrülle es überflüßig machte. Diesmal war es nicht so laut, und offenbar nicht innerhalb jenes Ganges. Demungeachtet spannte Nikolaki den Hahn seiner Flinte, und erstattete uns dann folgenden Bericht:

Den zweiten Tag nach seiner Rückkehr von Sedikeuy bemerkte Nikolaki, der, als ein guter Hirte, seine Herde jeden Tag musterte, und jedes Individuum seiner wolligen oder behaarten Untergebenen so genau kannte, um es bei seinem Namen rufen zu können, daß ihm einige seiner Lieblinge fehlten. Er rief Janni, Jorgi, Margerita u. s. w.; sonst gehorchten sie auch immer seinem liebreichen Aufrufe, und sprangen dem alten Nikolaki so schnell ent-

gegen, als es ihre gewichtigen Schwänze erlauben wollten; aber diesmal kam weder Janni noch Jorgi noch Margerita, und da die Samioten keine Landung unternommen hatten, so unterlag es beinahe keinem Zweifel, daß sie von einer Hyäne oder von einem Wolfe geraubt worden waren. Diese Vermuthung wurde Tags darauf zur Gewißheit durch das Verschwinden eines wichtigeren Thieres, eines edlen Rosses, welches gleichfalls der Obhut Nikolaki's anvertraut war, um ein wenig von der herrlichen Weide zu genießen, welche in geringer Entfernung von der Schafhürde lag. Um seinem Herumschwärmen ein Ziel zu setzen, wurde an eines seiner Hirtenbeine ein Strick befestiget, welchen ein eiserner, in die Erde geschlagener Pflock festhielt, mittelst welcher Vorrichtung das Thier so viel Spielraum behielt, um während der Nacht hinlängliches Futter zu finden. Pferd, Strick und Pflock, alles war verschwunden, und einer solchen That war nur ein Panther gewachsen. Bald fand man auch das arme Thier, schrecklich verstümmelt, und zum Theil aufgefressen. Nikolaki war eben so furchtlos als ein Panther, daß heißt, er fürchtete sich blos vor bösen Geistern; er setzte demnach seine lange Flinte in brauchbaren Stand, und lud sie mit achtlöthigen Kugeln; denn, meinte Nikolaki, kleinere Kugeln würden den Panther nur kitzeln. Nun wartete er den Einbruch der Nacht ab, und nahm seine Stellung hinter einem Felsenvorsprunge, in geringer Entfernung von dem todten Pferde, indem er ganz richtig schloß, der Panther würde wol Lust bekommen, eine zweite Mahlzeit zu halten. Seine Vermuthung fand sich bestätigt, auch hatte er gar nicht viel Zeit darüber nachzudenken; denn kaum stand er eine halbe Stunde auf seinem Posten, als der Panther mit einem furchtbaren Gebrülle nahe an seinem Verstecke vorbeikam, und in zwei Sprüngen das Aas erreichte, worauf er seine Klauen tief in dessen Schultern schlug, und das Fleisch in jedem Augenblicke pfundweis abriß. Nikolaki's Lage war äußerst bedenklich. Wenn er sein Ziel verfehlte, oder das Unthier nur verwundete, war sein Tod so gut als gewiß; denn wie oder wohin sollte er entfliehen? Doch, wie gesagt, Nikolaki fürchtete sich blos vor bösen Geistern; er stützte also sein Gewehr auf den

Fels, zielte mit Ueberlegung und Sicherheit auf jenen Theil, wo eine Wunde höchst wahrscheinlich tödtlich sein mußte, nämlich hinter die Schulter. Noch einmal zielte und dann drückte er los; die Kugel war gehorsam ihrem Herrn gerade an der beabsichtigten Stelle eingedrungen, das Raubthier riß seine Klauen gewaltsam aus dem Aase und fiel mit einem schrecklichen Gebrülle rücklings auf den Boden. Nikolaki, als ein kluger Jägersmann, lud sein Gewehr nochmals, und sendete eine zweite Kugel nach einer eben so tödtlich verwundbaren Stelle. Selbst jetzt besann er sich noch eine Weile, bevor er sein Versteck verließ, und, wie es schien, nicht mit Unrecht; denn als er sich näherte, schoß der Panther solche Blicke nach ihm, daß er beinahe wieder umgekehrt wäre. Indeß, das Unthier hatte sein Leben ausgehaucht; Nikolaki hatte demnach nichts mehr zu thun, als die Transportirung desselben zu dem Elez Aga nach Chili, eine Strecke von ungefähr fünf Stunden, zu versuchen. Freilich mußte er auf diese Weise seine Herde ohne Schutz lassen; aber es blieb ihm keine Wahl, der Panther mußte dem Elez Aga überbracht werden.

„Ihr hattet dabei wol nur die Absicht, durch den Verkauf des Felles an Elez Aga einen reichen Gewinn zu machen?"

„Keineswegs, Hochwürden; ich hatte eine bessere und gewichtigere Ursache dazu. Nikolaki's Hals ist alt und zähe, dennoch könnte ihn ein Strick enger zusammenschnüren, als mir lieb wäre, und ein Jatagan könnte einen garstigen Schnitt hineinmachen."

„Wie meint ihr das, Nikolaki?"

„Ich meine, Hochwürden, daß wenn ich den Panther innerhalb zehn Stunden nach dessen Erlegung nicht nach Chili gebracht hätte, so würde der alte Nikolaki eine Luftreise gemacht, oder seinen Kopf auf eine ganz naturwidrige Weise zwischen die Beine bekommen haben. Die ganze Gegend rund herum, bis nach Ajasaluk, Ephesus und Gott weiß wie weit noch, gehört dem Elez Aga; und wer immer auf einen Panther stößt, und bei dem Versuche, ihn zu tödten, sich der Gefahr aussetzt, von ihm gefressen zu werden, kann sich ganz sicher auf eine andere Todesart gefaßt machen, wenn er das getödtete Thier nicht sogleich dem Elez Aga überbringt. Ich legte also

den Panther quer über den Rücken eines Pferdes, und das Gewicht drückte es beinahe nieder; denn der Panther war dreizehnmal so lang als mein Fuß, den man gewiß nicht kurz nennen kann, und so brachte ich ihn denn endlich mit Hülfe der heiligen Jungfrau glücklich nach Chili, worüber der Elez Aga eine solche Freude hatte, daß er mir ein Geschenk von zehn Piastern gab. Ich habe einige Klauen abgeschnitten, aber sie sind sicherer bei Ihnen aufgehoben, Hochwürden, denn der Elez Aga darf keinem Franken den Kopf abschlagen lassen. Der Elez Aga befahl einem seiner Leute, dem Thiere den Bauch aufzuschlitzen; da fand man drei herrliche Junge, mit einer Haut, die wie Seide glänzte und die einen Oelkrug voll Mahmudi's werth waren."

„Gut, Nikolaki, aber mußtest du uns deßhalb im Stiche lassen und uns der Gefahr aussetzen, die Beute eines andern Panthers zu werden?"

„Gerade daran habe ich auch schon gedacht, Hochwürden, ob Ihnen wol dieß Unglück zustoßen könnte, oder nicht. Wer weiß das? aber wenn Sie noch länger hier bleiben, so könnte dies wol noch geschehen, und der alte Nikolaki nicht so gut zielen, als vorhin. Sie hörten ja das Brüllen? Nun, das ist das Panthermännchen, welches sein Weibchen sucht. Seit ihm dieses getödtet wurde, hat es sogar bei Tage gebrüllt, und ich bin gekommen, um einen zweiten Schuß zu wagen."

Wir sahen ein, daß es unklug wäre, noch länger unter den Alterthümern von Delamerè zu verweilen, wiewol ich gerne einen ganzen Tag daselbst zugebracht hätte. Nach einem fruchtlosen Versuche, den alten Nikolaki zur Rückkehr mit uns zu bereden, damit er sich nicht nutzlos einer augenscheinlichen Todesgefahr aussetzen möge, nahmen wir endlich mit schwerem Herzen Abschied von ihm. „Mögen Sie noch viele Jahre erleben, Hochwürden. Wenn der alte Nikolaki von dem Panther nicht zerrissen wird, so hofft er Sie wieder zu sehen. Sollte ihm aber ein Unglück zustoßen, nun, so denken Sie zuweilen an den alten Schafhirten."

Wir bestiegen unsere Thiere, die mit uns so schnell dahintrabten, daß es schien, als wären sie sich der Gefahr bewußt, der sie sowol als wir ausgesetzt waren. Auch beobachtete Mauro und seine Gefährten unterwegs ein so ungewöhnliches Stillschweigen, daß uns darüber kein Zweifel blieb.

Wir langten glücklich in Sedikeuy an, und nun möchte der Leser wol gerne erfahren, ob der gute Nikolaki der ihm von Seite des zweiten Panthers drohenden Gefahr entronnen sei? Auch ich wünschte hierüber Aufschluß zu erhalten; da ich aber bald darauf Sedikeuy und Smyrna verließ, um nach England zurückzukehren, so hörte ich nichts weiter von ihm. Möge es nun aber Nikolaki's Schicksal sein, von einem Panther getödtet zu werden, oder auf eine ruhigere Weise in seiner Schafhürde zu sterben: in jedem Falle verdient er, daß sein Name zum ewigen Gedächtnisse an den Mauern der Bäder von Lebedus glänze.

Ueber den Einfluss der Landstände auf die Bildung in Steiermark.

Von C. G. Ritter v. Leitner.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat bei Einigen die Ansicht geherrscht, der Mensch, als Menge betrachtet, müsse, um glücklich zu sein, immer in einer gewissen Unwissenheit und Blindheit erhalten werden. Die Theilnehmer dieser Ansicht haben vielleicht in so ferne recht, wenn sie die Bestimmung und das Glück des Menschen nur darein setzen, daß er sich bei genüglicher Nahrung, unter sicherm Dach und Fach, mit Weib und Kindern behaglich fühle. Aber der Mensch, nach christlichen Lehrbegriffen das Ebenbild Gottes, Geist vom Geiste, und Licht vom Lichte, ist zu höheren Zwecken in das Dasein gerufen, und darum erfüllt auch ein unstillbares Sehnen nach einem höheren Etwas die geheimnißvollen Tiefen seiner Brust. Wie die Pflanze, das Thier, ja selbst der menschliche Körper, wenn man ihm das physische Licht der Sonne entzieht, erkrankt, verkümmert und verwelkt; so auch, wenn man ihm das geistige Licht erhöhter Erkenntniß versagt, ermattet, erkrankt und verkümmert der menschliche Geist im Einzelnen und in Millionen. Licht ist seine Nahrung, weil Licht sein Urstoff. Darum dürstet und hungert er nach Licht, zieht alles, was er

rings erfassen kann, in den Kreis seiner Forschungen, und sucht selbst das, was über seine Begriffe hinaus liegt, durch die Vermittlung des Glaubens zu seinem inneren Eigenthume zu machen; denn seine glühende Sehnsucht nach Wahrheit überfliegt weit die Gränzen seines Erkenntnißvermögens. Läßt sich nun einerseits das menschliche Bedürfniß einer höhern geistigen Ausbildung nicht widersprechen; ist daher auch die Befriedigung desselben eine nothwendige Bedingung des Glückes der Menschheit im Ganzen, und gab und gibt es andererseits in allen Zeit- und Erdräumen, wie außer Zweifel, viele Anhänger einer gerade entgegengesetzten Meinung, so ist es gewiß eine hoch erfreuliche Erscheinung, in der Geschichte unseres Vaterlandes eine Körperschaft zu finden, welche die Ansicht der Letzteren nie zu der ihrigen gemacht, sondern vielmehr schon vor Jahrhunderten den wichtigsten Einfluß auf die Förderung vaterländischer Kunst und Wissenschaft geäußert hat, ich meine, jene der steiermärkischen Landstände.

Die erste Periode, in welcher die Wirksamkeit der Stände in dieser Beziehung kräftig hervortritt, ist jene der deutschen Kirchenreformation, welche auch in unserm Vaterlande alle Geister in lebhafte Bewegung setzte. Freilich waren es zunächst die streitigen Angelegenheiten der Religion, welche die evangelischen Landstände damals zur Errichtung so vieler Volksschulen, und zur Gründung einer höheren Bildungsanstalt, „der Stiftschule," zu Grätz vermocht haben; allein, abgesehen davon, daß diese Lehranstalten den Geist der Forschung überhaupt anregten, so verbreiteten sie auch mannigfaltige Kenntnisse in einzelnen Fächern der damals im Schwunge begriffenen Wissenschaften.

Das protestantische Stift [1]) war anfangs nur eine kleine Kapelle, welche ein Landstand auf seinem eigenen Grunde an der Stelle des, gegenwärtig Paradeis genannten, Privathauses erbaut hatte, und ging zunächst in den Besitz des Seifried von Eggenberg über. Beiläufig um das Jahr 1540 wurde der Flächenraum um

1) Georg Ernst Waldau's Geschichte der Protestanten rc. Anspach bei B. F. Haueisen 1784. 2. Theil. S. 408.

diese Kapelle von mehreren einzelnen Protestanten und den evangelischen Landständen durch den Zukauf einiger Grundstücke bedeutend erweitert, dann von den Letztern gänzlich übernommen, und im Jahre 1568, während Erzherzog Carl in Spanien abwesend war [1]), auf selbem ein sehr ansehnliches Collegium, das lutherische Stift, in kurzer Zeit erbaut, und mit Predigern und Schullehrern besetzt. Anfangs war diese Lehranstalt nur zum Religions- und Elementar-Unterrichte bestimmt, wie wir aus einer Landtagspredigt des Georg Khuen, eines der ersten Pastoren, welcher schon zwei Jahre vor dem Ausbaue der Stiftschule in Grätz lehrte, ersehen können. Er sagt darin [2]): „Wir haben hier ein Haus Gottes, wo unter der Woche, besonders aber am Sonntage Predigten über das alte und neue Testament gehalten werden. Man hat Früh- und Nachmittags eine kurze verständige Predigt, in welcher man den Zuhörern, und vorzüglich der Jugend den Katechismus und die Hauptstücke des Christenthums vorhält. Da läßt man die Knäblein und Diernlein nach einander beten, und hört, ob sie das Vater unser, den christlichen Glauben, die zehn Gebote, die Worte vom heil. Sacramente der Taufe, vom Schlüsselamte, und von der Einsetzung des hochwürdigen Abendmahles sammt der Auslegung inne haben. Da examinirt man sie, wie sie sich des Abends beim Schlafengehen Gott befehlen, und wie sie ihm für den verliehenen Schutz danken, wenn sie Morgens früh aufstehen. Man frägt, wie sie, wenn sie zu Tische gehen, Gott bitten, und ihm, wenn sie davon wieder aufstehen, Dank sagen. Eben so werden Kinder und Gesinde zum Gehorsam gegen Aeltern und Herren angehalten. Es findet sich auch, daß Kinder von 5, 6 bis 8 Jahren ihren Katechismus wohl auswendig wissen, so daß man auf dem Lande Leute von 20 bis 50 und mehr Jahren haufenweis findet, welche es ihnen nicht nach-

---

1) Jakob Rosolenz, Propst zu Stainz, Gegenbericht auf den falschen Bericht Davidis Rungii von der Verfolgung des Evangelii in Steiermark rc. Grätz. Widmannstätter, 1607. S. 6.

2) Georg Khuen's, einer löblichen Landschaft in Steier Predikanten und Pastoren, christliche und einfältige Erklärung des h. Evangelii rc. Grätz, bei Andreas Frank. 1572. Blatt Nr. 1.

thun können. Besuchet daher fleißig die Kirche, wenn man zur Predigt läutet [1]), und Niemand, der zur öffentlichen Versammlung kommen kann, möge aus Furcht, Fahrlässigkeit und dergleichen ausbleiben." Um nun auch dem auf dem flachen Lande, wie eben erwähnt, sehr vernachlässigten Volksunterrichte empor zu helfen, errichteten die evangelischen Landstände auf fast allen ihren Schlössern, so wie in den meisten volkreichern Städten, Märkten und Dörfern des ganzen Landes protestantische Schulen und Pfarreien [2]), kränkten aber dadurch freilich den katholischen Clerus, welcher auf diese Weise das mit solchen Pfründen verbundene Einkommen und Ansehen verlor. Im Jahre 1573 faßten die Stände den Entschluß, ihre Stiftschule zu einer höheren Bildungsanstalt zu erheben, und hiedurch einem um so dringenderen Bedürfnisse abzuhelfen, als im ganzen Lande noch keine einzige Anstalt dieser Art vorhanden war. Leider fehlte es aber in der Heimat aus eben dieser Ursache auch gänzlich an tüchtigen Männern, welche man als Lehrer und Erzieher der Jugend hätte verwenden können. Der Adel hatte jedoch den Mangel eines regelmäßigen Unterrichtes bisher durch häufige, zu jener Zeit fast Mode gewordene Reisen in fremde Länder zu ersetzen gesucht, und war dadurch oft in die Lage gesetzt worden, ausländische Gelehrte und berühmte Männer kennen und achten zu lernen. Nothgedrungen wendeten sich die Stände daher an solche Ausländer, und so beriefen sie insbesondere den gelehrten Dr. David Chyträus, welcher schon vor einigen Jahren ein schätzbares Werk über die Art und Weise, die Studien gehörig einzurichten, geschrieben hatte [3]), zur mündlichen Berathung und persönlichen Ausführung ihres Vorhabens nach Grätz. Dieser gelehrte Mann hatte [4]) in Tübingen bereits im 15. Lebensjahre die Magisterwürde erlangt, darauf in Wittenberg

1) Gr. Khuen's christl. Erklärung d. Evang. Blatt F. ij.
2) Dr. Alb. v. Muchar's Gründung der Universität zu Grätz. Siehe steierm. Zeitschrift. Neue Folge. 1834. Heft 2. S. 29 — 30.
3) De ratione discendi et ordine studiorum in singulis artibus recte instituendo. David Chytraeus. Vitebergae, anno MDLXIIII.
4) Jöcher's Gelehrten-Lexicon.

Rhetorik und Mathematik gelehrt, war Deutschland, die Schweiz und Italien durchreis't, hatte im Jahre 1551 in Rostock, wo er ebenfalls lehrte, den Doctorgrad der evangelischen Theologie erlangt, und im Jahre 1555 dem Reichstage zu Augsburg, wie auch vielen damals üblichen theologischen Unterredungen in verschiedenen Städten Deutschlands beigewohnt. Nicht nur aus dem bisher Gesagten, sondern auch daraus, daß er, nachdem er Grätz wieder verlassen hatte, an der berühmten Concordienformel mitgearbeitet, die Gesetze der Helmstädt'schen Akademie, nachmals einer der blühendsten Hochschulen Deutschlands, entworfen, und über 30 verschiedene in lateinischer und deutscher Sprache geschriebene Werke herausgegeben hat, geht unzweifelhaft hervor, daß die steiermärkischen Landstände sich zur Gründung ihrer Landesschule an einen tüchtigen, vielerfahrnen und gelehrten Mann gewendet hatten. Chyträus wünschte zwar vor seiner Reise nach Steiermark eine vom Erzherzoge Carl II. ausgestellte Verheißung sicheren Geleites zu erhalten [1]); allein die ständischen Verordneten lehnten dieses sein Ansuchen mit dem Beifügen ab, daß sie schon über zwanzig Jahre, seit Kaiser Ferdinand I., das Recht zur freien Berufung ihrer Diener für Kirche und Schule besäßen, und diesem ihrem Rechte daher leicht Eintrag thun würden, wenn sie nun anfingen, bei Hofe um freies Geleite für dieselben zu bitten. Chyträus erschien somit in Grätz, und ließ sich die Einrichtung der neuen Schule getreulich mit großem Eifer angelegen sein, bei welchem mühevollen Geschäfte ihn der landschaftliche Secretär, Mathias Amman, auf das eifrigste unterstützte [2]). Nachdem nun alle Vorkehrungen getroffen waren, eröffnete Chyträus das neue Gymnasium, wie er die Stiftschule in seinen Schriften nennt, selbst durch eigens hiezu verfaßte, und später in Druck gelegte Reden [3]). Es ist überhaupt nicht zu zweifeln, daß Chyträus in Allem den von ihm gehägten

1) Chytraei Epist. vol. I. S. 818. Waldau's 2. Thl. S. 807.
2) Historia der Augsburg. Confeß. v. Dr. D. Chyträus. Frankfurt am Main. 1578. Siehe die Vorrede.
3) Orationes de introductione Gymnasii recens instaurati Graecii. Angeführt in Jöcher's Gelehrten-Lexicon.

Erwartungen vollkommen entsprochen habe, da die Stände ihm, wie er selbst sagt, so lange er sich in Steiermark aufhielt, „stets freundlichen Willen, so wie viele Wohlthaten erzeigt, und ihn und die Seinigen mildiglich verehrt haben," daher er sich auch bewogen fühlte, nachdem er Steiermark schon wieder verlassen hatte, seine über Aufforderung des oben erwähnten Secretär's Amman verfaßte Geschichte der augsburgischen Confession den steiermärkischen Landständen dankbar zu widmen [1]). Es wurde nun unter der Oberaufsicht eines aus ständischen Mitgliedern bestehenden Inspectorates, und unter der unmittelbaren Leitung eines Ministeriums augsbürgischer Confession an der Stiftschule über die deutsche, lateinische, griechische und hebräische Sprache, über Poesie und Rhetorik, Mathematik, Physik, Philosophie, Theologie und die Rechte gelesen. Die Rectoren, Pro- und Conrectoren, so wie die Professoren und Prediger berief man von den Deutschen Universitäten her [2]). Bei diesen Berufungen gingen die Stände in der Regel vorsichtig zu Werke, indem sie vorerst die Wohlmeinung der Universitätssenate über die Lehrfähigkeit und guten Sitten der zu berufenden Lehrer einholten, dafür aber auch die Gewählten so sehr achteten, und so ansehnlich besoldeten, daß sich, wie aus Allem ersichtlich, sehr gelehrte Professoren und Prediger, darunter viele für ihre Zeit schätzbare Schriftsteller, ja einer der größten Denker jener und aller Zeiten, der große Keppler, willig finden ließen, dem Rufe der steiermärkischen Landstände Folge zu leisten, ungeachtet sie damals in unserem Vaterlande der härtesten Verfolgung bloßgestellt waren.

Um den Geist und die Bedeutenheit dieser Lehranstalt genauer kennen zu lernen, dürfte es dienlich sein, mehrere dieser Männer mit einigen nähern Umständen anzuführen. Außer dem gelehrten Chyträus gehören nämlich noch folgende zu den vorzüglichsten. Magister Georg Khuen [3]), ein Nürnberger, früher Prediger zu Heidelberg,

1) Vorrede zu Chytr. Hist. d. Aug. Conf.

2) Kindermann's Beiträge zur Vaterlandskunde. Grätz 1790, bei And. Leykam. 2. Thl. S. 279.

3) Raupachii Presbyt. pag. 78. zweifache Zugabe zu pag. 45. Will. Suppl. 136.

nahm im Jahre 1564 den Ruf als Oberprediger nach Grätz an, wo er anfangs, bis der von ihm in Antrag gebrachte Erweiterungsbau des Stiftes vollendet war, im Landhause, und zwar zur Winterszeit in der großen Gerichtsstube, im Sommer aber in dem großen Rittersaale lehrte, welch letzterer übrigens auch als Tanz- und Fechtboden benützt wurde [1]). Mit Liebe aufgenommen, stand er als ein beredter und gelehrter Mann von hoher kräftiger Körpergestalt einige Jahre hindurch in großem Ansehen. Er genoß im Landhause eine freie Wohnung, landschaftliche Diener standen ihm zu Gebote, und Landschafts-Trompeter, Heerpauker, Pfändter und dergleichen begleiteten ihn allenthalben als Schutz- und Ehrenwache. Als jedoch Chyträus erschien, um im Auftrage der Stände die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens vorzunehmen, mochte dieß dem ehrgeitzigen Magister Khuen, welcher bisher Alles in Allem gewesen zu sein scheint, sehr nahe gegangen sein. Er vermied daher nicht nur jeden geselligen Umgang mit selbem, sondern äußerte auch über Vieles, besonders über das neu einzuführende Kirchenjudicium seine Unzufriedenheit, legte endlich im Mai 1574 nach einem Streite mit seinem Amtsbruder und Rivalen David Thonner sogar seine Stelle nieder, und begab sich auf die mit seinem Grätzeramte verbundene Pfarre zu Pöls. Er gerieth aber bald darauf seiner Einkünfte wegen mit den Ständen und dem steiermärkischen Hofrathe in einen Zwiespalt, welcher mit seiner Verweisung aus dem Lande endete. Er hatte sich in Steiermark einiges Vermögen gesammelt, verlor es aber wieder bei einer unglücklichen Handelsunternehmung, indem ihm ein mit kriegerischem Rüstzeuge beladenes Schiff auf der Donau zu Grunde ging, was ihn bestimmte, wieder als Prediger nach Linz zu gehen. Von ihm ist ein in sehr gemäßigtem Tone geschriebenes Werk mit mehreren Predigten sammt deutschen und lateinischen Versen vorhanden. David Thonner, früher Katholik, kam im Jahre 1570 von Ulm, wo er Prediger im Münster war, als ein dreißigjähriger Mann nach Grätz. Zwar unansehnlich von

---

1) Rosolenz Gegenbericht. Blatt 123.

Körperbau, doch hell an Verstande und von angenehmem Wesen im Umgange, machte er sich bald sehr beliebt. Er widersetzte sich der Concordienformel, vertheidigte aber den neuen Kalender gegen Dr. Homberger, und stellte durch seinen von einem glücklichen Organe unterstützten kräftigen Vortrag seinen eifersüchtigen Collegen Khuen bald in den Schatten, so, daß letzterer zu seinem nicht geringen Verdruße den größten Theil seiner früheren Zuhörer dem neuen Ankömmlinge zueilen sah. Thonner gab nun, besonders für jene, welche seine Vorträge im Stifte nicht besuchen konnten, über mehrseitige Aufforderung drei Postillen im Druck heraus [1]). Zwei davon widmete er den steierm. Landständen aus Dankbarkeit, „weil sie ihm und den Seinigen so viel Liebes und Gutes erwiesen, und überhaupt keine Kosten gesparrt hatten, um Kirchen und Schulen zu erbauen, und taugliche Leute zu berufen, also daß auch fremde ausländische Leute, die solches mit Augen gesehen, zum höchsten sich verwundert, und Gott gedankt haben." Die dritte Postille weihte er aber der kärntnerischen Landschaft, weil so viele Mitglieder derselben, welche am Grätzer-Hofe in Amt und Würde standen, seinen Reden beigewohnt, und ihm viele Gunst erwiesen haben. In einer dieser Druckschriften brachte er jedoch zwei calvinische Sätze über die Person Christi, und die Vorauserwählung der Menschen vor, welche der Jesuit P. Sigmund Erndörfer widerlegte, und er selbst noch auf dem Todesbette vor den ständischen Verordneten widerrufen mußte. Sein College Dr. Zimmermann entschuldigte ihn aber in seiner Leichenrede, welche auch 1590 bei Hans Schmidt in Grätz aufgelegt wurde [2]). M. Balthasar Fischer [3]), ein geborner Grätzer, wird durch einen Vorfall interessant, welcher die aneifernde Wechselwirkung zwi-

---

1) David Thonner's Postillen 1. über die Sonnt. Epist. Nürnberg 1580 bei Leonh. Heußler. — 2. über die Sonnt. Evang. Lauingen 1582, bei Leonh. Reinmichel, und 3. für Festtage. Frankf. a. M. 1588, bei Feierabendt ꝛc. Siehe die Vorreden.

2) Julius Cäsar Staat- und Kirchengeschichte Steiermarks. Grätz 1788 bei Weigand und Ferstl. Band 7. S. 189 — 191.

3) Rosolenz Gegenbericht. Bl. 130, a; 133, a; 135, b; 135, b.

schen der katholischen und der protestantischen Lehranstalt darthut. Am 8. Mai 1592 kamen nämlich einige Jünglinge der Stiftschule in das Collegium der Gesellschaft Jesu, überreichten dem dortigen Professor der Logik mehrere philosophische Streitsätze, und luden ihn höflichst ein, am folgenden Morgen bei ihrer Disputation zu erscheinen. Der Pater, froh endlich eine Gelegenheit zu finden, mit den protestantischen Professoren einen gelehrten Kampf einzugehen, sagte es ihnen zu, und erschien des andern Tages mit dem Dr. und Professor der Theologie P. Martin Funes im evangelischen Stifte. Er bat sich nun die Erlaubniß aus, mit Beseitigung aller Religionsfragen einen Satz aufstellen zu dürfen. Allein da die Candidaten nicht übereinstimmend antworteten, ging der angeregte Schulstreit bald auf die beiderseitigen Professoren über, doch der Präses schnitt selben mit der Erklärung ab, die Theses seien nur für die Zöglinge, nicht aber für die Doctoren und Professoren aufgestellt worden. Der jesuitische Professor der Logik lud daher die protestantischen Doctoren zu einer Disputation auf der Universität ein. Fischer nahm diese Auf- und Ausforderung sogleich an, und stellte sich am 8. Juni im dortigen Hörsaale zum bestimmten Wettkampfe über theologische Gegenstände ein. Es ist bei dem verschiedenen Standpunkte beider Parteien leicht zu errathen, daß am Ende keine derselben ihre Meinung für besiegt ansah; indessen scheinen die Jesuiten ihrer Sache sehr vertraut zu haben, da Dr. Peter Himenius e. Soc. J. eine Abhandlung hierüber bei Widmannstätter zu Grätz in den Druck gab. Fischer gerieth übrigens auch mit seinem Collegen Dr. Zimmermann, den er des Calvinismus beschuldigte, in einen lebhaften Streit, und wurde darüber von den landständischen Inspectoren zu Recht gewiesen, endlich aber von den höhern Behörden seines überhaupt unruhigen Wesens halber, obwol ein Eingeborner, aus dem Lande verbannt. Joseph Stadius [1]) studierte an der Lövischen Universität Mathematik, und trat dort gleich darauf selbst als Professor auf. In

---

1) Jöcher's Gelehrten-Lexicon.

der Folge wurde er steierm. Landschaftsastronom [1]), schrieb mehrere mathematische Werke, und eine Erklärung des Florus; beschäftigte sich aber nach der Sitte jener Zeit auch viel mit Sterndeuterei. Er hielt sich eine zeitlang in Savoyen auf, wurde dann nach Brügge, und endlich nach Paris gerufen, wo er in großem Ansehen lebte, welchem nur seine astrologischen Prophezeiungen einigen Eintrag thaten. Mento Gogrevius [2]) studierte zu Jena, erhielt dort den Magistergrad, wurde an der Universität zu Rostock seiner Gelehrsamkeit und seines sittlichen Wandels wegen sehr in Ehren gehalten, und zum Lizentiaten der Theologie erhoben. Im Jahre 1574 kam er, wahrscheinlich auf Chyträus Rath, als Prediger nach Grätz. Allein, da ihm die Luft nicht gut that, und er auch wegen seiner schwachen Stimme nicht sehr beliebt war, legte er nach Einem Jahre seinen Dienst wieder nieder. Joannes Rhegius [3]), ein Lizentiat der Theologie aus Danzig, schrieb mehrere Werke über Theologie, Logik, Methaphysik und Physik, war Prediger zu Grätz und Mühlhausen, und zuletzt Rector der Schule an der Marienkirche zu Thorn. Philipp Marbach [4]) studierte zu Straßburg, Basel, Tübingen, Frankfurt und Rostock, wurde anfangs Conrector, dann Rector an der Stiftschule zu Grätz. Im Jahre 1579 berief ihn Ludwig, Pfalzgraf und Curfürst am Rhein, als Professor der Theologie und Inspector der Schule der Weisheit (Collegium sapientiae) nach Heidelberg. Er schrieb neun theologische Werke, und gab eine Sammlung seiner Briefe heraus. Hieronymus Peristerius [5]) wurde 1566 Prediger zu Regensburg; allein wegen flazianischer Grundsätze von dort verwiesen, ging er im Jahre 1576 als Prediger nach Villach, änderte dort seine Ansicht über den Flazianismus, und verließ diese Stadt wieder wegen eines Streites mit dem Flazianer Hauser. Er widerrief dann in Regensburg seine Flazianischen

1) Wartinger's Geschichte v. Steiermark. Grätz bei Ferstl. 1815. Seite 113.
2) Raupach's Presbytorologia Austriaca. S. 48.
3) Jöcher's Gelehrt. Lexic.
4) Kindermann's Beitr. z. Vaterlandskunde. 2. Thl. Und Jöcher's Gelehrt. Lexicon.
5) Raupach's Presbyt. Austr. S. 136 und Kinderm. Beitr. z. V. 2. Thl.

Schriften, und wurde 1580 von dem dortigen Ministerium nachdrücklich durch ein rühmliches Zeugniß als Rector und Professor für die Landschaftsschule in Grätz empfohlen, wo er vom Freiherrn Hans Hoffmann am 4. Februar eingeführt wurde. Er diente bis zum Jahre 1586, wo er das Land räumen mußte. Kaspar Krazer [1]), aus Ulm gebürtig, ein ehemaliger Zögling der Jesuiten in

---

1) Kindermann's Beiträge zur Vaterlandskunde. Grätz 1790, bei And. Leykam. II. Thl. S. 279. Die ganze landständische Verhandlung über Caspar Krazer ist zu merkwürdig, und läßt in alle die Schwierigkeiten, mit welchen die Stände rücksichtlich ihrer Stiftsschule zu kämpfen hatten, einen so tiefen Blick thun, daß es nicht uninteressant sein wird, selbe nach obiger Mittheilung Kindermann's auszugsweise kennen zu lernen. Im Jahre 1579 wurde Philipp Marbachius, landständischer Rector der Stiftschule, durch den Curfürsten und Pfalzgrafen am Rhein nach Heidelberg berufen. Die ständischen Verordneten, welche ihn daher entließen, schrieben nun an die Universität nach Tübingen, und ersuchten die »Ehrwürdigen, Edlen, Hochgelehrten auch Ehrsamen, besonders lieben Herrn und Freunde," sie möchten sich nach einem Ersatzmanne umsehen, der gelehrt, nüchtern und von eingezogenem Wandel sei, gute Exempel vortrage, insbesondere mit Eifer treu und unverdrossen dem Schulwesen beiwohne, seine untergebenen classicos Praeceptores auch publicos lectores mit guter Vernunft zu regieren vermöge; daher diese Person nicht zu jung, sondern eines beruewigten Alters, und nebst andern Qualitäten der Sprachen wohlkündig sein müsse. Die Universität schlug darauf Caspar Krazer, einen ehemaligen Jesuiten aus Wien, welcher 33 Jahre alt, sehr gelehrt, in seinen besten Thun, auch in philosophia, artibus, linguis, patribus und scolasticis trefflich wohl versiret war, zum Rector für die »Landesschule" in Grätz vor, und erklärte, da er überhaupt große Kunst und Geschicklichkeit besitze, und ein gewaltiger Disputator sei, so würde die Universität nicht viel Bedenkens haben, ihn, sofern er berufen würde, zum Doctor zu machen. Da jedoch diese Antwort lange ausblieb, und indessen schon andere Individuen aufgefunden wurden, so wählte der Landtag im Jahre 1580 den Hieronymus Peristerius zum Rector, den Caspar Krazer aber zum Prorector, und den Magister Christoph Stammler zum Kirchendiener. Sofort wurde Krazer berufen, der Universität Tübingen aber »ein freundlich Dankbrieff" votirt. Die Achtung, welche die Stände schon damals für die Wissenschaften und wissenschaftliche Männer hägten, geht schon aus dem Style in der Vocation des Krazer, und insbesondere aus der Anrede: »Ehrwürdiger und wohlgelehrter lieber Freund" nicht undeutlich hervor. Dem Berufenen wurde übrigens darin zur Pflicht gemacht, mit dem Rector die Aufsicht über die Professoren und Schüler zu pflegen, und täglich zwei Vorlesungen, über welche man sich mündlich vergleichen würde, zu geben. Dafür wurde ihm erinnert, er solle des nöthigen Unterhaltes und der Besoldung wegen kein Bedenken haben, da ihm selbe zu billigem Genügen, so wie bisher allen andern ohne Schwierigkeit gereicht, und er überhaupt in der Landschaft Schutz werde genommen werden, er möge daher nur, natürlich auf Kosten der Landschaft,

Wien, trat in Tübingen zur augsburgischen Confession über, und zeichnete sich in der Philosophie, den schönen Wissenschaften, den Sprachen und in der Kenntniß der Kirchenväter besonders aus, daher er auch von den Ständen im Jahre 1580 als Prorector an die Landesschule nach Grätz berufen, aber von den Jesuiten bald wieder verdrängt wurde. Jeremias Homberger [1]), welcher früher Rector zu Frankfurt am Main und zu Lauingen war, schrieb sich einer löblichen Landschaft provisionirter Theologus, war in vielen Sprachen, vorzüglich aber in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache bewandert. Er wurde daher im Jahre 1581 nach Laibach gesendet, um dort die vom Georg Dalmatius verfaßte windische Uebersetzung der heil. Schrift, wozu die Stände 1000 Silbergulden beigetragen hatten, zu durchsehen [2]). Er brachte es auch durch seine kräftige Einwirkung dahin, daß die Kärntner die Concordienformel annahmen, eiferte aber andererseits gegen die Einführung des neuen Kalenders. Im Jahre 1589 mußte er nach viel

---

seine Hieherreise beschleunigen. Indessen verlautete, Krazer würde, als ein in Wien entsprungener und meineidiger Jesuit, sobald er das Land beträte, gefänglich eingezogen werden; die Stände schickten daher ihren Secretär Hirsch ab, um den Ankommenden auf der Reise zu warnen. Er traf Krazer sammt seiner Familie in Neustadt, und brachte ihn auf Befehl der Stände nach Weiher unter die Obhut des Landstandes Wilhelm v. Rattmannstorff. Allein der eifrige Schulmann wollte sich durch keine Bedenklichkeit aufhalten lassen, schrieb an die Verordneten, daß er bei den Jesuiten noch keine Profeß abgelegt hätte, sondern nur ein scolasticus approbans und Diaconus gewesen wäre, und trat bald darauf seinen Dienst in der Stiftschule an. Leider ließ er sich aber gegen die Verabredung auch in der Kirche vernehmen, worüber die Jesuiten höchst aufgebracht wurden, und den Erzherzog Carl II. zu dem Befehle antrieben, daß Krazer unbedingt abgeschafft werde. Die Stände ließen daher ihren Clienten bis zum Austrage der Sache wieder in einen sichern und gefreiten Ort zu Herrn Seifried v. Eggenberg bringen, und machten an den Erzherzog wiederholte, jedoch, vorzüglich wegen Krazer's ungestümen Betragens, fruchtlose Vorstellungen, welche mit einem männlichen Freimuthe die aufrichtigste und innigste Anhänglichkeit an den geliebten Landesfürsten auf eine so rührende Weise verbinden, daß jeder Leser dieser Verhandlungen mit hoher Achtung für diese treuherzigen, wahrhaft deutschen Männer erfüllt werden muß.

1) Jöcher's Gelehrt. Lexic. und Kindermann's Beiträge zur Vaterlandskunde 1. Band. S. 32 ꝛc.

2) Julius Cäsar's Staat- und Kirchengeschichte. Band 7. S. 210.

erduldetem und durch seinen ungemessenen Feuereifer zum Theil selbst verschuldetem Ungemach Steiermark verlassen, kehrte zwar, nachdem er in Regensburg zurückgezogen gelebt hatte, wieder zurück, wurde aber dann mit Gewalt fortgeschafft, und starb zu Regensburg 1593. Von ihm sind mehrere Werke vorhanden. D. Adam Venediger [1]), geboren zu Grätz im Jahre 1585, studierte zu Straßburg und Tübingen, und wurde Lizentiat der Rechte. Er litt bis in sein 20. Jahr an einer schweren Zunge; als er aber bei einer feierlichen Gelegenheit vor einer ansehnlichen Versammlung eine begeisterte Rede hielt, wurde er plötzlich von diesem Uebel befreit. Er wollte durchaus nicht ein Lutheraner, sondern ein Christ genannt werden, und begleitete im Jahre 1594 mit einigen Landständen die Würde eines Inspectors der Stiftschule [2]). In der Folge ging er als Advocat nach Linz. Von ihm sind mehrere religiös-moralische Schriften vorhanden. Johann Keppler [3]), am 27. December 1571 im würtembergischen Dorfe Magstatt als ein schwächliches Siebenmonatkind geboren, zeigte sich in seinem Knabenalter für die landwirthschaftlichen Geschäfte, zu welchen er anfangs verwendet wurde, zu kraftlos und untüchtig, dafür machte sich die Schärfe und Lebhaftigkeit seines Geistes bald um so bemerkbarer. Er wurde daher der Theologie gewidmet, und durfte selbe in den Klosterschulen Hirsau und Maulbrom und im theologischen Stifte zu Tübingen auf öffentliche Kosten studieren. Allein, da Keppler kein unbedingter Anhänger seiner als gelehrte Theologen berühmten Professoren war, so erhielt er am Ende kein anderes Zeugniß, als, er habe sich durch rednerisches Talent ausgezeichnet, und wurde untauglich erachtet, Mitarbeiter an der würtembergischen Kirche zu sein. Um diese Zeit (1593) war die Stelle eines Professors der Mathematik und Moral an der Stiftschule zu Grätz erledigt. Man wendete sich an die Universität Tübingen, und diese überließ den steierm. Ständen

---

1) Jöcher's Gelehrt. Lexicon.

2) Rosolenz Bl. 139. b.

3) Johann Keppler's Leben und Wirken. Vom Freih. v. Breitschwert. Stuttgart. Bei Löflund. 1831. S. 12 — 52.

ihren kaum 22jährigen Zögling Keppler, welcher aber, da er sich wol auf Philosophie aber nicht auf Mathematik besonders verlegt hatte, nur unter der ausdrücklichen Verwahrung nach Grätz ging, daß er seinem Rechte auf eine andere, ihm glänzender dünkende Laufbahne als Theolog nicht entsage. Keppler's erstes Amtsgeschäft in Grätz war die Verfertigung des steierm. Kalenders für das Jahr 1594 nach der neuen Gregorianischen Zeitrechnung, er sah sich aber — wie er selbst bedauert — von Amts wegen genöthigt, nach der allgemeinen Sitte auch astrologische Vorausverkündigungen über den Einfluß der Gestirne auf Witterung und Menschen beizufügen. Inzwischen setzte eben das Eintreffen zweier in diesem Kalender prophezeiten Ereignisse, nämlich das der Bauernaufstände in Oesterreich, und eines außerordentlich strengen Winters den jungen Verfasser desselben in großes Ansehen. Neben seinen Amtsgeschäften als öffentlicher Lehrer war Keppler bemüht, die von allen Seiten angegriffene kopernikanische Weltanschauung, nach welcher die Sonne im Mittelpunkte unserer Planetenwelt steht, mit Beweisen zu unterstützen. Er ging mit dem Gedanken um, die kopernikanisch-pythagoräische Sphäre als Ebenbild der Welt in der Gestalt eines Kredenzbechers vorstellen zu lassen, und seinem Landesfürsten Friedrich Herzog von Würtemberg zu widmen. Diese Darstellungsweise schien ihm aber bald selbst des Gegenstandes unwürdig, er schlug daher ein Uhrwerk vor, das er in Grätz unter seiner Leitung machen lassen wollte. Allein die um diese Zeit in Steiermark ausgebrochene Verfolgung der Protestanten vertrieb die geschicktesten Arbeiter aus dem Lande, und Keppler konnte daher nur eine Zeichnung nach Stuttgart schicken, wo jedoch die Ausführung mißlang. Er ließ nun seine Zeichnung in Kupfer stechen, und eignete sie seinem Landesherrn zu, welcher ihm dafür einen vergoldeten Becher aus Silber nach Grätz schickte. Im Jahre 1596 ließ Keppler eine Schrift über seine Entdeckung des Geheimnisses des Weltbaues in Tübingen erscheinen. Obgleich er aber darin bewiesen zu haben glaubte, die damals bekannte Zahl der Planeten sei eine nothwendige, so war er doch später der erste, welcher ahnte, daß sich in dem großen Raume zwischen Jupiter und Mars noch

andere Planeten befinden dürften. Er pflegte zu sagen, es begleite ihn ein Genius, der ihm die Wahrheiten von ferne zulisple. Tycho Brahe bewunderte ihn, Galiläi blieb die ganze Zeit seines Lebens mit ihm in gelehrter Verbindung. Gelegenheitlich lieferte er eine vollständige Vergleichung der alten römischen Zeitrechnung mit der Julianischen, machte die damals noch neue Beobachtung über die Abweichung der Magnetnadel, und legte das Ergebniß dieser Forschungen im Jahre 1600 in einer Druckschrift de Magnete nieder. Seine Schrift: „Bericht, daß Christus fünf Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren ist, wurde für absurd und der Kirche gefährlich erklärt. Im Jahre 1597 heirathete Keppler Barbara Müller von Mühleck [1]) aus einer sehr begüterten Ritterfamilie Steiermarks, und hoffte nun unabhängig seinen Studien leben zu können. Allein am 28. September desselben Jahres erhielt Keppler, wie alle übrigen evangelischen Lehrer, den fürstlichen Befehl, die Stadt Grätz zu verlassen. Die Stände vermochten den großen Mann nicht zu schützen, aber sie riethen ihm, mit seinen übrigen Collegen an die ungarische oder kroatische Gränze zu gehen. Da Ferdinand II. und die Jesuiten aber an seinen astronomischen Erfindungen Geschmack fanden, so wurde ihm nach Verlauf eines Monats zurück zu kehren befohlen, und ein fürstlicher Schutzbrief, welcher ihn von der Generalausschaffung ausnahm, unter der Bedingung eines bescheidenen Betragens zugestellt. Er arbeitete nun emsig fort, übergab den Jesuiten an der Universität einen Aufsatz über die im Jahre 1600 zu erwartende Sonnenfinsterniß mit der Bitte, ihm in seinem Bestreben nach zuverläßlichen astronomischen Erfahrungen beizustehen. Er untersuchte nun die Natur des Lichtes und den Sinn des Sehens. Er war der erste, welcher den Sonnenstrahl in seine sieben Farben zerlegte, im Auge den Bau der Netzhaut und der Krystall-Linse erforschte, und diese Beobachtungen und die daraus zu ziehenden fruchtbaren Folgerungen im Jahre 1604 öffentlich bekannt machte.

---

1) Ein Gut, 1 3/4 Stunde südlich von Grätz, welches jetzt mit der Herrschaft Liebenau vereinigt ist. C. Schmutz histor. topogr. Lexicon von Steiermark. Grätz, bei Andr. Kienreich. 1822.

Keppler, bildete die Dioptrik zur Wissenschaft aus, erfand das Telescop mit 2 konvexen Gläsern, und machte seine Ideen hierüber im Jahre 1611 kund. Auch schrieb er noch in Steiermark sein Werk: De causis obliquitatis in Zodiaco und die Weisheit des Schöpfers in Erschaffung der Welt. Endlich verfaßte er auch aus der Fülle seines schönen durch erhabene Studien geläuterten Gemüthes eine Trostschrift für seine verfolgten Glaubensgenossen, und setzte sie bei denselben in der Stadt in Umlauf, wofür ihm diese auf das gerührteste dankten, wie namentlich ein noch vorfindiger Brief des der Freundschaft dieses großen Mannes gewürdigten, an Kopf und Herz gebildeten Secretärs der Stände, Zehendmaier, darthut [1]). Als die Jesuiten aus diesem Rundschreiben und mehreren anderweitigen Aeußerungen Keppler's entnahmen, daß er, im evangelischen Glauben geboren und erzogen, durchaus nicht gesonnen sei, wie sie wahrscheinlich gehofft hatten, dem Glauben seiner Väter öffentlich oder auch nur heimlich abtrünnig zu werden, so zogen sie nicht nur ihre schützende Hand von ihm zurück, sondern veranlaßten auch, daß ihm befohlen wurde, die Güter seiner Gattin innerhalb 45 Tagen zu verpachten oder zu verkaufen, und das Land zu verlassen. Er wählte die Verpachtung, erhielt aber nur einen geringen Pachtschilling, dessen Zehnttheil er noch dem Fiscus abtreten mußte, und wanderte, von den Ständen noch reichlich beschenkt, aus dem Lande.

Es ist nun leicht begreiflich, daß eine Reihe so gelehrter, durch Studien und Reisen mit der Schule und der Welt vertrauter, durch Schrift und Wort ausgezeichneter Männer einen bedeutenden Einfluß auf die Hauptstadt und auf das ganze Land gewinnen mußte. Als daher Carl II. mit Hülfe der herbeigerufenen Jesuiten eine eigene, mit vielen Vorzügen ausgestattete katholische Universität gründete [2]), geschah dies vorzüglich in der Absicht, um der geistigen Thätigkeit der Protestanten ein angemessenes Gegengewicht zu geben, und so wurde auch die neue Hochschule mittelbar durch die landständische Lehranstalt am Stifte in das Leben gerufen.

---

1) Breitschwert's Leben Kepplers S. 50.
2) Muchar's Gründung der Univers. Grätz. Steierm. Zeitschrift 1834. Heft 2.

Da die protestantischen Prediger und Professoren nicht nur im Lande selbst häufig schrieben, und bei Andreas Frank, Schmidt und Widmannstätter wohleingerichtete Buchdruckereien vorfanden [1]), sondern auch mit ihren ausländischen Collegen in stäter Verbindung blieben; so ist es wol erklärlich, daß bereits nach wenigen Jahren über Stadt und Land eine große Menge protestantischer Bücher verbreitet war. Schon im Jahre 1551 erließ Ferdinand I. an den evangelischen Landeshauptmann, Hans Freiherr v. Ungnad zu Sonneck, ein Mandat [2]), in welchem er sein Mißfallen darüber ausdrückte, daß in mehreren Städten und Flecken lutherische Bücher heimlich und öffentlich feil gehabt, gekauft und verkauft, und in den Häusern der Unterthanen ohne Scheu gelesen werden, und den gemessenen Befehl beifügte, diesen Bücherhandel mit aller Strenge und nöthigen Falls mit Anwendung von Leibesstrafen zu unterdrücken. Ungnad, welcher einerseits die Ausführung dieses Gebotes nicht mit seinem Gewissen vereinbarlich fand, und andererseits bei Lässigkeit in dieser Sache selbst mit ernstlichen Strafen bedroht war, legte, ungeachtet ihn Ferdinand als einen um das Erzhaus Oesterreich höchst verdienten Mann äußerst ungern entließ, die Landeshauptmannschaft nieder, und wanderte nach Urach in Würtemberg aus. Dort errichtete er mit Aufopferung eines großen Theiles seines Vermögens eine Druckerei, und legte in selber, unterstützt von mehreren deutschen Fürsten, ja selbst dem damaligen König und nachmaligen Kaiser Maximilian II., für seine entfernten Glaubensgenossen viele windische Bücher, vorzüglich Bibeln, auf. Diese versendete er meistens unentgeldlich mit großer Gefahr und bedeutenden Kosten an die slavischen Einwohner Innerösterreichs. Aber viele solche Sendungen wurden, ehe sie ihren Bestimmungsort erreicht hatten, aufgefangen, und zu Wienerneustadt in Fässer eingeschlagen. Noch auffallender erhellet die große Masse der damals unter dem Volke vorhandenen evangelischen Bücher, und mithin auch die große Verbreitung der

---

1) Wartinger's Geschichte von Steiermark.

2) Waldau's Gesch. der Protest. Band 2. S. 390 — 392, und 421 — 428.

Kunde und Lust zu lesen, wenn man erwägt, daß die katholische Gegenreformationscommission, bestehend aus Martin, Bischof zu Seggau, Georg Stobäus, Bischof von Lavant, Jacob Rosolenz, Propst zu Stainz, Lorenz Sonabender, Stadtpfarrer zu Grätz, und den beiden Jesuiter-Rectoren Hanauer und Neukirch, so viele damals noch sehr kostbare Bücher antraf, daß sie fast in jeder der bedeutenderen Ortschaften ein Bücher-Auto-da-Fe zu feiern, Gelegenheit fand, und am Ende die Genugthuung hatte, nicht weniger als 40,000 Bände, eine ansehnliche Bibliothek! in Asche verwandelt zu haben. Aus den wenigen dem Feuertode entgangenen Resten solcher Bücher, deren Verschweigung bei 50 Dukaten Strafe verboten war, ersieht man mit Erstaunen, welche Ungebundenheit in Lehre und Schrift ein volles Jahrhundert lang in unserem Vaterlande geherrscht habe, und dies ungeachtet der unablässigen Unterdrückungsversuche der Jesuiten und sogar im eigenen Hoflager streng katholischer Landesfürsten, eine Erscheinung, welche das feste Vertrauen der letztern auf ihr in Glaubenssachen zwar anders denkendes, aber hinsichtlich seiner Treue in so vielen blutigen Schlachten gegen die Osmannen in Noth und Tod erprobtes Volk in das glänzendste Licht stellt.

Unläugbar ist es andererseits, daß die evangelischen Prediger am Stifte, freilich auch gereitzt durch die unausgesetzten scharfen Controversen ihrer Gegner, in einen Ton der Schmähung ausarteten [1]), welcher nicht nur in den damaligen Verhältnissen, und ihren mächtigen Feinden, den Jesuiten, gegenüber höchst unklug, sondern auch ungebührlich war, da jede ihrer Stachelreden gegen das katholische Wesen überhaupt auch ihren Landesfürsten sammt seinem ganzen Hofe auf das empfindlichste mitverletzen mußte. Diese gegenseitige Erbitterung konnte nur zum Schlimmsten führen. Ferdinand II. war mit einem geringen Geleite nach Italien, und zwar, wie es hieß, zum Fürsten von Ferrara gereis't. Bald erfuhr man aber in Grätz, er habe auch eine Wallfahrt nach Loretto unternommen; dort die volle Wiederherstellung der katholischen Reli-

1) Kindermann's Beiträge. Band 1. S. 32 ꝛc.

gion in seinen Erbstaaten gelobt, und sei hierauf nach Rom gereiset, um sich dazu den Segen Clemens VIII. zu erbitten [1]). Beide Parteien, durch diese vielleicht auch übertriebenen Nachrichten in Aufregung gebracht, rückten nun, während der Abwesenheit des Landesherrn, schroffer gegen einander. Die eine, durch das nahe Gelingen ihrer Bestrebungen ermuthigt, verdoppelte ihre Angriffe von Tag zu Tag, und die andere, durch das drohende Unglück der Verweisung zur höchsten Erbitterung gebracht, suchte jene noch zu überbieten, und vergaß sich sogar soweit, sarcastische Flugschriften, ja selbst Kupferstiche zur Verspottung des Papstes zu verbreiten [2]). Nun kam Ferdinand aus Italien zurück. Bald nach ihm trafen unvermuthet auch spanische, römische und andere italienische Gesandte, welche, wie es hieß, die Schwester des Erzherzogs nach Spanien begleiten sollten, mit einer nicht geringen Zahl Kriegsknechte ein. Christoph Paradeiser [3]) wurde zum Stadthauptmann ernannt, und zur Anwerbung eines Fähnleins von Knechten und Schützen nach Oesterreich abgesendet. Als er mit diesen zurück gekommen, und auch die Besatzung der die Stadt beherrschenden Festung verstärkt worden war, verbreitete sich eine allgemeine Furcht. Jetzt ließ Ferdinand den Ständen bedeuten, die Protestanten hätten durch die Vorgänge während seiner Abwesenheit den Frieden selbst gebrochen, er erkläre daher den Freiheitsbrief seines Vaters Carl II. für aufgehoben, und befehle ihnen hiemit, ihre Diener an den evangelischen Kirchen und Schulen in Grätz, Judenburg und allen landesfürstlichen Städten und Märkten binnen 14 Tagen zu entlassen. Die Stände machten gegen diesen Befehl zwar ihrerseits lebhafte Vorstellungen; allein die Erledigung derselben wurde von der feindlichen Partei bei Hofe bis fast zum Ablaufe der bestimmten Frist verzögert. Am 28. September (1598) erging endlich und zwar unmittelbar an die Vorsteher der Professoren und Prediger augsburgischer Confession der

1) Amandi Hanauori Relatio Historiae tristissimae persecutionis. Anno M. D. C. I. b. 2.

2) Brettschwert's Keppler S. 48.

3) Rosolens Gegenbericht. Blatt 25. a. b.

gemessene Befehl, noch an demselben Tage bei scheinender Sonne die landesfürstliche Residenz Grätz, binnen 8 Tagen aber die sämmtlichen Erblande bei Verlust des Leibes und Lebens zu räumen, und sich nicht fürder darin betreten zu lassen, damit man nicht in den Fall komme, die angedrohte Strafe in Vollzug setzen zu müssen. Die protestantischen Prediger und Professoren wie ihre Vorsteher sahen nun ein, daß ein längeres Widerstreben nicht nur höchst gefährlich, sondern geradezu fruchtlos und wahnsinnig sein würde, und so wanderten sie, sammt ihren Angehörigen neunzig Personen an der Zahl, beim Einbruch der Dämmerung unter den Thränen und Weheklagen ihrer eingebürgerten Religionsgenossen über die Schwelle ihres Schulgebäudes, und aus den Thoren der Stadt.

Die landständische Stiftschule wurde nun, nachdem sie vor fast sechzig Jahren eröffnet worden war, wieder und auf immer geschlossen, das Gebäude derselben aber, nachdem es von einer landesfürstlichen Commission in Beschlag genommen worden war, vier Jahre darauf (1603) von der Erzherzogin Witwe, Maria von Baiern, in ein von ihr reichlich dotirtes Kloster der Clarisserinen verwandelt [1]).

Diese Umkehr der Dinge hatte auch die Auswanderung sehr vieler Zweige landständischer Geschlechter, wie der Stubenberge, Windischgrätz, Teuffenbach, Stubenvoll, Trautmannsdorf, Finkenstein, Hoffmann, Herzberg, Egk, Elsenheimer, Gabelkhofen, Thurn, Gera, Herberstein, Heydenreich, Dietrichstein, Khevenhüller, Moskon, Ferber, Polhaim, Praunfalk, Schärfenberg, Jöstelsberg und so vieler Anderer sammt ihrem manchmal nicht unbeträchtlichen Vermögen [2])

---

1) Winkler's chronol. Geschichte von Steiermark, und Rosolenz.

2) Waldau's Geschichte der Protestanten. Band 1. S. 471 — 488. So z. B. kaufte sich Wolfgang Ferd. Freiherr v. Jöstelsberg auf Lind rc., welcher mit seinen Aeltern 1629 aus Obersteiermark nach Nürnberg kam, in Röthenbach und Erlenstegen mehrere Güter an; — Tobias Elsenheimer von Elsenheim verordnete 1640 zu Nürnberg, wo er starb, daß jährlich an seinem Namenstage 100 hausarme Männer jener Stadt ein Almosen von 3 Gulden erhalten sollen, was auch bis zum Jahr 1724 wirklich geschah, und vielleicht noch geschieht. Ebenso hinterlegte Franz Balth. Heydenreich, welcher 1670 auch zu Nürnberg starb, bei dem dortigen Stadtrathe 1250 Gulden, um deren Zinsen jährlich am Epiph. Fest unter 100 hausarme Männer zu vertheilen.

zur unmittelbaren Folge. Hiedurch war die Hauptkraft der Stände gebrochen, und insbesondere ihr Einfluß auf das Unterrichtswesen auf einen langen Zeitraum hinaus gänzlich gelähmt; denn die streng-katholischen Lehrer der neuen Universität, welche zugleich die Diener und Günstlinge des Hofes waren, mußten mit natürlichem Mißtrauen auf eine politische Körperschaft hinblicken, welche so lange die mächtige Aegide ihrer Widersacher war.

So verfloß das 17. Jahrhundert, ohne daß die Stände in der Lage gewesen wären, für die Wissenschaften etwas Erkleckliches zu thun. Nur daß sie durch G. M. Vischer in dem Zeitraume von 1673 — 1678 die erste Landkarte Steiermarks, und in den Jahren 1676 — 1700 dessen erste Topographie, welche unter dem Namen „Schlösserbuch" bekannt, und zum Theile vom Kupferstecher Trost gestochen ist, auf ihre Kosten anfertigen ließen [1]).

Erst gegen das Ende des 18. Jahrhundertes, nachdem die Erinnerungen an die Vergangenheit mehr in den Hintergrund getreten, und die alten Religionszwiste von beiden Seiten vergessen waren, fanden die Stände wieder Gelegenheit, an der Sorge für die Verbreitung von Humanität und Geistesbildung im Vaterlande allmälig Theil zu nehmen, bis es ihnen endlich in der neuesten Zeit gelang, sich in dieser Hinsicht den schönen und weit ausgebreiteten Wirkungskreis zu eröffnen, der dem Vaterlande auch noch in der Zukunft die reichlichsten Früchte bringen wird.

Schon in früherer Zeit hatten die Stände auf den Gesundheitszustand des Landes, welcher andererseits noch gar nicht in Schutz genommen war, ihre besondere Aufmerksamkeit gewendet. Bereits im Jahre 1580 besoldeten sie einen Magister sanitatis in der Hauptstadt, welcher durch kunstverständige Beschauung der Leichen, und durch stäte Aufsicht über die Reinhaltung der Straßen und Wohnhäuser Leben und Gesundheit der Bürger zu bewahren hatte. Allmälig ging aus dieser ersten Anstalt eine systematisch eingerichtete, und

---

[1]) Wartinger's Beitrag zu Vischer's Biographie. Siehe steiermärkische Zeitschrift 1838. Heft II. S. 76.

über das ganze Land verbreitete Sanitätsaufsicht mit Kreis- und Districts-Physikern und Aerzten hervor, welche alle sammt dem an ihrer Spitze stehenden Protomedicus bis zum Jahre 1830 von den Ständen für diese Stellen vergeschlagen und besoldet wurden. Sie trugen auch zur Erweiterung des medicinischen Studiums an der Universität bei, indem sie im Jahre 1771 die Gehalte der neu errichteten Professuren der Chirurgie, der Thierarzneikunde, und im Jahre 1801 jene der Thieroperationen auf ihre Casse übernahmen; sie stellten ferner zu Gunsten der Armen im Jahre 1781 einen ständischen Augenarzt, und im Jahre 1793 einen ständischen Geburtshelfer für immer an, und bestimmten, um alle Theile des Landes mit wohlunterrichteten Hebammen zu versehen, eine beträchtliche jährliche Summe zur Unterstützung dürftiger Schülerinnen der Geburtshülfe. Endlich gründeten sie im J. 1813 ein Stipendium für Einen steierm. Zögling in dem berühmten k. k. Operateur-Institute, und im J. 1825 zwei Stipendien für aus Steiermark gebürtige Hörer der Medicin an der k. k. Hochschule zu Wien, deren Beträge vollkommen hinreichen, den wißbegierigen Jüngling über alle Nahrungssorgen zu erheben, und dadurch in den Stand zu setzen, sich ausschließend nur dem Studium seiner Wissenschaft zu weihen. Hat er die Schulcurse vollendet, so werden ihm auch die Taxen für die strengen Prüfungen bezahlt. Dafür hat er aber zu Folge des Reverses, den er bei dem Antritte des Stipendiums eigenhändig ausstellen muß, die Verpflichtung auf sich, in sein Vaterland zurück zu kehren, und ihm seine Dienste anzubieten. Indessen wird in einzelnen besondern Fällen die Erfüllung dieser Obliegenheit auch nachgesehen, und einem geschickten jungen Manne, welchem anderwärts ein besseres Glück winkt, diesem zu folgen nicht engherzig gewehrt.

Aber auch mehrere Jünglinge, welche sich andern Zweigen des menschlichen Wissens zuwenden, genießen die Unterstützung der Stände. Als Kaiser Joseph II., glorreichen Andenkens, im Jahre 1786 die k. k. Wiener-Neustädter-Militär-Akademie, welche bereits im Jahre 1769 aus der Vereinigung der Wiener- und der ältern Wiener-Neustädter-Kadetenschule entstanden war, durch einen

höchsteigenhändig gefertigten Stiftbrief bestätigte, ertheilte er den Landständen aller Provinzen die Erlaubniß, eine gewisse Anzahl von Stiftungsplätzen „für Kinder vom Adel, deren Aeltern zur eigenen Erziehung die Mittel nicht besitzen, oder in Civil- und Cameralstellen durch zwanzigjährige Treue und gute Dienstleistung sich besondere Verdienste gesammelt haben, aus dem ständischen Fonde zu gründen, für welche ihnen auch das Recht des Vorschlages zukommen soll." Auch die Stände Steiermarks gründeten auf diese Weise zwölf solcher Stiftungsplätze. Jeder Zögling der Anstalt tritt den Statuten gemäß zwischen dem 10. und 12. Lebensjahre ein, und wird, nachdem er durch acht Jahre Gelegenheit gehabt hat, sich nach allen Richtungen hin zu einem tüchtigen Officier auszubilden, in der Regel als k. k. Fähnrich, wenn er aber unter die vier ersten seiner Classe gehört hat, als k. k. Unterlieutenant ausgemustert, und so ist in dem langen Zeitraume eines halben Jahrhundertes eine beträchtliche Reihe von Steiermärkern für den höheren Waffendienst ausgebildet worden. In einer ähnlichen Angelegenheit eröffnete im Jahre 1803 die k. k. in Convictsachen aufgestellte Hofcommission den steierm. Ständen, Se. Majestät hätten zu befehlen geruht, daß, um die studierende Jugend von den Gefahren der Sittenlosigkeit nach Kräften zu entfernen, und aus selber wohlerzogene und glückliche Bürger des Staates zu bilden, auch in Grätz wieder ein Erziehungshaus nach der Art der vormals bestandenen Anstalten hergestellt werden soll; die Stände wurden daher zur Erklärung aufgefordert, welche Beiträge sie für jetzt zur ersten Einrichtung dieses Institutes, und welche sie für beständig zum Unterhalte einiger und wie vieler Zöglinge, für welche ihnen das Präsentationsrecht vorbehalten bleiben würde, jährlich bestimmen wollten. Die Stände erfolgten über diese Aufforderung zur ersten Einrichtung des neuen k. k. Convictes in Grätz die namhafte Summe von 20,000 fl., und gründeten überdies, jedoch in der Voraussetzung, daß ihre Stiftlinge nicht gehalten seien sollen, in den geistlichen Stand zu treten, und unter dem Vorbehalte des Präsentationsrechtes derselben, sechs Stipendien für Söhne dürftiger Landstände oder solcher Männer, welche sich um die Stände

oder den Staat verdient gemacht haben. Die Zöglinge, welche schon bei dem Eintritte in die Grammatikalklassen in die Anstalt aufgenommen werden können, beendigen darin gewöhnlich die juridischen Studien; doch genießen jene, welche sich dem Studium der Medicin widmen wollen, und daher eine andere Universität beziehen müssen, auch außer der Erziehungsanstalt alle jene Vortheile, welche ihnen in derselben zugekommen wären. Auch dieses Institut, welches bis auf die neueste Zeit unter der Leitung von Mitgliedern des durch sein wissenschaftliches Streben rühmlich bekannten Stiftes Admont stand, zählt bereits viele um Staat oder Kirche verdiente, in Wissenschaft oder Kunst ausgezeichnete Männer unter ihre ehemaligen Zöglinge.

Eine andere schöne Anstalt zu gründen, blieb der jüngsten Zeit übrig, eine Lehranstalt für Taubstumme. Auch unser Vaterland zählte viele solcher Unglücklichen, welche beraubt der Mittel, sich mit den Mitlebenden in geistigen Verkehr zu setzen, bisher verurtheilt waren, das Leben als ein buntes unverstandenes Schauspiel müßig und gedankenlos anzustarren. Wie oft mochte in dem öden, todtstillen Haupte eines dieser armen Sprach- und Gehörlosen ein heller Geist im Raupenschlafe gelegen, und nur des freundlichen Weckers — aber leider umsonst! geharret haben, um die dumpfe Hülle zu durchbrechen, und mit gelöstem Psycheflügel das weite Reich der Ideen frei zu durchfliegen. Es gibt allerdings Leute, welche meinen, der Aufwand, welchen der Unterricht einer geringen Anzahl solcher Unglücklichen erfordert, könne weit zweckmäßiger auf die Unterstützung vollsinniger aber dürftiger Knaben von Talent verwendet werden. Allein, abgesehen von den vielen bereits wirklich vorhandenen Hülfeleistungen für letztere, und der stäten Klage über den Ueberfluß an Zöglingen der gelehrten Schulen, so ist es ohne Zweifel wol die erste Pflicht der Humanität, vor Allem dafür zu sorgen, daß jeder, der ein menschliches Antlitz trägt, doch zum mindesten auch ein Mensch werde. Aehnliche Betrachtungen mochten jenen hochherzigen Unbekannten, welcher sich durch den angenommenen Namen Franz Holdheim nur den Aeußerungen des innigsten Dankes, nicht aber diesem selbst entziehen kann, zu dem

edelmüthigen Entschlusse bewogen haben, acht Bankactien für die Bildung taubstummer Kinder in einer etwa künftig entstehenden derartigen Anstalt in Steiermark zu widmen. Nach dem Wunsche des Stifters wurde der ausgestellte Willbrief auch von den Ständen unterfertiget, und wenn jenen bei dieser Anordnung die Hoffnung leitete, die Stände würden die von ihm angeregte schöne Idee kräftig in das Werk setzen helfen, so hat er sich, wie der Erfolg zeigt, nicht getäuscht. Kaum hatte nemlich das k. k. Landesgubernium an selbe ein Ansinnen in dieser Sache gestellt, so zeigten sie auch den schönen Eifer, selbe möglichst zu fördern, sogleich werkthätig, indem sie zu den aus der Holdheim'schen Stiftung entstandenen sechs Handstipendien ihrerseits noch fünf hinzufügten, sowol die Auslagen der ersten Einrichtung der neuen Anstalt, als auch jene der theoretischen und praktischen Ausbildung des zum ersten Lehrer derselben bestimmten Priesters, welcher zu diesem Zwecke an das berühmte k. k. Taubstummeninstitut nach Wien gesendet werden mußte, mit der humansten Bereitwilligkeit auf ihre Kasse übernahmen, und vollends nun seit der am 4. November 1831 geschehenen feierlichen Eröffnung des neuen Institutes den Miethzins für die Gemächer desselben, und die sämmtlichen Besoldungen für dessen Vorsteher, Lehrer und Schuldiener fortwährend bestreiten, so, daß diese aus der großmüthigen Anregung eines edlen Unbekannten hervorgegangene Anstalt nun füglich als eine ständische angesehen werden kann.

Auch die im J. 1782 in ein Lyceum verwandelte Carolinische Universität verdankt ihr Wiedererstehen als Carl Franzens-Universität den Ständen, indem diese von dem am 9. Mai 1826 abgehaltenen Landtage aus ein Ansuchen um die Wiedereinsetzung der alten Hochschule des Landes an Se. k. k. Majestät den Kaiser überreichten, und die allerhöchste Genehmigung dieser Bitte unterm 26. Jänner 1827 zu ihrer größten Freude auch in der That erhielten. Sie befördern übrigens an der Universität, außer dem, daß sie die Professoren der Chirurgie, der Thierarzneikunde und der Thieroperationen, was bereits erwähnt wurde, und einen Lehrer der über

fast ein Drittheil des Landes verbreiteten windischen Sprache besolden, auch noch andere Vorlesungen, indem sie zum Honorar für die Vorträge über Rechtswissenschaft, Erziehungskunde, und vaterländische Geschichte jährliche Beiträge leisten. Um das Interesse an der Letztern bei den Studierenden zu steigern, faßte der ständische Archivar, Herr Joseph Wartinger, den edelmüthigen Entschluß, das Honorar, welches er für seine werthvolle Geschichte von Steiermark (Grätz 1815, bei Ferstl,) bezogen hatte, auf die Stiftung einer Preismedaille für den im Studium der steiermärkischen Geschichte ausgezeichnetsten Schüler am Grätzer-Gymnasium zu verwenden. Als der ständische Verordnete, Herr Johann v. Kalchberg, davon hörte, nahm er an dieser schönen Stiftung gleichfalls Theil, und ergänzte das Stiftungscapital pr. 800 fl. auf die Summe von 1000 fl. Es wurden nun vom Jahre 1815 an mit den aus den besten Schülern der Classe bestehenden Preisbewerbern jährlich eine öffentliche Prüfung, anfänglich im Gymnasialgebäude, dann aber im Landtagssaale feierlich abgehalten. Se. Excellenz der Herr Landeshauptmann mit mehreren Landständen wohnten derselben bei, und eine große Menge von Zuhörern aus allen Ständen drängte sich in den festlichen Saal, um den Erzählungen von den Geschicken des theueren Vaterlandes mit theilnahmsvoller Neugierde zu lauschen, und Zeugen des jugendlichen Wettkampfes zu sein, welcher zuletzt damit endete, daß dem erfreuten jungen Sieger unter dem Schalle der Trompeten und Pauken der ersehnte Preis zuerkannt wurde. Leider unterblieb aber seit einigen Jahren diese wahrhaft patriotische Feier, und es wird nur ein gewöhnliches Schulexamen abgehalten. Dankbar muß man jedoch die Bemühung jener Herren Professoren anerkennen, welche den Unterricht in der vaterländischen Geschichte, ungeachtet er nicht mehr zu ihrer unmittelbaren Amtspflicht gehört, mit ehrenwerther Uneigennützigkeit fortsetzen. Die Stände, welche sich bei solchen Anlässen überzeugten, welch einen erhebenden Eindruck die Kenntniß der Thaten und Schicksale des Vaterlandes auf die für alles Edle und Große empfänglichen Gemüther der Jugend äußerte, sorgten nun

für eine solche Anzahl von Medaillen, daß an jedem der übrigen drei Gymnasien des Landes jährlich Eine derselben vertheilt werden kann.

Wie günstig die Kenntniß fremder Sprachen, sowol auf das äußere Fortkommen, als auf die geistige Ausbildung jedes Einzelnen einzuwirken vermöge, bedarf keiner weitläufigen Auseinandersetzung. Mit jedem Idiom, welches er sich aneignet, erweitert sich das Gebiet seiner Erfahrungen, Begriffe und Vorstellungen; die Völker, deren Mundart er kennen gelernt, rücken seinem Herzen wie seinem Geiste näher, und auch er wieder ihnen; ja, wenn man sich, wie es für das nächste Jahrhundert das Ansehen gewinnt, eine allgemein erweiterte Sprachenkenntniß mit der allseitig erleichterten Verbindung durch Land- und Wasserstraßen zusammenwirkend vorstellt, so muß dieser stäte Austausch aller Bedürfnisse und Erzeugnisse, aller Gefühle und Gedanken der Völker zu unberechenbaren Folgen führen. Es ist daher ein günstiger Umstand, daß die Stände durch die Besoldung eigener Lehrer der französischen und italienischen Sprache, welche die Zöglinge des k. k. Convictes zu unterrichten haben, die Gelegenheit, diese Sprachen in unserer Hauptstadt sich anzueignen, schon vor vielen Jahren sichergestellt haben. Bei der täglich steigenden Bedeutsamkeit der englischen Literatur, vorzüglich in technisch- mechanischer, industrieller und naturwissenschaftlicher Hinsicht, dürfte sich aber auch das Bedürfniß eines stabilen Lehrers für diese Sprache bald dringlich geltend machen.

Für den Unterricht in einigen Fächern der Gymnastik besolden die Stände schon aus älterer Zeit her einen Reitmeister, welcher zugleich die ständische Reitschule beaufsichtigt, so wie einen Fecht- und einen Tanzmeister, welche die Verpflichtung haben, die Zöglinge des k. k. Convictes, oder auch andere ihnen von den Ständen zugewiesene Jünglinge ständischer Abkunft in ihren Fächern zu unterrichten.

Unter den Künsten finden vorzüglich die zeichnenden Künste, als jene, welche den meisten practischen Nutzen gewähren, die Begünstigung der Stände. Schon im Jahre 1785 suchte Johann Nep. Kauperz bei ihnen um einen Beitrag von jährlichen 200 fl. zur

Errichtung einer Privat=Zeichenschule an, in welcher überhaupt gegen eine geringe Gebühr, für Dürftige aber unentgeltlich, Unterricht im Zeichnen gegeben werden sollte, da in ganz Innerösterreich noch keine Akademie dieser Art bestehe. Die Stände, welche sich von diesem als Kupferstecher rühmlich bekannten, und sowol von der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, als von der großherzoglichen in Florenz als Mitglied aufgenommenen vaterländischen Künstler das beste Gedeihen dieser Anstalt versprachen, ließen ihm gerne diese kleine Unterstützung zukommen. Aus dieser Privat=Zeichenschule entstand auch wirklich bald darauf, vorzüglich auf Betrieb des damaligen ständischen Verordneten und nachmaligen Landeshauptmanns Ferdinand Grafen v. Attems die ständische Zeichnungs=Akademie, welche schon im J. 1787 unter ihrem ersten Director Kauperz vierzig Schüler zählte, und in welcher nun über Bewilligung der ständischen Verordneten Stelle sechs dürftige Schüler unentgeldlich, viele andere aber gegen ein billiges Monathonorar täglich vier Stunden Unterricht genießen. Nachdem diese Anstalt durch viele Jahre in verschiedenen Localen umhergesiedelt war, erhielt sie endlich im Jahr 1819 ihr eigenes höchst anständiges Gebäude. Es wurde nämlich auf Veranlassung Sr. Exzellenz des dermaligen Herrn Landeshauptmanns, Ignaz Grafen v. Attems, auch eine ständ. Bildergallerie errichtet, dazu das gräflich Wildenstein'sche Palais in der Neugasse für Obligationen, welche durch die Ablieferung des ständischen Tafelsilbers entstanden waren, angekauft, und das erste Stockwerk der Zeichen=Akademie, das zweite aber der Bildergallerie eingeräumt. Unter den Gemälden, welche dort in acht großen Zimmern aufgestellt sind, finden sich einige Werke von bedeutenden Meistern. Sie sind zum Theile ein Eigenthum der Stände, zum Theile aber gehören sie Privaten, welche selbe gegen einen Empfangschein des Galleriedirectors, entweder nur zur zeitweiligen Ansicht für das Publikum und zum künstlerischen Gebrauche der Copisten in die Anstalt leihen, oder in selber zur gelegenheitlichen Feilbietung aufstellen lassen; daher sie auch daraus gegen Abgabe jenes Scheines täglich wieder zurückgenommen werden können. Kann sich

diese erst seit 15 Jahren bestehende Gemäldesammlung gleich mit den oft seit Jahrhunderten allmählig angehäuften Kunstschätzen anderer Städte nicht vergleichen, so gewähret sie doch dem Besucher, da jedem und selbst dem einfachsten Landmanne wöchentlich zweimal, nämlich Donnerstags von 10 — 12 Uhr, Sonntags aber von 11 — 1 Uhr der freie Zutritt gestattet ist, die in unserer Stadt bisher gänzlich entbehrte Gelegenheit, durch den Anblick guter Kunstwerke sein Auge zu üben und zu vergnügen, oder sogar zur Erkenntniß eines sonst vielleicht nie geahneten Kunsttalentes in sich selbst zu erwachen.

Eine weitere Kunstanstalt, welche die Stände unterstützen, ist das Theater der Hauptstadt. Als das älteste, der Witwe Piccinelli gehörige Schauspielhaus in Grätz, welches am Tummelplatze stand, für die immer steigende Zahl der Volksmenge zu klein, und überdieß baufällig geworden war, forderte im Jahre 1770 das k. k. inneröstterreichische Gubernium die Stände auf, den Bau eines neuen über sich zu nehmen. Diese waren zwar anfangs nur einen Beitrag zu leisten gesonnen; allein, als man auch höchsten Orts den Wunsch aussprach, sie möchten gegen Bezug der Entrée den Bau vollends bewerkstelligen, zögerten sie nicht länger, und schlugen den zwischen der k. k. Burg und dem alten Vizedomhause gelegenen Garten als Baustelle für das neue Theatergebäude vor. Dieser Platz bot auch die Gelegenheit dar, die k. k. Burg durch einen bedeckten Gang bequem mit dem Theater und der Hofloge in Verbindung zu bringen, und so wurde selber im Jahre 1774 den Ständen auch unentgeltlich überlassen. In kurzer Zeit stieg nun das erste anständige, auch mit einem Redoutensaale verbundene Schauspielhaus in Grätz aus seinen Grundfesten empor, und bot den Bewohnern dieser Stadt 47 Jahre hindurch manchen dramatischen und musikalischen Hochgenuß. In diesen Räumen gingen nämlich die nun weltberühmten Schöpfungen der größten deutschen Kunstheroen Lessing, Göthe, Schiller, Hayden, Mozart, Bethoven und anderer das erstemal in ihrer ganzen Frische und Herrlichkeit an den begeisterten Zuhörern als neue außerordentliche Phänomene, Bewunderung er-

regend vorüber. Damals bezogen die Stände von dem Ertrage jeder Vorstellung 5 fl. als Miethzins für das Gebäude, und ließen die sämmtlichen Logenzinsgelder in die ständische Kasse fließen, besoldeten aber dafür den Theatermaler und sämmtliche Dienstleute des Hauses. Im Jahre 1823 verwandelte ein in der Nacht vom 24. auf den 25. December ausgebrochener Brand das im Innern eben erst bequem und geschmackvoll erneuerte Gebäude in eine wüste, berauchte Ruine. Allein die Stände beeilten sich den gewohnten Erheiterungsort der Bewohner der Hauptstadt so bald als möglich wieder herzustellen. Der k. k. Hofbaurath, Herr v. Nobili, wurde ersucht, sich nach Grätz zu begeben, und mit Berücksichtigung der noch stehenden Hauptmauern den Plan zum Bau eines innerlich geräumigeren und äußerlich geschmackvolleren neuen Schauspielhauses zu entwerfen. Die Kosten der Ausführung wurden großen Theils aus dem ständischen Zeughausfonde, welcher durch den Verkauf einer bedeutenden Anzahl alter aus Schenkungen einzelner Landstände herrührender metallener Kanonen entstanden war, und aus den reinen Erträgnissen des ständischen Rohitscher-Sauerbrunnens bestritten. So stand denn im Herbste des Jahres 1825 das ständische Theater, mit der einen Seite dem durch Abtragung einiger Nebengebäude gleichzeitig gebildeten Franzens-, mit der andern aber dem Domplatze zugekehrt, in gefälliger Form neu wiedererbaut da, und die Stände hatten der Hauptstadt einen in neuerer Zeit unentbehrlichen Vergnügungsort binnen 50 Jahren zum zweitenmale gegeben. Damit aber der Unternehmer des Theaters den sehr gesteigerten Anforderungen des Publikums, so weit sie billig, zu entsprechen in der Lage sei, verzichteten sie nicht nur auf den täglichen Abzug des Miethzinses, sondern überließen ihm auch die freie Benützung von vierzehn Logen, deren sich sechs im Parterre, vier im zweiten und vier im dritten Stockwerke befinden, so wie das jährliche Zinserträgniß der ständischen Logen mit nahe an 5000 fl. Conv. Münze, wogegen derselbe aber den Theatermaler und das nöthige Dienstpersonale nun selbst zu besolden hat.

Jetzt erübrigt noch von der wichtigsten ständischen Bildungsanstalt neuerer Zeit — von dem Joanneum — zu sprechen. Wenn

in unserm Vaterlande müßte der erhabene Gründer dieses schönen National-Museums erst genannt werden? Seit einem Vierteljahrhunderte waltet Er als unmittelbarer Urheber oder aneifernder Beförderer alles Guten und Schönen still zwischen den Bergen unserer — und wir sagen es stolz — nun längst auch seiner Heimath. Einem auf den höchsten Stufen des Ranges und der Macht stehenden Manne gegenüber sind selbst für die größten Wohlthaten nur Worte des innigsten Dankes, aber nicht Lobeserhebungen ziemlich; ja diese verdächtigen bei der Mitwelt nur allzu leicht die Absicht des Lobpreisenden selbst. Darum bleibt die tiefere Würdigung der culturgeschichtlichen Wirksamkeit des durchlauchtigsten kaiserlichen Prinzen, dem Steiermark das Joanneum dankt, billigerweise erst kommenden Geschlechtern vorbehalten. Der Kranz des Ruhmes bleibt ihm deßhalb doch gesichert; denn sein gesegnetes Andenken wird noch lange nach ihm in geheiligten Sagen die Alpen unserer Heimath durchwallen, und erst untergehen mit dem Volke, das sie bewohnt.

Die Geschichte des Joanneums wäre ein würdiger Gegenstand einer eigenen Abhandlung; hier kann dasselbe nur in den allgemeinsten Umrissen besprochen werden.

Im Jahre 1811 faßten Se. kaiserl. Hoheit, Johann Erzherzog von Oesterreich, den großmüthigen Entschluß, alle seine auf mehrjährigen eigenen Forschungsreisen mit großer Mühe und bedeutendem Aufwande gesammelten wissenschaftlichen, und vorzüglich naturwissenschaftlichen Schätze zur Gründung eines Nationalmuseums in Grätz, und zur Stiftung einer gemeinnützigen Unterrichtsanstalt für die kunst- und gewerbetreibenden Klassen zu bestimmen. Er übergab daher mit einer unterm 16. Juli 1811 ausgestellten, höchsteigenhändig unterzeichneten Urkunde sein ganzes reichhaltiges Museum den Ständen Steiermarks mit dem Vorbehalte des lebenslangen Eigenthumsrechtes, des Genusses und der Leitung unter der ausdrücklichen Widmung, daß es für jetzt und auf immer zur Geistesbildung der steiermärkischen Jugend, zur Erweiterung der Kenntnisse und Belebung des Kunstfleißes und der Industrie der Bewohner Steiermarks verwendet werde. Die Ständeversammlung erstattete ihrerseits unterm

26. November 1811 in Ausdrücken der tiefsten Rührung und Ehrerbietung ihren innigsten Dank im Namen des Vaterlandes, und fügte zugleich das Versprechen bei, „das den Ständen anvertraute Heiligthum der Wissenschaften treu zu bewahren, und es, soweit ihre Kräfte reichen, stets zu bereichern und zu verschönern, da der beste Beweis wahrer Dankbarkeit gegen den großmüthigen Geber nur in der Sorgfalt für die heilige Bewahrung der empfangenen Gabe beruhe."

Der erhabene Gründer gab der von ihm ins Leben gerufenen Bildungsanstalt auch selbst die erforderlichen Statuten, welche Weil. Se. Majestät Kaiser Franz I., Höchstdesselben nun in Gott ruhender Herr Bruder, allergnädigst genehmigten. Möge eine Stelle daraus den edlen Geist derselben darthun: „Stäte Entwicklung, unaufhörliches Fortschreiten ist das Ziel des Einzelnen, jedes Staatenvereins, der Menschheit. Stille stehen und Zurückbleiben ist, nach dem Ausspruche eines großen Weisen, im regen Leben des immer neuen Weltschauspieles einerlei. Das Leben eines Staates ist, wie ein Strom, nur in fortgehender Bewegung herrlich: Steht der Strom, so wird er Eis, oder Sumpf. Nur wo Licht und Wärme, da ist Leben."

„Die Nothwendigkeit, gründliche Kenntnisse an die Stelle hohler Vielwisserei, Kraft und Festigkeit an jene der immer weiter um sich greifenden Frivolität und eines egoistischen Zurückziehens, reges Leben und unerschütterliche Fassung an die Stelle dumpfen Hingebens, einer schmählichen Gleichgültigkeit, eines kargen Abfindens mit seinen Pflichten zu setzen, mit ganzem Herzen sich anzuschließen ans theure Vaterland, auf die höchste National-Angelegenheit, auf die Erziehung, unablässig sein Augenmerk zu richten, hat sich wol nie so stark als in unsern Tagen ausgesprochen."

„Zu diesem großen Zwecke möglichst mitzuwirken, ihm wenigstens in einer großen Provinz des Kaiserstaates, in Innerösterreich wesentlich näher zu rücken, ist das Ziel des Nationalmuseums."

Um nun alle zum Museum bestimmten Sammlungen von Kunst- und Naturproducten, Instrumenten, Maschinen, antiquarischen und numismatischen Seltenheiten, wichtigen Handschriften,

wissenschaftlichen Werken u. dgl. gehörig ordnen und aufstellen zu können, kauften die Stände das große Leslie'sche Gebäude, den ehemaligen Rauberhof, sammt Garten an sich. Zur Obhut über die nunmehr gegründete Anstalt ernannten Se. kaiserl. Hoheit einen außerordentlichen Curator, als Stellvertreter Seiner höchsten Person, und zwei ordentliche Curatoren, unter deren Ueberwachung einem eigenen Custos die unmittelbare Aufsicht über die Sammlungen und das ganze Hauspersonale anvertraut wurde. Von nun an entwickelte sich das Institut mit erfreulicher Raschheit, der edle Gründer desselben blieb auch fortan sein großmüthigster Vermehrer und Beförderer; aber auch von Privaten strömten Beiträge jeder Art aus allen Theilen des Vaterlandes zusammen, und insbesondere erwarben sich Jos. Graf v. Brigido durch das Vermächtniß eines sehr beträchtlichen Capitales, so wie Franz Gf. v. Saurau und Franz Gf. v. Egger durch ihre ansehnlichen Geschenke ein ausgezeichnetes Recht auf den Dank unseres Vaterlandes. Diese Vermehrung des Museums machte bald auch eine örtliche Erweiterung desselben nöthig, daher in d. J. 1825—27 ein Seitenflügel zur Aufnahme der Bibliothek und des chemischen Laboratoriums erbaut wurde. Gegenwärtig wird am Joanneum von sechs ständischen Professoren über Mineralogie, über Botanik und Zoologie, über Chemie und Physik, über Mechanik, praktische Geometrie und Mathematik, über Berg- und Hüttenkunde, und endlich über Landwirthschaftskunde gelesen. Zur Unterstützung dieser Vorträge dienen die verschiedenen Sammlungen und Vorrichtungen. — Die nach Mohs geordnete Mineraliensammlung übertrifft viele, selbst größern Anstalten angehörige Cabinete dieser Art an Reichthum und Schönheit der Exemplare; die geognostische und Petrefacten-Sammlung aber beschränkt sich größtentheils auf das Vaterland. Der botanische Garten, wo über den umgestürzten, einst gegen Osmanische Barbarei aufgeführten Wallmauern, und in den angefüllten Stadtgräben die friedliche Pflanzenwelt sich angesiedelt hat, gewährt dem Lehrbegierigen die lebendige Anschauung dieses Naturreiches; natürlich ist hier, so wie im Herbarium, welches in einem der Säle in einigen dreißig Bänden aufgestellt ist, zur Vervollständigung, selbst des Einheimischen, stets noch man-

ches herbei zu schaffen. Ist die zoologische Sammlung, deren Abtheilung für Insecten und Conchylien wol am reichhaltigsten sein dürfte, im übrigen auch nur von beschränkter Ausdehnung, so vermittelt sie doch die bei einem Landesmuseum vorzugsweise zu befördernde Kenntniß der einheimischen Thiere im genügenden Maße. Für Chemie und Physik erhielt das Institut schon ursprünglich viele werthvolle Apparate, und das noch Mangelnde wird nach dem steigenden Bedürfnisse der Wissenschaft fortwährend nachgeschafft. Für Mechanik und praktische Geometrie ist eine zahlreiche Maschinensammlung nebst vielen Zeichnungen vorhanden. Zur Emporbringung der Berg- und Hüttenkunde wird für die neu errichtete Lehrkanzel ein eigenes Gebäude in dem, mitten in dem montanistisch-merkwürdigsten Landestheile liegenden Markte Vordernberg aufgeführt, der bereits ernannte Professor aber bis zu dessen Ausbau auf eine weite Forschungs- und Bildungsreise in das In- und Ausland gesendet. Um den Vortrag über Landwirthschaftskunde praktisch nützlich zu machen, und zugleich die so achtungswerthe, gleichfalls von dem erlauchten Prinzen gegründete Landwirthschaftsgesellschaft in ihrer schönen Wirksamkeit möglichst zu unterstützen, kauften die Stände an der Eggenbergerstraße allmälig einen Flächenraum von fünf Joch und 30 Quadratklafter an sich, und bestimmten diesen Ackergrund zu einem landwirthschaftlichen Versuchs- oder Musterhofe, wo außer den übrigen Fächern gegenwärtig Baum- und Rebenzucht in vorzüglichem Grade Pflege finden. Im Jahre 1834 wurde dort ein ansehnliches Gebäude aufgeführt, dessen oberes Stockwerk dazu bestimmt ist, in einem geräumigen Saale die in Wachs plastisch dargestellten, verschiedenen Obst- und Rebsorten und die gemalten Abbildungen derselben, in den Nebenzimmern aber die mancherlei Samengattungen, so wie das Büreau für den die Aufsicht über das Ganze führenden Gesellschaftssecretär aufzunehmen. Das Erdgeschoß dient dem Gärtner und seinen Gehilfen zur Wohnung, und übrigens zur Aufbewahrung der verschiedenen Geräthschaften.

Das Archiv am Joanneum enthält bereits einen Schatz von wohlgeordneten, zum Theil bereits katalogisirten Urkunden in Original oder Abschrift, und es wäre zu wünschen, daß alle diejenigen, welche noch solche oft ganz unbeachtete, aber für die Vaterlandsgeschichte wichtige schriftliche Denkmale der Vorzeit besitzen, selbe wenigstens zum Behufe der Copirung einsenden möchten, was sie bei der Gewissenhaftigkeit des Herrn Archivars ganz ohne Furcht vor einer Beschädigung oder einer künftigen Vorenthaltung thun können.

Mit dem Archiv ist auch ein Münz- und Antikenkabinet verbunden. Das erste, welches sich immer mehr vervollständigt, und eine eigene kleine, aber bemerkenswerthe Abtheilung steiermärkischer Münzen in sich schließt, unterstützt das früher ganz vernachlässigte Studium der Münzenkunde durch eine der eigenen Anschauung höchst förderliche Aufstellungsart, und einen trefflich gearbeiteten Katalog. Das zweite enthält, außer einigen überhaupt merkwürdigen, auch mehrere durch die einheimischen Fundorte interessante und größeren Theils der römischen Vorzeit angehörige Alterthümer, welchen sich dann einige aus verschiedenen Jahrhunderten und Erdstrichen herstammende Seltenheiten anreihen.

Ein Industrialkabinet stellt die verschiedenen im Lande erzielten Producte des Gewerbfleißes, worunter die vom rohen Erze bis zu dessen letzter Bearbeitungsstufe aneinander gereihten Eisenerzeugnisse wol die interessantesten sind, so wie einzelne ausgezeichnete Fabriks- und Manufakturs-Gegenstände des Auslandes zur Schau, und gewährt auf diese Weise einerseits einen Ueberblick des Zustandes der einheimischen Gewerbskultur, und regt andererseits zur Nachahmung der vollkommeneren ausländischen Muster an. Die Bibliothek, welche vorzüglich die im Joanneum betriebenen Lehrfächer zu berücksichtigen hat, ist bereits auf mehr als 80,000 Bände gestiegen, und enthält außer einem Schatze naturwissenschaftlicher auch eine Sammlung jener Werke, welche im Allgemeinen über Steiermark, oder von Eingebornen geschrieben, oder endlich im Lande aufgelegt worden sind. Auch hier erleichtern ausgezeichnete Kataloge die Uebersicht. Zwei geräumige Lesezimmer

stehen, da die kaiserliche Universitätsbibliothek in den Vormittags-stunden geöffnet ist, in den spätern Nachmittags- und den Abend-stunden für Jedermann offen, so daß sich einem in Studien oder literarischen Arbeiten begriffenen Manne fast zu jeder Stunde des Tages eine der beiden Bibliotheken, welche sich auch rücksichtlich ihres Inhaltes gegenseitig ergänzen, zur Benützung darbietet. Vor Allem äußert aber diese bequeme Gelegenheit zum Genusse so vieler werthvoller Geisteswerke die wohlthätigste Einwirkung auf die studierende Jugend, welche besonders in den Wintermonaten bis zur Ueberfüllung des Raumes herbeiströmt, und, wenn auch nicht immer durch das ernste Studium eines tüchtigen Werkes an Gelehrsamkeit, so doch durch die Lectüre einer geistreichen oder gemüthvollen Schrift an allgemeiner Bildung des Kopfes und Herzens gewinnt.

Eine andere ähnliche Anstalt, welche mit der Bibliothek durch Mittel und Zwecke in einer nahen innern Verwandtschaft, und selbst in einer gewissen äußeren Verbindung steht, ist der ebenfalls von dem edlen Erzherzog Johann von Oesterreich gegründete und seither auf das großmüthigste geförderte Leseverein. Nach den Statuten desselben erlegt jedes Mitglied einer jetzt aus etwa 200 Personen bestehenden Gesellschaft gebildeter Männer aller Stände der Bewohner der Hauptstadt und des flachen Landes monatlich den mäßigen Betrag von 1 fl. 12 kr. C. M., und sichert sich dadurch den Genuß von 140 — 150 Zeitschriften aus allen Fächern der Gelehrsamkeit, der Kunst und der Industrie, so wie über alle Interessen der Zeit und des geselligen Lebens. Für die erforderlichen Lesezimmer, und für die Beleuchtung und Beheitzung derselben leistet der Verein dem Joanneum keine Vergütung im Gelde, aber er überläßt dafür der Joanneumsbibliothek die Ein Jahr lang benützten Journale mit dem Vorbehalte des fortwährenden Gebrauchsrechtes. Aus dem Leseverein ging auch die Steiermärkische Zeitschrift als ein zur Besprechung vaterländischer Angelegenheiten bestimmtes Organ hervor.

Wendet man nun den Blick auf das Gesagte zurück, so zeigt sich die im Eingange aufgestellte Ansicht von dem wohlthätigen Ein-

flusse der Stände auf die Bildung in Steiermark gerechtfertigt. Wir sahen sie bereits vor drei Jahrhunderten die erste gelehrte Schule im Lande gründen, und selbe sogar unter den schwierigsten Verhältnissen durch fast ein Jahrhundert aufrecht halten, bis sie von der damaligen Regierung, als ihren Zwecken entgegen gesetzt, aufgelöset wurde. Glücklichere Umstände aber begünstigen in dieser Hinsicht die gegenwärtige Wirksamkeit der Stände. Die Regierung, nicht mehr durch widerstreitende Religionsansichten im grellen Gegensatze mit den Ständen, hemmt die Bestrebungen derselben zur Förderung vaterländischer Wissenschaft, Kunst und Industrie nicht mehr, sie bietet ihnen vielmehr oft selbst Gelegenheit dar, diesem schönen Drange Genüge zu leisten; ja, ein hochgesinnter Prinz des erlauchten Regentenhauses selbst steht als Stifter und Protector an der Spitze der vorzüglichsten ständischen Bildungsanstalt. Merkwürdig ist es, daß das Joanneum nicht minder als die Stiftschule, wiewol auf höchst verschiedene Weise entstanden, sich jedoch so ganz als Resultate der Richtungen ihrer Zeit darstellen. Die deutsche Kirchenreformation setzte alle Geister über die Erklärung gewisser übersinnlicher Lehrbegriffe in eine außerordentliche Bewegung, regte alle Leidenschaften auf, bewaffnete Partei gegen Partei; — und in unserer Hauptstadt erhob sich die Stiftschule mit all dem Vorrathe an Gelehrsamkeit, und mit all dem Ungestüm in Wort und Schrift, der ihr einerseits Ansehen, anderseits aber den Untergang gebracht hat. — In unserer Zeit wenden sich die größten Geister auf das Studium der Natur, um diese Eine große, in Raum und Zeit plastisch dargestellte Hieroglyphe zu enträthseln, und ihre geheimen Kräfte zum Wohle der Menschheit zu nützen; — und in unserer Hauptstadt erhebt sich, auf der Grundlage eines großmüthigen Geschenkes von hoher Hand, eine Anstalt, welche fast alle Zweige der Naturkunde mit besonderer Vorliebe umfängt, und in der Folge bei einem fortgesetzten regelmäßigen Zusammenwirken noch die herrlichsten Ergebnisse zum Frommen und zum Ruhme des Vaterlandes verspricht.

Vieles also haben die Stände zur Förderung der geistigen Cultur des Landes bisher geleistet, und der jährliche Betrag von

38 — 40,000 Gulden C. M., welche sie auf die Bestreitung der Besoldungen, Bestallungen, Stipendien und Unterstützungsbeiträge an allen eben erwähnten Bildungsanstalten aufwenden, zeigt zur Genüge, daß sie überall, wo es sich um Kunst und Wissenschaft handelt, nicht zu kargen pflegen. Manches aber ist auch noch für die Zukunft zu thun übrig, und auch dazu werden die Stände, bleiben sie anders der Sitte der Väter und den Forderungen der Humanität, wie bisher, getreu, jederzeit gerne die helfende Hand bieten. Und so mögen denn die heiteren, in Weiß und Grün, Licht und Hoffnung andeutenden Farben ihres Banners immer und allenthalben über den Pforten vaterländischer Bildungsanstalten flattern; dann wird ihnen — wie auch immer alle übrigen Verhältnisse sich gestalten mögen — die Achtung und der Dank des Vaterlandes so lange gesichert bleiben, als seine anmuth- und früchtereichen Thalgebreite und Hügel mit ihren freundlichen Wohnstätten nicht wieder in den alten Wäldergraus einer allgemeinen Barbarei zurücksinken.

Einige vertraute Briefe des Antonio Canova.

Aus dem Italienischen übersetzt von Ignaz Kollmann,

Scriptor am Joanneum [1]).

Mit einem Vorworte

über den berühmten Bildhauer und seine Kunstleistungen [2]),

von Dr. Gustav Franz Schreiner,
ö. o. Prof. der polit. Wissenschaften, der österr. polit. Gesetzkunde und der Statistik an der Carl Franzens-Universität zu Grätz.

Gleichwie auf unserem Erdball nur wenige kolossale Bergspitzen ihre Felsenhäupter weit über das Gewoge der zahllosen niederen Hügel und Berge erheben, und ihre silberweißen Scheitel in einer Höhe erglänzen lassen, die dem Himmel benachbart scheint; so gibt es auch unter dem Menschengeschlechte nur wenige, seltene Geister, die durch ihre moralische Größe, durch die bewunderungswürdige Kraft ihres Willens, oder durch die Schöpfungen ihres Genius sich weit über den Troß der übrigen Sterblichen erhoben haben. Das Andenken dieser eigentlichen Großen unter den Menschen muß einem Jeden, in dessen Brust nicht alles Gefühl für Tugend und sittliche Größe erstorben ist, heilig sein. Als eine kostbare Reliquie muß Alles betrachtet werden, was uns in den Stand setzt,

1) Als sich vor einigen Jahren Graf Giordano Emo Capodilista mit der Gräfin Lucia Maldura in Venedig vermählte, veranstalteten die drei Oheime der Braut, die Grafen Johann Bapt., Nikolaus und Marcus Contarini statt des Druckes gewöhnlicher Hochzeitsgedichte eine Sammlung vertrauter Briefe des Canova aus dem Kreise ihrer Bekannten und Freunde, und vertheilten selbe gedruckt an die Gäste der Feierlichkeit und an die Verwandten der gräflichen Häuser. Ein Exemplar dieser Sammlung erhielt der Uebersetzer aus den Händen Sr. Excellenz des Patriarchen und Erzbischofs in Erlau, Ladislav Pyrker.

2) Eine ausführliche Biographie Antonio Canova's findet der Leser im XXI. Hefte des 6. Bandes der Zeitgenossen. Leipzig 1827. J. A. Brockhaus S. 1 — 110.

den eigentlichen Charakter, die Tiefe des Gefühls und den schöpferischen Geist eines solchen Heros der Menschheit gründlicher und in allen Beziehungen kennen zu lernen, und jede Falte seines Innern zu enthüllen. — In dieser Hinsicht nun sind insbesonders die vertrauten Briefe großer Männer von unschätzbarem Werthe. Während man, wie Antonio Montecatino in Göthe's Torquato Tasso so treffend sagt, mit fremden Menschen sich zusammen nimmt, läßt man bei Freunden frei sich gehen. Dort merkt man auf, dort sucht man seinen Zweck in ihrer Gunst, damit sie nützen sollen; hier ruht man in ihrer Liebe aus, erlaubt sich eine Laune und läßt sogar der Leidenschaft einen freieren Spielraum; so kommt es denn, daß im vertrauten Kreise, und noch mehr im vertrauten Briefwechsel jener Schleier sinkt, der im Leben mit Fremden oft absichtlich, oft ohne Verschulden, das Innere des Menschen verhüllt, und ihn nicht selten äußerlich ganz anders erscheinen läßt, als er wirklich ist. Darin liegt denn auch die Rechtfertigung für die Veröffentlichung und die vielen Mittheilungen des vertrauten Briefwechsels großer Männer, durch welche sich besonders unsere Zeit auszeichnet.

Auch die folgenden vertraulichen Briefe, die einen nicht unwichtigen Beitrag zur Biographie des Künstlers liefern, rühren von einem Manne her, dessen Name in seinen Werken fortleben wird, so lange das Gefühl und die Bewunderung des Schönen die menschliche Brust irgend erfüllen und begeistern wird. Er, der größte aller Bildhauer unsrer Tage vor Thorwaldsen, der Wiederhersteller des guten Geschmacks in der Bildnerei, der Wiedererwecker des lieblichreitzenden Styls, den wir vor ihm nur an den Werken der Griechen bewundern konnten, verdient um so mehr auch in dieser Zeitschrift einen Platz, als das Joanneum sich seiner Büste erfreuet, die der Künstler im J. 1813 dem Institute zum Geschenke machte, und als seine Werke auch unter uns viele Bewunderer zählen. Welcher Gebildete kennt nicht das Denkmal der Erzherzogin Christine, welches die Augustiner-Kirche Wien's schmückt? Wer, der sie je gesehen, erinnert sich nicht immer mit Bewunderung an die gewaltige Gruppe des den Centauren besiegenden Theseus im Volksgarten nächst der kaiserlichen Burg, und an die obgleich viel weniger bedeutenden Arbeiten in der fürstlich Eszterházyschen Gallerie und in den Gemächern der kaiserlichen Familie? Alle diese Werke zeichnen sich durch eine seltene Anmuth und Weichheit, durch Schönheit und Adel der Gestalten und durch den höchsten Grad der technischen Vollendung aus, Vorzüge, die vor ihm kein Meister der neueren Zeit dem Marmor mitzutheilen verstanden hat.

Antonio Canova wurde zu Possagno, einem zwei geographische Meilen nordöstlich von Bassano und 1 1/4 Meile nördlich von

Asolo im Gebirge gelegenen Dorfe der Familie Falieri am 1. Nov. 1757 geboren. Einer Künstlerfamilie entsprossen, in welcher Vater und Großvater tüchtige Bildhauer waren, entwickelte auch er schon frühzeitig Talente, welche die Aufmerksamkeit des kunstliebenden Gutsherrn, Johann Falieri, an den und dessen Sohn Joseph ein Theil der hier mitgetheilten Briefe gerichtet ist, auf ihn lenkten, besonders als er, ein eilfjähriger Knabe, zu Pradazzi einen Löwen aus Butter für den Tafelaufsatz des Edlen in dessen Küche modellirt hatte. Giovanni entriß ihn seinen drückenden Verhältnissen (S. den 2. Brief), und gab ihn zu Giuseppe Bernardi, genannt Torretti, der damals eben in Bassano und in der Nähe dieses Städtchens beschäftigt war, in die Lehre, der nach beendigten Geschäften den jungen Canova mit sich nach Venedig führte. Diese Lehre wurde aber bald durch den Tod des Meisters beendet, und war ohnehin für seine Ausbildung von keinem großen Nutzen gewesen. Eine Quelle reichhaltigen Studiums bot dagegen die Gallerie von Gypsabgüssen dar, welche der Commendatore Farsetti besaß, und die Antonio mit rastlosem Eifer benutzte. Der erste Auftrag, den er erhielt, kam von seinem Gönner Falieri; es waren zwei Körbe mit Früchten in Marmor, welche noch jetzt auf dem Treppenpfosten des Gasthauses della Gran-Brettagna in Venedig aufgestellt sind, welcher Pallast einst der Familie Farsetti gehörte. Die erste bedeutendere Arbeit, die er im 17. Jahre seines Alters, auch auf die Bestellung desselben Beförderers seiner Entwickelung, anfertigte, waren die Statuen von Orpheus und Eurydice aus Pietra dura von Costosa im Vicentinischen, welche noch im Pallaste Falieri zu Pradazzi di Asolo zu sehen sind. Hier wagte er es zum ersten Male, die Natur zum Vorbilde zu wählen. Um ihr immer treu zu bleiben, ging er oftmals, trotz der Entfernung von 8 geographischen Meilen, zu Fuß von Possagno nach der Akademie von Venedig, (wo sein eigentliches Kunststudium begann, und wo er mehrere Preise erlangte,) um dort nach der Natur zu zeichnen, und kehrte dann rasch wieder heim, um sich die frischen Eindrücke zu erhalten. — Das Gelingen dieser Arbeit zog mehre Bestellungen nach sich, unter welchen Dädalus und Icarus, eine Gruppe in Lebensgröße, später in Rom in carrarischem Marmor ausgeführt, und gegenwärtig im Pallaste Pisani a S. Polo in Venedig, von dem Künstler für würdig erkannt wurde, in seinem Atelier neben den Werken der Meisterschaft aufgestellt zu werden. Man bewunderte an ihr die damals so ungewohnte Wahrheit der Formen, obgleich sich in ihr noch eine nicht wohlthuende Nachahmung der Natur, und noch keine Spur vom Style und von der Form der Antike zeigte. Sie trug ihm 100 Zechinen ein, die seine Lust,

Rom zu sehen, entflammten, wohin der junge Künstler auch wirklich im J. 1779 aufbrach. Sein alter Gönner empfahl ihn dem Ritter Girolamo Zulian, der eben als Bothschafter der Republik dahin abging, und verschaffte ihm später auch vom Senate eine Pension von 300 Ducati (S. d. 2. Brief). Auf Verlangen des Bothschafters ließ Canova die Gruppe des Icarus nach Rom kommen, um sie in Marmor auszuführen. Sie erregte unter den Kunstfreunden und nach ihrem Vorgange in allen gebildeten Kreisen Rom's eine so lebhafte Theilnahme, daß der Bothschafter ganz für ihn eingenommen wurde, und nur zu wissen wünschte, was er für den Künstler zu thun vermöchte. „Nichts, als Marmor zu schaffen, und es dann ihm zu überlassen, was er damit anfange," war die Antwort Gavin Hamilton's, des kunstverständigsten Beurtheilers der Sculptur in Rom. Der Ritter befolgte den Rath, und gewährte dem Genius des Künstlers, der nun die Antiken mit Fleiß und Begeisterung studierte, und aus den belehrenden Gesprächen Hamilton's den größten Vortheil zog, in der Wahl seiner eigenthümlichen Richtung die vollste Freiheit. Canova — dessen Zeitalter sich durch Vornehmthuerei und Ziererei in der Uebung der Künste, durch Vernachlässigung der Theorie, welcher Winkelmann's Ansichten und Urtheile eben damals eine allgemeine Anerkennung verschafften, durch Nichtachtung der Kritik und durch die von Pompeo Battoni verfochtene Ansicht, daß die Natur für jeden Künstler eine gefährliche, irre führende Lehrerin sei, auszeichnete — befreundete sich durch Gavin Hamilton mit der Theorie, weckte die Kritik, besiegte die immer nur zur Mittelmäßigkeit führende Vornehmthuerei, lag seiner eigenen allseitigen Ausbildung auch mitten in seiner angestrengtesten Arbeit fleißig ob (S. den 8. Brief), empfahl Allen das Studium der Antike und der Natur, und bewirkte, daß sich die Kunst wieder jugendlich frisch erhob und Werke hervorrief, die kühn ihren Platz neben den hoch gefeierten Gebilden der Griechen einnehmen durften.

Die erste Frucht seiner Studien in Rom war ein sich krönender Apollo, welche Statue schon als der Uebergang zum Idealischen zu betrachten ist, und dem damals noch unbekannten Künstler um so ruhmvolleren Beifall verschaffte, als sie mit einer Minerva pacifica Angelini's, des gefeiertesten Bildhauers, den damals Rom besaß, zugleich ausgestellt wurde (S. d. 2. Brief). Noch größer war der Triumph, den er durch seinen ausruhenden Theseus, den Besieger des Minotaurus, feierte (S. d. 1. und 2. Brief), eine Gruppe, die deutlich zeigte, daß er die Natur nicht vergeblich gekannt, und nicht ohne Nutzen unter den Antiken verweilt habe. Canova fand nun ein immer größeres Feld für seine künstlerische Laufbahn, und

erhielt so viele Aufträge, daß er einige ablehnen mußte (S. d. 5. und 9. Brief). Durch Volpato wurde ihm nun der Auftrag, ein Denkmal des Papstes Clemens XIV. (Ganganelli) für die Kirche der h. Apostel zu Rom anzufertigen (S. d. 3. und 5. Brief), dem er sich mit allem denkbaren Fleiße und Eifer unterzog. Nebenher fertigte er mehre kleinere Statuen und auch eine und die andere Gruppe an (S. d. 5. Brief), durch die sich sein Ruf immer mehr befestigte und ausbreitete, und sein Verdienst schon in dieser Lebensperiode, sowol bei seinen Landsleuten (S. d. 4. Brief), als auch unter den Fremden (S. d. 6. und 9. Brief) Anerkennung fand. Ein zweites öffentliches Denkmal wurde dem Künstler vom Prinzen Rezzonico aufgetragen, nämlich ein Grabmal für den P. Clemens XIII. in der St. Peterskirche, welches in diesem größten Tempel der Christenheit im J. 1795 aufgestellt wurde (S. d. 5. Brief), und durch seine kolossale Größe, durch die Einfachheit des Styls, durch die unbeschreibliche Lieblichkeit eines Genius, und die Großartigkeit und Naturtreue zweier Löwen die Bewunderung seiner Zeitgenossen erregte, und den Ruhm des Künstlers sehr erhöhte. Dennoch behielt er seine frühere Lebenseinfalt, Bescheidenheit und innige Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter und die Anhänglichkeit an sein Vaterland bei (S. d. 2., 3., 7. und 10. Brief), setzte mit Eifer seine Studien fort, und nahm auch an den Leistungen junger Künstler immer den wärmsten Antheil (S. d. 14. und 20. Brief).

In dieser Zeit fertigte er eine seiner gelungensten Gruppen, Venus und Adonis an, und vollendete das für das Arsenal in Venedig bestimmte kleine Denkmal des venezianischen Admirals Emo (S. d. 9. Brief). Durch alle diese Arbeiten brachte er die Sculptur in den meisten ihrer Theile bedeutend vorwärts, bereicherte durch fleißiges Studium der alten Marmorbildwerke die Bildhauer durch die Erfindung von Werkzeugen, welche denselben damals noch abgingen, und begründete zugleich durch seine künstlerischen Leistungen den Anfang einer neuen, glänzenderen Epoche der Plastik. Er war dabei unermüdet beschäftiget, allen seinen Arbeiten den höchsten Grad der Vollendung in der Behandlung des Marmors zu geben, wobei er freilich zuweilen ins Aengstliche und Kleinliche verfiel, und zugleich bei der damit verbundenen großen Anstrengung, vorzüglich durch das Anstemmen der Brust gegen den Steinbohrer, schon in dieser Zeit den ersten Grund zu jenem Uebel legte, das seinem Leben vor der Zeit ein Ende machte. Die Mühe der Ausführung bei den kolossalen Denkmalen dieser Periode bewirkte eine Verengung des Thorax, deren Spuren er fortwährend auch äußerlich behielt, von denen er scherzend zu sagen pflegte: „das sei

der einzige Lohn, den er von seiner ersten Arbeit in Rom davon getragen habe" (S. d. 7. Brief). Sein Fleiß wurde aber weder durch seine körperlichen Leiden, noch auch durch mitunter zu harte Urtheile der Kritik vermindert. Er fertigte in dieser Zeit außer vielen Basreliefs auch manche gelungene Statue an, unter welchen sein Perseus (S. d. 11., 12. und 13. Brief), seine Hebe, die stehende Gruppe Amor und Psyche, und die Darstellung der beiden Faustkämpfer Kreugas und Damoxenos, außer dem Grabmal der Erzherzogin Christine von Oesterreich, die gelungensten waren. Durch die beiden ersteren Kunstwerke erwarb er sich die Gunst des Papstes Pius VII., der ihn nicht nur mit dem Orden des goldenen Spornes auszeichnete, sondern ihn auch zum Oberaufseher des Departement's der schönen Künste in Rom und im ganzen Kirchenstaate ernannte. In dieser neuen, ämtlichen Sphäre erwarb sich Canova um Rom's Alterthümer und Kunstsammlungen bleibende Verdienste, deren sich die Stadt der sieben Hügel noch immer erfreuet.

Auch der Held des Jahrhunderts richtete seine Aufmerksamkeit auf unsern Künstler, und ließ ihn zu sich nach Paris entbieten, um das Modell zu einer kolossalen Büste desselben zu fertigen. Nur nach vielem Zureden gab er diesem Wunsche nach, und eilte nach Paris (S. d. 15. und 16. Brief). Was Canova in der Nähe des ersten Consuls und in seiner Umgebung gefühlt und auch gelitten haben möge, kann man aus einer Stelle des 10. Briefes schließen, wo er sich über ähnliche Verhältnisse folgendermaßen ausdrückt: „Ich will nicht mit mehr Aufwand leben, als ich jetzt lebe, und auch nicht weniger arbeiten; aber frei will ich sein, und entfernt von allen Intriguen, welche das Hofleben mit sich führt. Gerechter Himmel, kennen sie das Hofleben nicht? Was soll es einem Manne, der für sich leben, für sich arbeiten, und die Wahrheit hören will? Ich bin ein armer Mann, doch weil ich wenig brauche, bin ich nicht in Verlegenheit, überall das wenige Nöthige zu erwerben." Doch benützte er auch diese seine Stellung, um Gutes zu wirken. Italien's und Rom's Schicksal legte er bei den wiederholten Sitzungen, die zur Anfertigung der Büste für Napoleon's kolossale Bildsäule nöthig waren, dem Sieger ans Herz, so oft er ein Wort zu ihren Gunsten anbringen konnte; beklagte die Verschleppung der alten Kunstwerke vom heimischen Boden, und suchte so die Huld des allmächtigen Mannes auch der Stadt der sieben Hügel zuzuwenden, was ihm freilich nur zum Theile gelang. Glücklicher war der Künstler, als der Patriot. Es gibt nichts gelungeneres in dieser Art, als die von ihm gefertigte Büste Bonaparte's;

denn es ist unmöglich, einen Kopf charaktervoller aufzufassen und ihn zugleich reiner im antiken Heldensinne zu idealisiren.

Von nun an drangen die Aufträge von allen Seiten auf ihn ein, besonders aber erhielt er von den verschiedenen Gliedern der Familie Napoleon's manchen höchst anziehenden Auftrag zu Werken von größerer Bedeutung. Eine dem Bade entsteigende Venus (S. d. 19. Brief); die sitzende Statue der Mutter Bonaparte's; Washington, kolossal, als Imperator sitzend; die liegende Statue der Fürstin Pauline Borghese; das Denkmal seines Gönners, des Senators Giovanni Falieri, an den beinahe die Hälfte der hier mitgetheilten Briefe gerichtet ist; eine knieende Magdalena; eine Tänzerin mit fast durchsichtigem Gewande; Alfieri's Grabmal in Florenz; die Muse Terpsichore in Paris, sind außer vielen höchst charaktervollen Büsten die bedeutendsten Arbeiten aus seiner besten Zeit.

Der Beifall, den diese und andere seiner Arbeiten überall, besonders aber in Frankreich fanden, dessen Kunstrichtern seine Schöpfungen am meisten entsprachen, veranlaßte den Kaiser Napoleon 1810 einen förmlichen Ruf an Canova ergehen zu lassen, sich in Paris anzusiedeln, ein Ansinnen, dem zu entsprechen er nicht geneigt war. Dem Briefe, in welchem er dem Kaiser die Bitte, in Rom auch fernerhin verbleiben zu dürfen, eröffnete, folgte er selbst rasch nach Paris nach, um den ungünstigen Eindruck seines Schreibens zu tilgen. Auch diese Zusammenkunft mit Napoleon, den er oft bei der Kaiserin, an deren Modell zu der später ausgeführten Statue er in Paris die Hand anlegte, sah und sprach, benützte der edle Mann, um Napoleon für Rom und Italien günstig zu stimmen, ihn zur Rückgabe der weggeführten Antiken, und zur Beförderung der Ausgrabungen zu bewegen, ihm die Verödung Rom's zu schildern, und ihn zu bestimmen, Abhülfe gegen das Umsichgreifen der bösen Luft zu schaffen; bald legte er ihm die Interessen der Kirche ans Herz, bald wagte er es selbst die Verhältnisse des Papstes zu berühren. Immer aber war es die Sache der Unterdrückten, die Canova gegen den heftigen Mann, der so ungern Widerspruch hörte, meist siegreich vertrat, und auch in allem Uebrigen, dessen zu erwähnen die meist kurzen Zusammenkünfte gestatteten, bewirkte er viele heilsame Verfügungen, so daß auch dieser Aufenthalt Canova's in Paris nicht ohne wohlthätige Folgen blieb; denn noch vor seiner Rückkehr waren die Verordnungen nach Italien abgegangen, durch welche eine reichere Ausstattung der römischen Akademie von S. Luca, bedeutende Summen zu Nachgrabungen in Rom, zur Erhaltung der Gebäude und Kunstgegenstände in Florenz und noch manches Andere bewilliget wurden. Die Freude, welche ihm nach

seiner Rückkehr die dankbare Anerkennung seiner Verdienste um Rom, und die deßhalb ihm gezollten Huldigungen gewährten, trübte der Tod seiner Freundin Louise Giuli (S. d. 18. Brief). Die unergründlichen Wege der Vorsehung führten unsern Künstler auch zum dritten Mal in einem Auftrage nach Paris, dessen er sich mit dem besten Erfolge entledigte (S. d. 24. Brief). Die Italien geraubten Kunstwerke kehrten wieder dahin zurück, und nahmen meist ihre alten, bedeutungsvollen Plätze wieder ein. Auch Canova kehrte, zufrieden mit dem Erfolge seiner Sendung, zu seiner gewohnten künstlerischen Thätigkeit zurück, die er nun, angeeifert durch eine großartige Idee, noch mehr entwickelte. Canova wollte von den Glücksgütern, welche er sich durch Fleiß errungen — denn das, was ihm durch die Gunst des Papstes zu Theil geworden war, hatte er großmüthig und edel wieder zum Besten der Römer verwendet — seinem Geburtsorte ein Denkmal hinterlassen, seiner würdig und dem Orte zum Frommen. Ein Tempel sollte sich dort erheben, großartig und prachtvoll, geschmückt mit dem Besten seines Meißels und Pinsels; ein Denkmal seiner Frömmigkeit, seinen Mitbürgern zur Erbauung, den Fremden zur Bewunderung. Der erste Entwurf rührte von dem Baumeister Gian Antonio Selva (S. d. 27. Brief); doch blieb der ganze Bau stets unter Canova's näherem Einflusse. Die ungeheuren Kosten eines solchen Unternehmens mögen wol mit der Grund zu den angestrengten Arbeiten gewesen sein, denen sich der Künstler in der letzteren Zeit seines Lebens fast auf Kosten desselben hingab. Nur durch Ersparungen aller Art, die den ohnehin so wohlthätigen Mann auf das äußerste Bedürfniß beschränkten, war es ihm möglich, diesen stolzen Bau zu unternehmen und seine Fortsetzung zu sichern. Aber leider raubte er sich dadurch zugleich die Freude, seine Vollendung zu erleben; denn die rastlos fortgesetzten Anstrengungen und Beschwerden (S. d. 26. u. 32. Brief), welche oft der Gegenstand lebhafter Besorgnisse seiner Freunde gewesen waren, vermehrten seine Kränklichkeit und seine Erschöpfung so sehr, daß er endlich selbst beschloß, seine Thätigkeit zu unterbrechen, und nach Possagno zu reisen. Entkräftet und fast aufgelös't kam er gegen die Mitte Septembers in seinem Geburtsorte an, wo die Freude über das Emporsteigen seines prächtigen Werkes und das Wiedersehen vieler bewährter Freunde seine schon ganz entfärbten Wangen zuweilen auf Augenblicke rötheten. Als endlich seine Leiden sich noch mehr steigerten, beschloß er, der auf ärztliche Behandlung nie viel gehalten, doch nach Venedig zu gehen, um erfahrneren Aerzten näher zu sein. Am Abende des 4. Oct. 1822 kam er in Venedig im Hause seines Freundes Antonio Francesconi (rechts am St. Mar=

kusplatze) an, um es, nach seinem am 12. Oct. um 8 Uhr Morgens erfolgten Tode, erst als Leiche wieder zu verlassen. Herzzerreißend sprach sich der Schmerz bei der ganzen Versammlung aus, welche dem von dem Patriarchen Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör in der Markuskirche über der Leiche abgehaltenen Trauergottesdienste und der gleich darauf in dem Saale der Akademie von dem Grafen Cicognara, seinem Freunde, gesprochenen Rede beiwohnte, ein Schmerz, der bei der natürlichen Lebhaftigkeit des italienischen Volkes den höchsten Grad erreicht hatte, und der um so herzlicher und unverstellter war, da die Meisten der Anwesenden, und Alle, die je mit dem Künstler in Berührung gekommen, seine Milde und Großmuth, seiner Sitten Freundlichkeit, die reine Humanität, die sittliche Hoheit des Mannes, die große Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit des Künstlers erfahren hatten, dessen Herz zu früh für Alle still stand.

Im Umfange des österreichischen Kaiserstaates befinden sich von diesem großen Meister folgende Werke: Die kolossale Gruppe des Theseus, der den Centauren tödtet, aufgestellt im Volksgarten nächst der Kaiserburg zu Wien; das Grabmal der Erzherzogin Christine in der Augustiner-Kirche zu Wien; das Grabdenkmal für den Prinzen Friedrich von Oranien in der Kirche der Eremiten zu Padua; das Denkmal des Admirals Emo im Waffensaale des Arsenals zu Venedig; die Statue des Marchese Pulani, aufgestellt im Prato della Valle zu Padua; die Hebe in der Casa Heinzelmann in Venedig; die sitzende Statue der Fürstin Leopoldine Lichtenstein im Pallast Lichtenstein zu Wien; die Gruppe des Dädalus und Ikarus im Pallaste Pisani a S. Polo zu Venedig; die Statuen des Orpheus und der Eurydice im Pallaste Falieri zu Pradazzi di Asolo im Venezianischen; Aesculap in der Villa Cromar bei Monselice im Paduanischen; ein Basrelief zu Ehren des Bischofs Giustiniani, in der Congregazione di Carità zu Padua; die lebensgroße Statue des Palamedes in der Villa Sommariva am Comer-See; die Büste Sr. Majestät des Kaisers Franz I. in Wien; das Grabdenkmal für den Senator Giov. Falieri in Venedig; die sitzende Statue der Polymnia, ursprünglich ein Portrait der Prinzessin Marie Elise von Lucca in der kaiserlichen Burg in Wien; ein Grabdenkmal für die Gemahlin des Grafen Mellerio zu Mailand und ein anderes für dessen Oheim in der Villa Melleria al Giarnet bei Mailand; Büste der Helena in der Casa Albrizzi zu Venedig; Büste einer Muse im Besitze des Grafen Pezzoli zu Bergamo; kolossale Büste des Malers Giuseppe Bossi im Pallaste der Brera zu Mailand; ein kleines Grabdenkmal einer Frau in Mailand; Büste der Beatrice (S. t. 30.

Brief) in Venedig; Büste der Fürstin Eleonore von Este im Besitze des Grafen Paul Tosi in Brescia; die Herme einer Vestalin, bei dem Banquier Luigi Ubaldi in Mailand; Büste der Fürstin Leopoldine Eszterházy-Lichtenstein in Wien; Büste des Genius am Grabmale Rezzonico's, kolossal, im Besitze des Fürsten Eszterházy in Wien; Kolossal-Büste des Grafen Cicognara, an den ein Theil der folgenden Briefe gerichtet ist, und welcher Präsident der Academia delle belle Arti in Venedig war, bis auf die letzte Hand vollendet, mit dem Modell; endlich kommen seine Modelle und viele andere seiner Arbeiten theils in die von dem Künstler erbaute herrliche Kirche seines Geburtsortes Possagno, theils in das Museum, welches der Bruder des unsterblichen Künstlers, Bischof von Mindo, unweit des Hauses, wo Italiens Phidias geboren wurde, erbauet. In die Kirche des Dorfes kommt auch die von Canova gemalte Kreuzabnahme.

---

1. An Se. Exc. Joseph Falier [1]) in Venedig.

Ich habe bis zur Stunde geschwiegen, weil ich Ew. Exc. mit der Zeichnung des Modells jener Gruppe überraschen wollte, mit welcher ich schon ziemlich weit vorgerückt bin, und woran ich mit einem Eifer und Studium arbeite, den ein Mensch nur immer auf ein Werk verwenden kann, von dessen Gelingen seine ganze Zukunft abhängt. Da ich es aber für angemessener fand, Ew. Exc. die Gruppe in Gips abgeformt zu schicken, so ersuchte ich einen Freund, der einige Kisten von Rom nach Venedig zu schicken hatte, mit der Absendung zu warten, bis ich ihm die meinige mit der Gruppe übergeben könne, was er mir auch zusagte. Ich beeile mich daher, Ihnen im Voraus diese Sendung anzukündigen, und bitte bei dieser Gelegenheit, mich Ihren edeln Brüdern und Ihren verehrungswürdigen Aeltern zu empfehlen, und alle meiner unauslöschlichen Dankbarkeit und Verehrung zu versichern.

Nach Ihrer höchst achtungswürdigen Familie erkenne ich als meinen vorzüglichen Wohlthäter und Gönner den Herrn Gesandten unserer Republik am römischen Hofe, Ritter Julian, welcher auf die großmüthigste Art mein Bestreben unterstützte, mir Ehre zu machen, und für alle meine Lebensbedürfnisse so reichliche Vorsorge

---

1) Zur Zeit der Republik gebührte den Patriziern und Adeligen des gold'nen Buches in Venedig der Titel: Excellenz.

traf, daß ich mich ungestört dem Studium der Kunst widmen kann. Es scheint, daß die göttliche Vorsehung sich dieses edeln Herrn bediente, den sehnlichsten Wunsch meines Herzens, nämlich jenen zu erfüllen, daß ich mich ohne Störung der Sorgen für meinen Unterhalt ganz der Kunst weihen könne. Nun würde ich es aber auch für einen sacrilegischen Diebstahl halten, wenn ich die Kunst auch nur um eine Stunde des Tages berauben könnte. Ich bin ꝛc. Rom den 2. Juni 1781.

2. An Se. Exc. Johann Falier in Venedig.

Bei jedem Briefe an Ew. Exc. fühle ich mich wie verwirrt; denn mich erfüllt die lebhafteste Erinnerung an all die Wohlthaten, die ich von meiner Geburt an bis zur Stunde von Ihnen empfangen. Ohne alle Sicherheit für den Erfolg Ihrer großmüthigen Sorge haben Sie mich des früher beschwerlichen Dienstes im Steinbruch enthoben, mich Bildhauerei lehren lassen, und mir Vorschub und Gelegenheit gegeben, darin Fortschritte zu machen. Ihrer gnädigen Verwendung verdanke ich auch den Genuß der Pension. Wie kann ich es nur aufzählen und beschreiben, was ich Ihnen verdanke. Ich überlasse es der Welt, Ihre Wohlthaten an mir den künftigen Zeiten zu erzählen; denn ich kann nur mit gerührtem Herzen bekennen, daß ich alles, was ich habe und bin, nächst Gott nur Ihnen verdanke. Glauben Sie ja nicht, daß ich nach Verlauf der drei Jahre, welche mir der Senat in Rom zu studieren erlaubt, und mich deßhalb so gnädig unterstützt, des Undanks schuldig werden könnte, mich von meinem Vaterlande zu entfernen. Vielmehr denke ich, wenn auch Sie es genehmigen, daß ich nach Vollendung der Gruppe, wozu ich 20 Monate Zeit brauchen dürfte, in mein Vaterland zurückkehre, welches mich so großmüthig überzeugte, daß es mich liebt. Se. Exc. der Herr Gesandte trägt mir auf, Ew. Exc. seine Grüße zu melden, und Sie um eine Abschrift des Decretes wegen der Pension zu bitten. Ueber die eingesendete Gruppe verfügen Sie nach Gutdünken. Gleich nach vollendetem Guße werde ich Ihnen den Kopf des Theseus im Großen schicken, und bei dieser Gelegenheit auch den kleinern, um ihn auf den Rumpf des Theseus statt jenem zu setzen, den ich schon geschickt habe.

Ich habe den Körper des Minotaurus nicht behaart gemacht, weil ich es für die Anatomie der Theile besser fand. In der Statue werde ich ihn aber behaart erscheinen lassen. Es mag sein, daß Theseus statt des Schwertes eine Keule führen sollte, weil er sie als Trophäe seiner früheren Heldenthaten trug. Doch Ovid, den ich in der Uebersetzung gelesen, sagt ausdrücklich, Theseus habe

den Minotaurus gestochen, zerfleischt, und ihm dann das Haupt abgeschlagen, deshalb hab' ich ihm auch das Schwert zugedacht; doch da Sie mich besonders daran erinnern, will ich noch einmal im Ovid nachsehen lassen, und wenn da der Keule erwähnt wird, will ich sie dem Helden geben, da ich noch Stein genug habe, und das Schwert nur angedeutet ist. Daß der Minotaurus eine Keule trage, habe ich nirgend gelesen, wol aber, daß die Centauren und Satyren damit bewaffnet sind. Wenn Sie mich aus competenter gelehrter Quelle bescheiden könnten, ob dem Minotaurus eine Keule gebühre, so wäre es mir sehr erwünscht.

Die kleine Statue für den Senator in Rom ist noch nicht fertig. Es wird Ihnen bekannt sein, daß es ein sich krönender Apollo ist. Herr Angelini, einer der ersten Bildhauer in Rom, hat eine von gleicher Größe wie die meinige gemacht. Sie stellt Minerva die friedfertige vor. Mich Ihnen und Ihrer verehrungswürdigen Familie rc. Rom den 29. December 1781.

3. An Se. Exc. Joseph Falier in Venedig.

Es ist wahr, daß ich eine geraume Zeit verstreichen ließ, ohne Ihnen zu schreiben, doch die vielen Arbeiten, womit ich überhäuft bin, lassen mir kaum einige Minuten Zeit, zu Tische zu gehen. Dieß wird mich bei Ihnen um so mehr entschuldigen, als ich in den Briefen, die ich Ihrem Herrn Vater geschrieben, jedesmal gebeten habe, mich dem ganzen Hause zu empfehlen. In dem Briefe, den ich bei Beginn dieses Jahres geschrieben, habe ich eine Uebersicht meiner Arbeiten gegeben, welche dem Mausoleum Papst Clemens XIV. gewidmet sind, und wobei ich mir schmeichle, daß die Statuen die Modelle an Schönheit übertreffen. An das Modell des Grabmals für den Papst Rezzonico werde ich keine Hand anlegen, bis nicht jenes des Ganganelli aufgestellt ist. Indessen ist das architektonische Modell für das Mausoleum Rezzonico vom Tischler beinahe fertig. Nun habe ich Ihnen Alles berichtet, und bin mir nicht bewußt, etwas anderes gearbeitet zu haben, was Ihrer Aufmerksamkeit würdig gewesen wäre. Indessen glauben Sie nicht, daß alle Ehren und Vortheile der Welt in mir die Erinnerung an die Wohlthaten erlöschen werden, die ich von Ihrem Hause, von meinen Gönnern und Freunden empfangen habe. Schließlich muß ich bemerken, daß ich ein immer weiteres Feld für meine Laufbahn als Künstler finde, so daß ich kaum hoffe, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, weil ich zu lebhaft empfinde, daß ich noch Pygmäe in der Kunst bin. Ich bin rc. Rom den 21. Jänner 1786.

4. An Se. Exc. Joseph Falier in Venedig.

Nun haben die Asolaner dem Hunde aus dem Hause Falier ein Halsband umgebunden [1]). Dies Halsband hat, ohne Scherz gesprochen, immer seinen Werth, und ich bitte Sie, folgendes Danksagungsschreiben, wenn Sie es gelesen, an die adelichen Herren Proveditoren und an den Rath von Asolo abzusenden. Ich hoffe, daß Sie mit meiner Antwort und Danksagung zufrieden sind; wenn nicht, so werden Sie mich entschuldigen, da der Curialstyl unmöglich von einem Menschen gefordert werden kann, der die meiste Zeit seines Lebens unter Statuen verlebt, die keine Complimente fordern und erwiedern. Ich bitte, mich Ihren Angehörigen auf das Angelegentlichste zu empfehlen, und überzeugt zu seyn, daß ich mit oder ohne Halsband bin 2c. Rom, Juni 1789.

5. An den Nämlichen in Venedig.

Ich glaube, daß Sie bis zur Stunde von Herrn Martin de Beni zwei Kupferstiche empfangen haben, welche das Grabmal Clemens XIV. vorstellen. Ich habe sie Ihnen ohne die beabsichtigte Dedication geschickt, weil es Menschen gibt, die da wünschen, daß nur wenige Abzüge gemacht werden, und weil die Abdrücke außer Harmonie und so mangelhaft gerathen sind, daß in der sitzenden Figur der Demuth sowol die Andeutung der Lichter als der Faltenwurf zwischen den Beinen mißlungen sind. Indessen erscheinen die Abdrücke nicht so übel, weil man im Kupfer mehreres nachgeholfen hat, und gewöhnlich wie überall die Sage geht, daß die besten Kupferstiche immer hinter den Sculpturen zurückbleiben, welches hier besonders bei der sitzenden Figur der Fall ist. Dieß glaubte ich Ihnen für den Fall berichten zu müssen, als Sie über meine Arbeiten einige Urtheile hören sollten. Sie stellen mehrere Fragen an mich, die ich um so weniger beantworten kann, als sie auf falschen Voraussetzungen beruhen, wie z. B. daß ich Camäen schneide, eine Sache, die ich mir auch nicht im Traume einfallen ließ. Eben so falsch ist es, daß ich ein Gemälde zu fertigen im Begriffe sein soll. Es ist nicht zu läugnen, daß ich vor fünf Jahren eine kleine Akademie in der Malerei persolvirt habe, um mich zu überzeugen, ob ich wol auch in diesem Zweige der Kunst etwas zu leisten im Stande wäre. Doch seit jener Zeit habe ich nichts mehr dergleichen gemacht, so sehr ich dazu Lust hätte, wenn mir meine gegenwärtigen Beschäftigungen auch nur Eine Stunde dazu Zeit ließen.

---

[1]) Der Adel von Asolo hatte ihn feierlich in sein Gremmium aufgenommen, und ihm nach damaliger Sitte das Diplom überschickt.

Die Arbeiten, die mich gegenwärtig beschäftigen, sind jene für das Grabmal des Papstes Rezzonico (ein magerer Gegenstand bei all der Ueberzahl der Figuren), dann eine Gruppe des Amor und Psyche für einen englischen Cavalier, dann ein Amorino, und wieder ein Amorino als Porträt für eine pohlnische Prinzessin, und endlich eine Arbeit für mich, ein Geheimniß, von welchem ich wünsche, daß Sie keiner Seele etwas vertrauen; dies wird eine Statue sein. Nun habe ich Alles ohne einen Schatten von Geheimnißkrämerei mitgetheilt.

Ich sollte eine Gruppe für den König von Pohlen anfertigen. Ich schrieb zwei Entschuldigungsbriefe, und da ich Antwort erhielt, daß man darauf nicht achte, erwarte ich einen neuen Auftrag, daß ich sie doch machen soll. Man hat an den Cardinal de Barnis, französischen Minister am römischen Hofe, drei Briefe geschrieben, daß er mich bereden solle, für eine Provinz, ich weiß nicht welche, ein Denkmal des Ritter Bayard, eines berühmten Helden von Frankreich zu machen. Ich antwortete, mich nicht mit einem fremden Denkmale befassen zu können, und daß ich zufrieden wäre, die bereits bestellten zu vollenden.

Ihre Geduld nicht zu ermüden, eile ich zum Schlusse des langen Briefes, und bin rc. Rom, ohne Datum.

6. An Se. Exc. Giacomo Justinian Recanati in Venedig.

Mir ist es leid, daß ich morgen schon nach Rom abreisen muß, ohne Ew. Exc. meine Ehrfurcht bezeugen zu können. Doch habe ich den geehrten Herrn Abbé Boni gesprochen, welcher mir Ihre Ideen in Ansehung des Ateliers mitgetheilt hat. Mit ihm also und mit Herrn Selva, meinem Freunde, sind wir an den bestimmten Ort gegangen, haben Alles untersucht, und gefunden, daß Alles auf das Vollkommenste hergestellt werden könne, ohne daß der ehrliche Cantarutto sein Gewölbe aufgeben muß.

Bereits wird gedachter Herr Abbé Boni mit Ihnen gesprochen haben. Nur meine tausenderlei Geschäfte konnten mich verhindern, ihn zu begleiten, um Sie zu sehen. Ich sprach ebenfalls mit Herrn Priuli in Lancenigo. Er wird Ihnen den Inhalt unsers Gespräches mittheilen. Ich theile Ihnen einen Artikel des Briefes mit, den mir Se. Exc. der Senator Rezzonico unter dem 26. October d. J. von Wien geschrieben, und welcher des gütigen Antheils erwähnt, den der Herr Baron von Thugut an der Errichtung eines Studiums (Atelier) für mich nimmt. „Der Herr Baron von Thugut grüßt Sie auf das Herzlichste, und nimmt unendlichen Antheil an Ihren Angelegenheiten. Er nimmt

es mit wahrhaftem Vergnügen auf sich, Ihnen in Venedig ein Studium bauen zu lassen."

Ich bitte, auch Ihrem vortrefflichen Herrn Sohne, dem lebhaften Freunde der schönen Künste, meine achtungsvollsten Versicherungen mitzutheilen, wie sehr ich ꝛc. Venedig den 1. November 1790.

7. An Se. Exc. Joseph Falier in Venedig.

Nicht um ihnen Glück zum neuen Jahre zu wünschen, noch weniger um der Sitte mit einem Complimente zu fröhnen, schreibe ich Ihnen, sondern um Nachricht über Ihr Befinden, und jenes Ihrer verehrtesten Aeltern und Brüder einzuholen.

Sie glauben nicht, wie theuer das Haus Falier meinem Herzen ist, obgleich ich nicht, wie ich wünschte, immer schreiben kann. Alles, Alles schwebt mir vor Augen, und lebt in meinem Herzen, die Wohlthaten, die Anleitungen, die moralischen und wissenschaftlichen Lehren Ihres und meines liebreichen Vaters. Ich glaube ihn meinen Vater nennen zu dürfen, da ich ihm meine ganze bürgerliche Existenz verdanke. Sagen sie ihm tausend herzliche Dinge von mir, den Rest werde ich ihm, wenn ich genug Athem dazu habe, kommenden Sommer persönlich sagen, da ich eine Reise nach Venedig beschlossen habe.

Nun geht es an mein großes Werk in der Peterskirche. Der Himmel gebe, daß es den Erwartungen entspreche. Das ist mir genug. Es ist ein großes gewagtes Unternehmen mit unglaublichen Mühen und Beschwerden. Ich werde aber Alles gerne ertragen haben, wenn nur das Publikum mit mir nicht unzufrieden ist. Der Herr erhalte mir nur meine Gesundheit, welche mir über Alles geht, sowol in Beziehung auf mich als auf meine Verwandten, welchen ich für die wenigen Jahre ihres Weilens auf Erden ein sorgenfreies Leben verschaffen möchte. Obgleich ich mein ganzes Vermögen verloren habe, so ertrage ich es mit Geduld [1]). Ich bin schon seit meiner Kindheit an gewohnt, arm zu sein, das kümmert mich nicht. Nur Gesundheit, daß ich die Beschwerden ertragen kann, und ich bin zufrieden. Indessen entrichten Sie Ihrer verehrtesten Familie die Versicherungen meiner unbegränzten Hochachtung und Dankbarkeit, womit ꝛc. Rom den 17. December 1791.

8. An den Herrn Abbé Melchior Cesarotti in Padua.

Was werden Sie dazu sagen, daß ich Sie mit einem Schreiben beunruhige? Ich bin gewiß, daß Sie mir verzeihen, sobald

1) Den größten Theil des Geldes für das Grabmal Rezzonico hatte Canova in einer Bank hinterlegt, die bald darauf fallirte.

Sie erfahren, daß mein Herz mir es geboten, Ihnen zu schreiben, obgleich ich sehr wenig zum Schreiben geneigt bin. Ihr Homer, und die geistreichen Noten, womit Sie ihn begleiten, erwarben Ihnen meine lebhafteste Verehrung und Dankbarkeit. Ihre Dichtung riß mich durch ihre Erhabenheit dahin, und Ihre Noten bekräftigten mich darin, die Vorurtheile zu verachten, und nur jene Dinge zu schätzen, welche wirklich und aus Vernunftgründen schätzenswürdig sind. Sie werden mir sagen, es sei unmöglich, daß ein Mensch, der wie ein Lastthier den ganzen Tag arbeiten muß, Ihre Werke lesen könne. Es ist wahr, daß ich den ganzen Tag unausgesetzt arbeite, aber es ist eben so wahr, daß ich fast den ganzen Tag während der Arbeit mir vorlesen lasse, und so habe ich schon zum drittenmale alle Ihre acht Theile über Homer mir vorlesen gehört, und ich halte diese Bücher für eine Weihe der Bekräftigung gegen die Vorurtheile. Sie wissen es wol gut, daß, wenn sich im Geiste eines großen Mannes Ideen entwickeln, die mit jenem eines Kleinen übereinstimmen, der Kleine sich ermuthigt fühlt. Ich will Sie nicht länger Ihrer kostbaren Augenblicke berauben, aber ich kann es Ihnen nicht verhehlen, wie gerne ich recht oft in Ihrer Nähe sein möchte, um von Ihren lehrreichen Mittheilungen Gewinn für Geist und Kunst zu ziehen. Ich bin rc. Rom den 8. Februar 1794.

9. An Se. Exc. Joseph Falier in Venedig.

Ich beeile mich, damit Sie es nicht auf anderm Wege erfahren, Ihnen zu melden, daß ich einen Ruf nach Rußland erhalten habe, die Statue der Kaiserin zu fertigen. Sie können sich denken, was ich geantwortet, und wie ich mich entschuldigt habe, daß die gegenwärtigen, für mein Vaterland bestimmten Arbeiten mir vor der Hand nicht erlauben, Italien zu verlassen.

Wenn der geformte Amorino trocken sein wird, werde ich Ihnen denselben schicken. Nun ist die nach Neapel bestimmte Gruppe, Adonis und Venus, fertig, wurde bereits von Kunstkennern in Augenschein genommen, und ich kann Sie versichern, daß man diese Gruppe als die vorzüglichste von allen erklärt hat, die aus meinen Händen hervorgegangen, was ich auch selbst glaube. Ich fürchte aber, daß der Eigenthümer sie mir nicht so lange in den Händen lassen wird, um eine Form davon nehmen zu können. Hierüber werde ich Ihnen seiner Zeit das Nähere berichten.

Die Arbeit mit dem Denkmal des Emo schreitet rasch vorwärts, und ich hoffe sie bis Ostern zu vollenden. Verzeihen Sie mir die schlechte Schrift; denn Sonnabend bin ich der Rechnungen wegen

genöthiget, viel und schnell zu schreiben. Ich bin rc. Rom den 22. November 1794.

10. An den nämlichen in Venedig.

Sie hielten mich für verehelicht und mit Kindern gesegnet, als Sie mir es übel nahmen, daß ich die Einladung nach Rußland abgelehnt habe. Ich nahm die Ehre der Einladung eben so dankbar an, als ob ich davon Gebrauch gemacht hätte. Es liegt mir sehr wenig daran, meine Glücksumstände zu verbessern. Ich will nicht mit mehr Aufwand leben, als ich jetzt lebe, und auch nicht weniger arbeiten. —

Ich bin ein armer Mann, doch weil ich wenig brauche, bin ich nicht in Verlegenheit, überall das wenige Nöthige zu erwerben. Ich hoffe, daß ich mich nicht verehelichen werde, und sollte ich eine Gattin nehmen, so müßte es eine von vorgerücktem Alter sein, damit ich mich ohne Störung und Sorge meiner Kunst widmen kann, die ich so sehr liebe, und welche den ganzen Menschen ohne Verlust eines Augenblickes für sich fodert. Sie werden meiner Meinung sein, so sehr Sie bemüht waren, mich im Namen der Freunde und des Vaterlandes eines Andern zu bereden.

Mir ist es leid, Ihnen zu gestehen, was ich mit dem Porträt meines Vaters (verzeihen Sie, daß ich dem Ihrigen diesen Namen gebe) anfangen wollte. Ich ließ es in Profil entwerfen, und hatte die Idee, ein Basrelief zur Darstellung eines erhabenen Gegenstandes zu machen, und in diesen die Porträte meiner Wohlthäter anzubringen, unter welchen Ihr edler Vater den ersten Platz einnimmt. Dies ist meine Idee, doch ich besorge, daß ich vor meiner Abreise nach Venedig, wo ich das Denkmal des Admirals Emo aufzustellen habe, keine Zeit finden werde, das Modell zu machen.

Bei dieser Gelegenheit, als man sich gute Feiertage wünscht, flehe ich zur göttlichen Vorsicht, daß sie Ihnen mit ihrem Segen alle Wohlthaten vergelte, die Sie mir von der Zeit an, als ich noch ein Nichts, oder besser weniger als jetzt, war, erwiesen haben. Mein Gedächtniß, meine Dankbarkeit und meine Liebe ist noch so lebhaft, wie in meinem Alter von 15 Jahren. Ich hoffe zu Gott, die Ostern in Venedig zuzubringen, und bin rc. Rom den 20. December 1794.

11. An denselben in Venedig.

Sie können sich nicht vorstellen, mit welchem Schmerze ich die Nachricht von dem plötzlichen Ableben Ihrer verehrungswürdigen Mutter vernommen. Es ist wahr, daß sie schon weit in den Jah-

ren vorgerückt; doch die Aeltern noch am Leben und sich so nahe zu haben, ist ein Glück, das nur kindliche Herzen fühlen. Doch will es Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen. Mich tröstet die Nachricht von dem Wohlbefinden Ihres Herrn Vaters und meines väterlichen Wohlthäters, den Gott noch lange erhalten wolle, damit ich ihn recht oft wieder sehe. Indessen erzählen Sie ihm, daß ich eine Statue, den triumphirenden Perseus, vollendet habe, der in der linken Hand den Kopf der Medusa, und in der rechten das Schwert trägt. Diese Statue gefällt sehr, und ich habe den Muth nicht, Ihnen das allzuschmeichelnde Urtheil darüber zu wiederholen. Ich will vom Ertrag dieser Statue vier Morgen Landes kaufen, welche man die perseischen Felder nennen soll. Viele melden sich als Käufer, doch der sie schon im Anfange für sich bestellte, ist gegenwärtig in Paris, und ich muß dessen Erklärung einholen.

Indessen zweifeln Sie nicht, daß die Felder in meinem Vaterlande gekauft werden, das ich so sehr liebe. Ich erkenne in Allem die liebreiche Hand der Vorsehung, die mir mitten in so manchen Prüfungen noch solche unverdiente Freuden und Ehren gewährt. Mit meiner unterthänigsten Empfehlung an Comtesse Cornelia bitte ich rc. Rom den 2. Mai 1801.

12. An Se. Exc. Jakob Justinian Recanati in Venedig.

Da Sie jede mich betreffende Neuigkeit mit Wohlgefallen vernehmen, so beeile ich mich, Ihnen zu melden, daß ich dieser Tagen eine Statue, vielleicht größer als jene des Apollo des Belvedre, vollendet habe. Sie stellt Perseus im Triumphe dar, in einer Hand den Kopf der Medusa, in der andern ein Schwert. Diese Statue erwarb sich, die Wahrheit zu sagen, solchen Beifall, daß ich ihn kaum zu beschreiben vermag. Ich glaube, daß diese Statue nach Frankreich wandern wird, wo sich das Geld eines großen Theiles von Europa, und besonders des armen Italiens befindet.

Ich erneure bei dieser Gelegenheit die Versicherungen meiner unbegränzten Verehrung rc. Rom den 9. Mai 1801.

13. An denselben in Venedig.

Da Sie in Ihrer gütigen Aufmerksamkeit und Theilnahme für meine Angelegenheiten nicht ermüden, so berichte ich Ihnen, daß mir für meinen Perseus verschiedene Anträge gemacht worden sind, und daß ich in Unterhandlungen mit Herrn Bossi, Maler und Secretär der Akademie der schönen Künste in Mailand, getreten bin. Dieser bezahlt die Hälfte des Betrages, und die andere Hälfte wird von seinen Freunden, worunter auch einige Künstler, entrichtet. Doch

als die päpstliche Regierung vernahm, daß diese Statue aus Rom versendet werden sollte, gab sie Befehl, daß sie (ungeachtet der Beschränktheit der Finanzen) für Seine Heiligkeit gekauft, und im Pio-Clementinischen Museum aufgestellt werden soll. Ich bin überzeugt, daß den Herren in Mailand diese Verfügung mißfallen wird, doch da der Souverain es also will, müssen sie sich wol zufrieden geben. Ich wiederhole ꝛc. Rom den 26. September 1801.

14. An denselben in Venedig.

Mit unbeschreiblichem Vergnügen vernahm ich, daß Sie ein seltenes Gemälde von Mantegna gekauft haben. Es ist wahr, daß man selbst in den vorzüglichsten Gallerien von Europa selten Werke von diesem Meister antrifft. Desto interessanter wird Ihre schöne Sammlung durch diese kostbare Acquisition werden. Sie könnten keine edlere Liebhaberei als jene mit den schönen Künsten pflegen. Wenn ich höre, daß irgend ein Venezianer sich dafür interessirt, so habe ich eine um so größere Freude, als leider seit geraumer Zeit unsere Herren dafür zu erkalten scheinen, weßwegen es auch mit den Künsten so sehr abwärts geht. Gerne möchte ich eine Zeichnung des Ganimed sehen, womit sich gegenwärtig der brave junge Künstler Schiavon beschäftiget. Ich bin ꝛc. Rom den 29. Mai 1802.

15. An denselben in Venedig.

Morgen reise ich eiligst nach Paris. — Sie werden erstaunen — doch der heil. Vater und der Cardinal-Staatssecretär redeten mir auf das Aeußerste zu, den Wunsch des ersten Consuls nicht abzulehnen, der mich nur auf wenige Augenblicke sehen will. Bei meiner Zurückkunft, welche in zwei Monaten erfolgen dürfte, werde ich Ihnen, wenn sich etwas Denkwürdiges ereignet, hievon Nachricht geben. Der Himmel segne diese Reise. Indessen verharre ich ꝛc. Rom den 18. September 1802.

16. An denselben in Venedig.

In Ansehung meiner Reise nach Paris weiß ich Ihnen nichts besonders zu berichten. Es wird Ihnen bereits bekannt sein, daß ich das Porträt des ersten Consuls gemacht habe, und daß ich den Auftrag habe, eine Statue in der Größe des Farnesischen Herkules zu fertigen. Das Porträt hat sehr gefallen (der schönste Lohn für den, der es gearbeitet). Der Kopf ist auch sehr günstig für die Sculptur.

Es ist war, daß ich in Florenz eine von mir dort befindliche Statue von Gips zerbrochen habe, wofür ich eine neue bessere dahin zu senden gesonnen bin.

Ich danke Ihnen für den gütigen Antheil, den Sie an meinen Angelegenheiten genommen, und bin rc. Ohne Datum.

17. An denselben in Venedig.

Ich konnte Ihr verehrtes Schreiben nur mit innigster Rührung lesen. Ihre Ausdrücke sind so lebhaft und ergreifend, daß ich nicht nur eine treue Schilderung Ihrer Empfindungen beim Anblick meines Bildes gelesen, sondern mich selbst gegenwärtig dachte, und aus Ihrem Munde die gefühlvollen Aeußerungen des ersten Eindrucks zu vernehmen glaubte. Wenn man von einem andern Werke und nicht von dem meinigen spräche, so würde ich keine Ausdrücke finden, meine Bewunderung über Ihr reines Kunstgefühl und über Ihre geistreichen Beobachtungen auszusprechen. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn mein Bild in jedem edeln Gemüthe einen solchen Enthusiasmus erwecken könnte. Mich freut es, daß Sie doch einigermassen einen Ersatz für die beschwerliche Reise in die Gegend meiner Heimath gefunden haben.

Ihr Wohlwollen ging so weit, daß Sie auch meine Mutter und meine Muhme sehen wollten, um sich mit so vieler Herablassung und Güte mit Ihnen zu unterhalten. Wie sehr haben Sie mich auch von dieser Seite verpflichtet, Ihnen unaufhörlich dankbar zu sein. Empfangen Sie daher rc. Rom den 8. September 1804.

18. An Herrn Joh. Ant. Selva in Venedig.

In Erwiederung auf Ihr Werthes vom 16. v. M. bekenne ich mich für die Bereitwilligkeit verpflichtet, mit welcher Ihr Herr Bruder in Abwesenheit meines Ferdinand meine Angelegenheiten besorgen will. Durch Herrn Mezzani schrieb ich einen Brief an den Cavalier Querenghi, und wünsche, daß er ihm nützlich sein möge.

Mir ist es sehr leid, daß Sie Ihres Gebäudes wegen Verdruß haben, für welches man, obgleich es gegen Ihre Pläne und Vorschriften aufgeführt werden, auch Sie als Mitschuldigen an dem schlechten Erfolg erklären, und zur Mitverantwortung für Schaden und Ersatz verhalten will. Auch mein Gemüth ist gegenwärtig durch den Verlust unserer guten Louise [1]) angegriffen, welche am verflossenen Montage mit Tod abgegangen. Sie können sich meine Be-

---

1) Dieser achtungswürdigen Frau war das Hauswesen des Canova anvertraut. Sie war ihm sehr anhänglich. Sie hatte auch Geschmack und Bildung für die Kunst, und übte sie in Zeichnung und Malerei.

trübniß über diesen Verlust nicht vorstellen, auch nicht jene meines Bruders, der sie wie seine Mutter liebte, und ich wie meine Schwester. Ich bitte Sie, in Ihrem Schreiben an mich der Verblichenen nicht zu erwähnen; denn es würde nur den Schmerz erneuern, den nur eine lange Zeit zu heilen im Stande sein wird. Tausend Grüße an Ihre gute Mutter und Ihre liebe Familie, und glauben Sie, daß ich unveränderlich bin ꝛc. Rom den 10. Februar 1811.

19. An den Herrn Grafen Leop. Cicognara in Venedig.

Ja ich beneide Sie um die liebenswürdige Gesellschaft des Alessandri, des Nicolini, und vorzüglich um jene der unvergleichlichen Minette [1]). O warum habe ich das nicht früher gewußt, um Sie zu bitten, daß Sie den Charakter dieser Seele des Paradieses näher studieren. Ihnen, der Sie ein so leidenschaftlicher Verehrer schöner und edler Seelen sind, hätte die nähere Kenntniß der Vorzüge und Tugenden unserer theuern Freundin gewiß die größte Freude gewährt. Was mich anbelangt, so betheure ich Ihnen, daß ich kein ähnliches Wesen gefunden, und setze selbst Ihre Freundschaft zur Wette, daß es von keinem in der Welt an Sittenreinheit und Engelsgüte übertroffen wird. Sie werden sie gewiß vor meiner Einladung näher gekannt haben; denn es gehört keine große Klugheit und Kunst dazu, ein Herz zu kennen, das sich so wahr und rein aus Blicken und Lippen ausspricht. O hätte ich in dieser Zwischenzeit einen Ausflug nach Florenz machen können, oder Sie einen nach Rom, wie ich es so sehr gewünscht habe. Alessandri verspricht mir, mich zu besuchen, aber ich zweifle, da er bereits einige Male sein Wort nicht gehalten. Wenn Sie mit ihm gekommen wären, hätte das meine Freude um so größer gemacht. Ihr Verlangen, einige Tage bei mir zu weilen, ehrt und erfreut mich. Auch mich verlangt es nach einem nähern Umgang mit einem Mann von so edeln Eigenschaften wie Sie. Die schönen anmuthigen Bemerkungen, die Sie mir über meine Venus gemacht haben, sind mir unvergeßlich. Wenn Sie vor Vergnügen eine Spanne zu wachsen glauben, indem Sie Gutes von mir hören, so dünkt es mich, zehn Spannen größer zu werden, wenn ich von einem so aufrichtigen seltnen Freunde wie Sie ein gütig Urtheil über mich vernehme, ohne mich dabei aus Eigenliebe zu übernehmen; denn ich weiß es recht gut, welche Schwä-

---

[1]) Diese spanische Dame verband mit einer höchst seltenen Geistesbildung auch einen vortrefflichen Charakter. Sie bezeichnet im Leben des Canova eine zweite Epoche, und in dieser zeigte er sich nicht abgeneigt, ja selbst nahe daran, ein Ehebündniß zu schließen.

chen und Fehler mir noch im Wege stehen. Nur muß ich gestehen, daß mir der Beifall verständiger, mit der Kunst vertrauter Personen mehr als das Urtheil der Menge gilt.

Mit erster Gelegenheit werde ich Ihnen einen andern Kupferstich senden, der ihnen vielleicht nicht mißfallen wird. Wenn es mir nur möglich wäre, recht viele Subscribenten auf ihr großes Werk zu sammeln. Doch hier in Rom, glauben Sie mir, werden die Bücher auf der Straße ausgeboten und verkauft, wenn es nur an Käufern nicht fehlte. Wenn auch hier eine Königinn wäre, ich wette, es würden sich Subscribenten zu Duzenden finden. Ich schrieb auch nach Deutschland an mehr als einen Freund, und erwarte die Antwort, ob glücklich oder nicht, weiß ich nicht. An gutem Willen fehlt es mir gewiß nicht. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen gesagt, daß ich auf zwei Exemplare mich unterzeichnet habe. Ich bitte Sie, sich dessen seiner Zeit zu erinnern. Ich bin rc. Rom den 14. September 1812.

20. An denselben in Venedig.

Jeder Brief von Ihnen ist ein Beweis Ihrer herzlichen Freundschaft für mich, wofür ich Ihnen unendlich dankbar bin. Warum haben Sie sich in den Kopf gesetzt, sich auf eine so entschiedene Art mit mir und meinen Arbeiten zu beschäftigen? Diese Ihre Absicht rührt mich, und macht mich erröthen zugleich. Ich möchte Ihnen hiefür meine Dankbarkeit mit mehr als Worten aussprechen. Ich verstehe wol, daß, um diese Idee auszuführen, einige freundschaftliche Besprechungen unter uns eben so nothwendig als nützlich sind. Sie können sich denken, wie sehr ich es selbst wünsche, doch die Obliegenheiten für die Kunst und andere Hindernisse machten mir es unmöglich, diesen Herbst meinen Ausflug nach Florenz zu machen. Doch ich gebe die Hoffnung nicht auf, Sie nächstes Frühjahr zu sehen.

Sie werden sich wundern, daß ich mit keiner Sylbe meiner Kunstleistungen erwähnt habe. Ich hatte es wol in der Absicht, wurde aber immer von der Idee abgezogen. In der Folge soll es anders werden. Ich habe den bestimmten Willen, meine Ansichten über meine eigenen Werke niederzuschreiben, und bei dieser Gelegenheit von der Bildhauerkunst und ihren wenigen Elementen zu reden. Ich denke jedoch nicht, ein Werk zu schreiben, welche Thorheit mir auch nicht einfallen könnte. Nur denke ich darin meinem Freunde im Vertrauen die Beweggründe meiner Art des Kunstwirkens auseinander zu setzen, doch wir werden uns hoffentlich früher noch sehen, ehe ich dieß kleine Nebengeschäft beginne, und Sie

sollen mich bereit finden, Ihnen meine Ideen über meine Kunst mitzutheilen. Ich werde meinen Bruder ersuchen, ein Verzeichniß derjenigen ihm bekannten Schriftsteller zu verfassen, die über mich und meine Werke geschrieben haben. Erwarten Sie jedoch kein umständliches Verzeichniß, welches er um so weniger machen kann, als die meisten Zeitschriften, worin von mir die Rede ist, uns beiden kaum dem Namen nach bekannt sind.

Ich erwarte mit Ungeduld den jungen Bildhauer Rinaldi, für den Sie sich so sehr interessiren, und ich versichere Sie, daß ich nicht ermangele, ihm durch Hülfe und Rath förderlich zu sein. Ich werde dem Hayez (Mahler) Ihren Wirk in Ansehung der Hölle mittheilen.

Zweifeln Sie nicht, daß ich Ihnen mit erster Gelegenheit noch einige andere Kupferstiche von meinen neueren Werken senden werde, damit Sie weder Söhne noch Eidame zu beneiden haben. Bleiben Sie mir gut, und glauben Sie, daß rc. Rom 21. October 1812.

21. An denselben in Venedig.

Ich habe dieser Tagen ein von Demin verfertigtes Gemälde gesehen, und kann Sie versichern, daß er es sehr gut ausgeführt hat. Nur seine Aengstlichkeit hat ihn abgehalten, einen verständigen Freund um Rath zu fragen, und ihn zur bessern Vollendung seines Gemäldes zu benützen. Ich versichere Sie, daß ich ihn für fähig halte, noch Größeres in der Kunst zu leisten, als man gegenwärtig von ihm sieht; nur bedarf er Aufmunterung und Vertrauen, und ich sinne, ihm beides auf jede nur mögliche Art zu gewähren. Sein Talent für die Kunst ist außer allem Zweifel groß und entschieden. Seine Studien des Nackten im Pallaste von Venedig haben kein besseres Talent unter seinen Mitschülern zu beneiden, vielleicht auch keinen Rivalen zu fürchten; denn ich glaube, daß keiner der Zöglinge der Akademie ihn überbieten wird. Und das ist schon viel. Wenn er nur noch ein Jahr hier in Rom bleiben könnte. Ich sehe aber, daß diese Gnade nur dem Hayez vorbehalten bleibt, der sie in Wahrheit auch verdient, worüber ich mich fast eben so sehr als Sie selbst freue. Ich glaube, daß wir auch an unserm jungen Bildhauer Rinaldi Freude erleben. Ich sehe, daß er mit Geist und Eifer arbeitet, was mich alles Gute von ihm hoffen läßt. Ich werde ihn öfters besuchen, was ich auch aus natürlicher Neigung auch bei den Andern thue, welche sich mit Fleiß und Liebe der Kunst widmen.

Mir ist es sehr leid, daß ich Ihren Wunsch in Ansehung eines Gipsabgusses des Napoleon nicht befriedigen kann, weil ich nur einen einzigen besitze. Erhalten Sie mir ihre Freundschaft rc. Rom 23. December 1812.

22. An denselben in Ferrara.

Ihr Schreiben vom 5. hat mir Freude und Trauer bereitet. Briefe von Ihnen zu empfangen, macht mir stets Freude, doch dieses Mal erfüllte es mich mit Schmerz, den Kummer meines so sehr geliebten Freundes über so viele Widerwärtigkeiten und Trübsale seines Lebens zu vernehmen. Ich vermag es nicht, Sie zu trösten, wol aber mit Ihnen die Erbitterung gegen das widrige Verhängniß, und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu theilen, die bald eintreten wird. Wie glücklich wäre ich, wenn es mir gelänge, Ihr gedrücktes Gemüth zu erheitern. Ich danke Ihnen für die zarte Rücksicht, mir in Ihrer aufgeregten Stimmung nicht zu schreiben, obschon ich es Ihnen vielmehr verdenken sollte, da meine Freundschaft bereit ist, in der Zeit der Prüfung auch die Bitterkeiten des Lebens mit Ihnen zu theilen. Nie verschließe ich mein Herz vor der Theilnahme am Schicksale eines Freundes, um so weniger bei Ihnen, der ich Sie mehr als alle andern hochschätze und liebe.

Vor einigen Tagen hat mein Bruder dem Tambroni einen Brief an Sie mitgegeben, in welchem wir alle unsern Wunsch um Nachrichten von Ihnen aussprechen.

Schon ist ein Decret des Königs von Neapel angelangt, um die eingestellten Pensionen unserer Zöglinge auszufolgen. Kaum hatten Seine Majestät von ihrer bedrängten Lage Nachricht erhalten, als Selbe sogleich den Befehl zu ihrer Befriedigung ertheilten, welche, wenn die Kasse zu Kräften gelangt, auch gewiß erfolgen wird. Möchte auch der Wunsch erfüllt werden, daß Sie bald nach Venedig zurückkehren. Mich wundert es, daß sich diese Stadt noch erhält [1]). Wir flehen zu Gott um den Frieden. Die Menschheit, die Wissenschaften, die Künste jammern nach so vielen Jahren mit blutigen Thränen um Frieden. Möge er bald uns werden, und von Dauer sein.

Fahren sie fort, mir gut zu sein, und empfangen Sie rc. Rom 19. März März 1814.

---

1) Bezieht sich auf die damalige Blokade von Venedig.

23. An denselben in Venedig.

Der Curier Gevardina wird Ihnen das Capitel über Michelangelo übergeben. Ich las es mit unbeschreiblichem Vergnügen. Ich fand es großgedacht und nur Ihrer würdig, daß Sie einen so schweren Gegenstand mit der Einsicht und dem Urtheile eines wahren Meisters behandeln. Alles ist mit tiefer Einsicht geprüft und erörtert, und von allen Seiten mit Vernunft und Wahrheit beleuchtet. Mit bewunderungswürdigem Scharfblick haben Sie das Zusammentreffen unerwarteter Ereignisse und Umstände erklärt, welche so wunderbar die ungeheuren Fortschritte und den Ruhm dieses Meisters begründet haben. Doch weil die Freundschaft mir es gestattet, Ihnen etwas mehr zu sagen, erlaube ich mir zwei oder drei sehr kurze Bemerkungen. Seite 19, wo Sie von dem halbtrunknen Bachus mit dem kleinen Satyr sprechen, rühmen Sie diese Arbeit als ein ausgezeichnetes Meisterstück. Ich gestehe, daß dieses auch die öffentliche Meinung ist. Doch ich erlaube mir, anders zu denken, und zu sagen, daß dieses Werk keines so erhabenen Meisters würdig ist, und zwar aus Mangel des Styles, der guten Formen, und der Einheit des Ganzen; Fehler, welche durch die Haltung des betrunkenen Bachus nicht entschuldigt werden, indem die Alten zur Beobachtung des Styles und der Formen auch bei einem betrunkenen Bachus, demselben einen Silen oder Satyr zur Stütze beigeben.

Ferner weiß ich nicht, wie ich das verstehen soll, was Sie bei Michelangelo anatomische Wissenschaft nennen. Mir scheint, daß er geflissentlich verdrehte und angestrengte Bewegungen, besonders in den Armen gewählt habe, um die hervortretenden Theile und Muskeln herauszuheben, welche mehr durch die Gewalt als durch ihre Natur hervortreten. Ihrer Behauptung, daß Michelangelo den Torso des Belveder zum Vorbild seiner Studien genommen habe, möchte ich die Bemerkung beifügen, daß ihm vielmehr die Gruppe des Herkules und Antheus im Hofe des Pallastes Pitti in Florenz den Weg für den Styl seiner Kunst gezeigt habe. Doch das Studium jener Formen war stets dem Genie des großen Meisters Buonarotti untergeordnet, welcher sich meistens der antiken Werke bediente, um sie nach seinem eigenen Style zu modelliren, und seinen Erzeugnissen jenen Charakter des Allzukräftigen und Exaltirten aufzudrücken, der sein Element ist. Um die Unterscheidungslinie zwischen seinem Style und jenem der Alten zu kennen, möchte ich mich auf die Beine des Herkules von Glycon berufen, wo man wahrhaft die Kraft und das Ebenmaß und nicht

die Aufgedunsenheit allein erblickt. Der Unterschied ist offenbar, und selbst jedem Nichtkenner handgreiflich. Doch diese meine Bemerkungen seien dem Ohre meines Freundes vertraut, den ich als mein zweites Selbst betrachte. Verzeihen Sie meiner Freimüthigkeit, und machen Sie bescheidenen Gebrauch davon. Ich bin ꝛc. Rom 25. Februar 1815.

24. An denselben in Venedig.

Sie werden sich wundern, daß ich Ihnen noch nicht aus Paris geschrieben, und haben Recht, doch wenn Sie nur den hundertsten Theil jener Anstöße und Beschwerlichkeiten wüßten, die mir hier begegneten, so würden Sie mich für entschuldigt halten. Ich will mich nicht bei der Beschreibung meiner Reise aufhalten, sondern Ihnen nur sagen, daß ich die Absicht erreicht habe. Es wäre wahrlich eine Schande gewesen, wenn Alle ihre Kunstwerke wieder zurückerlangt hätten, und nur Rom allein davon ausgeschlossen wäre. Ich bin also von den alliirten Mächten beauftragt, den größten und bessern Theil unserer Kunstwerke in der Sculptur und Malerei wieder in Empfang zu nehmen. Ich sage den größten und bessern Theil, weil ich einige Gegenstände, jedoch nach meiner Wahl, hier zurücklassen muß. Ich habe die Freude, Ihnen zu sagen, daß unsere venezianischen Gemälde mir schon übergeben sind, und so eben zur Rücksendung nach Italien eingepackt werden. Das berühmte Abendmal des Paul Veronese bleibt hier. Sie werden hören, daß S. M. der Kaiser von Oesterreich meine Meinung über die von anderer Seite vorgebrachten Ursachen hören wollte, warum dies Gemälde zurückbleiben und dafür ein Tausch angenommen werden soll. Die Ursachen sind, daß man das Gemälde hätte in Stücke zerschneiden müssen, weil dessen Transport im Ganzen ohne Gefahr der Beschädigung nicht möglich gewesen wäre. Ich hatte von dem Allen weder Wissenschaft noch Schuld; denn die Sache wurde vor meiner Ankunft abgemacht und beschlossen. Die vier Pferde sind vom Triumphbogen abgenommen. Der Kaiser fragte mich, wie sie aufzustellen wären. Ich meinte, daß sie zur Seite des Thores am Dogenpallaste, nämlich zwei zu beiden Seiten gegenüber von S. Giorgio angebracht werden könnten. Dieß diene Ihnen zur Nachricht. Ach warum kann ich nicht mit Ihnen selbst mich besprechen, oder länger brieflich unterhalten. Eines und das Andere ist mir gegenwärtig unmöglich. Sie können sich nicht denken, wie sehr ich durch allerlei Ränke beunruhiget werde. Indessen trösten Sie sich und Ihre Freunde, bald unsere Meisterwerke im Schooße unsers lieben Italiens zu sehen. Paris den 2. October 1815.

N. S. Zu Ihrer Wissenschaft berichte ich Ihnen, daß ich in dem Augenblick, als man mir die Absicht des Kaisers eröffnet, mich über den Tausch gegen das Abendmal von Paul Veronese zu befragen, freimüthig geantwortet habe; nie würde ich das Interesse und die Ehre meines Vaterlandes vergessen und einen solchen Tausch gebilligt haben. Es ist gut für Jenen, der ihn vorgeschlagen, daß ich später gekommen bin, wo die Ausgleichung der Sache unmöglich ist. Ich schreibe Ihnen das, damit Sie es zu meiner Rechtfertigung verbreiten.

Die vorzüglichsten Werke der Sculptur befinden sich in meinen Händen, und zwar in einer österreichischen Caserne. Sie werden mit den vorzüglichern Gemälden eingepackt, die ich für Rom und den Kirchenstaat zurückerlangen konnte, ohne davon ein Verzeichniß zu haben, welches ich jeden Augenblick von Rom erwarte. Wenn etwas zurückbleibt oder verloren geht, so ist es nicht meine Schuld, sondern dessen, der mich ohne ein Verzeichniß der zu reclamirenden Gegenstände hieher gesendet hat. Doch das Beste ist gerettet, und alles durch die preußischen, österreichischen und englischen Bajonette. Die drei Mächte beschützen uns, und England bezahlt die Kosten des Transportes von Paris bis Rom. Schöne Sache!

25. An die Frau Marianna Pascoli in Monfalcone.

Wie sehr bin ich Ihnen für den Antheil verbunden, den Sie an Allem, was mich betrifft, zu nehmen so gütig sind. Ja, liebe Freundin, ich danke Ihnen recht herzlich dafür. Sie werden meine Neuigkeiten aus Florenz und Rom erhalten haben, davon also kein Wort mehr. In Ansehung der heil. Familie, die Sie für mich copirt haben, muß ich Sie bitten, darüber nach Ihrem Gefallen zu verfügen, denn ich nehme kein Geschenk an, und will nur, daß Sie die vortrefflichste Porträtmalerin werden, die es gibt, und ich bin für Alles reichlich belohnt. Schauen Sie, immer einen guten Kopf von Tizian vor Augen zu haben, damit Sie von Zeit zu Zeit Ihre Arbeiten mit selbem vergleichen. Lassen Sie sich durch kein Lob irreführen, bis Sie nicht dahin gelangt sind, wie die Natur selbst zu malen. Fürchten Sie nicht, mir zu lange Briefe zu schreiben, denn sie machen mir immer Vergnügen. Leben Sie wohl ꝛc. Rom den 14. August.

26. An Se. Exc. Joseph Falier in Venedig.

Sie überzeugen mich auf eine edelmüthige Art von meinem Versäumnisse, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben. Ja Sie haben alle Ursache, mir Vorwürfe zu machen, und ich erkenne meinen Fehler. Doch, obgleich ich Ihnen nicht geschrieben, habe

ich doch nie aufgehört, mich Ihrer und Ihrer hochverehrten Familie mit stets gleicher Ehrerbietung und Liebe zu erinnern. Wollen Sie einen kleinen Beweis? Hier ist er. — Ich habe für mein Wappen die Embleme des Orpheus und der Eurydice gewählt, als Erinnerung an die ersten beiden Statuen, die Ihr hochseliger Herr Vater bei mir bestellte, und deren glücklichem Gelingen ich meine gegenwärtige Existenz verdanke. Sie können übrigens nicht glauben, wie schwer meine vom Meißel und Hammer ermüdete Hand die Feder ergreift, um zu schreiben. Hierzu kömmt noch, daß ich mit unzähligen andern Arbeiten beladen bin. Ich bitte, mich Ihrer verehrten Familie auf das Innigste zu empfehlen, und versichert zu sein, daß ich ꝛc. Rom 28. Juli 1817.

27. An den Herrn Joh. Anton Selva in Venedig.

Aus dem eingeschlossenen Briefe an Seine Excellenz den Herrn Grafen von Goes werden Sie den Gegenstand entnehmen, um den es sich handelt. Ich glaubte die Sache am besten Ihrer Verwendung zu vertrauen, da Sie die Gnade dieses ausgezeichneten hochherzigen Staatsmannes genießen, und ich hoffe diese Angelegenheit nach Wunsch beendiget zu sehen. Ich denke meinen Cousin Fantolin nach Rom kommen zu lassen, um mündlich manche Gegenstände zu besprechen, welche schriftlich gewöhnlich mangelhaft und unerschöpft bleiben. Bei seiner Rückkehr in die Heimath werde ich ihm die Pläne der Kirche übergeben [1]), und zwar im Großen, damit er Ihnen selbe übergebe, und Sie nach strenger Prüfung daran corrigiren und ändern, wie Sie es nach Ihrer Einsicht und Freundschaft für mich für gut finden. Ich bitte Sie im Voraus um diesen Liebesdienst, und erstatte Ihnen im Voraus meinen wärmsten Dank dafür. Ich wiederhole Ihnen meine Bitte, meinem Cousin Fantolin alle Belehrungen, Winke und Warnungen zu geben, die zur genauen kunstgerechten Ausführung dieses großen Werkes nöthig sind, damit ich vor aller Unordnung, überflüssigen Auslagen und späteren Nachwehen gesichert werde.

Dies wird das großmüthigste theuerste Andenken sein, womit Sie Ihren Freund beglücken können, der mit seiner innigsten Dankbarkeit und Liebe stets sein wird ꝛc. Rom 26. September 1818.

---

1) Nämlich des herrlichen Tempels, welchen Canova in Possagno, seinem Geburtsort, erbaute. Dieser Brief ist zugleich ein ehrenvolles Zeugniß für den Architekten Herrn Selva, gestorben im Jahre 1819.

28. An den Herrn Grafen Leopold Cicognara in Paris.

Ich antworte auf Ihr Verehrtes vom 29. v. M., und muß Ihnen für das, was mich betrifft, auf das gerührteste danken. Was die Elginianischen Sculpturen betrifft, habe ich mich gegen unsern gemeinschaftlichen Freund, Herrn Quatremère schon bestimmt ausgesprochen. Von ihm können Sie das Nähere von meiner Meinung erfahren: Was ich Ihnen des Mehrern sagen könnte, erspare ich auf unsere Zusammenkunft, da diese Gegenstände sich besser mündlich als schriftlich besprechen lassen.

Mit größtem Vergnügen habe ich den Vorsatz des Herrn Gerard vernommen, einige Zeit in Rom zuzubringen. Ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, mit welcher Freude und mit welchen Ehren er in Rom von unsern Künstlern aufgenommen wird, nicht nur, weil er von Herkunft ein Römer ist, sondern weil er durch die Vortrefflichkeit seiner Kunst dem Jahrhundert Ehre macht, und weil er so viele liebenswürdige persönliche Eigenschaften besitzt, daß er alle edlern Gemüther und Herzen an sich zieht. Es ist auch billig, daß ihm die Liberalität und der Edelmuth vergolten werde, mit welchen er das Talent ohne Unterschied der Nationen bei sich aufnimmt und ehrt. Melden Sie ihm meine besondere Freude über seinen Entschluß, uns in Rom zu besuchen. Ich bin rc. Rom den 21. Jänner 1819.

29. An denselben in Venedig.

Auf Ihr Werthes vom 23. d. M. Die Griechen stellten den Frieden in verschiedenen Formen vor, und in verschiedenen Formen findet man ihn auch in den römischen Münzen ausgedrückt. Von diesen habe ich auch die Embleme genommen, welche meine Statue des Friedens umgeben. Man sieht die Statue des Friedens bald sitzend, bald stehend, bald geflügelt, bald ohne Flügel, bald mit, bald ohne Diadem, zu den Füßen eine Schlange, gegen welche sie mit der linken Hand den Caducäus hinabsenkt. Man sieht sie lehnend an einer Säule mit einem Speer oder Zepter der Götter, oder einem Oelzweige. Diese Attribute vereinigend machte ich meine Statue des Friedens stehend, geflügelt, und mit einer geschuppten Schlange unter einem ihrer Füße, wobei ich mir eine Medaille des Claudius zum Vorbild nahm. Den Caducäus habe ich an dem Rumpf der Säule angebracht, worauf sie mit der rechten Hand ruht. Auf diese Weise sind mehrere Figuren des Friedens in den neuen Medaillen von Rußland vorgestellt worden. Das Diadem, welches ihr Haupt umgibt, sieht man auch in den Medaillen des Augustus, und in jenen des Claudius, Vespa-

flanus, so wie in mehreren andern auch dem Caducäus. Eckel, de doctrina nummorum (Vol. VI. pag. 236), spricht von jener des Claudius mit der Inschrift PACI AVGVSTAE, und erklärt in einer langen Dissertation, die Schlange bedeute die glückliche Zeit der Künste. Andere erklären sie für ein Symbol des Krieges. Sei es wie es sei, die Symbole, womit ich meine Statue des Friedens umgab, haben ihre Rechtfertigung im Beispiele der Antiken. Ich hoffe, daß Sie, ehe Sie den dritten Band Ihres Werkes zum Druck geben, mich den Artikel werden lesen lassen, der mich betrifft, und den ich von keinen allzugroßen Lobeserhebungen angefüllt wünsche; weil ich weiß, daß Sie mich lieben, und Ihre Neigung Sie leicht zu Täuschungen hinreißen könnte. Entschuldigen Sie meine Delikatesse, sie ist eine Tochter des Vertrauens, das ich in Ihren edeln Sinn und in Ihre Freundschaft für mich habe. Tausend Grüße ꝛc. Rom 31. Mai 1819.

80. An denselben in London.

Ich antworte Ihnen auf Ihr Angenehmes vom 6. d. M., welches ich mit Sehnsucht erwartete, um von Ihrer Lage und dem Befinden der liebenswürdigen Lucietta Nachricht zu erhalten. Ich lese mit Vergnügen, was Sie mir von jener ungeheuern Hauptstadt schreiben, und von Ihrem Erstaunen über ihre Pracht und Größe. Ich bin sehr begierig, seiner Zeit Ihre bestimmte ausführliche Meinung über die berühmten Sculpturen des Lord Elgin zu vernehmen.

Endlich ist unser Tambroni am Ziele seiner Wünsche. Der Fürst Metternich, nachdem er ihn mit Huld und Ehren ausgezeichnet, ließ ihm die Ernennung als Director der Akademie mit einem jährlichen Gehalte von 6000 Franken zustellen. Die Ernennung ist in einem Billete des Fürsten an Tambroni enthalten, das er ihm wenige Tage vor seiner Abreise von Rom geschrieben.

Ihre Beatrice [1]) reiset nach Venedig, wo sie, glaube ich, eine Weile auf Sie wird warten müssen. Ich selbst werde dieser Tagen dahin abreisen, jedoch nur auf kurze Zeit, in der ich schwerlich das Glück haben werde, mich Ihrer Rückkehr nach Venedig zu erfreuen, und Sie zu umarmen, da ich mit Ende Juli wieder in Rom sein muß.

Wenn Herr Colnaghi noch ein Exemplar der Kupferstiche meiner Werke wünscht, so möge er es nur verlangen, damit es ihm

1) Büste der Beatrice, gefertigt von Canova.

alsogleich zugesendet werde. Bleiben Sie mir gut rc. Rom 16. Juni 1819.

31. An die Frau Marianne Pascoli Angeli in Venedig.

Von Neapel zurückgekehrt, wo ich einige Tage verweilen mußte, fand ich Ihr liebes Schreiben vom 28. v. M., und las mit unendlicher Freude die Nachrichten von Ihrem Wohlbefinden und jenem Ihres vortrefflichen Gatten.

Ebenfalls gewährte es mir großes Vergnügen, zu hören, daß Sie noch immer sehr fleißig der schönen Kunst obliegen und malen. Bravo, bravissimo, nur Muth, und suchen Sie vorwärts zu streben, so weit Sie nur können.

Herr Lawrence ist ein großer Porträtmaler. Er hat die Bravour, jeden in seiner günstigsten Stellung aufzufassen, was eine sehr schwere Sache ist. Er malt dann mit ausnehmendem Geschmack im Colorite. Er ist bezaubert von den schönen Werken unserer venezianischen Meister.

Ich glaubte meine Reise nach Ihren Gegenden bis September verlängern zu können, aber meine Angelegenheiten nöthigen mich im nächsten Mai dahin zu kommen, und da werde ich das Vergnügen haben, Sie zu sehen, und Ihren Gemahl kennen zu lernen.

Wenn Sie nach Hause schreiben, empfehlen Sie mich Ihren Aeltern rc. Rom 15. März 1820.

32. An dieselbe in Venedig.

Wenn meine Marianne wüßte, welche Widerwärtigkeiten und Störungen mich aller Möglichkeit beraubt haben, nur eine Feder zu ergreifen, so würde sie mich für mein Schweigen auf ihr letztes Schreiben für entschuldigt halten. Ich freue mich Ihres Glückes. Der Himmel segne Sie. Im Ehestand gibt es keinen Mittelweg, entweder sehr glücklich, oder sehr unglücklich. Doch Sie, die Sie so gut, so sanft und bescheiden sind, können nur ein glückliches Leben führen.

Nun kann ich es Ihnen beinahe als gewiß versichern, daß ich etwa in 20 Tagen nach Venedig reise, wo wir uns sehen, und recht von der Kunst plaudern wollen. Indessen rc. Rom 15. April 1820.

33. An den Herrn Cav. Joseph Comello in Venedig.

Ich bin es sehr zufrieden, daß Sie die Statue einer Tänzerin zu besitzen wünschen, welche jetzt von mir in sehr schönem Mar-

mor ausgeführt wird [1]). Der Brief, den Sie die Güte hatten an mich zu schreiben, und mir durch den Herrn Grafen von Cicognara zu übersenden, überzeugt mich von Ihren gütigen Gesinnungen gegen mich, und von der ehrenvollen Meinung, die Sie von mir haben. Indessen seien Sie versichert, daß Ihr Verlangen nach einem Werke von mir nicht ungeduldiger sein kann, als meine Sehnsucht, Ihrem Wunsche zu willfahren. Empfangen Sie die Versicherungen ꝛc. Rom den 25. Mai 1822.

---

1) Dies ist das Werk, dessen Vollendung der allgemein betrauerte Todfall des Künstlers verhindert hat. Doch der kunstliebende Cavalier wußte sich auf eine andere Art dafür zu entschädigen, da er den Tod des Socrates, das einzige in Marmor ausgeführte Basrelief des Künstlers, an sich kaufte, welches nun Venedig ziert. Zugleich trug er dem Professor der Bildhauerei Zandomeneghi auf, eine allegorische Gruppe zum Andenken des großen Meisters Canova zu fertigen, welche in seinem Landhause an die Stelle der Tänzerin aufgestellt wird.

Notizen.

Wissenschaftliche Nachrichten.

Springbrunnen und unterirdischer Donner durch das Meer veranlaßt.

Wir entlehnen diese interessante Nachricht aus den geschätzten Annalen der Physik von Poggendorf, B. 33, p. 337, in welche dieselbe aus dem Werkchen „Wanderungen durch Sicilien und die Levante," Berlin 1834, B. I. S. 406, übergegangen ist.

„Ein maltesischer Uhrmacher besaß ein Landgut auf der nordwestlichen Ecke von Gozzo, wo ein ebenes Fels-Plateau sich unmerklich zum Meere absenkt. Das Ufer hat hier eine senkrechte Höhe von 40 bis 50 Fuß. Der Mann kam auf den Gedanken, dort ein Salzwerk anzulegen, indem er ganz flache breite Vertiefungen in den leicht zu bearbeitenden Kalkstein hauen ließ, welche das Meerwasser aufnehmen sollten. Aus Erfahrung wußte er, daß in der Sommerhitze dies Wasser sehr schnell verdampft und einen beträchtlichen Niederschlag des reinsten Kochsalzes zurückläßt. Unter seinen Salzpfannen befand sich eine weite Höhle, welche mit dem Meere in Verbindung stand. Er trieb also ein senkrechtes Bohrloch bis in den Raum der Höhle, und förderte mittelst einer Reihe von Schöpfeimern das Meerwasser herauf. Anfangs ließ sich die Sache ganz gut an. Die Verdampfung ging in den heißen Sommertagen so schnell vor sich, daß die Pfannen immer von Neuem gefüllt werden mußten, und ein reicher Salzniederschlag zu erwarten stand. Nicht geringe war daher die Ueberraschung des Besitzers, als er bemerkte, daß das Wasser nicht verdunste, sondern von dem porösen Kalkstein eingesaugt und so dem Meere wieder zugeführt werde; auf dem Grund der Pfanne hatte sich ein dicker thoniger Niederschlag gebildet, der nur einen geringen Salzgehalt zeigte. Aus Ver-

druß über das Mißlingen seines Planes fiel der Mann in eine schwere Krankheit, und die kostbar angelegten Vorrichtungen blieben unbenützt stehen."

„Darüber ging der Sommer hin, und die eintretende rauhe Jahreszeit brachte neues Unglück. Wenn ein Sturm aus West oder Nordwest das Meer in die Höhe unter die Salzpfannen hineintrieb, so wurde das Wasser aufs heftigste zusammengepreßt und suchte mit aller Gewalt einen Ausweg. Dieser war durch das Bohrloch gegeben, und man sah aus demselben einen prachtvollen Springbrunnen von 60 Fuß Höhe emporsteigen, der sich oben allmälig ausbreitend in Form einer mächtigen Garbe zurückfiel. Aber ein großer Theil des Strahls wurde von den Winden weit über die Gränzen von des Uhrmachers Landgütchen hinweg geführt, und vernichtete durch seinen Salzgehalt den mühsamen Fleiß des Landmanns. Von allen Nachbarn wurden ihm Prozesse um Entschädigung an den Hals geworfen, und der arme von allen Seiten bedrängte Mann konnte nichts besseres thun, als im nächsten Frühjahre an der Auszehrung sterben."

„Nun waren die Nachbarn schnell darüber her, füllten das Bohrloch mit Steinen aus, und glaubten Ruhe zu haben. Dieß gab zu einer neuen außerordentlichen Erscheinung Anlaß. Während der guten Jahreszeit spürte man nichts, aber mit dem Herannahen der Winterstürme ließ sich in dieser Gegend der Insel ein unterirdisches Getöse hören, welches bald einzelnen Kanonenschüssen, bald dem stärksten Donner gleich kam, und von der in der Höhle zusammengedrückten Luft herzurühren schien. Dieser Druck wirkte aber auch auf die Steine, mit denen das Bohrloch angefüllt war. Die untern wurden weggespült, die oberen sanken nach, das Loch ward wieder frei, und sogleich bildete sich der salzige Springquell, welcher seine zerstörenden Fluthen auf die zunächst gelegenen Aecker schleuderte. Man eilte, die Oeffnung von Neuem zuzustopfen, und der unterirdische Donner stellte sich mit derselben Heftigkeit wieder ein. Bis jetzt hat man den Brunnen dreimal zugeschüttet und schwebt immer in der Furcht eines nochmaligen Ausbruches."

„Auf einer Insel des adriatischen Meeres Meleda (bei den Alten Melite genannt wie unser Malta) hat man einen ähnlichen, nur viel schwächern unterirdischen Donner bemerkt, der sich auch bei stürmischem Wetter einzustellen pflegt, und, so wie hier, nichts anderes zu sein scheint, als die periodischen Entladungen der in den tiefen Höhlen zusammengedrängten Luft."

Dem Leser wird es vielleicht nicht unwillkommen sein, hier eine kurze Geschichte des so eben erwähnten merkwürdigen Phänomens von Meleda zu finden.

Die gründlichste Beschreibung desselben und der Insel Meleda selbst erhielten wir durch das Werkchen des Herrn P. Partsch (Bericht über das Detonationsphänomen auf der Insel Meleda, Wien 1826), welches nebst mehreren anderen schätzbaren Bemerkungen die Resultate der Untersuchungs-Commission enthält, die sich im September des Jahres 1824 im Auftrage der Regierung nach Meleda verfügte. Das Phänomen besteht in einem Schall-Effecte, welcher entfernten oder nahen Kanonenschüssen ähnlich, in unregelmäßigen Zeiträumen bald ohne Erschütterung des Bodens erfolgt, bald von schwächern oder stärkern Erschütterungen begleitet ist. Die ersten Explosionen hörte man im März des Jahres 1822, sie wurden von den Einwohnern für fernen Kanonendonner gehalten. Bald jedoch bemerkten dieselben ihre Täuschung und wurden nun durch dasselbe in nicht geringen Schrecken versetzt. Im August und September des Jahres 1823 hatte das Phänomen einen so beunruhigenden Charakter angenommen, daß die Regierung sich veranlaßt fand, die oben erwähnte Commission zur Untersuchung desselben abzusenden. Aus den gesammelten Daten schien hervorzugehen, daß das Phänomen weder mit den Tages- noch Jahreszeiten, noch mit der Witterung, noch mit der Richtung und Stärke der Winde in einem Zusammenhange stehe. Das Phänomen dauerte noch im Anfange des Jahres 1825 fort, obwol von seiner Entstehung an bis zu diesem Zeitraume längere Unterbrechungen desselben Statt fanden. Die längste dauerte sechs Monate. Nachher wurde es immer schwächer, und blieb endlich ganz aus, so, daß es nun fast dem Gedächtnisse der Inselbewohner entschwunden ist. Die Erdstöße, welche dasselbe begleiteten, sind übrigens nie so heftig gewesen, daß dadurch wesentlicher Schaden an den Gebäuden entstanden wäre. Auch wurden heftige Detonationen ohne Stöße und minder heftige von stärkern Erschütterungen begleitet wahrgenommen. In Betreff der Erklärung des Phänomens sprach sich die Commission für die Meinung aus: „daß es dem Erdbeben angehöre." Hierdurch wird freilich das Phänomen nicht erklärt, sondern nur auf eine in jedem einzelnen Falle nicht erklärbare Erscheinung zurückgeschoben. Professor Compigliachi aus Pavia hat eine Erklärung des Phänomens gegeben, welche mit der Ursache der Erscheinung von Gozzo sehr zusammenstimmt, indem er meinte, daß das sich an verschiedenen Theilen der Insel ansammelnde Wasser, indem es aus einer oder mehreren Höhlen in andere überfließt, die darin befindliche Luft verdichte, welche dann beim Entweichen das Phänomen hervorbringt. Dieser Erklärung stimmten auch die Professoren der Universität zu Padua und die Astronomen zu Mailand bei. Es ist indeß nicht zu läugnen, daß die Erklärung des Phäno-

mens auf Meleda nach dieser Ansicht noch manchen Schwierigkeiten unterliegt, und die Sache durchaus nicht als abgethan anzusehen ist.

Schrötter.

Literarische Nachrichten.

Urtheile des Auslandes.

Der Herr Custos und Professor Anker ist gewiß sehr vielen unserer Leser aus seinen mineralogischen Vorlesungen, dem Besuche des Joanneums oder aus persönlichem Umgange näher bekannt. Es wird daher nicht unwillkommen sein, auch etwas über sein Wirken im Gebiete der Wissenschaft und zwar vom Auslande her zu vernehmen. Die Steiermärker sehen in ihm den gefälligen und unermüdet thätigen Veteran am Joanneum, der als solcher sowol, als durch seine Aufsätze in dieser Zeitschrift und durch die Joanneums-Jahrsberichte ihre Theilnahme in einem solchen Maße genießt, daß es wol kaum mehr nöthig ist, seine Verdienste um das vaterländische Institut und die studierende Jugend da noch weiter zu erörtern, worüber sich bereits die ausgezeichnetsten Männer so ehrenvoll für beide Theile ausgesprochen haben [1]). In der Isis von Oken, Jahrgang 1835, Heft V. Columne 521, befindet sich eine kurze Anzeige seiner im Jahre 1832 herausgegebenen geognostischen Karte der Steiermark [2]), welche folgendermaßen lautet: „Nach mehrjährigen rastlosen Untersuchungen ist es dem Verfasser gelungen, eine hinlänglich ins Einzelne gehende geognostische Karte von der Steiermark zu entwerfen, einem Landstrich, welcher bekanntlich in mineralogischer Hinsicht zu den wichtigsten von Europa gehört. Daher werden ihm nicht bloß die Naturforscher, sondern auch die Geographen, Geschichtsforscher, überhaupt jeder Freund der Kenntnisse mit Dank verbunden sein. Auf der Karte sind die wichtigen Orte, und eine große Zahl von Berghöhen angegeben, und die Gebirgszüge durch verschiedene Schraffirungen hervorgehoben. Der ganze Raum zerfällt in drei große Massen: Urgebirg, Uebergangsgebirg, jüngere Flötzformation, zwischen welchen längs den Flüssen schmale Streifen vom jüngsten aufgeschwemmten Lande laufen. Das Urgebirge bildet den Stock des Landes in der Form eines Dreistrahls und ist roth angegeben. Es besteht aus Granit, Gneiß, Syenit, Glimmer-

---

1) Siehe die Joanneums-Jahrsberichte.
2) Das letzte Werk desselben erschien in diesem Jahre unter dem Titel: Kurze Darstellung der mineralogisch-geognostischen Gebirgsverhältnisse der Steiermark. Grätz im eigenen Verlage, gedruckt bei den Gebr. Tanzer.

Chlorit, Talk-Thonschiefer, Urtrapp, Diorit, Serpentin, Gabro, Urkalk. Das Meiste liegt am obern Theile der Muhr zu beiden Seiten, hört aber gegen Grätz auf, und zieht sich dann theils links nach Nordost südlich der Mürz, theils rechts nach Süden über die Drau bis Windisch-Feistritz, eigentlich um die nördliche Gränze von Kärnthen herum, in das es natürlich hineinreicht, aber daselbst nicht mehr illuminirt ist. Die Berge haben größtentheils eine bedeutende Höhe, gewöhnlich 6000 Fuß und manche 8 — 9000, der Hochgolling 9048 im Westen des Landes unweit Schladming an der Enns."

„Die zweite Hauptmasse oder das Uebergangsgebirg nebst der ältern Flötzformation besteht aus Kalk, Thonschiefer, Grauwacke, Trapp, Porphyr, Alpenkalk, Muschelkalk, Dolomit, Jurakalk und älterem Sandstein, und liegt vorzüglich im Norden der Mark, und im Süden derselben überall ans Urgebirge angelehnt. Manche Berge erreichen auch hier die Höhe von 6000 Fuß und darüber."

„Die dritte Masse oder die jüngere Flötzformation nebst der älteren Aufschwemmung besteht aus den jüngeren Sandsteinarten, dem Süßwasserkalk, Grobkalk, Mergel, Thon, Conglomerat und Braunkohle, und liegt zusammenhängend nur im untern Thal der Raab, Muhr und Drau, also im Osten der Mark, zieht sich jedoch im Süden derselben an drei Hauptstellen westlich herein ins Uebergangsgebirg. Grätz liegt an der Gränze von beiden, ziemlich in der Mitte des Landes, an der Muhr, also auf aufgeschwemmtem Boden. In dieser Flötzformation bemerkt man an der östlichen Gränze dicht an Ungarn 9 vulkanische Hügel, und einen am rechten Ufer der Muhr, einige Stunden südlich von Grätz, bestehend aus Basalt, Dolerit, Porphyr, Trachyt und basaltischem Conglomerat. Der Verfasser wird im Verfolge, wenn er speciellere richtige Karten vom Lande zu benutzen hat, mehr ins Einzelne gehen. Bis dahin ist diese Karte ein ehrenvolles Zeugniß seiner Thätigkeit und ein schätzenswerther Beitrag für die Kenntniß unseres gemeinsamen Vaterlands."

Akademische Nachrichten.

Am 26. Juli 1834 wurde zum Rector für das Studienjahr 1835 der supplirende Professor der classischen Philologie und Aesthetik Hr. Albert v. Muchar erwählet; nachdem derselbe aber diese Würde schriftlich resigniret hat, so wurde in Folge hoher Gubernial-Verordnung vom 13. August 1834, Zahl 12,863, eine neue Rectors-Wahl vorgenommen, wobei der Hr. Doctor der Philosophie und der Rechte und k. k. Professor der reinen Elementar-

Mathematik und practischen Geometrie, Joseph Knar, zum Rector der hiesigen Universität für das obgenannte Studienjahr erwählt, und mit hohem Gubernial-Decrete vom 17. October 1834, Zahl 16,915, bestätiget wurde.

Am 26. Juli 1834 wurde die Wahl des theologischen Decanes vorgenommen; sie fiel auf den Hrn. Doctor und k. k. Professor Aloys Laritz, und wurde mit hohem Gubernial-Decrete vom 30. Juli 1834, Zahl 12,389, bestätiget.

Am 24. Juli 1834 fand die Wahl des juridischen Decanes Statt, fiel erneuert auf den Hrn. Doctor Hof- und Gerichts-Advocaten Alois Königshofer, und wurde mit hohem Gubernial-Decrete vom 1. August 1834, Zahl 12,362, bestätiget.

Am 28. Juli 1834 wurde der Hr. Doctor und k. k. Professor der Physik und der angewandten Mathematik Ferdinand Heßler, zum Decane der philosophischen Facultät gewählt, und mit hohem Gubernial-Decrete vom 6. August 1834, Zahl 12,526, bestätiget.

Hr. Doctor und k. k. Professor der Dogmatik an der hiesigen Hochschule, Joseph Büchinger, wurde mit allerhöchster Entschließung vom 5. December, Hofkanzlei-Verordnung vom 10. December, Zahl 31,143, Gub. Int. 19. December 1834, Zahl 21,067, zum Domherrn des Fürstbischöflich Seckauischen Kapitels ernannt, wodurch seine Lehrkanzel erlediget wurde.

Die Doctorswürde erhielten:

I. Bei der theologischen Facultät:

Niemand.

II. Bei der juridisch-politischen Facultät:

Hr. Philipp Pfefferer (von Semizh in Krain), am 31. Juli 1834.
" Friedrich v. Stenitzer (von Wolfsberg in Kärnthen), am 1. August 1834.
" Anton Zisler (von Heilbrunn in Steiermark), am 2. August 1834.
" Franz Obermayer (von Murau in Steiermark), am 27. December 1834.
" Gustav Beck (von Göß in Steiermark), am 2. Jänner 1835.
" Gebhard Seewald, Doctor der Philosophie (von Hohenems in Vorarlberg), am 24. März 1835.
" Andreas Luschin (von Neustift in Krain), am 22. April 1835.

III. Bei der philosophischen Facultät:

Hr. Jacob Kramberger (von Tschagaberg in Steiermark), am 29. April 1834.

" Honorius Widerhofer, k. k. Professor der Religionswissenschaft und der Erziehungskunde (von Maria Zell), am 14. Juni 1834.

" Johann Smuck (von Möttling in Krain), am 29. September 1834.

Verzeichniss

der

seit dem Erscheinen des vorigen Heftes beigetretenen (P. T.) Herren Subscribenten.

Nach Kreisen und Bezirken alphabetisch geordnet.

Grätzer-Kreis.

Stadt Grätz.

Herr Byloff, Friedr., k. k. Strassenbauinspector.
» Neßlinger, Ig. Flor. Rit. v. u. zu Schelchengraben, k. k. wirkl. Hofr.

Herberstein.

Herr Lagelbauer, Joseph, Handelsmann zu St. Johann.

Marburger-Kreis.

Marburg (lf. Stm.).

Herr Baaß, Vincenz, in Marburg.
» Grau, k. k. Verzehrungssteuerrevident in Marburg.
» Reiner, Carl, Conceptspracticant d. k. k. Caal. Bez. Verwal. in Marbg.

Oberradkersburg.

Herr Wurmbrand, Franz Graf v., k. k. Kämmerer, st. ständ. Ausschußrath und Inhaber der Hft. Oberradkersburg.

Brucker-Kreis.

Bruck.

Herr Jutmann, Jos., Dr., k. k. Kreisphysiker zu Bruck.

Hochenwang.

Herr Schärffenberg, Joh. Nep. Graf v., k. k. Kämmerer, Gewerk zu Hochenwang.

Wieden.

Herr Ertel, Jos. Freiherr v. Krehlau, Gutsbesitzer zu Gassing.
» Hüttnern, Ferd. Ritter v., Inhaber des Freigutes Graschnitz.

Auswärtige.

Herr Fink, Friedr., Official in Diensten Sr. des durchlauchtigsten Erzherzogs Carl kais. Hoheit, in Wien.

Herr Schnerich, Franz Xav., Inhaber der Herrschaft Bayerhofen in Kärnthen.

Errata.

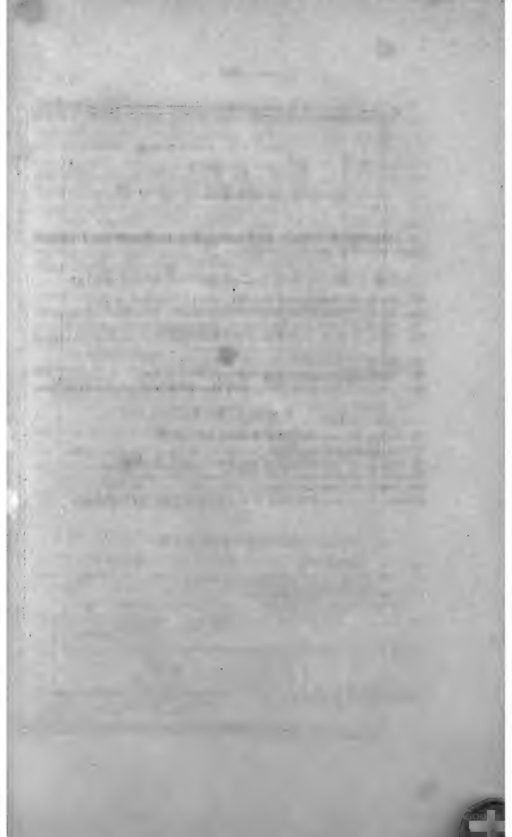
Folgende, mehrentheils durch Undeutlichkeit der Manuscripte veranlaßte Druckfehler bittet man zu verbessern:

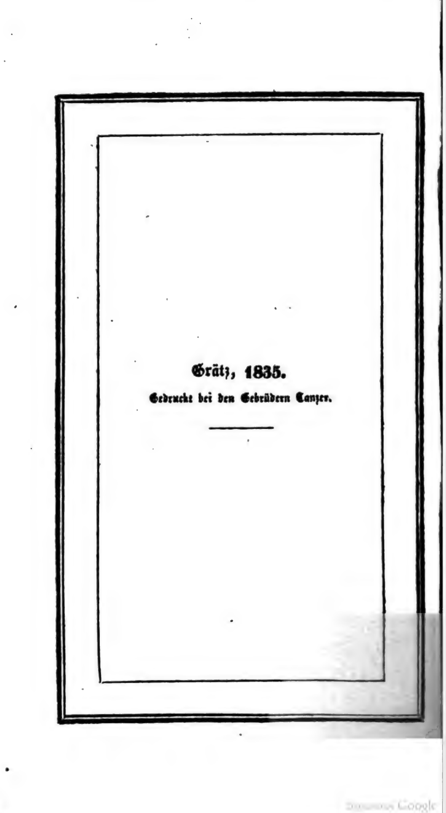
Im 1. Hefte des 1. Jahrgangs neuer Folge.

S. 65 Z. 17 statt zuvor in, lies: zuvor von Corfu in.
S. 69 Z. 4 von unten statt Entertreppen, lies: Enterbreggen.
S. 72 Z. 23 statt der Capitäne, lies: des Capitäns.
S. 72 Z. 24 statt und Peridieo. Duodos, lies: und Peridier's Schicksal und Duodo's.
S. 80 Z. 19 statt ob den, lies: über den.
S. 81 Z. 10 von unten statt blosen, lies: losen.
S. 7 Z. 5 von unten statt gegenboaschen, lies: gegen braschen.

Im 2. Hefte.

S. 137 Z. 19 von oben statt Sann, lies: San.
Ebenda Z. 21 von oben statt Sau, lies: San.
S. 139 Z. 12 von unten statt (Lubeo), lies: (Lubno).
S. 141 Z. 11 von oben statt (Nr. 3), lies: (Nr. 33).
S. 143 Z. 17 von oben statt vom (?), lies: von (?).
Ebenda Z. 19 von oben statt Stanpalpe, lies: Stangalpe.





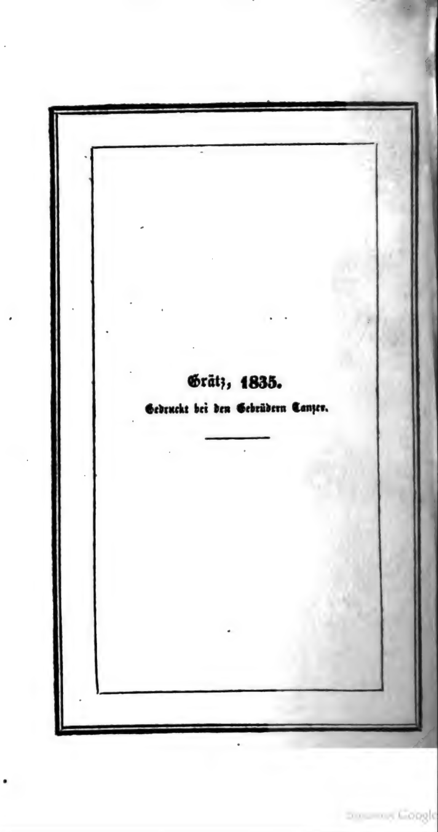
Grätz, 1835.
Gedruckt bei den Gebrüdern Tanzer.

Steiermärkische

Zeitschrift.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Zweites Heft.



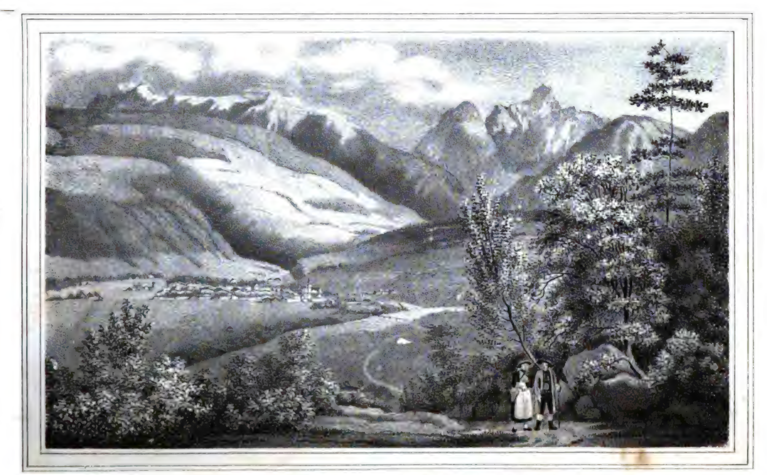
Grätz, 1835.
Gedruckt bei den Gebrüdern Tanzer.

Steiermärkische

Zeitschrift.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

Zweites Heft.



DER MARKT SCHLADMING

Steiermärkische
Zeitschrift.

Redigirt

von

Dr. G. F. Schreiner, Dr. Albert v. Muchar,
C. G. Rit. v. Leitner, A. Schrötter.

Neue Folge. Zweiter Jahrgang.

II. Heft.



Mit einer lithographirten Ansicht des Marktes Schladming in Steiermark.

Grätz, 1835.

Im Verlage der Direction des Lesevereins am Joanneum,
und in Commission bei Damian und Sorge.



Papier und Druck von den Gebrüdern
Georg und Carl Tanzer.

Inhalt.

Der Alpenjäger und der Fischer.

(Heimat-Scene.)

Von Johann Gabriel Seidl.

Der Alpenjäger.

Was machst du da? Was tändelst du am Kahn'?
Solch' eitles Thun, ist's wol der Rede werth?
Hingaukelnd auf des See's geduld'ger Bahn,
Entfernst du dich ja kaum vom sichren Herd.

Im Auge deine Lieben, Feld und Haus,
Das Element nur prüfend, wenn es schläft,
Wirfst du die leichten Netze lässig aus,
Und treibst im Frieden sorglos dein Geschäft.

Sieh' mich! Der Dämm'rung Grauen ruft mich fort,
Ein dunkler Trieb nach oben heißt mich geh'n;
Die Lieben lass' ich ohne Scheidewort,
Um niemals wieder sie vielleicht zu seh'n!

Wetteifernd mit dem Tag steig' ich empor,
Tief unter mir das Thal, das Wolkenmeer;
Kühn schauend in der Himmel offnes Thor,
Schreit', auf des Todes Wegen, ich einher.

Doch steh' ich droben auf der Scharte Saum,
Wo Platz für mich und meinen Muth nur ist,
Und schau' ich weithin aus im freien Raum,
Den selbst des Adlers Auge schwindelnd mißt;

Und steh' ich in der großen Stille da,
Die keines Gleckwurm's Pfiff mehr unterbricht,
Allein mit meinem Gotte, fern und nah',
Vielleicht der Einz'ge rings so hoch am Licht;

Dann schaut dein Thal, ein Fleckchen Gras, herauf,
Dein Haus — ein Vogelnest an seinem Rand,
Dein mächt'ger See ein Wassertröpflein drauf, —
Und stolz lobpreis' ich meinen Aelplerstand!

Der Fischer.

Zieh' hin mit Gott, du kühner Jägersmann!
Ich falte, wohlgemuth, die Maschen aus;
Mit muntrem Liede geht's den See hinan,
Ein liebes Echo wiederholt's vom Haus.

Wol schläft auch lauernd unter mir der Tod,
Doch frevelnd ihn zu wecken hüt' ich mich;
Und wenn er murrend aus der Tiefe droht,
Harr' ich in Demuth, bis sein Zürnen wich.

Auch unter mir im Wasserspiegel ruht
Der blaue Himmel in erhabner Ruh';
Und wenn sie sich beäugelt in der Flut,
Bin ich der Sonne näher noch, als du.

Die schroffen Zacken, die dein Fuß versucht,
Die Schlüft', in deren Oehr du schwindelnd hangst,
Sie bieten, spiegelnd in des Sees Bucht,
Mir Hochentzücken, ungetrübt von Angst.

Und statt der Todtenstill' im Reich der Luft,
Kommt, wenn die Herden zieh'n im Abendstrahl,
Der Senne johlt, das Ave-Glöcklein ruft,
Der Geist der Stille, trauter noch, ins Thal.

Drum schau' du immerhin von steiler Bahn
Herab aufs Thal, mein Haus und meinen See;
Ich schiffe doch, in meinem leichten Kahn,
Weg über deiner Alpen Eis und Schnee.

Weg über dich, der stolz auf sich vertraut,
Gleit' ich, bescheiden, in gemessnem Lauf,
Und jener Mond, der auf dich niederschaut,
Schaut aus dem Wasser mild zu mir herauf!

Ulrich von Lichtenstein.

Ballade.

Von C. G. Ritt. v. Leitner.

Es tummelt sich wild ein ledig Roß
Im stäubenden Kampfrevier,
Und Volksgeschrei und Trometenstoß
Erschallt zum Sieg' im Turnier.

Ein Ritter schwingt zu Pferde hoch
Den Spieß in blutender Hand,
Ein Anderer wälzt sich am Boden noch
Im mürb zerstampften Sand'.

Er rafft sich empor und neigt sich stumm
Nach allen vier Winden umher,
Das war, zu seiner Herrin Ruhm,
Des wackern Siegers Begehr.

Drauf reiten in guter Bruderschaft
Zur Herberg alle zwei,
Der Sieger mit seiner Stimme Kraft
Ruft seinen Pagen herbei.

He, Knabe, komm! zieh' an geschwind
Dein blaues Sammetkleid,
An deine silberne Schärpe bind'
Ein lichtes Degengeschmeid.

Setz' auf den dunkeln Purpurhut
Mit Federn wie Schnee so rein,
Und schwing' dich auf einen Zelter gut
Geziert mit Perl' und Gestein.

Und reit' in mein liebes Vaterland
Ins werthe Steier hinaus,
Da hängt an wilder Felsenwand
Der Herrin Aelternhaus.

Küß' ihr mit Zucht die weiße Hand
Und neige dich sittig und fein,
Und sprich: Mich hat daher gesandt
Herr Ulrich von Lichtenstein.

Der ficht und harfnet in West und Ost
Zu Ehren seiner Frau'n,
Jüngst aber ward' ihm beim Tyost
Der Daumen abgehau'n.

Doch dessen rühmt mein Herr sich nicht,
Für dich, du wonniglich Weib!
Wollt' er sogleich aus schuldiger Pflicht
Verlassen Leben und Leib.

Der Knabe nimmt sein blaues Kleid,
Setzt auf den flatternden Hut,
Und reitet zu seines Ritters Maid
In stolzem freudigen Muth.

Herr Ulrich aber, der Ritter werth
Verseufzte manche Stund'
Und müßig hingen Harf' und Schwert,
Seit seine Hand ward wund.

Als die nun wurde vom Neuen heil,
Da jauchzte der wack're Mann,
Und hob gleich wieder in großer Eil
Zu harfnen und turnen an.

Deß pflog er weidlich Tag für Tag,
Nur Abends rief er oft:
Wo nur mein Bube bleiben mag,
Ich hätt' ihn längst verhofft.

Da trabte endlich im blauen Kleid
Und mit dem flatternden Hut
Der Knabe daher von des Ritters Maid
Im bangen, traurigen Muth.

Grüß Gott, grüß Gott! du treuer Gesell!
Rief jubelnd Herr Ulerich,
Erzähle von meiner Herrin schnell,
Was bringst du Süßes für mich? —

Der Knabe steiget still vom Pferd,
Und neigt den Scheitel sacht:
Geliebter Herr! nicht dankeswerth
Ist was ich euch gebracht.

Ich that Ihr als ein treuer Both',
Was ihr befohlen, kund;
Sie aber verzog im bittern Spott
Den kleinen rosigen Mund.

Sie sprach: Dein Ritter prahlt sich sehr,
Als sei er um mich verletzt,
Mir aber kam zu Ohren die Mähr',
Er habe den Daumen noch jetzt.

Das trifft den Sänger im Herzen hart,
Die Rede schmerzet ihn baß,
Er streicht sich düster Kinn und Bart,
Die Augen werden ihm naß.

„So ich den Daumen nicht brauchen kann,
Verstümmelt oder entzwei,
Ich denke für einen Rittersmann
Ist das ganz einerlei."

„Ihr Ritter ist ohne Lug und Trug!
Das sag' ihr, trauter Knab!"
D'rauf hieb er mit einem raschen Zug
Den krummen Daumen sich ab.

In einer silbernen Kapsel sandt
Er ihn der Maid zur Schau,
Worein gar zierlich gegraben stand:
„Und wenn du liebst, so vertrau."

Die Ersteigung des Thorsteines und Steines.

Von Alexander Pubiwitter.

Ich wollte bei der herrlichen Witterung des letzten Sommers und Herbstes (1834) den Versuch wagen, den mächtigen Thorstein, dessen Rücken, der Sage nach, bis jetzt nur 5 Personen beschritten haben, zu erklimmen, und war deßhalb eifrigst bemühet, den ersten Ersteiger desselben, Jacob Buchsteiner, insgemein Jäger Jakl, aufzusuchen, um ihn zum Führer zu nehmen.

Leider erfuhr ich aber, daß dieser kühne Gemsenjäger vor kurzem gestorben, sein Begleiter bei der zweiten Besteigung am 4. August 1823 zwar noch am Leben, aber um keinen Preis der Erde mehr zu bewegen sei, je wieder diesen äußerst gefährlichen Pfad zu betreten, weil ihm Buchsteiner damals wegen ihn überfallenen Schwindels mit Gefahr seines eigenen Lebens über die gefährlichsten Stellen herabhelfen mußte. Natürlich verzichtete ich gerne auf diesen schwindlichten Begleiter, mit welchem mir bei einem solchen Unternehmen ohnedieß nicht gedient sein konnte. Mit trauriger Miene besah ich mir nun täglich die hohen Spitzen des Thorsteines und den Rand eines ungeheuern, seit Jahrhunderten dort aufgehäuften Schneefeldes; machte Wanderungen auf die höchsten umliegenden Berge, um diesen Riesen von allen Seiten genau zu betrachten, und glaubte schon an der Möglichkeit, von dem Dachsteine aus die Höhenpuncte von 5 Provinzen mit eigenen Augen sehen, und in

der Höhe von 10,000 Schuh das damit verbundene eigene und unbeschreibbare Hochgefühl genießen zu können, gänzlich verzweifeln zu müssen.

Fruchtlos schienen auch meine getroffenen Vorkehrungen, um oben physikalische und naturhistorische Beobachtungen zu machen, mittelst Barometermessungen diese Höhen neuerdings zu bestimmen, und hieraus die Ergebnisse des Generalquartiermeisterstabes, von welchem der Thorstein trigonometrisch auf 9491 Fuß berechnet ward, zu vergleichen [1]).

Endlich erfuhr ich zufällig, daß Herr Professor Thurwieser aus Salzburg, bereits rühmlichst bekannt durch seine unternommenen gefährlichen Bergreisen, zwei kühne Bergsteiger, die Brüder Adam und Peter Gappmayer in Filzmoos aufgefunden habe, die sich anheischig machten, ihn auf die höhere Spitze des Thorsteines, Dachstein genannt, zu führen. Ich konnte mich eines halbmelancholischen Gefühls kaum erwehren, daß mir Jemand bei diesem Unternehmen zuvorgekommen sei, tröstete mich jedoch mit dem Gedanken, daß für mich nun wenigstens die Möglichkeit vorhanden war, diese Spitze gleichfalls zu besteigen, weßhalb ich mich auch ohne Zeitverlust mit diesen Führern in genauen Rapport setzte, festen Willens, alsobald diese langgewünschte Bergreise anzutreten. Allein der ungewöhnlich heiße Sommer, welcher heuer auf den Gletschern bedeutende Veränderungen hervorbrachte, war Ursache, daß ich troß des besten Willens von meinem Vorhaben abstehen mußte.

Meine berufenen Führer riethen mir ab, bei der vorgerückten Jahreszeit (es war Anfangs September, und im Grunde keineswegs zu spät) diese Reise zu machen, da der frische Schnee bereits weggeschmolzen sei, und die fürchterlichen Eisklüfte, die sich um diese Zeit am häufigsten, und in einem heißen Sommer in desto größerer Anzahl zeigen, mit keinen Hülfsmitteln mehr übersetzt werden können; sie meinten, dieses Unternehmen auf künftiges Jahr zu verschieben, was in der Mitte Juli am besten auszuführen wäre.

---

[1]) Weidmann gibt in seinem steierischen Oberlande den Thorstein zweimal zu 9132′ und einmal zu 9491′ an.

Ich sah mich also neuerdings gezwungen, auf den beabsichteten Hochgenuß dieses Jahrs dennoch zu verzichten.

Da es aber jedem Vaterlandsfreunde und Naturforscher gewiß von besonderem Interesse sein wird, von der ersten, durch einen wissenschaftlich gebildeten Mann, vollbrachten Ersteigung der bisher nur von einigen kühnen Gemsenjägern erklommenen höchsten Bergspitze Steiermarks verläßliche Nachricht zu erhalten, so glaube ich dem Wunsche manches Lesers dieser vaterländischen Zeitschrift entgegen zu kommen, wenn ich aus einer vor mir liegenden gedruckten Nachricht des Herrn Pfarrers in Filzmoos:

Die Besteigung des Dachsteins
durch Herrn Professor Thurwieser,

im Auszuge hier wörtlich mittheile.

„Es war im Monate August des Jahres 1832, als Herr Peter Carl Thurwieser, Professor des alten Bundes und der orientalischen Sprachen zu Salzburg nach Filzmoos kam, um von da aus den Thorstein zu besteigen. Aber ungünstige Witterung, besonders häufiger Nebel und neuer Schnee, welcher trügerisch die gefährlichen Eisklüfte deckte, verhinderten ihn sein Vorhaben auszuführen. Selbst ein Verweilen von einigen Tagen half nicht zum Ziele. Um jedoch nicht ganz nutzlos die Tage verstreichen zu lassen, bestieg Herr Professor die Bergwand Mittereck (7423 P. F.), sonst auch Graswand, und von den Bewohnern dieses Thales Hochwand genannt, welche die Gosau von Filzmoos trennt. Von da zurück gekehrt, verließ er, da die ungünstige Witterung fortdauerte, Filzmoos, jedoch mit dem festen Vorhaben, bei günstigeren Umständen die Bergreise zu vollbringen. Das Jahr 1833 mit seinen vom Juli angefangen fast ununterbrochenen Nebeln, Regen und Schnee um die Spitzen höherer Berge war allen Gebirgsfreunden feindselig. Das Jahr 1834 aber scheint Allen, die mit mächtigem, unwiderstehlichen Sehnen nach den Bergeshöhen schauen, doppelt die wonnigen Genüsse zu gönnen, welche der neidische Vorgänger so feindselig entzogen hatte."

„Am 17. Juli traf Herr Professor Thorwieser wieder in Filzmoos ein, mit dem festen Entschlusse, den Thorstein unter die Füße zu nehmen."

„Und — welch eine Freude! — dem beharrlichen Willen sollte eine noch herrlichere Krone werden. Die berufenen Führer, Peter und Adam Gappmayer, kühne Bergsteiger, erklärten, daß einem muthigen Steiger auch der Dachstein — bisher unerstiegen, und unersteigbar geglaubt — seinen stolzen Nacken beugen müsse."

„Dieser Dachstein ist unter den Hauptgipfeln des Hallstädter Eisgebirges, welche zusammen man die 3 Dachsteinspitzen nennt, der höchste; er steht den zwei andern, deren westlicher eigentlich Thorstein heißt, und schon früher von Einigen (man weiß nur fünf) erstiegen ward, gerade östlich, von Filzmoos aus aber ostnordöstlich, so, daß im Hochsommer die Sonne bei ihrem Aufgange fast an den Dachstein zu streifen scheint. Furchtbar trotzt er herein in dieses Thal mit seiner dreieckichten Pyramidengestalt. Selbst die gar nicht schüchternen Bewohner dieses Thals bangten, ob des Wagstückes, ihn — auch nur anzusteigen. Indeß, wer weiß nicht, daß Gefahr den Muthigen nur noch mehr reize?"

„Am selben Tage, 1/4 über 5 Uhr Abends, wurde die Reise nach der dem fernen Ziele am nächsten gelegenen Alpe, Sulzen genannt, angetreten, nachdem vorher verabredet worden war, daß bei der Ankunft auf dem Gipfel des Dachsteines ein Zeichen aufgestellt werde."

„Am 18. Juli, um 2 3/4 Uhr früh, brachen die kühnen Steiger von der Alpe auf, und stiegen über Steingerölle, zerklüftete Eisfelder und schroffe Felsen ihrem Ziele entgegen."

„Um halb 9 Uhr legte ich zuerst das Fernrohr an, um nach dem Zeichen auf der Spitze zu sehen, und schon war über derselben ein schwarzer Fleck, wie an den Wolken hängend, sichtbar, der mich vollständig von dem gelungenen Unternehmen überzeugte. Ich kann nicht beschreiben, wie mir da zu Muthe wurde. Es regte sich ein Gefühl eigner Art. Das Bangen war dahin. Auf der Kuppe eines riesigen Berges, die wol noch nie ein lebendes Wesen erstiegen hatte, ja, wo selbst alles Leben aller Vegetation ein Ende hat, nun lebendige, menschliche, bekannte Wesen zu wissen, und sogar zu sehen, in der Größe eines hoch in Lüften schwebenden Adlers, war etwas

Herzerhebendes. Sie standen oben, lebendige Zeugen, was des Menschen fester Sinn zu erstreben vermöge, lebendige Zeugen dem Worte des Herrn, daß der Mensch herrsche über Alles, was sich findet auf Erden. Oft des Tages hindurch zog es mich an das Fernrohr, und dieses wanderte von Aug zu Aug der staunenden Bewohner dieses Thales. Nachmittag um 3 1/2 Uhr bemerkte man auf der Höhe nur noch ein aufgerichtetes Kreuz, und wir schlossen, daß die Rückreise angetreten sei. Ich harrte mit Sehnsucht, und nach 8 Uhr auch mit Bangigkeit ihrer Rückkunft entgegen; bis sie endlich um 10 Uhr erfolgte, und uns Alle mit Freude erfüllte."

„Ein hölzernes Kreuz verkündet jetzt in weite Ferne: Auch der Dachstein ist erstiegen!"

Somit wäre die Ersteigung der um ungefähr 100' höheren, als jene von Jacob Buchsteiner erklommene, Thorsteinspitze factisch erwiesen, und in Begleitung der genannten zwei wackern Führer allerdings ausführbar. Es können nun die Verehrer und geachteten Kenner und Beförderer der Naturwissenschaften und der Landeskunde ihren langjährigen Wunsch befriedigen, und die bereits schon gesammelten wissenschaftlichen Nachrichten in diesem Fache mit einem der interessantesten Beiträge bereichern.

Noch finde ich zu bemerken, daß laut Aussage der beiden Gappmayer die Dachsteinspitze weniger beschwerlich zu ersteigen ist, als die niedrigere, von Buchsteiner erstiegene Thorsteinspitze, welche auf Veranlassung Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Johann im Jahre 1819 zum ersten Male erstiegen wurde. Auch bei der zweiten Ersteigung dieser Spitze am 4. August 1823, als Behufs des zu legenden graphischen Netzes der Triangulateur, Lieutenant Mickich (nicht Muggitsch, wie ihn Herr Weidmann in seinem steirischen Oberlande nennt) denselben Buchsteiner zur Errichtung eines Zeichens auf dem Puncte sandte, hat derselbe auch noch keinen gefahrloseren Weg aufgefunden, bis es denen Brüdern Gappmayer gelang, im Sommer 1834 einen weit kürzeren und minder gefahrvollen Weg sogar zur höhern Spitze aufzufinden, was ich besonders bemerken zu müssen

glaubte, da Viele von der Ersteigung des Thorsteines durch die schreckliche Schilderung Buchsteiners zurückgescheuet wurden.

Ich meines Theils mußte mich dieses Jahr auf eine

Wanderung auf und über

den Stein

beschränken, dessen eigenthümliche Erhabenheiten mich indessen für die aufgegebene Alpenreise auf den Thorstein hinlänglich entschädigen zu wollen schien.

Mit dem Namen Stein oder auch Schneegebirg, todtes Gebirg, und Hallstädter Eisgebirg wird von den Bewohnern des Ennsthales jenes kahle Gebirg bezeichnet, welches südlich von der Ramsau, westlich von Filzmoos, nördlich vom Hallstädtersee und Traunthal und nordöstlich und östlich von der Salza begränzt wird.

Ich unternehme es, den interessantesten Gebirgsstock Steiermarks, auf welchem sich der dreiköpfige Riese Thorstein (der höchste Punct der Provinz) in die Wolken erhebt, zu beschreiben, obschon ich vollkommen überzeugt bin, daß auch die feurigste Schilderung weit hinter dem ungemein großartigen Eindrucke zurückbleiben muß, den dieser imposante Anblick auf das Gemüth jedes für die herrlichen und wundervollen Gebilde der Natur empfänglichen Beschauers hervorbringt.

Unstreitig ist der Eindruck, den der Stein auf den sinnigen Beschauer der Naturschönheiten ausübt, von der Schladminger- oder Ramsauer Seite der effectvollste, weßhalb ich die Besteigung desselben von dort aus dringend anempfehle. Verbindet man damit die Reise über dieses Gebirg nach Hallstadt, wohin man von der Ramsau aus in 10 Stunden gelangen kann, so ist der Genuß so lohnend, daß er durch keinen ähnlichen aufgewogen werden dürfte; zudem ist der ganze Weg, wenn gleich beschwerlich, da man durchaus über schroffes, kahles Gebirg zu gehen hat, doch nicht gefährlich.

Man geht sonach gewöhnlich Abends von Schladming, das ich absichtlich zum Ausgangspuncte wähle, in die ohnedieß bekannte, zwar oft schon, aber doch nicht hinlänglich beschriebene Ramsau, wohin man 1 1/2 Stunde aufwärts zu gehen hat, und wo man in dem dortigen Wirthshause beim Behab ein gutes Unterkommen findet.

Hier bietet sich dem Auge des Wanderers ein 4 1/2 Stunden langes und beinahe 1 1/2 Stunden breites, bewundernswerth cultivirtes Alpenthal dar. Durch zweckmäßige Bearbeitung und ausgezeichneten Fleiß zur möglichsten Fruchtbarkeit getrieben, stellen sich alle Feldfrüchte in üppigster Fülle dar. Das herrlichste Grün der Wiesen, wie man es nur in Alpenländern findet, die gärtenartig bearbeiteten Felder, sanft aufsteigend bis zu den senkrechten Wänden des kahlen Steines, wo die ewigen Schneefelder schleierartig die Vertiefungen verhüllen, gewähren einen bezaubernden Anblick.

Merkbar ist der Abgang von Obstbäumen, welche in dieser Höhe nicht mehr gedeihen. Diesem Mangel, der in dem herrlichen Gemälde eine große Lücke verursachen würde, wird durch eine künstliche Täuschung abgeholfen, indem häufige Anpflanzungen von Ahorn, und ganze Alleen von Vogelbeerbäumen, die sich im Herbste bei der Reife der scharlachrothen Fruchtbeere herrlich ausnehmen, die fehlenden Obstbäume ersetzen. Aus diesen Beeren, hier Asch- oder Moosch-beeren genannt, brennen die Bewohner einen ziemlich guten Branntwein, der auch viel getrunken wird.

Die Ramsau wird gewöhnlich 3000′ über der Meeresfläche angenommen; diese Annahme ist aber nicht richtig. Es sollen auch hierüber künftiges Jahr genaue Beobachtungen angestellt werden. Der Umstand, daß die Temperatur augenblicklich wechselt, im Sommer die Hitze von 11 — 3 Uhr oft unausstehlich ist, um 4 Uhr dagegen Schneeflocken sich sehen lassen, ja die Sommerfrüchte in jedem Monat ganz mit Schnee bedeckt werden, gibt uns in dieser Sache keinen sichern Anhaltspunct, doch muß die genaue Bestimmung dieser Höhe selbst in landwirthschaftlicher Beziehung interessant werden.

Wenn dieses ungeahnte Thal an und für sich einen höchst überraschenden Anblick gewährt, so erregen die von der übrigen Welt gleichsam abgeschnittenen Bewohner ein nicht geringeres Interesse, welche, evangelischer Religion, gleichsam eine 1400 Köpfe starke Familie bilden, schlicht und einfach und mit überraschender Freimüthigkeit den Wanderer begrüßen, ihm die kargen Labsale ihrer Alpengegenden anbieten, und dann dem Neulinge im Bergsteigen al-

lerlei wol zu beherzigende Verhaltungsregeln treu aber trocken auf den Weg mitgeben [1]).

Allen jenen Wechselfällen preisgegeben, welche die verschiedenen seit der Reformation im Gange befindlichen Religionsansichten nothwendig mit sich bringen mußten, hat sich diese protestantische Gemeinde mehr, als die weiter zerstreuten Bekenner dieses Glaubens in dortiger Gegend, zeitweise mit, und zeitweise auch ohne Seelenhirten ihre Glaubenslehre sowol, als die besonderen Eigenthümlichkeiten bis in die neueren Zeiten zu erhalten gewußt, und, Dank sei es dem festen Sinne dieser harmlosen Menschen, nur unbedeutend wirkte die jetzige, manches Gute zerstörende schiefe Cultur auf sie ein, wobei die Gefährdung ihres reinen patriarchalischen Sinnes am meisten zu beklagen wäre.

Der philosophische Geschichtsforscher wird die bekannte Thatsache hier neuerdings begründet finden, daß keine Zeit und keine Macht irgend eine Ueberzeugung im Menschen ausrotten könne; denn die im Jahre 1599 mit bewaffneter Hand unternommene Zerstörung aller protestantischen Kirchen in und um Schladming, ja selbst die Ab- und Fortschaffung aller Pastoren hatte keinen andern Erfolg, als daß die dazumal neue Glaubenslehre insgeheim nur desto eifriger fortwucherte, viele fleißige erwerbsfähige Einwohner, zum großen Nachtheil des Landes, auswanderten, die zurückgebliebenen, besonders jene in der Ramsau, äußerlich zwar dem Katholicismus zugethan schienen, aber, in reiner Abgeschiedenheit von aller übrigen Welt, in ihrem Alpenthale dem Glauben ihrer Väter durch beinahe 200 Jahre im Stillen ganz getreu blieben, bis das menschenfreund-

---

1) Eine jener Hauptregeln mag hier nicht am unrechten Orte stehen, sie ist: den Stein, so wie überhaupt kein Hochgebirg bei nebligem Wetter zu besteigen; denn es könnte sich sehr leicht treffen, daß Bergsteiger, selbst wenn sie des Weges kundig sind, von den dichtesten Nebeln oder dem furchtbaren Schneegestöber auch mitten im Sommer überrascht würden, wo man dann in solcher Region auf einen Fleck hingebannt ist, von dem man sich durchaus nicht weg wagen darf, wenn man sich nicht muthwillig der Gefahr aussetzen will, über eine Felsenwand abzufallen, oder in eine Kluft zu stürzen. Sehr schlimm ist es, wenn die Nebel Tage lang liegen bleiben.

liche Toleranzedict des großen Kaisers sie endlich von dem Jahrhundert langen Gewissenszwange befreite.

Die hier gegebenen kurzen Andeutungen werden hinlänglich sein, um die Aufmerksamkeit der Lustreisenden auf die hiesigen örtlichen Verhältnisse hinzulenken.

Der Besuch dieses Alpenthales allein dürfte für Viele den höchsten Reiz haben, denn es gewähret dem Psychologen wie dem Naturfreunde die interessantesten Details, und der schöne kräftige Menschenschlag mit seiner idyllenartigen Lebensweise bietet hinlänglich wichtigen Stoff zu Beobachtungen.

Von der Ramsau geht es nach einer guten halben Stunde mäßigen Aufsteigens bei schauerlichen Steingeröllen, welche die Verwitterung der oberen Steinwände erzeugt hat, vorüber, den sogenannten Gaisweg jäh aufwärts.

Je näher man dem Tief- und Hochkhar kommt, desto schauerlicher wird das Gebirge, die Absätze und Kesseln sind mit riesigen, zerstreut herumliegenden Felsentrümmern besäet, die an die Erstürmung des Olymps durch die Giganten erinnern. Je höher man kommt, desto mehr steigen die südlichen Bergreihen empor. Man sieht schon den Pichlschober, den Höchststein, die Hochwildstelle und den Hochgolling; kommt man endlich in die Schlucht zwischen den Sinibeller, Kamp, Eselsstein und Scheuchenspitz, so vervielfältigen sich diese Bergspitzen an der entgegengesetzten Seite immer mehr.

Sie erscheinen nun in zahlloser Menge, denn der Blick schweift schon in das ferne Kärnten, und sieht bereits über Salzburgs Höhen die glänzenden Gletscher von Tirol.

Dem Wanderer bleibt nun nur noch eine kleine Höhe zu erklimmen, näher und näher sieht er sich am gewünschten Ziele, verdoppelten Schrittes und vergessend der großen Ermüdung eilt er der Bergkante zu, um, wie er wähnt, auf der andern Seite eine eben so zahllose Bergreihe zu schauen, und in tiefer Ferne vielleicht ein neues Thal zu entdecken. Keines von beiden. Staunend steht er hier, von dem ungeheuern Eindruck stumm geworden, auf der erklommenen Höhe von nah an 8000 Fuß, wo jede Vegetation zu Ende

ist, am Anfang eines 3 Stunden langen und eben so breiten, aus kleinen wellenförmigen Erhöhungen bestehenden Steinfeldes, welches sich so wundersam darstellt, als hätten die alten Götter hier ihre letzte Macht aufgewendet, um ihrem Götterzorn ein würdiges Denkmal zu errichten, und das schreckbar aufgewühlte Meer plötzlich zu Stein werden lassen. Jeder sinnige Beschauer wird durch ähnliche Gefühle bewegt, wie Klopstock, wenn er ausruft:

Hier steh ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht! und Wunder Alles!
Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an
Denn Du!
Namenloser, Du!
Schufest sie!

Die furchtbare Oede, der unermeßliche, gleichsam zusammengebackene Felsen, die von der Alles zerstörenden Zeit ausgehöhlten wunderlichen Figuren und Krümmungen, Alles wirkt zauberhaft auf das Gemüth des Wanderers, und fast ungläubig an dem, was er doch selbst vor sich sieht, betrachtet er diese große kahle Fläche in solcher Höhe.

Der Geolog sinnt schweigend über den Gang der schaffenden Natur, der wunderbaren Formation nach; sein Geist schweift in die vergangenen Jahrtausende zurück, die Entstehung dieser Kalkmassen zu ergründen; er möchte die kleinen unscheinbaren Mittel, deren sich die Natur bedient, und welche diese großen Erfolge herbeiführen, wegläugnen, so wie jene langsamen kleinen Veränderungen, die unseren Wahrnehmungen entgehen, und doch solche unglaubliche Resultate hervorbringen.

Manchmal schwirrt ein schüchternes Schneehuhn vor dem Wanderer vorüber; höchst selten segelt der König der Lüfte, der große Gems- oder Lämmergeier, in ungeheurer Höhe über die Gipfeln der Felsen, um für seine Raubgier ein unbewachtes Lamm, oder eine Gemse zu erspähen. Erst nach 2 Stunden, nachdem man auf dem schroffen, wunderlich ausgewitterten Gestein in den niedrigeren Theil dieser Steinebene kommt (die Verflächung ist von Süden gegen Norden), und einzelne Stellen mit kleinen kurzen Gräsern zum Vorschein kommen, ertönen auch die Glocken der weidenden Rinder-, Schaf- und Ziegenherden von den tiefer liegenden Alpen.

Man kommt nun zur sogenannten Augensteinlgrube. Hier findet man theils an der Oberfläche, theils verschüttet eine große Menge ganz- und eirunder, länglichter, flacher und verschieden geformter, von der Größe einer Nuß bis zur Kleinheit eines Hirskornes fein abgeschliffener Steinchen von allen Farben. Die kleinern derselben werden von den Aelplern gleich den Krebsaugen dazu benützt, um einen ins Auge gefallenen Gegenstand (daher kommt auch der Name dieser Grube) wieder heraus zu bringen, welches Verfahren durch die äußerst glatte Oberfläche dieser Steinchen weniger schmerzhaft gemacht wird, als bei der Anwendnung von Krebsaugen. Woher kommen aber diese achat-, jaspis- und quarzartigen Steinchen mitten auf diesen so hohen Kalkebenen? Wird die Erklärung hierüber dem Naturkundigen nicht weit mehr Schwierigkeiten verursachen, als die gleichfalls daselbst vorhandenen fossilen Meermuscheln? Und in welchen Conflict müssen Jene mit ihren Behauptungen gerathen, die nur durch große Umwälzungen alle Erscheinungen in der Natur zu erklären wissen, wenn sie hier plötzlich eine heterogene ganz ruhige Auflagerung erblicken?

Wie viel Interessantes mag es für den Naturforscher hier auf diesem ausgedehnten Steinmeere geben; welch interessante Daten gäben Forschungen über Atmosphäre, Meteorologie und Temperaturwechsel, da über letztere in Beziehung auf höhere Regionen noch so wenig bekannt ist, und die Temperatur daselbst zu mancher Jahreszeit ganz von den niederen Gegenden abweicht.

Möchten sich doch bald die Freunde der Naturwissenschaften dazu bestimmt fühlen, den interessantesten Gebirgsstock Steiermarks, so wie er es verdient, näher zu untersuchen.

Wir kommen nun immer näher dem eigentlichen Salzkammergute. Die große Aehnlichkeit der Felsenhügeln auf dem ganzen Wege über den **Stein** haben es, da auf dem kahlen Gestein nicht leicht ein Weg bemerkbar werden kann, und man höchstens die Ritze der Nägel von der Fußbekleidung [1]) sieht, nöthig gemacht, daß man sogenannte Tauben (einige übereinander gelegte Steine) auf der ganzen

---

1) Wer überhaupt Reisen in das Hochgebirg, auf kahle Felsen machen will, hat sich mit starken, gut genagelten Bundschuhen zu versehen, ohne welche nur

Strecke errichtete. Immer mehr senkt sich der Weg gegen die Gegend von Hallstadt, aber plötzlich wird man durch eine entzückende Aussicht gegen Goisern und Ischl überrascht. Der schöne große Hallstädtersee nach seiner ganzen Länge mit den vielen mövenartig nach allen Richtungen darauf sich bewegenden Schiffen, welche auf der glatten Spiegelfläche dahin eilen; die an den steilen Salzberg gleichsam hingeklebten terrassenförmig erbauten Häuser der Hallstadt; das Thal der obern Traun, welches man bis nach Altaussee vor sich sieht, mit den diese zwei Thäler einschließenden, ausgezeichneten Bergen, als: dem Saarstein, Grubberg, Zwölferkögl, Petschen rc. geformt, als hätte eine zauberische Hand mit künstlerischer Besorgtheit die überraschendsten Figuren gestaltet, um sie hier in einen herrlichen Cyklus zu vereinigen, welcher im Rücken durch die schimmernden ewigen Eisfelder, und die in den Wolken verborgenen Spitzen des mächtigen Thorsteins, großartig geschlossen wird. Kurz, so vieles Ausgezeichnete und Merkwürdige in einem verhältnißmäßig nicht sehr ausgedehnten Bezirke rund um ein unermeßliches, höchst ergreifendes Steinmeer wird man schwerlich irgendwo finden, und es muß daher jeden wahren Vaterlandsfreund und vorzüglich den Naturforscher mächtig dahin ziehen, wo er so viel Herrliches, so manches Neue und der tieferen Forschung Würdige beisammen findet; es muß ihn drängen, jene Regionen zu besuchen, wo man wenigstens auf einige Zeit vor dem alles umschlingenden Egoismus geborgen ist, und in reiner Himmelsbläue die Erhabenheiten der Schöpfung zu fühlen, und dieser Empfindung würdige Gesinnungen zu hägen fähig wird.

Schladming im December 1834.

auf eine höchst beschwerliche Weise und oft gar nicht eine derlei Tour ausgeführt werden kann. Mancher kühne Städter bereuete schon diesen vernachlässigten Rath, und es könnte Manchen das Schicksal jener ausgezeichnet muthvollen Dame X. aus Wien treffen, die zwar die Reise von Hallstadt über den Stein nach Schladming zu Fuß machte, deren Füßchen sich aber bequemen mußten, nachdem ihre eigenen Schuhe gänzlich zu Grunde gerichtet waren, die Reise mit den Schuhen einer Aelplerin zu vollenden.

Geschicke und innere Einrichtungen der alten Universität und des Lyceums zu Grätz.

Von Dr. Albert v. Muchar.

I.

Die Geschicke und inneren Einrichtungen der alten Universität zu Grätz bis zu ihrer Aufhebung im Jahre 1782.

Nachdem im Jahre 1609 das geräumige Universitätsgebäude vollendet dagestanden hatte, und alles Uebrige bereits im festen Gange war, so schritt diese schön erblühte höhere Bildungsanstalt in den eingerichteten Geleisen durch mehr denn hundert und fünfzig Jahre bis zu den ersten Veränderungen in den Studiengegenständen unverrückt fort, ohne daß wir von besonders freudigen Geschicken oder schmerzlichen Unfällen, welche diese Akademie getroffen hätten, viel zu erzählen wissen. Zur Verbesserung der Land- und Hofrechte, so wie vorzüglich der Gerichtsordnung für Innerösterreich erheischte Erzherzog und Kaiser Ferdinand die umfassenden Ansichten der gelehrten Professoren an seiner Universität in Grätz, nach deren im Verhältnisse jener Zeiten sachkundigem Rath er dann auch alle neuen verbesserten Anordnungen im Jahre 1622 erscheinen ließ. Im Jahre 1626 wurde Bernhard Graf von Tonhausen zur philosophischen Doctorswürde erhoben, und der König von Hungarn, Ferdinand III.,

machte ihn zur Belohnung zu seinem Kämmerer. Am 10. Oct. 1627 war das ganze Universitätsgebäude in hoher Gefahr; denn Abends um 7 Uhr brach im Convicte Feuer aus, und verzehrte in derselben Nacht noch das Dach des ganzen Gebäudes, so wie alle Musäen und Dormitorien daselbst. Nur mit äußerster Anstrengung konnte das Universitätsgebäude gerettet werden [1]).

Im Monate Februar des Jahres 1637 beging die Universität die Todtenfeier ihres zweiten Stifters und großmüthigen Vollenders Kaiser Ferdinand II. († zu Wien 15. Febr. 1637), welcher nach der eigenen lange früher schon getroffenen Bestimmung, in seinem aus dem alten Katharinenkirchlein, seit dem Jahre 1614 in voller Pracht griechischer Bauart herrlich erhobenen Mausoläum beigesetzt werden wollte. Die Trauerfeierlichkeit dauerte drei Tage in der mit schwarzen Teppichen umhüllten Hofkirche zum h. Egydius, an deren Gewölbepfeilern Statuen, personificirte trauernde Tugenden vorstellend, aufgerichtet, die beiden Seiten des langen Kirchenschiffes aber mit Trauerdevisen und Grabschriften auf den erhabenen Verblichenen bedeckt waren. Vom hohen Chore tönten Klagegesänge aus dem Munde der im Ferdinandäum unterhaltenen Zöglinge. Mitten im Tempel erhob sich der hohe Katafalk in der einem Kaiser gebührenden Ausstattung, auf jeder Seite von Hundert Bewaffneten und von Hundert Armen, welche brennende Kerzen trugen, umgeben. Am ersten Tage hielt der Universitätskanzler, P. Mathias Bastianchich, eine lateinische, am zweiten P. Thomas Dueller eine deutsche, am dritten endlich P. Leonard Bachin, Decan der philosophischen Facultät, eine italienische Leichenrede, den verblichenen Kaiser zu betrauern und seine unsterblichen Verdienste um Staat und Kirche zu preisen [2]).

Kaiser Ferdinand's des zweiten Sohn und Nachfolger, Kaiser Ferdinand III., empfing gleich nach seiner Erhebung von der Universität und der Gesellschaft Jesu in Grätz die nachdrücklichste Bitte, die von seinen erlauchten Vorvodern gegründeten Bildungsanstalten in Grätz gnädigst zu bestätigen; was dieser Monarch auch am 12. Mai 1640

---

1) Aus den Acten des Alumnats Nro. 376. p. 30.

2) P. Machor. ibid. p. 65 — 66.

in einem eigenen Diplome, in welches der große Fundationsbrief Ferdinands II. wörtlich aufgenommen wurde, vollbrachte; und im folgenden Jahre 1641 hatte die Universität das Glück, dem gnädigen Monarchen bei seiner persönlichen Anwesenheit in Grätz ihren innigsten Dank für die Bestätigung und den zugesicherten allerhöchsten Schutz auszudrücken [1]. Auf den Befehl eben dieses Kaisers wurde auch an der hiesigen Universität die feierliche Eidesleistung hinsichtlich des Glaubens an die unbefleckte Empfängniß der H. Jungfrau Maria eingeführt, und das die näheren Bestimmungen hierüber enthaltende Edict am 10. März 1650 kund gegeben. Dieser Eid wurde dann zum ersten Male am Festtage Mariä Verkündigung in der Hofkirche auf das Feierlichste in die Hände des am Altare fungirenden Oberpriesters geleistet und angelobt, daß jeder der hier Schwörenden nach den Decreten der Päpste Paul V. und Gregor XV. im öffentlichen und im Privatleben fest glauben und behaupten wolle, daß die seligste Jungfrau Maria ohne dem Makel der Erbsünde empfangen worden seye; — und dieses so lange, bis der apostolische Stuhl anders würde bestimmt haben. Dem kaiserlichen Willen gemäß wurden hierauf auch noch andere Puncte festgesetzt, nämlich: daß, angethan im akademischen Ornate, der Universitätsrector, der Kanzler, die Decane der Facultäten, die höheren Professsoren und alle Lehrer der untern Schulen diesen Eid leisten, und daß den gesammten Akademikern befohlen werde, anwesend zu seyn und in die Eidesformel einzustimmen. Alle Jahre nach den Herbstferien solle dieser Eid von dem Universitätsconsistorium feierlich wiederholt, der achte December als der Festtag der unbefleckten Empfängniß soll auf das Feierlichste mit Gottesdienst und einer lateinischen Anrede an die Akademiker von der ganzen Universität begangen, kein Akademiker soll künftighin zu den höheren Würdegraden als Baccalaureus, Licentiat, Magister oder Doctor erhoben, keiner zu Vorlesungen über Medicin oder Jurisprudenz zugelassen, keiner mit den ordentlichen Studienzeugnissen versehen werden, oder es wagen, irgend einen akademischen Act vorzunehmen, bevor er nicht diese

1) Aus den Handschriften der Universitätsbibliothek Nro. 52.

feierliche Eidesverpflichtung entweder anwesend persönlich oder in Abwesenheit schriftlich geleistet habe [1]). In eben diesem Jahre hielt der talentirteste Zögling, Ferdinand Caraffa des H. R. R. Graf von Stigliano, für das philosophische Doctorat die öffentlichen Disputationen; und Kaiser Ferdinand, von dem ausgezeichneten Fortgange dieses jungen Mannes benachrichtiget, sendete zu dieser Feier eine goldene Prachtkette mit seinem Bildnisse und ein vergoldetes Schwert, welches Geschenk dann dem Grafen im Hofe der Universität im Beisein des hohen Adels und aller Akademiker übergeben worden ist [2]). Nach dem Tode Kaiser Ferdinand III. (12. April 1657) empfing sein Sohn und Nachfolger Leopold I. am 5. Juni 1660 die feierliche Huldigung und den Dank für die kaiserliche Bestätigung von der Universität bei seiner persönlichen Anwesenheit in Grätz. Inzwischen war auch im Jahre 1659 der langwierige Zwist mit dem Erzstifte zu Salzburg wegen der geistlichen Gerichtsbarkeit über das der Universität in Grätz seit 1602 vollständig einverleibte Stift Müllstadt in Kärnthen beendiget worden. Schon seit 1610 maßte sich der P. Superior, Koronius, die Entscheidung der Ehestreitigkeiten an; und seit 1617 widersetzten sich die Superioren in Müllstadt, gestützt auf ihre päpstlichen Privilegien, jeder Archidiaconal-Visitation. Zu Folge eines Trienter Conciliumschlusses und eines bestimmten Eidschwures jedes Erzbischofes von Salzburg aber wollte und sollte keiner derselben diese geistliche Jurisdiction über Müllstadt aufgeben. Auf den Ruf des Erzbischofes Guidobald Grafen von Thun kamen also der P. Rector von Grätz, Ferdinand Hasenegger und der Jesuitenprovinzial, Johann Berthold, nach Salzburg, mit welchen die eigens dazu ernannten erzbischöflichen Commissäre unterhandelten, und am 5. Mai 1659 den Streit mit folgendem außerordentlichen und allein nur aus der Tendenz jener Zeiten erklärbaren Beschlusse endigten: Einem jeweiligen P. Rector zu Grätz bleibt die geistliche, eine beinahe bischöfliche Gerichtsbarkeit, die Macht, bei bestehenden Hindernissen Ehedispensen zu ertheilen, die

1) P. Macher. ibid. p. 63 — 62.
2) Alum. Act. p. 57.

Beichtväter zu prüfen, die Pfarren zu visitiren, Pfarrer von ihren Pfründen zu entfernen, ausschließlich zugestanden. Zwar soll der müllstädtische Bezirk für die Zukunft nicht directe mehr dem salzburgischen Kirchensprengel unterstehen; jedoch soll der Erzbischof als Metropolit anerkannt, und von des Erzbischofs Hand sollen in diesem müllstädtischen Districte immer fort noch die heiligen Oele und die Weihen der Kirchen und Altäre, wie auch das h. Sacrament der Firmung empfangen werden. Sehr begreiflich wurde schon im Jahre 1663 der alte Streit wieder aufgeregt. — In den Jahren 1668, 1686, 1687 und 1692 hielten Caspar Graf von Szechi, Graf Anton Nicolaus Lippay, infulirter Abt, Anton Graf von Strassoldo die öffentlichen Disputationen zur Erhaltung der theologischen, Graf Johann Anton von Strassoldo aber für die philosophischen Würdegrade. Sie überreichten und weihten ihre prachtvoll in Kupfer gestochenen Emblemen, worauf ihre Theses standen, Sr. Majestät dem Kaiser Leopold I., und wurden zur Belohnung ihres Fleißes von ihm mit goldenen Halsketten und kostbaren mit Edelsteinen besetzten Kreuzen beschenkt.

Epidemische pestartige Krankheiten herrschten in Grätz zu verschiedenen Zeiten mehrere, insonderheit eine außerordentliche Sterblichkeit in den Jahren 1646 und 1680 [1]). Indessen lesen wir nirgend, daß dadurch der Fortgang der Universitätsstudien unterbrochen worden wäre, wie diesen Fall das Matrikelbuch ausdrücklich im Jahre 1714 mit dem Beisatze bemerket: Annus 1714 vacat, Scholis ob pestem clausis! — Am 5. Juli 1728 legte das versammelte Universitätsconsistorium an den Pforten der Hofkirche dem zur Erbhuldigung in feierlichem Anzuge anwesenden K. Carl VI. ihre ehrfurchtsvolleste Ergebenheit und Bitte um Bestätigung und gnädigen Schutz zu Füßen.

In dem Jesuitencollegium zu Grätz gab es immer einige Priester aus den wohlhabendsten Familien Innerösterreichs. Da Jesu-

---

1) Im Jahre 1646 hatte das Pestübel in den Vorstädten von Grätz schon so sehr überhand genommen, daß die Landstände mit allen ihren Kanzelleien und Gerichtsstätten nach Bruck an der Mur hinauf flüchteten. Alumnatsacten Nr. 376. p. 15.

iten ihren Ordensstatuten zu Folge Eigenthum besitzen und Erbschaften übernehmen durften, so traten im Jahre 1744 einige bemittelte Priester zu dem schönen Zwecke zusammen, an ihrem Collegium eine Sternwarte zu erbauen und vollständig einzurichten. Im folgenden Jahre (1745) wurde dieses Werk begonnen und in wenig Jahren ganz vollendet. Es war an dem westlichen Theile des innenher vier Stock hohen Gebäudes angebracht, thurmähnlich, und zwei Stockwerke noch über das Ganze emporragend. Im ersten Stocke war das physikalische mit mechanischen, hydraulischen, pneumatischen und electrischen Apparaten, mit Pflanzen-, Mineralien- und Insectensammlungen nach Zeitumständen und Vermögenskräften eingerichtete Musäum, worin man vorzüglich eine von Philipp Imser zu Straßburg 1555 verfertigte kunstreiche Planetenuhr, ein Geschenk der für wissenschaftliche Bildung glühenden Kaiserin Maria Theresia 1753, bewunderte. Am Boden dieses Museums war auch die 82 Wienerschuhe lange Mittagslinie aufgezeichnet. Im zweiten Stocke war der Ort zu den astronomischen Beobachtungen über einen sehr weiten Horizont, wozu viele Instrumente zu Gebote standen. Ausgezeichnet war darunter eine fünf Schuhe messende Rota meridiana und ein Azymuthal-Quadrant von 6 Schuhen im Durchmesser, welche Herr Joseph Graf von Attems, ein Schüler des gelehrten P. Petrus Halloix in Philosophie und Astronomie, hierher geschenkt hatte. Auf den P. Halloix folgte als Aufseher dieser Sternwarte und öffentlicher Professor der Astronomie Franz Xaver Mayr, der 1773 aus dem öffentlichen Fonde besoldet wurde. Im folgenden Jahre jedoch 1774 ist diese Lehrkanzel wieder aufgehoben und für die jährlichen Experimente dem Professor der Physik eine Summe von 200 Gulden angewiesen worden.

Ueber die uranfängliche Einrichtung und Ordnung der Studien an der Universität in Grätz sind wir in den ersten Jahrzehenden ihres Bestehens nicht vollkommen klar und quellengemäß unterrichtet. Was hierüber aus zerstreuten, jedoch zuverlässigen Angaben entnommen werden kann, ist Folgendes. Schon im Jahre 1586 kommen immatriculirte Hörer der Philosophie vor, aus denen eini-

ge als päpstliche Alumnen studierten, und sich zum Baccalaureate vorbereiteten. Im Jahre 1587 ward die Logik zahlreich besucht, und vom Jahre 1588 bis 1595 lesen wir von Hörern der Logik und Physik, und zwar unter der umfassenderen Bezeichnung Philosophi, welcher Ausdruck im Jahre 1596 nach seinem Umfange auf das Bestimmteste bezeichnet wird durch Logici, Physici, Metaphysici, welche drei Classen durch die ganze Folgezeit fortbestanden hatten, 1616, 1625, 1662, 1710, 1724, 1751. Im Jahre 1596 kömmt auch ein Auditor Dialecticae, wahrscheinlich mit der Metaphysik ein und derselbe Gegenstand, vor.

Im Stiftungsjahre der Universität 1586 treffen wir auf mehrere Hörer der Theologie, die sich bereits zur Erlangung der Doctorswürde fertig hielten. Dergleichen waren auch in den folgenden Jahren, ohne nähere Bezeichnung jedoch. 1625 lesen wir zum ersten Male, und dann auch noch in den Jahren 1660, 1688, 1727 die bestimmter ausgeschiedene Abtheilung der Theologen, die Casistae; und da wir unter gleichen Umständen in den Jahren 1659, 1667, 1694, 1710, 1724 die Bestimmungen, Theologi morales, ex Morali, ex Theologia morali, ex Casibus finden, so ist die Gleichheit der Bedeutung Casista und Theologiae moralis auditor — unwidersprechlich. Neben diesen wurden aber immer auch für sich die Theologi, die Theologi speculativi, 1616, 1660, 1667; dann wird die Theologia, die Theologia speculativa 1662, 1694, 1705, 1710, 1722, 1724, 1751, ausgezeichnet, und seit 1765, 1766 erscheint auch die Theologia Thomistica. Das Jahr 1688 zeigt uns Theologos primi et secundi anni, und in den Jahren 1751 und 1765 lesen wir Theologos IV. II. I. Anni. Ordentliche Vorträge ex Jure canonico, Pontificio müssen in der frühern Zeit nicht alle Jahre und erst seit dem Jahre 1710, in welchem, und 1722, 1727 ordentlich immatriculirte Akademiker dieses Faches, die Canonistae getroffen werden, gegeben worden seyn [1]). Wenn aber auch erst in der Studienreihe vor

1) Auf Defendenten aus dem canonischen Rechte treffen wir auch schon im Jahre 1688 und 1689. Alum. Act. Nr. 376. p. 41.

dem Jus canonicum und nach der Physik die Eloquentia 1760 bemerkbar wird, so, glauben wir, wurden seit diesem Jahre besondere Vorlesungen über kirchliche Redekunst ertheilet, und die seit dem Jahre 1756 ungefähr vorkommenden Candidati Theologiae waren nach dem Studium der Physik gehalten, diese Vorträge zu hören.

Nach den älteren Berichten der Jesuiten wurden gleich bei der Uebernahme der alten Stadtpfarrschule durch dieselben (1573) anfänglich nur die drei unteren Grammaticalclassen, bei der schnellen Vermehrung der Schüler aber sehr bald auch die Humanitätsschulen eröffnet [1]). Aus dem von den ersten Jesuiten schon an allen anderen Orten eingeführten und fest gehaltenen Lehr-Plane gehet dies zwar von selbst hervor; es erscheinet aber doch auch sehr frühe schon dieselbe Reihenfolge des Unterrichts in unserer ältesten Universitätsmatrikel, welche in den Jahren 1588, 1589, 1592 und 1595 in aufsteigender Ordnung enthält: Studiosos I^mae Grammaticae classis, II^dae Gram. Classis (oder Grammatistas), III^tiae Gram. Classis (oder Syntaxistas), Humanistas, Humanitatis studiosos (oder Poetas und Rhetores). Den vollesten, bis in die späteren Zeiten aufrecht erhaltenen Umfang erhielten die jesuitischen Gymnasialstudien wirklich schon im Jahre 1601, wo die Classis Principiorum zum ersten Male vorkömmt, welche auch die Principia, Rudimenta, Schola nova, Schola parva, Schola minima, und die darin unterrichteten Knaben die Principistae, Parvistae, Rudimentistae, Minimistae hießen. — Im Jahre 1753 kann daher ganz sicher folgende Reihe der Vorlesungen der gesammten akademischen Bildungsanstalt in Grätz angenommen werden: Principia (Rudimenta); Prima (infima) Grammatica; Secunda (media) Grammatica; tertia Grammatica (Syntaxis); Poesis; Rhetorica; Logica; Physica; Metaphysica; Eloquentia (Sacra); Jus canonicum; Theologia moralis; Theologiae speculativae annus primus, secundus, tertius et quartus. Es finden sich aber nebenbei bestimmte Anzeigen, daß auch

---

1) Jul. Caesar. Staats- und Kirchengeschichte von Steiermark. VII. Theil. p. 187.

über hebräische Sprache und biblische Auslegungskunde manchesmal Vorlesungen und Disputationen gehalten worden sind. — Die philosophischen Lehrgegenstände lassen sich näher noch, wie folgt, bestimmen; im ersten Jahre Logik und Mathematik; im zweiten Jahre Physik und Mathematik; im dritten Jahre Metaphysik, Geschichte und Ethik. Mathematik und Physik waren darunter, insbesondere hinsichtlich der Theologie, freie Lehrgegenstände.

Dieses philosophische Studium wurde jedoch im Jahre 1754 durch Hofdecret reformirt, der ganze Lehrcurs auf zwei Jahre und dahin beschränkt, daß im ersten Jahre Logik, Methaphysik und Mathematik; im zweiten aber Physik, Ethik und Naturrecht gelehrt werden mußten. Die sogenannte peripathetische Philosophie wurde ausdrücklich verboten. Dieser Reform zu Folge kommen auch in der großen Matrikel im Jahre 1754 zum ersten Male die Hörer des ersten und zweiten Jahres der Philosophie von einander unterschieden vor. Diese nun begonnenen Studienreformen wurden erst im Jahre 1756 vollendet, wobei wol das wichtigste war, daß an der Grätzer-Universität nicht mehr ausschließlich Jesuiten, sondern auch Priester und Doctoren aus dem Orden der Augustiner und Dominicaner als öffentliche Professoren angestellt werden sollten. Durch Regierungsbefehl wurde im Jahre 1757 der erste Unterricht für Hebammen in Grätz wöchentlich in zwei Vorlesestunden eingeführt; und der verdienstvolle Stadtpfarrer, Alois Bertholdi, der Fürstbischof Schrottenbach und Joseph von Neuburg, Dechant zu Kirchschlag, vollendeten ihre schon im Jahre 1742 angefangene Gründung eines Priesterhauses in Grätz für acht Zöglinge. Im Jahre 1765 wurde das bisher, unbekannt seit wann, bestandene Lehramt der kirchlichen Ceremonien (Cathedra sacrorum rituum) abgeschafft, und dafür das Lehrfach einer systematischeren Moraltheologie eingeführt. Schon ungefähr im Jahre 1760 wurden an den größeren Provinziallehranstalten eigene Studiencommissionen angeordnet. In Grätz waren anfänglich Graf von Schafgotsch, dann Joseph Graf von Auersperg die Präsidenten dieser neuen Commissionen. Die jesuitischen Lehrer scheinen aber nur sehr ungerne diesem Staatsbefehle gefolgt und die höhere Anordnung in Wirksam-

keit gesetzt zu haben. Daher sah sich die Kaiserin Maria Theresia gezwungen, (10. Nov. 1766), die Errichtung dieser Studiencommission in Grätz nach dem Geiste der erlassenen Anordnung wiederholt anzubefehlen. Der wegen seiner hohen Bildung und seinem Eifer berühmte Fürstbischof von Seckau, Joseph Graf von Spauer, wurde zum Präses und die Studiendirectoren der Theologie und Philosophie, wie auch der Director Humaniorum, neben allen Uebrigen ausdrücklich als Mitglieder dieses Studienconsesses ernannt. Nun erfolgte vom Jahre 1766 bis 1770 die bedeutendste Erweiterung in den hiesigen akademischen Studien. Die öffentlichen Vorlesungen über angewandte Mathematik, Maschinenlehre, mit jährlicher Remuneration für den Professor und Anweisung einer bestimmten Summe beim Studienfonde zur fortschreitenden Anschaffung von Maschinen und Modellen; die Vorlesungen über hebräische und griechische Sprache; über Kirchengeschichte und systemisirte geistliche Beredsamkeit wurden den früheren theologischen Lehrgegenständen beigefügt. — Wie schon oben bemerkt worden, bestand der theologische Hauptlehrcurs in vier Jahrgängen der scholastisch-dogmatischen Theologie, von zwei jesuitischen Professoren, einem Priester aus dem Dominicaner- und von einem aus dem Augustiner-Orden de larga manica vorgetragen. Da die Jesuiten das molinistische System vertheidigten, die Augustiner und Dominicaner aber den thomistischen Lehrsätzen anhingen, so ließen es die wohlwollenden Verordnungen der Regierung seit dem Jahre 1762 allen fremden Theologen und auswärtigen Zöglingen freigestellt, welche von beiden Vorträgen sie hören wollten. Es ward zwar auch befohlen, alle inländischen Theologen in zwei gleiche Theile zu theilen, und sie so den beiden Lehrvorträgen zuzuweisen; jedoch begünstigte die Regierung vorzüglich jene Schüler, welche sich dem augustinisch-thomistischen Systeme widmeten und im Fortgange darin sich besonders auszeichneten.

Der Professor der Moraltheologie las jetzt auch über das Studium der Kirchenväter, und ein eigener Professor über theologische Polemik, über das Studium der heil. Schrift, vor, der auch mit den Schülern exegetische Uebungen, ohne systematische hermeneutische

Vorlesungen jedoch, halten mußte. Endlich wurden auch zwei eigene Examinatores Theologiae aus den gelehrteren Priestern des Clerus angestellet, um besonders die molinistischen Vorträge im Auge zu halten. Nach Aufhebung der Jesuiten (Bulle P. Clemens XIV. 10. Aug. 1773) wurden am 9. Oct. 1773 alle Lehrämter der Logik, Metaphysik, Ethik und der theologischen Gegenstände den jesuitischen Professoren abgenommen und nur für Physik und Mathematik sind noch Männer dieses Ordens beibehalten worden. Gelehrte Weltmänner, Geistliche anderer Orden, und Secularpriester traten an ihre Stelle, worauf dann schnell die durchgreifendsten Aenderungen in dem gesammten Schulwesen folgten. Das ganze Vermögen der Gesellschaft Jesu hatte der Staat eingezogen; vorerst wurden damit der Unterhalt der noch lebenden Mitglieder jenes Ordens, sodann die demselben obgelegenen Stiftungen gedeckt, und alles Ueberbleibende endlich zur Erhaltung des Lehrpersonales und alles zu den Unterrichtsinstituten Gehörige ausschließlich gewidmet. Die jährlichen Bezüge aus den Renten von Müllstadt waren ohnehin vom Anfange an allein nur zum Hauptzwecke, zur Erhaltung und Besorgung der akademischen Studienanstalt in Grätz bestimmt und angewiesen worden. Der Staat nahm daher auch von jetzt an alle öffentlichen Schulen und Bildungsanstalten in seine unmittelbare Oberaufsicht und Leitung. Zu diesem hohen Zwecke erschien schon 13. Febr. 1774 eine in ihrer Tendenz und in den wörtlich ausgesprochenen Grundsätzen ungemein beherzigungswürdige und treffliche Hofverordnung. Eine eigene Studienhofcommission wird errichtet, und ihr unter dem Vorsitze des Staatsrathes Franz Carl v. Kresel die Oberleitung des ganzen Studienwesens übertragen. Eine gleichförmige und vollständige Studieneinrichtung sollte zu Stande gebracht werden. Die Concurse für künftige Anstellungen im Lehramte werden festgesetzt; Männern von schon erprobten Kenntnissen sollen jedoch solche Concurse erlassen und sie geradezu angestellt werden. Einer der vorzüglichsten Männer, welche unmittelbar von der großen Kaiserin Theresia zum Lehramte der Philosophie berufen worden sind, war der Weltpriester Caspar Royko, der durch seine gründlichen Studien, ausgebreiteten und lichtvollen Ansichten den Lehrzweigen

der Logik, Methaphysik und Ethik erhöhteres Leben gab. Es schien der erhabenen Kaiserin jedoch nothwendiger, diesen ausgezeichneten Gelehrten auf die Bildung gründlich unterrichteter Priester unmittelbar einwirken zu lassen. Noyko wurde daher durch Hofdecret vom 15. Oct. 1774 als Professor der Kirchengeschichte der theologischen Facultät gegeben. — In dem Jahre 1775 traten nun zu Folge des am 3. Oct. 1774 erlassenen neuen Studienplanes die wichtigsten Veränderungen in den philosophischen und theologischen Lehrgegenständen ein. Für die philosophischen Gegenstände wurden drei Professoren und für die theologische Facultät mit Ausdehnung des Lehrcurses auf fünf Jahre neun ordentliche Lehrer festgesetzt und zwar für Kirchengeschichte nach Berti's Breviarium Historiae ecclesiasticae; hebräische Sprache und Hermeneutik des alten Bundes, griechische Sprache und Hermeneutik des neuen Testamentes; — Patrologie, Polemik und theologische Literaturgeschichte; — für den ersten Theil der Dogmatik; — für den zweiten Theil der Dogmatik; — für Moraltheologie; — Kirchenrecht; — Pastoraltheologie und geistliche Beredsamkeit nach Wurz. In den beiden Jahren des philosophischen Lehrcurses wurden Logik, Metaphysik und Ethik nach Baumeister, Mathematik und Physik nach Biwald, und angewandte Mathematik und Mechanik gelehrt. Auch an die hiesige Lehranstalt wurden die für die Universitäten des Kaiserstaates bearbeiteten philosophischen und theologischen Studienplane gesendet, um sich auch hier den schönen Geist der neuen Einrichtungen eigen zu machen. Und in Wahrheit! beide Studienplane sind ihrer Gründlichkeit, Ordnung, Zweckmäßigkeit und der kräftigen klaren Sprache wegen eben so schön und merkwürdig, als sich der wohlwollendste Geist, Allen nach Talenten und Stand die mögliche Ausbildung zu verschaffen, und dem so gefährlichen Zurückbleiben im Fortgange der Wissenschaften mit Kraft entgegen zu arbeiten, darin ausspricht. Beide diese Vorschriften sind treffliche Urbilder für die gesammte höhere wissenschaftliche Bildung; treffliche Denkmale des hohen Geistes der mütterlichen Kaiserin Theresia und jener edeln Männer, denen diese unvergeßliche Frau ihr Vertrauen schenkte. Die Ausfüh-

rung der neuen Studienanordnungen wurde damals dem wegen seiner Gelehrsamkeit und Thatkraft allgemein bekannten Professor des canonischen Rechts und Director der Theologie, Franz Tomicich, unabhängig von der Landesstelle, durch eigenes Hofdecret vom 8. Oct. 1774 übertragen. Die Gymnasialfächer waren in ihrem früheren, oben schon bezeichneten Gange belassen; nur hatte das Ganze den erwünschten systematischen Zusammenhang durch Einführung der neuen Normalhauptschule in Grätz erhalten, wodurch die bisher seit zwei Jahrhunderten fast gänzlich vernachlässigte deutsche Muttersprache doch einigermaßen berücksichtiget worden ist. Bisher waren nach den älteren mangelhaften Einrichtungen die Studien der Mathematik und Physik freigegeben, so daß ordentliche Zeugnisse darüber beim Vorrücken in die Theologie und in die juridischen Studien nicht nothwendig waren. Im Jahre 1774 noch erhob ein weises Hofdecret beide, allen Gebildeten nothwendigen Lehrfächer, insbesondere das dem wichtigen Seelsorgerstande so unerläßliche Studium der Physik zu Zwangsstudien ohne Ausnahme. Auch in allen Klosterstudien wurde die Gleichförmigkeit mit den öffentlichen Lehrcursen strengstens anbefohlen, 1775 der gesammte Clerus unter vierzig Jahren angewiesen, den Lehrcurs der Theologie nach dem neuen Plane sich eigen zu machen, und der Lehrgegenstand des canonischen, allgemeinen und besonderen Rechtes nach Paul Riegger allen Theologen als Zwangsstudium aufgetragen, worauf ein so wohlwollend berechnetes Hofdecret 1778 befahl, daß ein jeweiliger Lehrer der Mathematik den Hörern der Physik die angewandte Mathematik im erweiterten Umfange vortragen solle. Im Jahre 1777 begannen an der hiesigen Universität die ersten Vorlesungen über Anatomie, und seit 1779 auch jene über Chirurgie durch einen und denselben Professor, wozu noch der Unterricht in der Thierarzneikunde, in der Bienenzucht, und die Unterweisung für Militärschmide kam. Unbekannt, seit welchem Jahre, wurden von geschickteren Rechtsgelehrten schon längere Zeit vor dem Jahre 1779 Vorlesungen über die Rechtsstudien gegeben, wie z. B. von Dr. Balthasar Winkler 1774, der dafür mit 600 Gulden jährlich von den Landständen honorirt worden war. Unge-

achtet diese Vorlesungen und Lehrer nur Privatunterricht und Privatlehrer waren, so scheinen dennoch die von ihnen ausgefertigten Zeugnisse öffentliche Gültigkeit genossen zu haben. Denn im Juli 1776 verbietet ein Hofdecret ausdrücklich, irgend einem Akademiker Zeugnisse über die anderen Rechtsstudien zu ertheilen, wenn er sich nicht zugleich über die Vorlesungen der politischen Wissenschaften ausweiset. Im Jahre 1779 aber hatte nun auch das öffentliche juridische Studium seinen ordentlichen Anfang genommen; nachdem im Juni 1778 ein Hofdecret die Vereinigung der Rechtsstudien mit den übrigen Lehrgegenständen der hiesigen Universität ausdrücklich anbefohlen hatte, durch welche höchst wichtige Erweiterung dann die Lehrvorträge an unserer Universität erst jene so lange schon gewünschte Vervollkommnung, welche ihnen der thatkräftige und kenntnißreiche Lavanter Bischof, Georg Stobäus, bereits schon vor 175 Jahren hatte geben wollen, erhielten. Die Matrikel bemerkt diese folgenreiche Erweiterung der Universität ausdrücklich: Anno 1779, quo almae huic ac celeberrimae Academiae Graecensi accessit Studium juridicum publicum. Diese Facultät erhielt damals folgende Professoren: den Dr. Balthasar Winkler als Lehrer der Digesten, des peinlichen Rechts und der juridischen Praxis, und den Dr. Alois Tiller, als Lehrer des Naturrechts, der Institutionen, des öffentlichen allgemeinen und des Völkerrechts, des Feudalrechts, der Geschichte und des bürgerlichen Rechts; den Herrn Polizeirath und Professor Joseph von Greifenbach, welcher wöchentlich vier Mal über Polizei-, Cameral- und Finanzwissenschaft vorlas. Daraus wird nun, außer der Gymnasialanstalt, folgender Cyclus der im Jahre 1780 an der Universität in Grätz vorgetragenen Lehrgegenstände ersichtlich: Logik, Mathematik, Physik, angewandte Mathematik, Mechanik (in freien Vorlesungen an allen Sonn- und Feiertagen); juridische Literärgeschichte, öffentliches Feudal-, Staats- und Völkerrecht, Naturrecht, bürgerliches Recht, Criminalrecht, deutsches Staatsrecht, Digesten, Institutionen, juridische Praxis, canonisches Recht, Polizei-, Cameral-, Finanz-Wissenschaft; Anatomie, Hebammenkunst, Chirurgie, Thierarzneikunde, Gegenstände für Mi-

litärschmiede, Bienenzuchtkunde; hebräische und griechische Sprache, Hermeneutik des alten und neuen Bundes, Kirchengeschichte, theologische Literärgeschichte, Patrologie, Polemik, Dogmatik in zwei Haupttheilen, Moraltheologie, Pastoral und geistliche Redekunst. — Nachdem am 2. Jän. 1782 die seit 1650 für alle Universitätsmitglieder gewöhnlich gewesene Eidesleistung: De Immaculata Conceptione B. M. V., durch ausdrückliches Hofdecret abgeschafft worden war, erklärte auch eine gleiche kaiserliche Verfügung am 14. Sept. 1782 die bisher seit Hundert Sechsundneunzig Jahren bestandene Universität in Grätz für aufgehoben, und mit Beibehaltung des Rechtes, Doctoren der Theologie und Philosophie fernerhin zu erheben, in eine gewöhnliche Lycealstudienanstalt verwandelt.

II.

Innere Einrichtung der alten Universität in Grätz.

Diese waren die Geschicke und Veränderungen an unserer Universität während eines Zeitraumes von Hundert und Achtzig Jahren. Wir würden alle diese Vorfälle und wol noch mehrere weitläufiger geschildert haben, wenn uns reichhaltigere Quellen zu Gebote gestanden wären. Wir glauben, daß es nun am rechten Orte sei, auch über die innere Einrichtung dieser schönen Anstalt und über die Haupttheile derselben so umständlich zu sprechen, als es die uns vorliegenden Quellen erlauben.

Universitäten, Gesammtschulen, sind hohe Schulen, auf welchen alle Haupt- und wichtigen Hülfswissenschaften gelehrt werden, und die zugleich das Recht haben, in allen Hauptwissenschaften die höchsten Würden zu ertheilen. Unläugbar hatte unser erzherzogliche Stifter selbst schon diesen Begriff von seiner neuen Stiftung, welche er ausdrücklich nennt: Generale studium publicum, Academiam, Gymnasium et plane Universitatem; und in diesem Begriffe wollte er sie auch aus erzherzoglicher Macht eines Landesregenten ins Leben getreten, und mit dieser Benennung für die ganze Zukunft bezeichnet wissen: „hocque nomine deinceps perpetuis

futuris temporibus ab omnibus appellari volumus." Wenn auch der Drang einer unheilvollen Zeit den Stifter und Vollender hinderte, diesem Begriffe vollkommen entsprechend ihre einflußvolle Bildungsanstalt zu realisiren, und wenn es auch in der späteren Zeitfolge nicht geschehen ist, genug, der Urbegriff, den der großmüthige Stifter von einem so umfassenden Bildungsinstitute in seiner Seele trug, war unwidersprechlich so, wie wir ihn ausgesprochen und aus dem Stiftbriefe wörtlich nachgewiesen haben. Daraus ergibt sich nun vor allem Andern eine, wie an allen schon bestehenden Universitäten der katholischen Christenheit, auch an der neuen Akademie in Grätz systematisirte Organisation des Universitätsconsistoriums und seiner Würdenträger, nach der ferdinandischen Urkunde die Administratores, die Patres Academiae. Nach der carolinischen Ureinrichtung wurden nur die philosophischen und die theologischen Lehrkanzeln errichtet, welchen Umfang auch Erzherzog Ferdinand, ungeachtet der andringlichen Vorstellungen von Seite des Lavanter Bischofs Stobäus, die juridischen Studien gleichfalls einzuführen, nicht erweitert hat. Es bestanden demnach vom Jahre 1586 bis 1779 nur zwei Facultäten, nämlich die theologische und die philosophische, oder nach dem Ausdrucke in der carolinischen Urkunde, die Facultas artium. Diesen Grundzügen entsprechend erscheinen also auch durch 193 Jahre immer nur dieselben akademischen Würden, nämlich ein Rector, ein Kanzler, ein Decan der philosophischen und ein Decan der theologischen Facultät. Der erstere kömmt auch unter dem Beisatze Decanus linguarum vor. Die Rectorswürde begleiteten immer Jesuiten des hiesigen Collegiums, größtentheils die Rectores Collegii Societatis selbst, immer jedoch alle Jahre regelmäßig gewählt oder bestätiget. Erst um das Jahr 1764, einem 1763 ergangenen Hofdecret zu Folge, die Rectoren nicht wie bisher immer nur aus den theologischen Professoren, sondern auch aus anderen Facultäten zu erwählen, bis zur Aufhebung der Universität selbst erwählte man zu dieser Würde auch auswärtige, verdienstvolle, gelehrte Doctoren und Professoren geistlichen und weltlichen Standes. Eben so waren auch immer Jesuiten, Professoren an der Akademie selbst, die Uni-

versitäts-Kanzler, bis nach Abschaffung des Ordens und bis auf die durchgreifenderen Studienreformen seit dem Jahre 1774, wornach der Fürstbischof von Seckau bis zum Jahre 1783 mit der Würde eines Kanzlers der Universität beehret ward. Als philosophische und theologische Decane wurden ebenfalls nur Jesuitenprofessoren gewählt, bis im Jahre 1756 auf ausdrücklichen kaiserlichen Befehl auch andere Geistliche als theologische Professoren angestellet worden sind. Die gewählten Decane mußten aber immer unmittelbar höchsten Orts bestätiget werden, bis im Jahre 1774 die Erwählung derselben ohne alle weiteren Anzeigen den Facultäten ganz frei gegeben worden ist. Im Jahre 1779 kam aber zu den beiden genannten Decanen noch ein Dritter, der Decan der juridischen Facultät, welche drei Hauptstudienabtheilungen dann auch, und die ersten beiden schon seit 1765 ihre eigenen Studiendirectoren hatten. Endlich bestand bei jeder dieser Facultäten auch ein eigener Notarius.

Dem oben dargelegten Begriffe zu Folge war die neugegründete Universität im Besitze aller Privilegien, Freiheiten, Immunitäten und Vorzüge ohne alle Ausnahme, welche alle anderen Universitäten Europa's genossen [1]). Diese Privilegien und Freiheiten schlossen folgende Hauptvorzüge in sich ein. Die vollkommenste Gerichtsimmunität, oder eigenthümliche Civil- und Criminalgerichtsbarkeit der Universität in allen wie immer Namen habenden Streitigkeiten und über alle der Universität nach ihrem ganzen

1) In dem Stiftungsbriefe und in der Bestätigungsurkunde Kaiser Rudolph's II. heißt es wörtlich: Universitas graecensis iisdem omnino privilegiis et imunitatibus, quibus aliae quaecunque Universitates a sacris Romanis Pontificibus et Imperatoribus confirmatae uti et potiri solent, gaudere volumus; und in der kaiserlichen Urkunde: „dictaque Universitas omnibus et singulis privilegiis, immunitatibus, exemptionibus, praeeminentiis, praerogativis, facultatibus, juribus, indultis et gratiis uti debeat, possit, valeat, quibus caetera Gymnasia, vel Academiae et quaecunque Studia generalia ubivis locorum et gentium utuntur, fruuntur et potiuntur et gaudent quomodolibet consuetudine vel de jure, supplentes etiam quoscunque defectus tam juris quam facti, si qui forte in praemissis intervenissent, aut intervenisse dici vel allegari possent."

Umfange zugehörigen und unterstehenden Personen [1]). Diese Gerichtsimmunität war, im Grunde genommen, kein neues Privilegium, wenn man annehmen darf, daß die uralte Freischule an der Leechkirche mit allen ihren Vorzügen und Rechten an die Stadtpfarrkirche zum h. Aegidius übertragen worden ist, welche Schule dann Erzherzog Carl 1573 den Jesuiten übergeben hat, und aus welcher Urstiftung unsere Universität hervorgegangen ist. Die Gerichtsimmunität hatte aber schon Kaiser Rudolph der Freischule an der Leechkirche 1278 ertheilet [2]). Gleich nach der carolinischen Gründung bestä-

---

1) Praeterea illud statuentes, ut dictum Collegium omnesque in illo habitantes et quaecunque personae ad ipsum pertinentes in quibuscunque controversiis, aut etiam reliquis omnibus litibus, accusationibus, defensionibus aut quibuscunque actionibus tam civilibus quam criminalibus apud nullum forum aut tribunal cujuscunque magistratus saecularis, quocunque tandem nomine id appellari possit, molestari, conveniri, accusari et in jus vocari possint, aut ipsi comparere aut respondere teneantur; sed si tale quidquam unquam quacunque de causa occurat, et ipsi sibi consuetum fore vel expedire judicaverint, ex speciali nostra gratia ad nos liberum refugium habere eis liceat.

2) Insuper etiam omnes Scholares, praedictas Scholas frequentantes, nostra regia defensione ac sacri Romani Imperii protectione specialiter ac taliter volumus contueri, ut si forte aliquis eorum excessum aliquem perpetraverit, qui judicium civitatis, vel etiam provinciale videatur contingere, quod hac de causa nulli nostrorum Judicum vel Civium, vel Officiatorum, ipsos Scholares liceat aliquatenus molestare, nisi solo praefato commendatori, cui talia corrigendi et emendandi plenariam tribuimus potestatem." Was aus dem Begriffe der Gerichtsimmunitat, und aus dieser Bestimmung von selbst hervorgehet: D: Organisation des akademischen Gerichtes, des akademischen Senates, Urtheil- und Executionsgewalt in ihrem ganzen Umfange, — das enthält und befiehl die ferdinandinische Urkunde wörtlich: »Itaque cum in administratione Accademiae variae saepe res et actiones incidere soleant, quae non nisi per judices saeculares cognosci et expediri possunt, cujusmodi sunt Studiosorum et aliorum Academiae subjectorum lites, contentiones et causae interdum criminales, concedimus et potestatem facimus iisdem Collegii et Academiae patribus et clericis societatis Jesu, ut unum aut plures sives viros Nobiles sive Juris doctores, sive honestos cives, alias personas idoneas, etiam de regimine et aula nostra, si visum fuerit, eligere, advocare, adsciscere ac decernere sibi possint, ad studiosorum aliorumque omnium Academiae subjectorum causas praesertim graviores et criminales determinandas, quos quidem a dictis Patribus sic electos et decretos sese ad hoc munus promptos et paratos exhibere volumus, prorsus ac si a Nobis ipsis ac Successoribus nostris electi ac decreti essent. Quare consequenter iisdem Patribus Collegii et Academiae nostrae omne jus et potestatem custodiae, carceris, vinculorum, quaestionum in nostra civitate Graecensi libere permittimus et elargimur ad subditos suos, sive illi studiosi sint, sive quocunque alio modo ad Collegium et Academiam pertineant castigandos et coercendos."

tigte der Landesadministrator Erzherzog Maximilian das akademische Tribunal am 7. Juli 1594, und ernannte am 31. Sept. 1594 in einem förmlichen Decrete den Dr. Wolfgang Jöchlinger, innerösterreichischen Regierungsrath und Vicekanzler, als **Universitätsoberrichter**. Diesem wurden zu gleicher Zeit auch noch ein **Universitätssyndicus**, einige **Notarien** und **Gerichtsbeisitzer** beigegeben; und so war der **akademische Gerichtssenat** vollständig eingerichtet [1]). Mit der ganzen Universitätsstiftung wurde auch diese Gerichtsimmunität, das akademische Tribunal von den nachfolgenden Kaisern Ferdinand III. und Leopold I. ausdrücklich bestätiget. Dieses Universitätsgericht blieb durch Hundert Sechsundneunzig Jahre in ununterbrochener Wirksamkeit, in manchen hochwichtigen Fällen selbst über das Leben entscheidend zur Hinrichtung mit dem Schwerte. Es gehet in dieser Stadt noch allgemein die Sage, daß auf dem heutigen Universitätshofe mehrere Akademiker enthauptet worden seyen, was bei einem ordentlich privilegirten und organisirten akademischen Tribunal von selbst vermuthet werden darf, aber auch durch die der großen Matrikel entnommene Disciplinarchronik einige Bestätigung finden mag, aus welcher erhellt, daß von Zeit zu Zeit Universitätsschüler wegen unordentlichem Leben, Rohheit, Raufhändel, Diebstahl, schwerer Verwundung Anderer ja sogar wegen Mord aus der Matrikel gestrichen worden sind [2]).

---

1) P. Macher ibid. p. 39 — 40.

2) Wir führen nicht die Namen der aus der Matrikel Ausgestrichenen, sondern nur die Ursachen dieser entehrenden Strafe hier an: Jahr 1592. Expunctus publica sententia. — 1604. Prodigus filius a matre exheredatus, etiam hic deletus est. — 1605. Expunctus propter furta. — 1609. Fur. — 1617. Proscriptus. — 1617. Ob furta traditus magistratui civico. — 1617. Turpiter aufugit cum quadam Religiosa M. C. — 1620. Homicida et publicus infamator onius e nostris publice protestatus se mentitum esse. — 1625. Proscriptus et deletus ex Albo studiosorum propter furta. — 1630. Quia turbulentus ematriculatus. — 1630 Ob turbas exilatus et ematriculatus. — 1632. Ob petulantias quasdam ematriculatus. — 1633. Ob insolentias privatus est gradu magisterii. — 1638. Ob duellum commissum, alterum graviter laesum et contumaciam ematriculatus est. — 1639. Eliminatus propter Scelus. — 1640. In praesentia Academicorum ex mandato R. P. Rectoris ematriculatus est. — 1641. Publice in auditorio expunctus et proscriptus ob fugam ex aresto academico, in quo fuerat positus ob vulneratum graviter quemdum virum de nocte. — 1641 Ob insolentias ematriculati. — Ob in-

Von dem Jahre 1720 angefangen werden solche Fälle und Ematrikulationen immer seltener; ja sie verlieren sich fast ganz. Ein wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte! Gern würden wir hier die Reihe der Oberrichter des akademischen Tribunals aufführen, wenn sie alle irgendwo verzeichnet, in den uns zu Gebote stehenden Quellen vorfindig gewesen wären. Nur zwei Universitätsoberrichter wissen wir zu nennen, den Doctor Ignaz Maria von Lendenfeld 1766, und den Doctor und Professor Joseph Balthasar Winkler 1779. Eben so wissen wir den einzigen Universitätssyndicus, den Professor der politischen Wissenschaften Doctor Franz Kinner 1789 zu bezeichnen. — Wenn wir nun hinsichtlich der an der Universität bestandenen akademischen Würden alles bisher Besagte zusammenfassen, so bestand im Jahre 1780 das gesammte Universitätsconsistorium aus einem Rector magnificus und einem Universitätskanzler, aus drei Studiendirectoren, nämlich der philosophischen, juridischen und theologischen Facultät, und aus eben so vielen Decanen und Notarien; aus dem Universitätsoberrichter mit Assessoren, aus einem Universitätssyndikus und aus den ordentlichen öffentlichen Professoren. Man unterschied aber das gewöhnliche ordentliche Consistorium der Universität, aus dem Rector, den Studiendirectoren, Decanen, aus dem ältesten Professor der Theologie und aus dem Professor der Physik, zusammen aus acht Personen bestehend, dessen Kanzler und Präses im Jahre 1781 der Fürstbischof von Seckau war; und das Gerichts = Consistorium,

solentias et inobedientiam ematriculatus.—1641 Ob foeminam. — 1642. Ob graves insolentias etiam proscriptus ex urbe. — 1643. Ob grassationes et inobedientiam. 1643. — Ob adulderata Sigilla Societatis Jesu trium Collegiorum. — 1644. Quia deprehensus illegitimus (?) ! — 1645. Ematriculatus ob infame factum, — ob nequam factum (cum quinque aliis). — 1647. Se ipsum suspendit. — 1648. Grassatur etc. — 1649. Propter grassationes, contumacium, efractum arestum ematriculatus. — 1652. Ob insolentias in auditorio ejectus e Scholis et ematriculatus. — 1660. Ob insolens factum eliminatus est e matricula. — 1671. Exclusus propter homicidium. — 1677. Est publico progromate tanquam vagabundus declaratus non esse studiosum. — 1686. Exclusus programmate publico. — 1701. Exclusus per programma ob intollerabiles insolentias (cum tribus aliis). — 1704. Exclusus tacite ob intollerabiles impertinentias. — 1705. Exclusus per programma 6. Martii ob homicidium.

Consistorium universitatis in judicialibus, welches mit dem Judex Universitatis aus vier juridischen Doctoren und aus fünfzehn Professoren, nämlich aus neun theologischen, zwei juridischen und vier philosophischen Lehrern zusammengesetzt war. Das letzte Glied des gesammten Consistoriums war der Stabträger oder der Pedellus Universitatis.

Die Reihe der Universitätsrectoren, der Professoren und der übrigen akademischen Würdenträger werden wir, in so weit als es uns möglich gewesen, sie aus den zerstreuten Quellberichten aufzufinden, zusammengestellt aufführen.

Aus den oben angeführten allgemein ausgesprochenen Privilegien und Freiheiten der Universität in Grätz gehet nun weiters noch hervor, das Recht, die höheren Würdengrade aus den Studien der einzelnen Facultäten, nämlich das Baccalaureat, Licentiat, das Magisterium, die Doctorswürde der Philosophie, Theologie, und der Rechte zu ertheilen. Das carolinische Stiftungsdiplom enthält hierüber folgende Bestimmung: ita ut omnes et singuli studiosi et scholares, qui apud eos (Jesuitas) in praefato Archiducali nostro Gymnasio, vel quocunque alio publico studio, vel approbata Universitate lectiones audierint, vel sub dicti Gymnasii, aut etiam ejus obedientia, directione, aut disciplina studuerint, et digni habilesque rigoroso examine praevio reperti fuerint, juxta privilegia Universitatum eis per praesentes a nobis et aliis cum Summis Pontificibus, tum Imperatoribus desuper concessa ad quoscunque Baccalaureatus, Licentiaturae, Magisterii et Doctoratus ex artibus et S. Theologia gradus ab eis promoveri gratis ac pro more Societatis possint ac debeant." Natürlich konnte in dieser Urkunde das Promotionsrecht zur juridischen Doctorswürde noch nicht ausgedrückt erscheinen. Dies Recht ist aber aus allen in den erzherzoglichen Briefen wortdeutlich gegebenen und angeführten allgemeinen Bestimmungen, und aus dem Geiste des ganzen akademischen Institutes unwidersprechlich. Zu diesen Rechten füget sich nun von selbst auch, daß alle an unseren Facultäten rechtmäßig erhobenen

Doctoren alle jene Privilegien und Freiheiten zu genießen hatten, welche das Baccalaureat, das Magisterium oder Doctorat an jeder anderen öffentlichen Universität ertheilet [1]). Das vorzüglichste in diesen Generalien enthaltene Recht ist das Forum Academicum, dessen ganz besonders diejenigen Akademiker theilhaftig wurden, welche ihre Namen in die Matrikel der Universität eintragen ließen, und dadurch als akademische Bürger, vor jedem anderen Gerichte, jenem der Universität allein nur unterstehend wurden. Das Recht der Promotionen zu den höheren wissenschaftlichen Ehrengraden hat das akademische Consistorium vom Gründungsjahre bis zur Aufhebung dieser Universität ohne Unterbrechung ausgeübt, so daß bis zum Jahre 1781 die theologische Facultät 92, die philosophische aber 52 von ihr gekrönte Doctoren zählte, die ertheilten Baccalaureate und Licentiaturen gar nicht gerechnet. Um zur Doctorswürde in der Theologie zu gelangen, waren vier Tentamina vorgeschrieben, deren jedes durch zwei Stunden zu dauern hatte, und worunter die Tentamina Scripturistica, so wie die Tentamina graeca et hebraica im Jahre 1762 als unerläßlich erklärt wurden. Sodann mußten zwei öffentliche Disputationen erfolgen, wovon die erste Actus parvus, die zweite aber Actus magnus hieß. Der Actus parvus bestand darin, daß der Candidat aus zwei Tractaten der scholastisch-dogmatischen Theologie zuerst eine scharfe Prüfung bestehen, dann auch noch über diese beiden Tractate durch zwei Stunden öffentlich disputiren mußte, wornach ihm das Baccalaureat ertheilt wurde. Im großen Acte aber mußte der Candidat über alle acht Tractate der gesammten Theologie sowol

---

1) So spricht sich nämlich wieder die carolinische Urkunde aus: iique tandem sic promoti omnibus et singulis privilegiis, praerogativis, immunitatibus, exemtionibus, libertatibus, antelationibus, favoribus, gratiis et indultis, quibus alii in Universitatibus studiorum generalium Germaniae, Italiae, Hispaniae seu Galliae juxta illorum ordinationes, usus, ritus, consuetudines et mores pro tempore promoti de jure, vel consuetudine, aut aulios, quomodo libet, non solum ad earum instar, sed pariformiter et aeque principaliter absque ulla differentia in omnibus, et per omnia, perinde ac si gradus in Universitatibus, nec non Collegiis hujusmodi accepissent, uti, potiri ac gaudere possint, valeant ac debeant."

Vor- als Nachmittag durch zwei Stunden öffentlich disputieren. Diese Disputation wurde hierauf mit einer strengen Prüfung, die Punctur genannt, geschlossen. Der Candidat mußte nämlich mit einer Nadel in das Buch: D. Thomae Aquinatis Summa Theologiae tripartita zwischen den Blättern einstechen, und nach 24 Stunden über jenen Gegenstand, wo er eingestochen hatte, sich strenge prüfen und oppugniren lassen. Am 30. August 1777 wurde diese Punctur abgeschafft, und dafür befohlen, daß jeder Candidat eine Abhandlung über einen theologischen Lehrgegenstand schreiben, dieselbe in Druck legen und bei der Disputation austheilen lassen solle. In den früheren Zeiten ließen die Jesuiten Niemanden, als den Gliedern ihres Ordens einigen Antheil an den öffentlichen Promotionen. 1762 befahl aber eine Hofverordnung, künftighin nicht mehr Scholasticos Societatis Jesu bei theologischen Disputationen als Oppugnanten zu wählen, sondern andere wackere Schulmänner und Gelehrte jedes Standes. — Beinahe derselbe Vorgang hatte auch Statt, wenn irgend ein Candidat zum philosophischen Doctorate gelangen wollte. Drei strenge Prüfungen waren ausdrücklich vorgeschrieben, aus der theoretischen und practischen Philosophie, aus der Physik, Mathes und der Universalgeschichte. Aus den übrigen Lehrgegenständen war es hinlänglich, wenn sich der Candidat mit den gewöhnlichen Studienzeugnissen auswies. Am 4. Nov. 1786 wurden das Magisterium Philosophiae, und 1821 das Baccalaureat dieses Studienfaches gänzlich aufgehoben. Die strengen Prüfungen und Disputationen wurden immer öffentlich im großen Universitätssaale, im Locale, wo heute sich die Universitätsbibliothek befindet, abgehalten. Das Haupt der hohen Landesregierung mußte dazu geladen, und vom akademischen Consistorium unter Vortragung der beiden Facultätsstäbe feierlich empfangen und eingeführt werden. Die öffentlichen Disputationen aus der Theologie wurden gewöhnlich alle vier oder alle sechs Jahre abgehalten, und die Formalitäten bei Ertheilung der Doctorate immer in der Hofkirche zum h. Aegidius vorgenommen. Die Taxen für das theologische Baccalaureat betrugen ehemals 20, für die Doctorswürde aber 31 Ducaten, nach deren Erlegung der gra-

ducirte Candidat der theologischen Facultät einverleibt wurde und in derselben Sitz und Stimme erhielt. Im Nov. 1789 erklärte ein Hofdecret, daß das theologische Baccalaureat als eine leere Formalität gänzlich aufzuhören habe. Uebrigens darf hier nicht unberührt bleiben, die nun nicht nur außer Uebung gekommene, sondern fast gänzlich schon vergessene, bei allem beschränkten Wissen die ältere Zeit doch sehr ehrende Sitte. Die Candidaten der philosophischen oder theologischen Würden ließen gewöhnlich von berühmten Künstlern des In- und Auslandes eigene allegorische, symbolische oder historische Zeichnungen, Emblemata genannt, gewöhnlich im größeren, ja im allergrößten Formate von sechs Schuhen in der Länge und drei Schuhen in der Breite, entwerfen, darauf dann die von ihnen zur Vertheidigung aufgestellten Lehrsätze einschreiben, in Kupfer stechen, auf kostbarem Papier oder auf Seidenzeugen aller Art abdrucken, und bei der öffentlichen Disputation an die hohen Anwesenden vertheilen. Solche Emblemate wurden gewöhnlich erlauchten Staatspersonen und Kirchenhirten, ja selbst kaiserlichen Majestäten gewidmet, und die zeichnenden Künste dürfen sich mit Recht rühmen, bei diesen Gelegenheiten unvergängliche Meisterwerke geliefert zu haben. Gewiß ein unwiderleglicher Beweis, in welch hoher allgemeinen Schätzung gründlich erprobte Wissenschaft in jenen früheren Zeiten gestanden sei. Die juridische Facultät wurde erst im Jahre 1779 eingeführt, die Universität aber mit ihrer alten Verfassung und allen damit verbundenen Privilegien und Rechten bald darnach 1782 aufgehoben. Wir haben daher nirgend eine Angabe von einer Promotion zum Doctorate aus den Rechten aufgefunden. Indessen wurden doch durch dasselbe Hofdecret vom 6. Dec. 1782, wodurch die Universität aufgehoben ward, auch die Abschaffung der Promotionen zur juridischen Doctorwürde erklärt. Ungeachtet der Abschaffung aller alten Gerechtsamen der hiesigen Universität wurde dem fortbestehenden Lyceum damals dennoch das Recht der Promotion zu theologischen und philosophischen Würdegraden fortbelassen; für das philosophische Doctorat aber wurden drei strenge Prüfungen in Gegenwart des Rectors, und für den theologischen Gradus die

strengen Prüfungen aus der Kirchengeschichte, Dogmatik, Moral, Pastoral, aus der griechischen Sprache, aus der hebräischen und den damit verwandten Dialecten, und für jede dieser Prüfungen eine Dauer von zwei Stunden anbefohlen. Ueber einen der genannten theologischen Lehrgegenstände hat sodann der Candidat eine Inauguraldissertation zu verfassen, in Druck zu legen, und bei der Finaldisputation über fünfzig von ihm gleichfalls verfaßte, und in Druck gelegte, theologische Thesen, welche wieder durch zwei Stunden zu dauern hat, zu vertheilen. Alle früher gewöhnlich gewesenen religiösen Feierlichkeiten bei Ertheilung des Doctorates, und insbesondere der Eid des Gehorsams gegen den römischen Stuhl, so wie die für Rectoren, Decane, Professoren und Doctoren früher gewöhnlich gewesenen besonderen Aeußerlichkeiten in langen fliegenden Haaren, verbrämten Kleidungen und Mänteln u. dgl. wurden durch eigene Hofdecrete von 1784 und 24. Febr. 1785 ausdrücklich abgeschafft. Damit jedoch über alle Vorfälle und Verhandlungen bei dieser Universität und ihrem akademischen Forum zu jeder Zeit die gewünschte Einsicht gepflogen werden könne, ward durch ein Hofdecret vom Monate Juni 1778 strenge anbefohlen, ein eigenes Universitätsarchiv zu errichten, alle auf die akademische Studienanstalt Bezug habenden Schriften daselbst zu bewahren und die Oberaufsicht darüber dem jeweiligen Syndicus der Universität zu übertragen.

Hinsichtlich der inneren Einrichtung der Grätzer Universität erübriget nur noch von dem Fonde, wovon diese ganze schöne Anstalt durch alle Zukunft erhalten werden sollte, zu sprechen. Bei der ersten Gründung der Jesuiten in Grätz wurde dieser Gesellschaft die alte Schulanstalt in der Stadtpfarre zu St. Aegiden übergeben, bei welcher Gelegenheit schon der Erzherzog Carl an die Errichtung einer allgemeinen Studienanstalt gedacht hatte. Den ersten Jesuiten in Grätz ward aus den Renten des uralten Stiftes Müllstadt in Kärnthen eine jährliche Geldsumme angewiesen. Wie nun Erzherzog Carl seinen Urplan, die Gründung einer Universität in Grätz in der Residenzstadt Innerösterreichs im Jahr 1586 ins Leben treten ließ, wies er diesem Institute zu der früher schon bezo-

genen jährlichen Summe, auch noch weitere 2000 rheinische Gulden alle Jahre an: ad quotidianam sustentationem, perpetuamque dicti Gymnasii plenam fundationem." Nach der Ur-Idee des Erzherzogs Carl, nach den allgemeinen und besonderen Bestimmungen und nach dem Geiste des Stiftsbriefes ist die Gesammtfundation der Universität zu Grätz und mit der Administration auch der Genuß derselben den Jesuiten daselbst aus dem alleinigen Grunde gegeben und übergeben worden, weil ihnen die Regierung auch die Besetzung und Besorgung der Lehrerstellen an dieser Universität anvertraut haben wollte. Alle, wie immer Namen habenden Besitzungen und Bezüge waren daher allein nur Universitätsfundationsgut, und insbesondere folgende. Vierzig Fuder Ausseersalz alle Jahre. Das Fischrecht in der Mur zu beiden Seiten der Stadt entlang bis zur Murbrücke. Ein Haus in der Freigasse, und das von dem Herrn von Gleitspach erkaufte Haus. Die Berneckerstift an der St. Aegidenkirche sammt allem Zugehöre, vorzüglich mit dem Hause unterhalb des Arsenals. Das gesammte Stift Müllstadt in Kärnthen mit allen seinen Fundationsgütern, mit Stadt- und Marktrechten. Die drei Besitzungen in Leuzendorf und Neudorf. Die Mühle in Engelsdorf mit den weiten anliegenden Angern an der Mur. Zwei Weingärten in Langwiesen gelegen. Alle diese Besitzungen endlich mit vollkommener Befreiung von allen öffentlichen Abgaben, Steuern und Leistungen, und der eigenen Verwaltung gänzlich und für ewig anheimgestellt. Nach Aufhebung der Jesuiten wollte die Herrschaft Müllstadt zum kärnthnerischen Jesuitenfonde gezogen werden. Allein in demselben Geiste, wie wir den Sinn der Stiftungsbriefe aufgefasset haben, hatte auch die große Kaiserin Theresia die sich hierüber wirklich erhobenen Streitigkeiten am 26. Mai entschieden, daß nämlich das Gesammtbesitzthum von Müllstadt eine von dem Durchlauchtigsten Stifter Erzherzog Ferdinand **vorzüglich zur Universität in Grätz gegebenes Fundationsgut sei, und folglich auch dabei zu verbleiben habe** [1]).

1) Handschriften aus der Universitäts-Bibliothek Nr. 37.

III.

Geschichte des Lyceums in Grätz bis zu dessen Wiedererhebung zur Universität.

Mit der Aufhebung der Universität wurde auch das Forum academicum mit allen anderen Privilegien und Freiheiten abgeschafft, und die Fundation der Anstalt selbst dem Studienfonde einverleibt, indem der Staat unmittelbar die Besoldung aller öffentlichen Lehrer aus seinem Fonde übernahm. Ungeachtet aber die Einziehung aller Universitätsprivilegien und Vorzüge aus höheren Staatszwecken erfolgt war, so blieb dennoch die väterliche Gnade des erhabenen Kaisers für alle alten Universitäts Professoren unbegränzt. Hofdecrete vom 30. Sept. und 21. Nov. befahlen ausdrücklich, daß die alten höherbesoldeten Grätzer-Professoren durch die Aufhebung der Universität nicht gefährdet werden, sondern ihre höheren Gehalte auch als Lycealprofessoren fortbeziehen, — daß die vom Lehramte abtretenden in jeder Hinsicht normalmäßig behandelt werden sollten. Eben so wohlwollend wurde später am 4. Nov. 1786 die normalmäßige Pensionirung der Professoren-Witwen decretirt. Mit dieser wichtigen Veränderung trat zugleich eine neue Systemisirung der höheren Studien ein, und es wurden 4 theologische, 3 juridische, 2 medicinische und 3 philosophische Lehrer festgesetzt. In der Theologie lehrte der erste Professor: theologische Encyclopädie, Kirchengeschichte und Privatkirchenrecht; der Zweite: die orientalischen Dialecte, die griechische Sprache, Hermeneutik, Patrologie und theologische Literärgeschichte; der Dritte: Dogmatik und Polemik; der Vierte: Moral- und Pastoral Theologie. Der ganze Lehrkurs hatte durch vier Jahre zu dauern. Im zweijährigen juridischen Lehrcurse las Ein Professor vor über Naturrecht und über das römische Recht, durch die vier Bücher der Institutionen mit Beziehung auf die Digesten in den betreffenden Materien, und über Vorbereitung aus der Geschichte der römischen Gesetze; der Zweite: über die Hauptgrundsätze des Allgemeinen Staats- und des Kirchenrechts und über die dahin einschlagenden Landesgesetze. Der Vortrag der politischen Wissenschaf-

ten begriff in sich die Steuern, das Manufacturwesen, den Geschäftsstyl, die Landwirthschaftslehre und einen statistischen Abriß der österreichischen Provinzialverfassung. Im zweijährigen medicinischen Lehrcurse ward vorgetragen von dem einen Professor, der jedoch allezeit ein ausübender Arzt seyn mußte: Grundlinien der Botanik und Chemie, Ars medica, und practischer Unterricht in Behandlung innerlicher Krankheiten; der andere Lehrer aber Wundarznei und Hebammenkunst, — alle Gegenstände, vermöge Hofdecret 4. Dec. 1782, in deutscher Sprache. Der philosophische Curs wurde in zwei Jahren beendigt, in welcher Zeit ein Professor die Mathematik, der zweite die Logik, Metaphysik und Ethik, der dritte Physik lehrte. — Als nach Aufhebung der älteren Versorgungsinstitute, des Convictes und Ferdinandeums, — das Generalseminarium errichtet wurde, erhielt 1783 der theologische Lehrcurs nach der früheren Bestimmung 1782 eine Ausdehnung auf 5 Jahre; Hermeneutik des alten und neuen Bundes, die Kirchengeschichte zum Vortrage von einem eigenen Professor, die frühere Abtheilung der Dogmatik in zwei Hauptheile, endlich der Vortrag des gesammten Kirchenrechts für Juristen und Theologen zugleich, und zwar von einem juridischen Professor waren die neu angeordneten Veränderungen in den Lehrfächern dieser Facultät. — Das medicinische Studium wurde durch Anstellung neuer Professoren für Medicin und Thierarzneikunde erweitert, und es wurde am 30. Juli 1783 gestattet, daß der steierm. ständische Sprachmeister am Lyceum öffentliche Vorlesungen über französische Sprache ertheile, ohne jedoch dem Gremium der ordentlich systemisirten Professoren beigezählt zu werden.

Im Jahre 1784, 12. Juli wurde für das kommende Jahre 1785 die lateinische Sprache beim Vortrage der philosophischen Studien, und der Pastoraltheologie abgeschafft, und dafür der deutsche Vortrag selbst bei den Disputationen und Abhandlungen zur Erlangung der höheren Würdengrade anbefohlen. Auch die Abhaltung der Semestralprüfungen zu Ostern und am Schlusse des Jahres, die freie Matrikel, in welche sich jeder Akademiker nach Belieben einschreiben lassen könne oder nicht, 8. Juni 1784, Behems Jus Canonicum

als allgemeines Vorlesebuch, 2. Oct. 1784, die Vorlesungen über hebräische Sprache nach der Sprachlehre des Reineccius, 17. Oct. 1784, das Vorlesebuch Giftschützens in der Pastoraltheologie, 17. Nov. 1784, wurden gleichfalls durch Hofdecrete verordnet. Damit jedoch den weisen Anordnungen des Staates hinsichtlich der von ihm erprobten Vorlesebücher von Seite niedriger Habsucht kein Abbruch geschehen könne, erschien am 14. Nov 1784 eine Verordnung, welche dem Gubernium erlaubte, mangelnde oder in übertriebenen Preisen stehende Vorlesebücher nachzudrucken. — Die Lehrer der politischen Wissenschaften waren zwar bisher den juridischen Professoren zugetheilt, jedoch ihrer Facultät noch nicht einverleibt gewesen. Diese Vereinigung befahl nun ein Hofdecret vom 1. Dec. 1784 mit der Bestimmung, daß künftighin die strengen Prüfungen aus den politischen Wissenschaften für das juridische Doctorat unerläßlich seyen. Eben so wurden auch im folgenden Jahre 1785 die juridischen Studien der besonderen Aufmerksamkeit des Staates gewürdiget. Ein Hofdecret vom 22. Mai 1785 befahl, alle die betreffenden Fächer berührenden und im Laufe der Zeit erscheinenden Landesverordnungen und Staatsgesetze den Zuhörern genau bekannt zu geben, und daß alle diese neu erfließenden Anordnungen in einer eigenen Sammlung an jeder Lycealbibliothek offengehalten werden sollen. Der erhabene Monarch Kaiser Joseph II. sah ein, daß in der vorgeschriebenen Studiendauer weder alle juridischen Lehrgegenstände, noch dieselben in der erwünschten Ausdehnung abgehandelt und erfasset werden könnten. Er gestattete daher in einem eigenen Hofdecrete 22. März 1785 den juridischen Professoren, über Gegenstände des juridischen Studiums, welche öffentlich nicht gelehrt werden, gegen Privathonorare Privatvorlesungen zu ertheilen, mit der besonderen Begünstigung, daß die von ihnen darüber ausgestellten Zeugnisse auch öffentliche Gültigkeit haben sollten. — Gleichzeitig traf auch die Theologie eine abermalige Reform, die Beschränkung des Lehrcurses auf 4 Jahre durch Aufhebung und Zusammenziehen der Lehrkanzeln der Patrologie, Polemik und theologischen Literärgeschichte. Statt des aufgehobenen ersten Jahres hätte nichts zweckmäßigeres

und für künftige Seelsorger nothwendigeres anbefohlen werden können, als durch das Hofdecret vom 2. Juli 1785 die Erlernung einer vollkommenen Lehrmethode für alle Fächer der Normalhauptschule, der Normal- und Trivialschulen. — Am 16. Sept. 1786 befahl ein Hofdecret, daß der Professor der Thierarzneikunde als ordentlich systemisirter Professor zu betrachten, zur Rectorswahl und zu allen anderen berathenden Sitzungen am Grätzer-Lyceum beizuziehen sei. Nachdem die Vorlesungen über die Theorie der Heilkunde, und die practischen Vorlesungen am Krankenbette unmittelbar geregelt waren, so wurde auch unter dem 4. Nov. 1786 ein eigener Prosector für die Anatomie angestellt. — Im Jahre 1787 wurde auf ausdrücklichen Hofbefehl die hiesige Sternwarte abgetragen; alle dort befindlichen dem Lyceum dienlichen Instrumente wurden demselben zugetheilt, die übrigen an einem besonderen Orte hinterlegt. Dem im Jahre 1787 am 2. Jänner erflossenen Hofdecrete, welches einen Preis von 100 Ducaten für das beste Vorlesebuch über Kirchengeschichte bestimmte, suchte der umfassend gelehrte vaterländische Doctor und Professor Franz Xaver Gmeiner zu entsprechen, dessen Epitome historiae ecclesiasticae N. T. in zwei Bänden noch im Laufe dieses Jahres erschienen ist. Gleich darnach, 1788, wurde der Lehrcurs der Theologie abermals und zwar auf drei Jahre beschränkt, durch Zusammenziehung der Dogmatik in einen Theil und auf einen Professor, und des gesammten Bibelstudiums auf ein Jahr und auf einen Lehrer; welche Beschränkung jedoch 1791 wieder aufgehoben, der Curs auf vier Jahre erweitert, das Bibelstudium getheilt, und sowol der alte als der neue Bund von eigenen Professoren vorgetragen wurde. Die Vorlesungen über die zur hebräischen Sprache verwandten Dialecte wurden abgesondert als freies Studium nur für die talentirteren Zöglinge angeordnet. In dem gedachten Jahre sind auch, nachdem die begründeten Gesuche um Wiederherstellung der Universität in ihren vorigen Umfang und in ihre alten Freiheiten und Rechte vergeblich gewesen, die Facultätendirectorate aufgehoben und die Studienconsesse eingeführt worden. Den Vorsitz dieser berathenden Versammlungen führte ein jeweiliger Rector Mag-

nificus, und zwar in der Reihefolge Doctor und Professor Franz Gmeiner der Erste, und die Assessoren wurden aus den Professoren aller Facultäten, den Gymnasiallehrern und jenen Lehrern der bürgerlichen Hauptschulen, welche sich durch Talente, Lehrverdienste und Erfahrungen im Schulwesen besonders ausgezeichnet hatten, gebildet. In diesen Consessen wurden nicht nur allein alle an den hiesigen Lehranstalten vorkommenden Fälle, sondern überhaupt das Studienwesen der ganzen Provinz berathen und geleitet. Das Referat, nach Materien eingetheilt, hatten die Glieder dieser Consesse abwechselnd zu führen. In den Jahren 1792 und 1793 erflossen mehrere das Studienwesen betreffende, auf die Localität wohlthätig berechnete Anordnungen, und zwar: am 11. Febr. 1792, daß bei Pfarrconcursprüfungen ganz vorzüglich die Bibelkunde des neuen Testamentes zum Gegenstande der mündlichen und schriftlichen Prüfungen gemacht werden solle; am 9. März 1792 wurden die Theologen angewiesen, nach Belieben und Thunlichkeit in einem Jahre des Lehrcurses, jedoch vor der Priesterweihe, die kathechetisch-pädagogischen Vorlesungen an der Normal-Hauptschule zu hören, und die Prüfungen daraus ab zulegen; am 12. März 4792 wurde den Lyceallehrern der erbländischen Studienanstalten der Ehrenrang unmittelbar nach den k. k. Räthen angewiesen; am 9. Mai 1792 wurde auf die Einfuhr aller wissenschaftlichen Bücher, Archäologie, Mathematik, Anatomie rc. betreffend, welche mit Kupfertafeln ausgestattet sind, ein sehr mäßiger Zoll gelegt. — In diesem Jahre wurden endlich auch noch die juridischen Studien bedacht. Am 10. Dec. 1792 wurde nämlich den Lehrern der politischen Wissenschaften aufgetragen, über dieses Fach einen vollkommenen Leitfaden zu verfassen und den höchsten Stellen zu unterlegen. Der damalige Professor dieses Faches in Grätz, Doctor Egger, entsprach schnell dieser hohen Aufforderung durch einen nach dem damaligen Stande der politischen Wissenschaften umfassend bearbeiteten Leitfaden, dessen allerhöchste Genehmigung jedoch erst abzuwarten (6. Oct. 1793) anbefohlen ward. Bisher bestand weder ein bestimmter akademischer Gottesdienst, noch war ein dazu eigens gewidmeter Ort angewiesen. Ein Hofdecret vom 17. Juli 1792 ernannte den bisherigen Pfarrer zu

Mooskirchen, Jacob Hussik, zum ordentlichen akademischen Prediger, und ein nachträgliches Decret vom 22. Juli 1793 gestattete, daß der gewöhnliche akademische Gottesdienst in der gräflich Raimund Saurau'schen Kirche, jedoch ohne Störung der sonst bestehenden Gottesdienstordnung der übrigen Pfarren, abgehalten werden dürfe, daß jedoch die würdige Herstellung dieses Gotteshauses auf Kosten des Herrn Grafen zu geschehen habe.

Nachdem eine zehnjährige Erfahrung gezeigt hatte, daß die Studienconsesse den Erwartungen Sr. Majestät nicht entsprächen, wurden sie am 29. April 1802 wieder als aufgehoben erklärt und die Facultätendirectoren eingeführt, in jener Stellung, wie sie dermalen noch bestehen.

Mit Ausnahme der Religionslehre und der Universalgeschichte wurde 1803 und 1804 in dem philosophischen Lehrcurse und in dem theologischen auch wieder für die Kirchengeschichte die deutsche Sprache in den Vorträgen untersagt, und der lateinische Vortrag wieder allgemein anbefohlen. Am 12. Juli 1805 erließen Se. Majestät, um allerhöchst Ihren Wünschen, tugendhafte und gelehrte, tüchtige Staats- und Kirchendiener zu bilden, energischer zu entsprechen, einen neuen Studienplan voll edler Grundsätze und Zweckmäßigkeit. Unser Lyceum gewann dadurch in der philosophischen Abtheilung drei neue Lehrgegenstände, nämlich die Universalgeschichte, die griechische Philologie und die Religionslehre, welche letztere bereits schon im Laufe dieses, die Weltgeschichte jedoch erst im folgenden Jahre eingeführt worden ist. — An eben dem bezeichneten 12. Juli 1805 versicherte auch ein Hofdecret die öffentliche Belohnung des durch 40 Jahre im Lehramte ununterbrochen gestandenen Professors der Physik, Leopold Biwald, von Seite des Staats. Die große Verdienstmedaille mit der goldenen Kette wurde bald darauf dem ehrwürdigen Veteran, der wegen ununterbrochener Kränklichkeit und Altersschwäche die öffentlichen Vorlesungen unausgesetzt nicht mehr halten konnte, in seiner Wohnung, im Beisein des Herrn Landesgouverneurs Grafen von Welsberg, des edlen und freisinnigen Fürstbischofes von Seckau, Grafen von Waldstein, eines auserlesenen

Kreises alter und herzlicher Freunde des ergrauten Lehrers, feierlich übergeben, wobei der damalige geistliche Studienreferent und Gubernialrath, Domherr Joseph Jüstel, eine tief in die Herzen aller Anwesenden eindringende, die vielen und wahren Verdienste des ausgezeichneten Professors um die physikalischen Wissenschaften und die Landescultur in der Steiermark gerecht würdigende Anrede hielt. Bald darauf ging der allgeschätzte und verehrte Greis zu den Vätern ein. Sein Andenken jedoch wurde durch ein schönes Denkmal, durch seine vortrefflich getroffene, und im Saale der dermaligen Universitätsbibliothek aufgestellte Büste und durch folgende Devise an derselben verewiget:

Leop. Biwald. Soc. Jes. Presb. Phys. Prof. Publ. Ac. Ord. Ter. Rect. Magn. Viro. Prob Justo. Docto. Mansueto. Lycaei - Graecensis Decori ac Ornamento. Amici Discipulique Lugentes - Posuere. - Vixit · Annos LXXV. Docuit Annos XLIII. Obiit Sexto Idus Septembris MDCCCV.

Durch den im Jahre 1806 in Ausübung gesetzten neuen Studienplan wurde vorzüglich das philosophische Studium erweitert. Im ersten Jahre hatten demnach die Vorlesungen über theorethische Philosophie, reine Mathes, Religionswissenschaft, Weltgeschichte und griechische Philologie, und im zweiten Jahre jene über Physik und angewandte Mathematik, practische Philosophie, Religionswissenschaft, Weltgeschichte und griechische Philologie Statt. Alle diese Gegenstände mußten von sechs eigenen Professoren als Obligatstudien vorgetragen werden, mit der einzigen Ausnahme der Zöglinge für das Bergwesen und die Artillerie, welche zu den mathematischen Vorlesungen allein verpflichtet waren. Damit aber wegen der Lage der philosophischen und juridischen Hörsäle die öffentlichen Vorträge nicht gestört würden, so verordnete ein Regierungsbefehl am 11. Juni 1806 die Sperrung der Hofgasse durch eine Kette an allen Schultagen.

Nachdem am 4. Sept. 1807 der väterliche Monarch in einem eigenen Hofdecrete zu erklären geruhet hatte, daß sich der Lehrstand aller jener Erleichterungen und Unterstützungen, insbesondere der Befreiung von der Classensteuer, wofür der Studienfond keinen

Ersatz leisten dürfe, zu erfreuen habe, welche bereits für andere Staatsbeamte festbestimmt waren, wurde am 29 Oct. 1808 das Religionshandbuch des Herrn Jacob Frint für die philosophischen Religionsvorlesungen vorgeschrieben, und eine neue Lehrkanzel zu Vorlesungen über theoretische Medicin am 13. Dec. 1808 eingeführt. Seit dem Jahre 1809 werden demnach in Folge des am 17. Febr. 1804 erlassenen medicinisch-chirurgischen Studienplanes im allgemeinen Krankenhause zu Grätz, in den eigens hiezu erbauten Hörsälen folgende Gegenstände vorgetragen: Anatomie; theoretische Chirurgie, d. i. allgemeine und specielle Pathologie der äußerlichen Krankheiten, über die Instrumenten- und Bandagenlehre; Physiologie; allgemeine Pathologie und Therapie der innerlichen Krankheiten, Materia medica, Diätetik, Receptirkunde, specielle Therapie, innerliche Krankheitslehre und medicinische Klinik, chirurgische Operationslehre mit Darstellung derselben an Leichnamen, chirurgische specielle Therapie, chirurgisch-practischer Unterricht und Uebung am Krankenbette; theoretische und practische Geburtshülfe, Thierarzneikunde, gerichtliche Arzneikunde. Die Vergütung aller für die bei den jährlich vorzunehmenden chirurgischen Operationen aufgewendeten Summen wurde bei dem Studienfonde versichert. — Die gesammten Lycealstudien erhielten endlich auch noch im Jahre 1808 eine für Provinzialhauptstädte, Laibach, Grätz und Klagenfurt im Jahre 1807 in Antrag gebrachte Erweiterung durch die von dem am 18. Dec. 1808 als systemisirt und dem akademischen Lehrkörper als förmlich einverleibt erklärten Professor der Landwirthschaftslehre eröffneten ordentlichen Vorlesungen über Oeconomie, welcher Gegenstand den Theologen, Juristen und künftigen Wirthschaftsbeamten als Zwangsstudium im Jahre 1809 anbefohlen worden war. Da dieser Lehrer aus dem steiermärkisch-ständischen Domesticalfonde besoldet wurde, so wurde den Herren Ständen der Provinz das Vorschlagsrecht zur Besetzung dieser Lehrkanzel eingeräumt, das Benennungsrecht aber allerhöchsten Orts selbst vorbehalten. In dieser wohlthätigen Vermehrung der Lehrgegenstände zu höherer und vielseitigerer Ausbildung beschränkte sich jedoch die Gnade unseres allgeliebten Monarchen nicht auf diese

Hauptstadt allein, sondern am 20. Sept. 1808 ward auch in der Kreisstadt Cilli ein Gymnasium neu errichtet, und bei dem von Leoben in das Stift Admont übertragenen Gymnasium wurde auch noch der philosophische Lehrcurs ganz nach den bisher bestandenen Normen eingerichtet. — Die Jahre 1808 und 1811 vergingen nicht ohne verschiedene Veränderungen in den sämmtlichen akademischen Studien. Die Vorträge über Religionswissenschaft wurden 1808 auch auf das erste Jahr der Rechte ausgedehnt. Die Trennung der angewandten Mathematik von der reinen, und die Zutheilung derselben zum Vortrage der Physik 1810, und 1808 fürs Bibelstudium der lateinische Vortrag anbefohlen, die gerichtliche Arzneikunde als Zwangsstudium erklärt 1809, 13. Juli, 7. Sept. 1810 das juridische Studium auf einen vierjährigen Lehrcursus, wie auf allen Universitäten, und nach einem sehr zweckmäßigen Lehrplan folgende Ordnung der Gegenstände festgesetzt: Im ersten Jahre: encyclopädische Einleitung in das juridische und politische Studium; philosophisches Recht, Criminalrecht, Religionswissenschaft und Statistik. Im zweiten Jahre: römisches Recht, Kirchenrecht, Landwirthschaft. Im dritten Jahre: österreichisches Recht, Lehen-, Handels- und Wechselrecht. Im vierten Jahre: politische Wissenschaften, Gesetzkunde, gerichtliches Verfahren, Geschäftsstyl. — In der Theologie wurden Moral- und Pastoraltheologie unter zwei Professoren getheilt, so, daß im dritten theologischen Jahre die Dogmatik und Moral, und im vierten die Pastoraltheologie, Katechetik und Landwirthschaftslehre vorgetragen werden mußte, nachdem diese Abtheilung schon im Jahre 1808 anbefohlen war, die Vorlesungen jedoch getheilt bisher nur von Einem Professor gegen jährliche Remuneration von 300 Gulden gehalten worden sind. Die Vorlesungen über die zur hebräischen Sprache verwandten Bibeldialecte, so wie über die höhere Exegese des neuen Bundes wurden neuerdings anbefohlen. — An der medicinischen Lehranstalt wurden am 14. Febr. 1810 die Professoren und Lehrer der Anatomie zum Range ordentlicher öffentlicher Professoren erhoben. Bereits stand man 1810 auch nahe daran, eine ordentliche Forstlehranstalt mit drei Professoren und einer Lehrkan-

zel für die Baukunst in Grätz zu errichten, welcher Plan jedoch, unbekannt aus welchen Ursachen, nicht ausgeführt worden ist. Ueber die Einführung eines dritten Jahres der Philosophie stand man schon seit Anfang des Jahres 1812 in Verhandlung, und dieser Antrag kam dann im Jahre 1813 wirklich zur Ausführung. Auf Aufforderung durch die Landesstelle und die Studienhofcommission ließen sich die vier steiermärkischen Stifte, Admont, Lambrecht, Rein und Vorau herbei, einen tauglichen Professor der classischen Philologie aus dem Mittel ihrer Stifte zu stellen und ihn systemmäßig zu besolden, wornach im dritten philosophischen Jahre Religionslehre, österreichische Staatengeschichte und erweiterte griechische und lateinische Philologie gelehrt wurden. Die Landwirthschaftslehre ward dagegen für Theologen und Juristen als Zwangsstudium 1813 und 1816 wieder aufgehoben, den Theologen jedoch hingegen 1814 die Erziehungskunde als Obligatstudium wieder aufgetragen.

Ordentliche Vorlesungen über italienische Sprache am hiesigen Lyceum wurden am 4. April 1815 mit der Beschränkung jedoch bewilliget, daß der hierzu ernannte Sprachmeister nicht den Titel Professor erhalten, sondern nur Lehrer heißen solle.

Am 22. Aug. 1822 belohnten Se. Majestät die vieljährigen und hohen Verdienste des Doctors und Professors Franz Xav. Gmeiner durch gnädige Enthebung vom Lehramte mit Beibehaltung seines genossenen Gehaltes und mit Vermehrung desselben mit jährlichen 300 Gulden C. M. als Personalzulage und mit Ertheilung der großen goldenen Ehrenmedaille sammt Kette.

Die in dem theologischen Studiencurse seit dem Jahre 1817 vorgegangenen Veränderungen sind: Anstellung eines Adjuncten in der Theologie 1817; die Unterstellung der theologischen Lehranstalten und aller mit dem Religionsunterrichte an den öffentlichen Instituten beschäftigten Lehrer unter die Oberaufsicht der Ordinariate 1820 und 1822; die Bestimmung der arabischen Grammatik von Andreas Oberleitner, und der durch den Professor Ackermann überarbeiteten Einleitung in die heiligen Bücher des alten Bundes — Jahns — als öffentliche Vorlesebücher. In Folge einer herabgelangten aller-

höchsten Entschließung und eines neuen Lehrplanes für die philosophischen Studien am 28. Sept. 1824 wurde das dritte Jahr der Philosophie wieder aufgehoben, womit im Ganzen folgende neuen Anordnungen ausgeführt wurden. Der philosophische Lehrcurs ward auf zwei Jahre beschränkt: Religionswissenschaft, Philosophie, reine Elementarmathematik, Physik und lateinische Philologie wurden Obligatstudien, wogegen die Universalgeschichte, Naturgeschichte, Erziehungskunde, österreichische Staatengeschichte, die historischen Hülfswissenschaften, die classische Literatur und die griechische Philologie, die Aesthetik, die Geschichte der Philosophie, Landwirthschaftslehre, Astronomie, Baukunst, Mathesis forensis, das italienische und slavische Sprachstudium als Lehrgegenstände frei gegeben, und nur für gewisse Anstellungen in der Zukunft für nothwendig erklärt worden sind.

Nachdem schon früher Herr Andreas Reiner, Benedictiner des vaterländischen Stiftes Admont, Director des k. k. Convictes und Präfect des Gymnasiums zu Grätz und Director der Gymnasialstudien in Steiermark und Kärnthen; dann der Herr Cajetan von Hammer, aus demselben Benedictinerstifte, Professor der Moral- und Pastoraltheologie, und später Director des k. k. Convictes, wegen ihrer ausgezeichneten Verdienste um Wissenschaft und Erziehung, von Sr. Majestät durch die große Ehrenmedaille mit Oehrl und Band belohnt worden waren, erhielt auch Herr Beno Kreil, aus dem Stifte Admont, Doctor der Theologie und Professor des Bibelstudiums neuen Bundes am hiesigen Lyceum, nachdem er zum Vorsteher seines Stiftes erwählt worden war und das Lehramt niedergelegt hatte, wegen seiner vorzüglichen Verdienste im Lehramte eben dieselbe auszeichnende Belohnung am 2. Febr. 1826, und bald darauf, am 27. Juni erlaubten auch Se. Majestät allergnädigst der hiesigen philosophischen Facultät, ihrem wegen ausgebreiteten Kenntnissen und besonderem Diensteifer ausgezeichneten Director, Herrn Landrath und Professor, Carl Apeltauer, das Diplom der philosophischen Doctorswürde zu ertheilen.

Gegenwärtig werden folgende Gegenstände in ordentlichen öffentlichen Vorlesungen behandelt. In der Theologie liest Dr. Mathias Robbitsch über Kirchengeschichte nach Dannenmayer.

Johann Riedl als Supplent über hebräische Sprache, biblische Archäologie, Exegese und Einleitung in die Bücher des alten Bundes nach Jahn und Ackermann. Dr. Franz Wiesenauer über Kirchenrecht nach Rechberger. Dr. Jacob Propst über Einleitung, Hermeneutik und Exegese des neuen Bundes. Franz Kirmann als Supplent über Dogmatik nach Klügstel. Dr. Wenzel Beutel von Lattenberg über Moral nach Reyberger. Derselbe provisorisch über Pastoral nach Reichenberger. Johann Gödl über Katechetik und Pädagogik.

In den Rechtsstudien: Dr. Franz Edlauer über juridisch-politische Encyclopädie, natürliches Privat- und Staatsrecht, Staaten- und Criminalrecht, nach von Zeiller und Martini. Dr. Gustav Franz Schreiner über die Satistik der europäischen Staaten, über Statistik von Oesterreich mit Inbegriff des österreichischen Staatsrechtes nach Zizius und Bissinger. Dr. Franz Wiesenauer über römisches Recht nach Kaufmann, und über Kirchenrecht nach Rechberger. Dr. Carl Apeltauer über den österreichischen Civilcodex nach dem bürgerlichen Gesetzbuche für die deutschen Erbstaaten. Dr. Joseph Leeb über Lehenrecht nach Böhmer, und über Handels- und Wechselrecht nach dem Wechselpatente und den betreffenden Verordnungen. Dr. Schreiner über die politischen Wissenschaften, politische Gesetzkunde und schwere Polizeiübertretungen nach Kopetz und dem österr. Gesetzbuche. Dr. Leeb über den Geschäftsstyl und das gerichtliche Verfahren in und außer Streitsachen nach Sonnenfels und nach der öffentlichen Jurisdictions-, Gerichts- und Concursordnung. Ueber die Staatsrechnungs-Wissenschaft Hr. Docent, Anton Richter, nach Szarka's Lehrbuch der Comptabilitäts-Wissenschaft.

In den medicinisch-chirurgischen Studien: Dr. Leopold Langer über Einleitung in das chirurgische Studium, Physiologie, allgemeine Pathologie, Therapie der innerlichen Krankheiten, Materia medica, Diätetik und Anleitung zum Receptschreiben nach Schallgruber und Arremann. Dr. Franz Mayer über Anatomie nach Michael Mayer. Dr. Johann Kömm über allgemeine und specielle Pathologie der äußerlichen Krankheiten nach Chelins, über Instrumentenlehre nach Rudtorfer, und über Bandagenlehre nach Henkel. Dr. Ferdinand Edler

von Schöller über medicinisch-practischen Unterricht und Uebungen am Krankenbette und über specielle Therapie der innerlichen Krankheiten und Pathologie nach Raimann. Dr. Kömm über chirurgische Operationslehre, chirurgische specielle Therapie mit chirurgisch-practischen Uebungen nach Zang und Kern. Franz Mayer über gerichtliche Arzneiwissenschaft nach Bernt. Franz Götz als Supplent über theoretische und practische Geburtshülfe nach Philipp Horn, und über denselben Gegenstand in windischer Sprache Dr. Kömm nach Makowitz. Ueber Thierarzneikunde nach Veit's Veterinärkunde Herr Professor Joseph Hörmann. Ueber Augenheilkunde mit augenärztlich practischen Uebungen am Krankenbette gibt außerordentliche Vorlesungen Dr. Joseph Piringer nach Rosa's Handbuch der theoretischen und practischen Augenheilkunde. Ueber allgemeine und pharmazeutische Chemie Hr. Anton Schrötter, Professor am Johanneum als Supplent, und über Botanik als Supplent Dr. Joseph Carl Mally.

In der Philosophie: Herr Dr. Honorius Widerhofer über Religionswissenschaft nach Leonhard. Dr. Joseph Calasanz Likawetz über theoretische und practische Philosophie nach dem Lehrbuche der Philosophie, Wien 1835. Dr. Albert von Muchar über lateinische Philologie nach der vorgeschriebenen Chrestomathie. Dr. Honorius Widerhofer über Erziehungskunde nach Milde. Dr. Likawetz über Geschichte der Philosophie. Leopold Haßler über Universalgeschichte, österreichische Staatengeschichte und die historischen Hülfswissenschaften. Herr August Neumann als Supplent über Physik mit der angewandten Mathematik. Dr. Albert von Muchar über Aesthetik, erweiterte classische Literatur und griechische Philologie. Dr. Joseph Knarr über practische Geometrie. Herr Joseph Rossi über italienische, Colomann Quaß über windische Sprache nach Filippi und Dainko. Johann Riedl über die zur hebräischen Sprache verwandten Mundarten nach Oberleitner. Jacob Probst, über Exegese der Bücher des neuen Bundes. Dr. Langer über Rettung Scheintodter und zufällig Verunglückter. Am 26. Jänner 1827 geruhten Se. Majestät das Lyceum zu Grätz wieder zur Würde einer Universität zu erheben.

Reise von Wien nach Schafhausen in der Schweiz.

Von Dr. Alb. Joh. Polsterer.

München 14. Aug. 1831.

Mein werther Freund!

Da Du mich zu wiederholten Malen aufgefordert, Dir ausführlichen Bericht über meine Reise mitzutheilen, und da ich nun zu einem Ruhepunct gekommen bin, so will ich Dir eine fortgesetzte Schilderung meines ganzen Reiselebens und all der Orte, wohin es mich führet, und all der Gegenstände und Ereignisse, so Dich interessiren können, hier aufzeichnen und Dir gelegentlich übersenden. Mein Hauptaugenmerk wird, wie stets bei meinen früheren Reisen, auf Topographie und Geschichte, auf Natur und Sitte, Sprachen, Kunst und Literatur gerichtet sein, und die Bemerkungen, die ich über diese Gegenstände zu machen Gelegenheit habe, sollen den Hauptinhalt dieser Briefe bilden.

Du hattest immer so viel Nachsicht mit mir und meinen Schreibereien, daß ich wol hoffen darf, Du werdest auch diese Schilderungen, wenn gleich nach Inhalt und Ausführung gar unbedeutend, mit gewohnter Güte beurtheilen; und besonders dießmal in Erwägung ziehen, daß ich, obwol in sehr ehrenvoller und angenehmer Gesellschaft, aber doch nicht allein reise, und somit nicht überall Zeit und Ort so benützen kann, als ich sonst wol thäte. Doch denk' ich, soll manches Lesenswerthe in diesen Blättern vorkommen; also zur Sache!

Du weißt, mein Verehrter! daß ich an einem der schönsten Sommertage, am 10. d. M., die Reise antrat; in einer Stimmung, die mich eben nicht eignete, für fröhliche Eindrücke sehr empfänglich zu sein: indeß die Anmuth des Tages, die Reize der Gegend, in welche wir bald gelangten, verbunden mit der nothgedrungenen Reflexion des Horaz: daß Geduld Alles erleichtere, was zu ändern nicht in unsrer Macht, brachten mein bewegtes Gemüth endlich zur Fassung, die zuletzt in eine heitere Ruhe überging, und mir nach und nach erlaubte, meinen Umgebungen einige Aufmerksamkeit zu schenken. Ich hatte den Weg nach Linz seit dem Jahre 1805, wo ich ihn, ein siebenjährig Kind, in Gesellschaft der russischen Armee zurückgelegt, nicht mehr gemacht; es war mir also, sobald wir über Sieghartskirchen hinauskamen, Alles so gut wie neu.

In St. Pölten wurden nur die Pferde gewechselt, und rasch ging es fort durch die lustige Gegend, reich an jedem Segen der Natur, bis Mölk. Hier, im römischen Nomare, in der alten Eisenburg der Magyaren, dem Medeliche der Nibelungen, das, eine der ersten Eroberungen des glorreichen Leutpoldt's, bis in den Anfang des zwölften Jahrhunderts Sitz und Residenz der herrlichen Babenberger war, nahm uns freundlich, wenn auch nicht der Nibelungen'sche Wirth Astolt, doch der des gold'nen Rosses in seine Mauern auf, und wir hatten wol nicht minder Ursache zufrieden zu sein, als weiland Königin Chriemhilde. Am andern Morgen macht' ich mich zeitlich auf, um vor der Abfahrt doch die berühmte Abtei flüchtig zu besehen. Du kennst sie ohnehin; ich brauche dir also keine lange Beschreibung dieses allerdings grossartigen Gebäudes zu machen; nur muß ich Dir sagen, daß mir reizender und erquickender, als alles Uebrige, die Aussicht erschien, die man vor der Kirche von ziemlich bedeutender Höhe, hinab auf die Donau und die nahen und fernen Berge und Burgen, genießt. Die herrliche Landschaft im Duft des wärmsten Sommermorgens machte den wohlthätigsten Eindruck auf mein noch immer düsteres Gemüth und trug gewiß das Meiste dazu bei, die alte Reiselust in meiner Seele auf-

zuregen und mich mit dem gebieterischen Schicksale, das mich aus euern Armen gerissen, einigermaßen zu versöhnen.

Die Straße von Mölk nach Erlaf ist sehr angenehm. Rechts über der Donau eine lange Kette von mäßig hohen Gebirgen in malerischen Formen mit glänzenden Ortschaften, Thürmen und Kirchen, unter welchen auch der berühmte Wallfahrtsort Maria Taferl, links die größte Abwechslung von fruchtbaren Feldern, Bergen und Wäldern. Als wir weiter ins Ipsthal kamen, erblickten wir gar links die ganze Kette der Hochgebirge, welche sich längst der Grenze von Oestreich und Steiermark hinzieht, und mir war so wohl bei dem Anblick dieser befreundeten Kuppen, als wär' ich plötzlich durch einen Zauberschlag wieder in die frohen Jahre meiner Knabenzeit versetzet worden.

Mittags waren wir in Amstetten, Abends ziemlich früh in Enns, das Hormayer „des glorreichen Luitpolt's Markstein und sein Denkmal" nennt. Ueber dem Fluß, der, seiner Mündung nahe, in ruhiger Breite dahinströmt, ragt, noch mit alten Mauern umgeben, die einst so wichtige Ennsburg auf einer mäßigen Anhöhe empor. Sie war, auf den Trümmern des markaurelischen Laureacums angelegt, die mächtige Vormauer des Christenthums und der abendländischen Civilisation gegen die Einfälle roher Barbarenhorden von Carl d. Gr. bis auf die glänzende sang- und thatenreiche Zeit der Traungauer und der Babenberger, und muß als solche der Humanität immer ehrwürdig bleiben. Enns blühte dann im 10., 11. und 12. Jahrhunderte durch den Handel mit Ungarn und Böhmen, und blieb stets eine der bedeutenderen Städte des Erzherzogthums. Als wir hinaufkamen, fanden wir dieselbe sehr lebhaft, und erfuhren dann im Gasthause, daß man die Ankunft des Erzherzogs Franz Carl, der eben von Ischl, wo seine erhabene Gemalin die Bäder gebraucht hatte, zurückzukehren im Begriffe war, hier erwarte. Wir waren auch kaum in unsern Zimmern, so kamen schon die Allerhöchsten Herrschaften durch die Gasse heraufgefahren. Eine Menge Menschen umgab die Wägen, begierig die schöne Fürstin und ihren hochverehrten Gemal zu sehen. Eben so war es am andern Mor-

gen bei der Abfahrt. Die Liebe des Oestreichers zu seinem Herrscherhause verleugnet sich doch nie und nirgends, und man kann in jeder Lage, in jeder Stunde, auf allen Puncten des weiten Reiches derselben sicher sein! Wäre der Oestreicher durch Krieg, Hungersnoth und Pest, durch alle Leiden des Erdenlebens auch noch so unglücklich geworden, ein freundlicher Blick, ein mildes Wort seiner Fürsten macht ihn im Augenblick Alles vergessen! Während der Sturm der Zeiten so manchen Thron erzittern macht, und manchen sogar stürzt, ruht Oestreichs Thron ewig fest auf der Liebe und dem Glauben seiner Völker, wie der ehrwürdige Felsenthurm auf dem Platze zu Enns. Dieser Thurm scheint sehr alt, so wie es die Grundmauern des innerhalb der Stadt befindlichen Schlosses „Ensegg" sind. Man hat da viele römische Reste aufgegraben, die theils noch hier, theils in Wien zu sehen sind.

Am 12. Früh verließen wir Enns, um an diesem Tage bis Ried zu gelangen. Bald sahen wir zur Linken, etwa eine Halbstunde vom Weg, das ansehnliche Schloß Tillisburg, nach jenem furchtbaren Eroberer von Magdeburg genannt; Eigenthum des ebenfalls nahegelegenen, einen Augenblick sichtbaren Chorherrenstiftes St. Florian, seit Jahrhunderten der Sitz echter Gelehrsamkeit und thätigen Christenthums. Hätten Zeit und Umstände es nicht durchaus unmöglich gemacht, so hätt' ich meinen längst gehegten Wunsch, dieß Haus und seine trefflichen Männer näher kennen zu lernen, gewiß zu befriedigen gesucht. Es war nicht thunlich, und ich mußte mich auf ein andermal bescheiden. Bei Ebersberg, wo man am Schlosse noch die Spuren jener für die östreichische Landwehre so glorreiche Vertheidigung der langen Traunbrücke sah, wurden die Päße untersucht. Bald darauf sahen wir Linz in einem recht schönen Thale etwa in der Entfernung einer Stunde vor uns liegen. Auf dem Wege nach Wels zeigte sich in duftiger Ferne der hohe Traunstein und seine mächtigen Nachbarn im reizenden Traungau, einem der schönsten Landestheile von Europa. Außer Lambach kamen wir ins Gebirge und fuhren immer aufwärts bis in den uralten Markt Haag, den wir Abends 6 Uhr erreichten. Neugierde und Armuth umringten

hier mit einer solchen Menschenmenge unsere Wägen, daß wir besorgen mußten, beim Weiterfahren Jemand zu beschädigen. Es scheint hier wirklich, wie leider in den meisten unsrer Gebirgsländer, ein großes Elend zu herrschen. Die Häuser in Haag sahen alle so verfallen, die Einwohner so bettelhaft aus, daß man fast nirgends einigen Wohlstand vermuthen konnte. Auf der Anhöhe ober Haag genossen wir einer herrlichen Aussicht auf das weite Donauthal im Glanze der untergehenden Sonne. Die mit geschnitzten Gängen und Geländern verzierten hölzernen Häuser dieser Waldgegend, in ihrem braunrothen Colorit, machen einen angenehmen Eindruck; sie haben etwas romantisch-pittoreskes in ihrer Form und Farbe.

Schon im Zwielicht kamen wir in dem alten Markte Ried an. Ein Geschäft nöthigte mich, gleich auf das Schloß, wo sich jetzt das Kreisamt befindet, zu gehen. Es liegt außer dem Orte, und man gelangt auf einer langen hölzernen Treppe hinauf. So viel ich noch wahrnehmen konnte, muß die Aussicht von da oben zu den weitesten und schönsten auf der ganzen Straße durch Oberöstreich gehören. Das Gasthaus war recht wohl bestellt, aber die Zeche auch in aller Unterthänigkeit mit doppelter Kreide geschrieben. Freilich war da, was Küche und Keller vermochten; ja wir mußten den Herrn Wirth am Ende bitten, es gut sein und uns aufstehen zu lassen: aber 34 fl. C. M. für eine Nacht war doch ein Bischen viel!

Nach Braunau, wo wir uns, der Gränzmauth wegen, auf längeren Aufenthalt gefaßt machten, kamen wir am 13. Mittags und stiegen im Gasthause zur Traube ab. Kaum hatten wir aber unsre Päße übergeben, als wir auch gleich, durch die zuvorkommende Güte des Herrn Polizei-Commissärs Ilger, sowol von unsrer als von bairischer Seite die Bewilligung erhielten, den Inn zu passiren, und unsre Reise nach München fortzusetzen. Braunau war übrigens für mich eine sehr schmerzliche Erinnerung. Ich war da im October 1805, während die östreichische Armee bei Ulm stand, mit meinem Vater und meiner unvergeßlichen Mutter im russischen Hauptquartiere, und alle Bilder jenes stürmisch-bewegten Augenblickes traten

jetzt mit größter Lebhaftigkeit wieder vor meine Seele. Ich erkannte bald das Haus, wo wir damals gewohnt; ich sah meinen theuern Vater noch in voller Mannskraft, meine Mutter in der Blüthe einer dreißigjährigen Frau, vor mir stehen, indeß sie nun beide, und mein Vater eben in Folge der Anstrengungen jenes Krieges, längst schon in die Erde gesunken, und ich ganz allein und verwaist in der Welt stehe. Doch nein! Schon viel edle Menschen haben mir in Lieb' und Freundschaft die treue Hand gereicht, und ich darf, Gott sei Dank! nicht klagen, daß ich allein sei! Der Gedanke an euch, die ihr mich liebt und achtet, und selbst in weiter Ferne nicht mein vergessen werdet, tröstete mich auch in dem trüben Momente zu Braunau, und wird mich auf der ganzen Wanderung durch die fremde Welt aufrecht erhalten. Du, der gleich warm fühlende Freund, Du darfst mir übrigens nicht verargen, wenn ich Dir nun, statt einer Beschreibung dessen, was ich gesehen, eine Schilderung meiner innern Regungen mache. Diese Gegenden sind Dir ja ohnehin bekannt, und ich will schon desto genauer werden, wenn ich einmal Orte und Gegenstände vorüberkomme, die Dir neu und darum jedenfalls auch interessanter sind.

Und nun leb' wohl! für heute. In meinem nächsten Briefe recht viel von München.

München 15. Aug. 1831.

M. w. F.!

Eh' ich Dir von München spreche, doch noch einige Worte über den Weg von der Grenze bis hieher.

Wenn man ein neues Land betritt, so bemerkt man jede Kleinigkeit, und darum fiel mir denn auch gleich außer Braunau auf der bairischen Straße die sehr gute Einrichtung auf, daß nämlich jede Ortschaft, die rechts oder links vom Wege, wenn auch in noch so großer Entfernung, dem Auge sichtbar wird, auf dem Punct, wo die Richtung der Straße mit der Linie, in welcher man die Ortschaft sieht, einen geraden Winkel bildet, durch eine Tafel mit Name

und Entfernung angezeigt wird. Eine für den Reisenden, der nicht bloß schlafend von einer Residenz zur andern eilt, und besonders für den Fußwanderer eben so angenehme als nützliche Einrichtung, die wol nachgeahmt zu werden verdiente. Auch sind die Straßen selbst, was freilich in dem flachen Lande leichter möglich, sehr gut; die Postbedienung ist aber weniger schnell.

In Altötting liefen wir, während umgespannt wurde, in die Kapelle der sogenannten „schwarzen Muttergottes." Dieses seit Jahrhunderten bekannte Wallfahrtskirchlein kann sich nun keineswegs in Pracht und Reichthum den Kirchen von Loretto oder Mariazell vergleichen. Mariazell kennst Du aus eigener Ansicht, und Loretto wenigstens aus meiner ziemlich ausführlichen Beschreibung [1]), und Du wirst Dich beiläufig zurechtfinden, wenn ich Dir sage, daß die Vorkirche in Altötting sammt der heiligen Kapelle, worin die wunderthätige schwarzbraune Marienstatue, kaum ein Drittheil des Raumes einnehmen möge, den die Kirche in Mariazell einnimmt. In der Vorkirche hängt eine große silberne Lampe, zwei vereinte Herzen vorstellend, ein Geschenk weiland Sr. Majestät des frommen Kaisers Franz, und die Wände der Kapelle sind von oben bis unten mit Weihgeschenken aller Art bekleidet. Rings um die Kirche, die übrigens auf einem hübschen Platze ganz frei steht, läuft eine Art Corridor, in welchem eine zahllose Menge von Votivgemälden mit allen nur denkbaren Unglücksfällen aufgehänget ist.

Auf der letzten Brücke über den Inn, gleich vor Mühldorf, erinnerte mich ein kleiner dicker St. Florian in vollem Ritterharnisch an den berühmten Schweppermann, der in der Nähe die Schlacht gegen Friedrich von Oestreich zu Gunsten Ludwig des Baiern entschied. In Mühldorf erfreute mich die große Freundlichkeit der Leute. Jedermann, an dem wir vorüberfuhren, grüßte uns gar höflich, so, daß ich Lust bekam, die guten Leute näher kennen zu lernen.

---

1) In der Wiener „Zeitschrift für K. L. Th. u. M. J. 1827.

Zwischen Mühldorf und Ampfing breitet sich eigentlich das Schlachtfeld aus, auf welchem jener merkwürdige Kaiserstreit zwischen den zwei gleich würdigen Männern ausgefochten wurde. Hier floß das Blut der edeln Trautmannsdorfer am 28. Sept. 1322; aber unsterblich ist ihre That in den Jahrbüchern der Geschichte, und der Baier gedenkt derselben mit gleicher Achtung, wie die Söhne Oestreichs.

Wir blieben im Posthause zu Ampfing über Nacht, und ich muß sagen, daß die Bewirthung eben so gut, als die Zeche billig war.

Hohenlinden erinnerte wieder an eine der merkwürdigsten Schlachten unsrer Zeit, deren Held Frankreich vielleicht glücklicher gemacht hätte, als das eiserne Scepter seines glücklicheren Nebenbuhlers.

Endlich um 5 Uhr Abends waren wir in München. Ich freue mich ganz außerordentlich, dieses neue Athen, wie es schon oft genannt wurde, näher kennen zu lernen. Ich will Dir in dem nächsten Briefe genaue Rechenschaft geben von dem Eindruck, den es auf mich gemacht. Wir wollen seh'n! Adieu!

München 20. August 1831.

M. w. Fr.!

Beinah' acht Tage bin ich nun in München, und noch hab' ich Dir nicht, wie ich doch versprochen, Nachricht davon gegeben. Für Morgen ist schon die Abreise bestimmt; ich muß also eilen mein Versprechen zu erfüllen.

Das Resultat all meiner Beobachtungen, Bemerkungen und Erfahrungen während der letzten Woche möcht' ich beiläufig mit folgendem Gleichnisse aussprechen: München ist ein altes Haus, das vor Kurzem einen neuen Besitzer bekommen, dem zwar die Lage desselben recht angenehm, die Bauart aber und die Einrichtung mancher Theile nicht bequem, nicht reich und nicht elegant genug sind. Er hat also gleich mehre Mauern einreißen lassen, und ist nun eben im Begriff, das Ganze wieder nach seinen Wünschen und

Bedürfnissen herzustellen. Die alten Wände schauen zwischen den neuen Bauten mit ihren zerrissenen altväterischen Tapeten ganz wunderlich hervor, viele Theile sind, mit Schutt und Staub bedeckt, indeß an andern bereits die neugesetzten Säulen und herrlichen Gesimse, hier und da die schönsten marmornen Reliefs und andere kunstreiche Bildwerke zu sehen sind. Der Hausherr hat sich in dem hintern Theile des Hauses indeß einquartirt, während die Vorübergehenden in den vordern zum Theil fertigen Zimmern und Sälen die Malerei, die einstweilen auf einander gestellten Mobilien, die Luster, die nur so hingelehnten Spiegel und Candelaber und andre kostbare und prächtige Dinge durch die offnen Fenster bewundern, und im Weggehen sich gegenseitig die Bemerkung machen, daß dieses Haus nun eigentlich ein Pallast zu nennen sei, daß es, einmal fertig, ganz herrlich sein werde, und daß der Eigenthümer, nebst sehr viel Geschmack, wol auch mehr Geld besitzen müsse, als man sonst geglaubt. — So erschien mir München. Altes und Neues ist da so wunderlich und auffallend gemischt, das Deutsch-Kleinstädtische steht so burlesk neben den erhabenen Gebilden der antiken Kunstwelt und ihrer Nachahmung da, daß man, ganz verwirrt, nicht dazu gelangen kann, sich ein klares vollständiges Bild der sonderbaren Stadt zu gestalten. Darin aber wird Jedermann einstimmen, und die Ueberzeugung muß stets mehr die Oberhand gewinnen, daß München, wenn es endlich, ich möchte sagen, zu einer Einheit, einer Rundung gekommen ist, ein deutsches Athen im vollen Sinne des Wortes werden müsse. Möge des Himmels Segen die rege Thätigkeit und das jugendliche Leben, das gewiß in jeder Hinsicht daselbst herrschet, ununterbrochen befördern, und nichts in dem raschen Fortschritt, den München, mit fast unglaublichen Resultaten, seit 20 Jahren gemacht, hindernd eingreifen. Es lebt da eine so beträchtliche Anzahl trefflicher Männer, durch Wissenschaft, Kunst und Kenntnisse jeder Art gebildet und ausgezeichnet, und all ihre Bestrebungen und Unternehmungen werden von der Regierung so zweckmäßig und großmüthig unterstützt,

daß man hoffen, ja mit Gewißheit voraussagen darf, Baierns mächtiger Aufschwung werde nicht ab-, sondern mit jedem Tage noch zunehmen.

Ich habe so ziemlich die Stadt nach allen Richtungen durchstrichen, und Alles gesehen, was nur sehenswerth und eben sichtbar war. Vorzüglich interessant schien die Ludwigs- und Maximilians-Vorstadt, so wie das Schönfeld, die übrigens nur dem Namen nach Vorstädte, eigentlich aber mit der Stadt vollkommen vereinigt sind. Hier findest Du die meisten neuen Gebäude, die herrlichsten Straßen, reizende Gärtchen vor jedem Hause, aber freilich auch noch zwischen drin viel leere Bauplätze und selbst Gegenden, in welchen man sich fürchten könnte, des Nachts allein zu gehen, indem große Strecken ganz unbebaut oder doch die neuen einzeln stehenden Häuser ganz unbewohnt sind. Ueberall aber zeigt sich ein wahrhaft gebildeter Geschmack; man erkennt auch im kleinsten Gartenhäuschen den edlen Sinn und den schönen Geist, der all diese Bauten leitet. Welch' herrliche Plätze, wie der Odeons- und der Wittelsbacherplatz, der Karolinen- und Maximiliansplatz, der Max-Josephsplatz, dann die prächtige Briennerstraße, die Sonnenstraße, die Ludwigsstraße, die Ottostraße, und wie all diese neuen Plätze und Straßen nur heißen mögen, in denen nicht bloß große Gebäude, die Du in Wien wol auch in vielen Gassen findest, sondern wirklich schöne ausgezeichnete Gebäude in ganzen Reihen aufgestellet sind. Zu den vorzüglichsten neuen Bauten der Stadt und Vorstädte gehören bis jetzt die in aller Welt schon bekannte Glyptothek, der neue Königsbau, das Kriegsministerium, die Frohnveste (Gefängnißhaus), mehre neue Kirchen, das allgemeine Krankenhaus, der Pallast des Prinzen Max, die noch nicht vollendete Pinakothek zur Aufstellung der Bilderschätze, das Haus des Frohsinns u. s. w. Jedes derselben ausführlich zu schildern würde mir wol zu viel Zeit kosten; nur von Einigen kann ich nicht umhin Dir Näheres zu berichten. Auf die Glyptothek war meine Neugierde natürlich am meisten gespannt. Freitags ist sie für Jedermann offen; ich eilte so früh als möglich hin.

Dies Gebäude ehrt wirklich nicht nur Baiern, sondern ganz Deutschland. So einfach es im Aeußern erscheint, so schön und herrlich ist es im Innern. Ich gesteh', ich habe seit dem Vatican nichts so Glänzendes und doch zugleich Edles in der inneren Verzierung gesehen, als mehre Theile der Glyptothek. Sie ist, wie Du weißt, zur systematischen Aufstellung der antiken Kunstwerke bestimmt. Diese sind nach historischer Folge geordnet, und beginnen daher mit den ägyptischen Sculpturen, dann kommen die ältesten griechischen Erzeugnisse, zum Theil unter dem Namen etrurischer Kunstproducte bekannt, dann im dritten Saal die ganze berühmte Gruppe vom Jupitertempel auf Aegina, worüber in neuester Zeit so viel geschrieben und gesprochen wurde. Im vierten Saal bewundert man den herrlichen Apollo, sonst „die barbarinische Muse" genannt. Der fünfte Saal umschließt die größten Schätze in dem unvergleichlichen barbarinischen Faun, dem Faun colla macchia, und And. Der nächste Saal ist von einem Niobiden benannt, dann folgen die zwei Stanzen, von Cornelius und seinen Freunden und Schülern mit den größten Momenten der ganzen griechischen Götter- und Heroenwelt al fresco geschmückt. Es würde den hier bemessenen Raum bei Weitem überschreiten, wollte ich Dir diese großartigen und vortrefflichen Darstellungen weitläufig schildern; genug, wenn ich Dir sage, daß darin der erste Schritt zur höchsten Vollendung einer bisher für ganz verloren gehaltenen Kunst gethan ist [1].

Die zweite Abtheilung der Säle enthält eine vorzügliche Alexanderstatue, viele Büsten, Sarkophage, Candelaber, und in dem letzten Gemache einige Schöpfungen neuerer Künstler, wie die liebliche Sandalenbinderin von R. Schadow, einen Adonis von Thorwaldsen, einen Paris von Canova, die Büste Napoleon's von Cerachi u. s. w.

Die Glyptothek ist ganz aus dem Privateigenthum des Königs hergestellt. Sie wurde 1816 angefangen und 1830 von dem aus-

---

1) Siehe meine Schilderung dieser Fresken und der ganzen Glyptothek vom Verfasser d. in den Feierstunden von 1833.

gezeichneten Architecten Klenze, der einzig würdige Nebenbuhler Schinkels in ganz Deutschland, vollendet.

Der neue Königsbau auf dem Max=Josephsplatz, wozu König Ludwig am 18. Juni (dem Schlachttag von Waterloo) 1826 den Grundstein legte, in dem einfach großartigen Style des Palozzo Pitti zu Florenz, ebenfalls von Klenze aufgeführt, kann noch füglich nicht beurtheilt werden, da er noch ganz im Rohen steht. Es ist aber eine ungeheure Masse, ganz von Quadern, und in der Hauptfronte 660 Fuß breit, 150 Fuß hoch. Das Merkwürdigste dürfte einst seine innere Verzierung sein; da er, dem Vernehmen nach, fast ganz in Fresko ausgemalt werden soll. Fünf der untern Säle sind für Darstellungen aus dem Nibelungenliede, mehre der obern für Darstellungen aus Homer, Sophokles, Göthe, Wieland, Schiller u. A. bestimmt. Mit diesen Arbeiten sind Julius Schnorr, Cornelius, Heß, mit ihren Schülern und Freunden beauftragt. Da mag einmal wieder ein künstlerisches Leben und Weben erwachen, wie es wol zur Zeit Raphaels in Rom gewesen ist.

Auf dem nämlichen genannten Platze stehet auch das königl. Hoftheater, das Du bereits gesehen. Es gefiel mir von Außen und Innen recht wohl; viel besser als das neue Schauspielhaus in Berlin, an dem ich mich in den vielen Fenstern, Säulen, Thüren, Pilastern, Statuen nie zurecht finden konnte. Ich sah zwei Vorstellungen im hiesigen Theater. Ein Mal Mirandolina, mir ein verhaßtes Zeug, nebst einem hübschen Ballet: „der verkleidete Gutsher." Mirandolina wurde von Mlle. Hagn gegeben, die uns vor einigen Jahren auf dem Burgtheater als Käthchen von Heibronn entzückt hatte. Ich fand sie nicht minder schön als damals; aber das unbefangene natürliche Mädchen ist zur gezierten Dame geworden, und die sonst so weichen lieblichen Formen haben sich in ein scharfes manierirtes Wesen umgewandelt. Ich zweifle, daß die so reich ausgestattete Künstlerin auf dem rechten Wege zur höhern Vollkommenheit ist. Am Mittwoch sah ich die Stumme. Herr Baader von Berlin gab den Massaniello. Er gefiel mir dießmal weniger,

als vor dem Jahre in Berlin. Sabine Heinefetter, uns hinlänglich bekannt, gab hier die Prinzessin. Ich versichere, den Part nie so gut gehört zu haben, obwol es keine der ausgezeichneteren Leistungen der Künstlerin war. Ganz Wien, und vermuthlich auch München, ist damit einverstanden, daß Semiramis und Desdemona ihre trefflichsten Leistungen sind. Die ganze Ausführung der Oper, die Tänze ausgenommen, war anständig und gelungen; das Orchester bewies große Fertigkeit, Sinn und Präcision.

Doch genug des Kritisirens über Schauspiel und Gesang; ich käme sonst ganz von dem ab, was in München jetzt das Wichtigste ist, von den Schöpfungen der Baukunst, Sculptur und Malerei.

Außer den zwei neuen protestantischen Kirchen, wovon die eine links vor dem Carlsthore, und die zweite in der Nähe der Pinakothek, die erste schon fast vollendet, der Bau der zweiten aber ausgesetzt, arbeitet man sehr thätig an einer katholischen Kirche hinter der Residenz, dem Reitschulgebäude gegenüber, wozu König Ludwig am 1. November 1826 den Grundstein gelegt. Sie ist auch von Klenze und zwar im schönsten gothischen Style, und viel reicher geschmückt, als die ebenfalls neue gothische Kirche zu Berlin. Ich ging hinein, und fand da unter Anderm auch gar hübsche gemalte Fenster und schöne Granit- und Marmorsäulen, die der König in Rom gekauft haben soll. Von hier ging ich durch den nahe gelegenen Hofgarten zu den Arcaden, über deren neue Fresken ganze Bücher, auch eines von Hormayr, geschrieben wurden. Diese Fresken stellen, in 16 Bildern, Scenen aus der Geschichte Baierns dar. Sie beginnen mit der Befreiung des deutschen Heeres im Engpasse von Chiusa durch Otto den Großen von Wittelsbach 1155, und enden mit dem Act, durch welchen König Max Joseph I. seinem Volke 1818 die Verfassungsurkunde ertheilte. Daß darunter die Schlacht bei Mühldorf und die vier Eier nicht vergessen sind, versteht sich. Wenn ich auch mit der Ausführung dieser Bilder nicht ganz zufrieden bin, so freut mich doch ganz außerordentlich die Idee, die Großthaten des Vaterlandes zur Ausschmückung eines öffentlichen Spazierganges zu bestimmen. Das ist stets ein gutes Mit-

tel, das Volk zu wahrer Nationalität und zur begeisterten Vaterlands-liebe zu bilden! Auch bin ich der Meinung, daß es für die Künstler unserer Zeit eine weit würdigere und angemessenere Aufgabe wäre, einmal ihre Darstellungen aus der eigenen Landesgeschichte zu nehmen, als so immer und ewig die Griechen und Römer, und besonders die für uns ja todte Mythologie wiederzukäuen. Die Künstler der alten Welt arbeiteten für das Volk, unsre meistens nur für die Gelehrten, und ihr Zweck ist darum verfehlt, und ihre Kunst wird darum nie volksthümlich. Wie reich ist die Geschichte jedes deutschen Gaues an den herrlichsten Scenen für künstlerische Darstellung; jede Stadt, jedes Dorf hat gewiß wenigstens eine Begebenheit aufzuweisen, die werth wäre durch den Pinsel verherrlicht, versinnlicht, verewigt zu werden; und wie wenig ist in dieser Hinsicht noch gethan. Man malt und malt hundertfach die Thaten griechischer und römischer Heroen; aber was deutsche Helden gethan, was die Edda-Lieder, was die Nibelungen, troß Homer und Virgil, uns erhaben und vortrefflich schildern, was Ottokar von Hornegg, was Eschilbach, was Johannes Müller, was Kurz uns lebendig überliefert und dargestellt, das wird nie oder nur selten zur Aufgabe künstlerischer Production gewählt. Es geht da fast wie in unsern Schulen. Der Knabe lernt die ganze Römerwelt auswendig, aber die Geschichte seines eigenen Volkes kennt er nicht; von den Sitten, den Gesetzen, der Verfassung Athen's und Sparta's weiß er einen gelehrten Kram auszulegen, aber von der Verfassung des eigenen Landes hat er nur hier und da reden gehört! — Doch um wieder zu den Arcaden zu kommen, noch einige Worte über die landschaftlichen Fresken, woran eben gearbeitet wird. Sie sollen durchaus Gegenden Italiens darstellen. Wer fühlt sich durch solche Bilder nicht gerne in das Paradies von Europa versetzt; hier aber, däucht mich, neben den Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte, wären Bilder aus dem Vaterlande noch passender gewesen. Das bairische Hochgebirge, Rheinbaiern liefern ja die herrlichsten Landschaften und so viele Städte und Schlösser des flachen Landes von Altbaiern würden hier recht an ihrem Platze gewesen sein.

Die Pynakothek, deren Bau etwas langsam vor sich geht, konnt' ich im Innern nicht sehen. Sie ist bestimmt, den Bilderschatz, der theils schon lang in München vorräthig, theils von Sr. Majestät, dem jetzt regierenden Könige, mit größter Umsicht neu gesammelt und ergänzet wurde, aufzunehmen, und dürfte wol mit der Zeit die erste bestgeordnete Gallerie von Deutschland werden. Die neue Gallerie zu Berlin ist in historischer Hinsicht allerdings sehr vollständig und in dem prächtigen Museum auch sehr zweckmäßig aufgestellt; allein sie hat wenig, ich möchte sagen, kein einziges Hauptwerk, den herrlichen Van Eyk etwa ausgenommen; Dresden besitzt, außer den berühmten großen Raphaels und Correggios, noch viele andere vortreffliche Bilder, aber die Aufstellung ist großentheils unvortheilhaft, das Ganze ohne Ordnung, fast in etwas verwahrlostem Zustande; unser Belvedere umschließt, bei einer großen Zahl von Meisterwerken, doch auch viel, recht viel Mittelmäßiges, aber München wird nicht nur im Ganzen sehr vollständig, sondern auch in allem Einzelnen höchst ausgezeichnet sein. Wahrhaftig, wenn man betrachtet, was in dieser Stadt in der Glyptothek, im königl. Antiquarium, in der Bildergallerie, in Schleisheim, im königl. Kabinet der Handzeichnungen und Schnitzwerke, in der königl. Akademie der bildenden Künste, im Pallast des Königs u. s. f. aufgehäufet ist; so begreift man kaum, wie dieser, doch noch vor 30 Jahren so kleine Staat dies alles in seinem Schooße versammeln konnte. Es beweist auf jeden Fall einen regen Sammlertrieb und einen lebendigen Sinn für die Genüsse der Kunst. Gewiß ist es auch, daß all diese Schätze nicht, wie an manch anderem Orte, als bloße Luxusartikel zur todten Zierde da sind; nein! in München lebt die Kunst und strebt mit mächtigen Schwingen aufwärts zum höchsten Ziel der Menschheit!

Ein treffendes Wort darüber und über Baierns König sprach Dr. Chr. Müller zu Genf, das ich Dir anführen muß; er sagt: „Aber all dies Kunststreben in Baiern würde, wie unter den frühern Beherrschern des Landes, keine Bewunderung verdienen; — denn auch andre Könige und Fürsten haben schöne Gebäude, Kirchen

und Schlösser in ihren Residenzen errichten und sie mit Statuen und Gemälden ausschmücken lassen, — wenn dadurch die Kunst selbst nicht auf einen höhern nationalen Standpunct gehoben worden wäre. Es handelt sich jetzt nicht mehr von Gemälden und Statuen, die aus den Werkstätten oder von den Staffeleien ihrer Künstler weg, abgesondert und einzeln in irgend eine Sammlung übergehen. Die Kunst ist nicht mehr Launen-, Privat- und Luxussache, sondern Freude, Trauer, Erhebung und Lehre der Nation. In München arbeitet sie, wie einst in Griechenland, nicht für Könige, Fürsten und reiche Leute, sondern für das Volk, das ihre Werke an öffentlichen Orten, in öffentlichen Hallen und Gebäuden anschaut, bespricht, beurtheilt, tadelt, lobt, und sich darüber freut, seine Nationaldichtung und Geschichte dadurch auf die beste Weise kennen und lieben lernt, auch dadurch seinen Geschmack und seinen Kunstsinn ausbildet. Diese Erhebung der Kunst zu ihrer alten Würde ist unstreitig des Königs von Baiern größtes Verdienst. Und weil diese höhere Ansicht lebendig in ihm ist, verschmäht er es nicht, seine lieben Künstler nahe an seinen Thron zu stellen, freundlich mit ihnen umzugehen, ihre Bestrebungen zu beobachten, zu beurtheilen, zu leiten, zu ehren, zu ermuntern oder zu belohnen."

Als einen Beweis des geläuterten Geschmackes, der hier herrschet, will ich Dir noch von zwei Privatbauten erzählen, die zu sehen ich Gelegenheit hatte. Prinz Max baute sich einen ganz neuen Pallast in der Ludwigsstraße, der eben vollendet da steht. Ich habe ihn vom Dache bis zum Keller durchstiegen, und Küche, Stallungen, Wagenremisen und Reitschule gesehen, und ich muß versichern, daß ich fast noch niemals eine zweckmäßiger und geschmackvoller angeordnete, mit Tapeten, Malerei und Marmor, Stuc und Bronce ausgeschmückte Behausung gesehen habe. Wo Du nur hinkömmst, findest Du Alles im schönsten Style, im reinsten Geschmacke, zur größten Bequemlichkeit. Viele Zimmer sind nach den Mustern aus Herkulanum und Pompei, oder nach Raphaels Logen mit kleinen Bildern und Arabesken auf glänzend weißem oder ro-

them Gypsgrund verziert, eine Sache, die ich außerordentlich liebe; in den obern Sälen aber sind treffliche große Fresken von Langer und Zimmermann, und schöne Reliefs von Schwanthaler ausgeführt. Die Gesellschafts- und Tanzsäle müssen einen wahrhaft zauberischen Eindruck bei glänzender Beleuchtung machen.

Ein anderes interessantes Privatgebäude, das eben sichtbar war, ist der Versammlungsort einer unter dem Namen „Frohsinn" hier bestehenden Gesellschaft. Dies ganz neue, im elegantesten Styl gebaute große Haus hat ein äußerst elegantes Theater, Tanz-, Concert- und Spielsäle, Speisezimmer, Bibliothek, Lesezimmer; Alles im besten Geschmacke, zum Theil mit Pracht, zum Theil mit edler freundlicher Einfachheit eingerichtet. Du darfst mir aufs Wort glauben, das große reiche Wien hat eben so wenig ein solches Local für gesellige Vergnügungen, als es freilich auch solche Gesellschaften besitzt, und könnte doch wol beides noch eher, als das kleine München haben. München versammelt aber, außer dieser genannten Gesellschaft, in verschiedenen mehr oder minder großen und schönen Localen noch viele solche Vereine, theils bloß für gesellige, theils für künstlerische oder auch literarische Unterhaltung. Dies bringt Anstand und feineren Ton unter die Leute, verbindet die zerstreuten Mittel und Kräfte zu vereintem Zwecke, und weckt ohne Zweifel Thätigkeit und Talent. Das Museum, glaub' ich, ist der bedeutendste von diesen Vereinen. Im Sommer haben die Münchner, außer ihren zum Theil recht angenehmen Umgebungen, in der Stadt auch den Hofgarten, und nahe dabei den englischen Garten ein Werk des menschenfreundlichen Grafen von Rumford, das eben jetzt im besten Gedeihen ist. Gemeinschaftlich mit dem Eldorado der Wiener, dem Prater, scheint diese Anlage die Nässe und die Mücken zu haben, einen Vorzug aber darin, daß keine so langweilige Allee und kein solcher Staub dort ist. Am Ende des Parks, fast eine Stunde vom Eingange, findet man am Ufer eines kleinen Sees eine sehr reizende Anlage mit einem niedlichen Schlößchen „Biederstein" genannt; und in der Nähe desselben genießt

man auf einer mäßigen Anhöhe einen sehr freundlichen Ueberblick des ganzen Parkes und der ferneren Umgebungen von München.

Doch nun muß ich schließen. Ich könnte Dir freilich noch Vieles erzählen, aber das würde mich wieder auf Abwege führen, die ich jetzt vermeiden und auf mündliche Conversation sparen will. Ich könnte Dir z. B. noch sprechen: von der Universität, von Oken, Schelling, Ast, von Thiersch und Görres, von Gruithuisen und Loë — dann von der Deputirtenkammer, wo ich mich gestern eine Stunde — gelangweilt, aber — ein andermal! Leb wohl.

Augsburg 22. August 1831.

M. w. Fr.!

Wir kamen gestern Abends wohlbehalten hier an. Der Weg von München bis Augsburg bietet wenig Merkwürdiges dar. Das große weite Lechfeld, freilich durch die gewaltigen Hunnen- und Ungarn-Schlachten berühmt, kann man füglich, bis in die Nähe der freien Reichsstadt, wo das Denkmal Kaiser Ludwig's interessant, im Schlafe zurücklegen. Heute Morgens ließen wir uns durch den Lohnbedienten (sonst nicht meine Sache), in der Stadt herumführen, und ich will Dir in derselben Ordnung erzählen, was wir da gesehen und gehört. Zuerst kamen wir in das weltberühmte Rathhaus. Es liegt in der wirklich hübschen Maximiliansstraße, der neuen Börse gegenüber. Es wurde im J. 1615 auf demselben Platze erbaut, wo schon in den ältesten Zeiten das Prätorium, und dann ein sogenanntes „Dinkhaus" für die Berathung der öffentlichen Angelegenheiten gestanden hatte. Baumeister war der geschickte Holl. Der Grundsteinlegung wohnten Männer aus den berühmtesten Geschlechtern, ein Imhoff, ein Welser, Fugger, Peutinger, Rechlinger u. A. bei, und J. J. Rembold leitete als Stadtpfleger den Bau. 1620 war er vollendet, und hatte über 120000 fl. gekostet. Der Baumeister erhielt vom dankbaren Magistrat einen silbernen stark vergoldeten Becher mit 600 Goldgulden gefüllt, zur Belohnung. Im untern Vorhause findet man ziemlich

gut gearbeitete Büsten der römischen Kaiser von August bis Otto, und auf den beiden Haupttreppen noch insbesondere Vitellius und Vespasian, Titus und Domitian. So hat man überall das deutsche Reich mit dem römischen zu verbinden und die ununterbrochene Kaiserreihe herzustellen gesucht! — Das erste und zweite Stockwerk nehmen die verschiedenen Kanzleien des Magistrates ein, im dritten gelangten wir in den merkwürdigen goldenen Saal. Dieser, 110 Fuß lang, 58 breit und 52 hoch, ohne alle Unterstützung der Decke, gehört gewiß zu den imposantesten Sälen von Deutschland. Den Namen des „goldenen" hat der Saal von dem stark vergoldeten Getäfel und Schnitzwerke, das die Decke ziert; nun aber freilich schon ziemlich abgenützt ist. Zwischen dem vergoldeten Getäfel sind Gemälde, verschiedene Allegorien darstellend, vom Maler Kager, angebracht, und eben so ober den Thüren und Fenstern. Der Fußboden ist mit 2800 schönen Marmorplatten belegt.

Hier versammelten sich einst die Mitglieder des hohen Rathes bei feierlichen Gelegenheiten; hier wurden die wichtigsten Ereignisse der Deutschen und selbst der Weltgeschichte, besonders während des dreißigjährigen Krieges, berathen und beschlossen. Jetzt ist hier und in den anstoßenden Zimmern die Gemäldesammlung der Stadt aufgestellt. Es befinden sich darunter recht gute Bilder, besonders von Holbein, Burgmaier, C. Cignani, Rubens, Titian, Tintoretto, Leon. da Vinci, Rembrandt, A. Dürer, L. Kranach, van Dyk u. A., alle fast aus aufgehobenen Klöstern und zerfallenen Kirchen hierhergebracht, größtentheils aber nicht im guten Zustande und in keinerlei Ordnung. In einem dieser Zimmer war eben auch das lebensgroße Porträt des jetzt regierenden Königs und der Königin, von einem jungen Maler, Thallot (?), recht ausgezeichnet brav gemalet, aufgestellt. — Der König hat, glaub' ich, der Stadt ein Geschenk damit gemacht.

Das neue Börsenhaus ist ein recht hübsches großes Gebäude, das erst im J. 1828 begonnen und eben vollendet wurde. Schade, daß die Front wegen der üblen Stellung zwischen zwei in einem Winkel zusammenlaufenden Gassen verhältnißmäßig viel zu schmal ist. Auf

dem Platz zwischen dem Rathhause, der Börse und dem uralten Perglachthurm steht ein schönes Monument, der sogenannte Augustusbrunnen, im J. 1594 errichtet, mit der 8 Fuß hohen Statue des einstmaligen Gönners und Beschützers von Augsburg (Augusta Vindelicorum).

Von hier gingen wir durch die Carolinenstraße hinauf zum Dome und der bischöflichen Residenz auf dem Paradeplatz, einst Frohnhof genannt, und einer der merkwürdigsten Plätze der Welt. Die Cathedrale oder Domkirche soll schon unter Constantin d. Gr. hier entstanden sein.

Den ersten Bischof, Zosimus, findet die forschende Geschichte unter dem Könige Chlotar. Bischof Luitpolt soll die gegenwärtige Kirche fast in derselben Gestalt erbaut haben, wie sie jetzt noch steht; in der Folge wurde sie nur durch Seitenkapellen vergrößert und erweitert, dann mit den beiden Thürmen geschmückt. Das Innere dieses Doms ruht auf zwei Reihen von hohen Säulen, und besonders der Chor ist seiner uralten Formen wegen beachtenswerth, der steinerne Bischofsstuhl in der Mitte, vielleicht antik? An Bildern ist nicht viel Erhebliches da; die großentheils schlecht gemalte Reihe aller Bischöfe Augsburgs, von Zosimus bis auf die neueste Zeit herab, hat einigen historischen Werth. Die Thüre nach dem Paradeplatz, welche im J. 1048 von Augsburger Künstlern soll gegossen worden sein, ist der wunderbaren Zusammenstellung ihrer Bilder wegen sehenswerth. Der Paradeplatz ist erst seit einigen Jahren durch Niederreißen der alten Johanniskirche und anderer Gebäude entstanden. An demselben stehet die ehemalige churfürstliche Residenz, in ältern Zeiten die bischöfliche Pfalz genannt, in welcher, nebst vielen andern merkwürdigen Ereignissen, auch die große Reichsversammlung am 25. Juni 1530 Statt fand, auf der, in Gegenwart des Kaisers Carl V., des Königs Ferdinand, aller Churfürsten und vieler anderer Großen von Deutschland das daher genannte Augsburgische Glaubensbekenntniß verlesen wurde.

Von da führte unser Weg zu den drei Mohren, dem trefflichen Gasthause, in dem wir wohnten, am Hause vorüber, in welchem Philippine Welser soll geboren worden sein. Ich gestehe Dir,

daß mich ein inniges heiliges Vergnügen beim Anblick dieses Hauses, das übrigens schon vielfach modernisiret scheint, und nichts Alterthümliches mehr an sich trägt, ergriff. Welch' ein edles Weib war doch diese Philippine! Wie manche Fürstin jener und aller Zeiten verdiente weniger den Thron als diese Bürgerin von Augsburg, und doch brachte ihre treue Liebe zu dem edlen Prinzen ihr jahrelang nur Kummer und Thränen! Ueberhaupt kann Augsburg auf manche seiner Töchter stolz zurücksehen; denn, wer kennt nicht und verehret, außer der edlen Welserin, noch die unglückliche Agnes Bernauer, die Elsbeth Rehlingin, die Sibilla Langenmantel u. A. m.? Ob die Augsburgerinnen auch heut zu Tage noch mit gleichen Reizen gleichen Edelmuth und gleiche Treue verbinden, kann ich freilich nicht sagen; aber wir wollen es einstweilen glauben und hoffen. Daß sie sehr eingezogen leben müssen, scheint mir wirklich; denn ich muß versichern, daß auf dem Gange durch die Stadt mir sehr wenig Frauen und kein einziges junges Mädchen von einiger Beachtung begegnete.

Nachmittags ging ich in die Cotta'sche Buchdruckerei. Wer könnte auch durch Augsburg reisen, ohne diese merkwürdige Offizin, aus welcher, wenn auch in Löschpapier! doch die vorzüglichsten Producte deutscher National-Literatur hervorgingen! Sie ist ja auch die Geburtsstätte der besonders in Oestreich meistverbreiteten und vielgelesenen Allgemeinen Zeitung. Obwol keine deutsche Zeitungsunternehmung sich mit so vielen französischen und englischen in Hinsicht des Absatzes vergleichen kann, so hat sie doch wirklich vor den meisten, ja ich möchte sagen, vor allen Zeitungen von Europa den innern Charakter der Allgemeinheit voraus. Wäre sie nur noch etwas weniger befangen, so würde sie in noch viel größerm Credit stehen, als es wirklich der Fall ist. Einen etwas bessern Druck und weißeres Papier würde Mancher, der sie des Nachts lesen muß, mit großem Dank erkennen. Diese Zeitung wird jetzt in der Regel auf drei Schnellpressen gedruckt. Zwei davon drucken eine Seite des Bogens, die dritte druckt die zwei Seiten zugleich. Auf letztere bringt man die Beilagen der Zeitung, während erstere die

Hauptblätter drucken. Es werden auf derselben in einer Stunde 1200 vollständige Bogen abgezogen; jeden Nachmittag über 7000 Exemplare. Diese Pressen sind bei Würzburg gemacht. Sie stehen in einem nicht sehr großen Zimmer, werden durch eine nebenanstehende Dampfmaschine getrieben, und die ganze Arbeit auf denselben von sechs oder sieben Buben, wovon jeder täglich 18 kr. (R. W.) bekömmt, versorgt. Jeden Nachmittag wird die Zeitung für den folgenden Tag angefertigt; Vormittags werden die Pressen für andere Verlagsartikel verwendet. Sie liefern in einem Tage beiläufig die Arbeit von 30 — 33 gewöhnlichen Pressen. Der Dampfapparat braucht täglich eine Klafter Holz, und diese kostet im Durchschnitt 7 fl. Rhein. Wenn Du nun, nach diesen Notizen, überlegst, wie leicht und wie schnell es heutigen Tages möglich ist, politische und literarische Nachrichten und Neuigkeiten zu verbreiten und zu vervielfältigen, so wirst Du den besten Schlüssel zu dem ganzen Gang unserer Zeit und ihren Ereignissen, die im Sturmschritt vorwärts gehen, haben. Die Buchdruckerkunst ist gewiß die größte aller Erfindungen, und wären die Deutschen nicht in so mancher Hinsicht groß und herrlich, der Ruhm dieser Erfindung allein würde hinreichen, sie für alle kommenden Zeiten unsterblich zu machen. Wie riesengroß steht nicht die Macht dieser Kunst neben der Macht aller Eroberer von Alexander bis auf Napoleon in der Weltgeschichte da! Was sind diese gepriesenen Stolzen gegen die bescheidenen Männer Guttenberg und Schäffer. Ihre mit Blut gebauten Reiche sind längst der allgewaltigen Nemesis verfallen, indeß das stille friedliche Reich der Buchdruckerkunst mit jedem Tage wächst und immer mehr und mehr in den festen bleibenden Besitz der Weltherrschaft gelangt.

Ueberhaupt liegt unser ganzes Studium der Geschichte noch sehr im Argen. Wir lernen alle Schlachten auswendig, wodurch der Streit um ein Stückchen Land entschieden wurde, und feiern den Helden, dem es gelungen, mit kaltem Blute Tausende seiner Brüder auf das Leichenfeld zu werfen; aber irgend ein stilles Werk, wodurch hundert und hundert Vorurtheile und Tausende von Gei-

stern besiegt wurden, so manche folgenreiche Erfindung, so viele umwälzende Entdeckungen beachten wir kaum und das Haupt, dem es entsprossen, bleibt unbekränzt, ja gar selten würdigt man sein Bild eines Blickes, oft wissen wir den Namen nicht. Gestehe selbst! sind nicht fast alle unsre Lehrbücher der Geschichte mehr oder weniger in diesem Geiste geschrieben? Sind sie mehr als trockene Nomenclaturen von Schlachten und Friedensschlüssen und glücklichen Kriegern, indeß, selbst in größeren Werken, die Männer, deren Geist doch eigentlich, wenn auch unbemerkt, die Welt geleitet, gar nicht oder nur so nebenher genannt oder gewürdiget werden. Doch laß mich abbrechen; aus meinem Briefe wird sonst noch eine Epistel ex Ponto! Gott befohlen!

Ulm 23. August 1831.

M. w. Fr.!

Schon wieder um eine Tagreise weiter von Euch entfernt. Und so werden Tage und Tage vergehen und ich werde weiter und weiter ziehen, und weiß Gott! wann uns des Wiedersehens Stunde schlägt.

Wir verließen heute Vormittags die freie Reichsstadt Augsburg, und jetzt schreibe ich Dir schon vom würtembergischen Boden aus der alten Schwabenstadt Ulm. Heute Früh, ehe wir Augsburg Lebewohl sagten, zeigte mir noch Hr. Deuringer, so heißt der artige Wirth bei den drei Mohren, in seinem Hause, das einst den Fuggers, den Rothschilds ihrer Zeit, gehörte, im hintern Theile desselben, einen großen Saal, wo er viele schöne Bilder aufgestellt hat. Er scheint Handel damit zu treiben und ein genauer Kenner zu sein. Einige Stücke waren von bedeutendem Werth. Auch eine Kapelle mit einem hübschen Altarblatte befindet sich in dem Hause. Papst Leo XII. soll darin Messe gelesen haben.

Augsburg und die wenigen Bewohner, die ich kennen lernte, gefielen mir recht wohl. Es scheinen betriebsame, geschickte und brave

Leute zu sein. In einer Silberniederlage von großem Werthe sahen wir auch vortreffliche Arbeiten. Augsburger Silber ist ja bekannt. Vorzüglich anziehend schienen mir die zierlichen Arbeiten des bairischen und schwäbischen Nationalschmucks. Nur das Klima von Augsburg muß gewaltig rauh sein. Wir froren heute Früh (am 23. August) in unsern Zimmern dergestalt, daß wir die Mäntel suchten und der beste Kaffee uns nicht zu erwärmen vermochte. Auch in München war die Luft schon sehr rauh; aber hier ist es wirklich schon kalt.

Die Gegend von Augsburg bis Burgau ist recht hübsch; aber letzterer Ort, einst der Sitz einer mächtigen Grafschaft, sehr unbedeutend. Ein artiges schön gelegenes Städtchen ist Günzburg. Vor Ulm, an der Donau, die hier die Gränze zwischen Würtemberg und Baiern macht, fragte uns ein großbärtiger Sergeant um unsre Pässe, von Visitation u. dgl. Plakerei war aber keine Rede. Kaum waren wir aber im Posthaus abgestiegen, als auch schon mehrere Weiber mit zierlichen Bein- und Holzarbeiten uns quälten, ihnen etwas abzukaufen. Es ging da so ziemlich, wie in Loretto mit Rosenkränzen und Scapuliren, in Rom mit Mosaik, oder in Neapel mit Lava-Arbeiten. Eigentlich werden diese Arbeiten aber im nahen Städtchen Geislingen gemacht, wo ich sie schon in größerer Menge sah, als ich über Stuttgart nach Frankfurt ging. Es war zu spät, heute noch etwas von der Stadt zu sehen, ich will aber morgen früh noch die Zeit so gut als möglich benützen. Von Hechingen dann weitere Nachricht.

Hechingen 25. August 1831.

M. w. Fr.!

Heute einmal ein Schreiben aus einer der vielen deutschen Duodez-Residenzen, in der ich leider zwei Tage sitzen muß, indeß ich viel lieber schon in der Schweiz wäre.

Vor der Abreise von Ulm besah ich mir noch das weltberühmte Münster. Es ist wirklich ein majestätisches Gebäude; nur Schade, daß der Thurm nicht vollendet ist.

Im J. 1377 legte man den Grundstein zu diesem Gotteshause; aber trotz dem großen Eifer, den die Ulmer für diesen Bau hegten, wurde er doch erst nach hundert Jahren so weit gebracht, als wir ihn heute sehen. Ein Ulrich von Ensingen aus der Schweiz war derjenige Baumeister, der den ersten Plan dazu machte, und wäre derselbe ganz ausgeführt worden, so hätte Ulm eines der herrlichsten Denkmale deutscher Kunst und deutscher Frömmigkeit aufzuweisen. So ging man aber davon hin und wieder ab, und das Ganze verlor den Charakter der Einheit und Einstimmigkeit. Man sagt, die Kirche soll, unvollendet, wie sie ist, dennoch, außer den persönlichen Leistungen, die für jene Zeiten ungeheure Summe von mehr als 900000 fl. gekostet haben. Sie übertrifft in ihren Dimensionen bei weitem unsre Stephanskirche; denn ihre Länge hat 485, die Höhe beträgt 141 und die Breite 200 Fuß, während, so viel ich mich erinnere, die Länge der Stephanskirche nur 342, die Höhe nur 67 und die Breite 144 Fuß beträgt.

Ueber dem großen und schönen Portale von drei Spitzbogen und zwei kannelirten Pfeilern erhebt sich der unvollendete viereckige Thurm bis zu einer Höhe von 237 Fuß und gewährt in seiner Mächtigkeit einen wahrhaft großartigen Anblick. Das Innere der Kirche, kaum hundert Jahre nach ihrer Erbauung auch schon alles Schmuckes, den die katholische Religion ihr verliehen hatte, durch den Uebertritt der Bürger von Ulm, beraubt, sieht sehr kahl und schmutzig aus. Ein alter Altar und einige unbedeutende Bilder stehen und hängen ganz verlassen da. Die Wände aber sind übertüncht und ermangeln daher ganz des ehrwürdigen altergrauen Ansehens. Ueberhaupt ist nicht zu läugnen, die Einfachheit des Protestantismus paßt so wenig zu den gothischen Gebäuden, daß man einen solchen Münster, nun für den lutherischen Gottesdienst eingerichtet, immer als halb zerstöret ansehen muß. Nur einige gemalte Fenster, die meisten vernichtete ein großes Donnerwetter, und

einige gut geschnitzte Chorstühle erinnern noch an den alten frommen Schmuck. Auf der großen Orgel gab einst Abbé Vogler ein Concert.

Was ich sonst noch in der Eile von Ulm sehen konnte, ist nicht des Schreibens werth. Im Ganzen fand ich eine recht alte, schwarze, nicht sehr lebhafte Stadt, etwa wie Ferrara in Italien, ein rechtes Bild des ehemaligen römisch-deutschen Reichs, dessen Spuren aber noch überall heraussahen.

Bald nachdem wir Ulm verlassen hatten, kamen wir in das pittoreske Blauenthal, das mich Anfangs an den Weg von Grätz nach Bruck, in meiner lieben Steiermark, erinnerte. So wie dort die Schlösser Peckau, Bärnek, Rabenstein u. a. von den Felsen auf den Wanderer herabschauen, so findet man auch hier mehre Burgen und Thürme auf hohe Felsen hingebaut. Unter ihnen rauscht das schöne Krystallgewässer der Blauen hin; üppig grünende Wiesen dehnen sich zwischen ihr und der Straße aus, bis das Thal immer enger und enger wird, so daß kaum mehr Raum genug am Ufer des Flusses bleibt, die Straße durchzuführen. Blaubaiern hatte einst eine sehr feste Lage. Rings von hohen Felsen, die mit Mauern und Wartthürmen gekrönt sind, eingeschlossen, liegt das Städtchen äußerst romantisch in einem kleinen tiefen Thalkessel. Eine Viertelstunde vor demselben gewährt ein Punct auf der Höhe des Weges die Uebersicht dieses Thales in einem höchst anziehenden Bilde. Jenseits des Ortes führt der Weg wieder aufwärts und nun kamen wir auf die Platte der schwäbischen Alp; eine rauhe unfreundliche Gegend. In Feldstett, einem elenden Dorfe, wo unsre Wägen keinen Fleck finden konnten, wo es nicht kothig war, sahen wir die düstre Tracht der schwäbischen Aelpler in ihrem ganzen Staat. Es war Festtag, St. Bartholmä, und daher alle Bauern in ihren besten Kleidern, vom Kopf bis zum Fuße schwarz, die Männer etwa so, wie man einen Pastor aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorzustellen pflegt. Alle mit dreigespitztem Hut, wie die Priester in Italien oder die Juden in Mähren, große Schnallen auf den Schuhen, um den Hals ein lang herabhängendes weißes Tuch.

Die Weiber sehen aus wie Nonnen. Kein hübsches Gesicht war unter ihnen, aber alle, so wie die Männer, von großem starken Körperbau. Die schwäbische Sprache ist da in höchster Vollkommenheit zu Haus. Wahrhaftig ich hatte hier eben so viele Mühe meine liebe Muttersprache zu erkennen, als einst im freundlichen Hitzendorf bei Grätz.

Von Feldstetten kamen wir auf den Uracherſteig. Ich glaubte mich ganz in Obersteier. Urach, eine kleine uralte Stadt, liegt noch viel romantischer als Blaubaiern. Die Ruine Hohenurach schaut wild und düster auf sie herab. Den Marktplatz ziert ein alter eigenthümlich gebauter Brunnen, wie ich noch keinen gesehen. Gegen Reutlingen, je tiefer wir in das Erchatzthal hinabstiegen, um so freundlicher und milder ward wieder die Gegend. In Reutlingen blieben wir über Nacht. Es ist kein übles Städtchen, in einer recht schönen, fruchtbaren Gegend. Nahe dabei liegt auf dem Achalmberge eine große königl. Schäferei. Kaum ist man in die Stadt getreten, so merkt man auch, was die Hauptbeschäftigung ihrer Bewohner ist. Es riecht überall nach Leder und Gerberlohe. Als die Reutlinger 1377 die Schlacht gegen Graf Ulrich von Würtemberg gewannen, sang, ich weiß nicht, welcher Poet schon:

Wie haben die Gerber so meisterlich gegerbt,
Wie haben die Färber so purpurroth gefärbt!

Es sollen da über 240 Ledrermeister, und darunter, das kannst Du denken, wie überall, sehr reiche sein. Man sieht dies auch an manchem Hause, das nett geputzt, mit schönen Vorhängen an den Fenstern und überall mit Wohlhabenheit geziert ist. Außer diesen Zierden sahen wir aber auch so manches allerliebste Mädchen an den Fenstern und Hausthüren, wie bisher noch in keiner Stadt seit Wien. Die Kirche, im gothischen Style, soll gerade so groß gebaut worden sein, als der Sturmbock war, den Landgraf Heinrich VII. von Thüringen vor den Mauern der Stadt zurück ließ. Ihr Thurm ist 325 Fuß hoch. Gern wäre ich nach der nur zwei Stunden entfernten, durch Hauf's trefflichen Roman bekannten Burg Lichtenstein, am Ursprung der Erchatz, gefahren; allein es war

nicht zu machen. Das Abendmal und das Nachtlager war höchst mittelmäßig, und die Zeche wird uns Reutlingen im Andenken erhalten.

In Tübingen blieben wir nur eine Stunde. Ich hatte gehört, Uhland gebe da Vorlesungen, und hoffte ein Stück davon zu erhaschen. Die Vorlesungen standen wol im Lectionscatalog, allein der Hr. Professor war noch gar nicht in Tübingen angekommen. Das Städtchen, man nannte es einst das deutsche Montpellier, liegt sehr malerisch am hohen Ufer des Nekar's. Wir sahen eine Menge Studenten, alle in der beliebten, nur Gottlob! bei uns nicht geduldeten Tracht; grünen, kurzen Rock, weite Pluderhosen, offenen Hals, Brillen auf der Nase, und leider! jeder eine mächtige Tabakspfeife in der Hand. So lang diese, den Musen gewiß verhaßte Mode in der deutschen Studienwelt nicht aufhört, glaube ich durchaus an kein Heil der künftigen Geschlechter. Unsere Zeit bedarf nüchterner und mit freiem Auge klar sehender Männer. Wie kann man mit 18 und 20 Jahren bei einiger Vorbildung noch an solchem albernen Zeugs hängen. Weh dem, dessen Auge frühzeitig erblindet, er ist zu bedauern; wenn man aber die ganze Jugend schon erblindet sieht, ja da möchte man darüber weinen. Wie Hals und Brust offen sind, so sollten auch Auge und Geist gesund sein; das ist aber bei Brillen und Tabaksdampf durchaus nicht möglich! Von Tübingen nach Hechingen brauchten wir ungefähr zwei Stunden. Merkwürdig schien mir auf diesem Wege die große Anzahl von Ammonshörnern, die da auf jedem Steinhaufen liegen. Hechingen, und im Hintergrunde das Stammschloß Hohenzollern, gewährten einen recht hübschen Anblick aus der Ferne; desto elender sieht das Innere dieser Residenzstadt aus. Ich kann versichern, daß ich nicht bald einen schmutzigeren, schlechter gebauten Ort gesehen habe. Und das Pflaster! Gott bewahre davor jeden noch gesunden Fuß.

Ich bin nur ein Bischen herumgegangen, aber Du kannst mir glauben, es ist mir, als wäre ich einen ganzen Tag auf den Steinfeldern des Karst bei Loitsch oder Adelsberg herumgelaufen. Ich sehne mich nach Ruhe. Mein Bett sieht aber so wenig einla-

dend aus, daß mir die Wahl weh thut, ob ich noch länger meine Ermüdung tragen, oder den vielleicht größeren Uebeln der Nacht kühn entgegen gehen soll. Ich will's wagen, in Gottes Namen! Gute Nacht.

Hechingen 27. August 1831.

M. w. Fr.!

Die zwei Tage wären glücklich überstanden, und noch dazu besser, als ich erwartet hatte.

Gestern Nachmittags stiegen wir zur alten Stammburg Hohenzollern hinauf, und ich kann versichern, der etwas beschwerliche Weg ward uns in mancher Hinsicht reich gelohnt. Erstens ist es doch wol interessant, die Wiege des berühmten Geschlechtes, das so viele große Männer gezeugt, und nun einen der ersten deutschen Throne besitzet, näher zu beschauen; zweitens genießt man da oben eine der weitesten Aussichten über das liebe Schwabenland. Man geht durch das obere Thor von Hechingen hinaus, und etwa eine halbe Stunde auf der Landstraße fort, bis zu einer Schenke, wo der Weg links hinein, und bald aufwärts führt. Es ist fast eine Stunde zu steigen, bis man an das Schloß gelangt, das die Spitze eines ziemlich steilen über 2500 Fuß hohen, auf einer größern Bergfläche ruhenden Kegels krönt. Innerhalb des ersten der vielen Thore (7 oder 8), bemerkte ich einen Denkstein, worauf zu lesen, daß unter dem Feldhauptmann Lindner von Lindenthal die nun über einander geworfenen Vorwerke gebaut wurden. Am dritten Thore fand ich die Jahrzahl 1524. Noch vor nicht vielen Jahren soll das große Gebäude bewohnt gewesen sein; dann riß man es zum Theil nieder, oder ließ es zerfallen, bis erst vor Kurzem wieder der jetzt regierende Fürst, mit Beiträgen des Königs von Preußen, eine neue Kapelle, eine Wohnung für einen Jäger, der die Stelle eines Burgvogts versieht, und einen Thurm ganz neu herstellen ließ. In der Kapelle sind einige Reste aus den frühern Zeiten, als Grabsteine u. dgl., aufbewahrt; im Jägerhause findet man ein Frem=

denbuch mit manchem merkwürdigen Namen, auf der Warte eine wirklich überraschende Aussicht. Man überschaut natürlich das ganze Fürstenthum Hechingen; dazu auch Sigmaringen, einen Theil von Würtemberg, gewiß einen Umkreis von 50 Stunden. Die Alp mit ihren dunklen, dichten Wäldern, dazwischen anmuthige, fruchtbare Thäler, das Städtchen Hechingen, mehrere Schlösser, viele Dörfer bilden ein reizendes Panorama. Wir verweilten in der Wohnung des Försters bis zum herrlichen Sonnenuntergang. Ein hübsches, gefälliges Mädchen brachte uns Wein, Butter und Käse, was uns nach der kleinen Strapatze wol bekam. Zuletzt sahen wir noch einige Rüstungen und alte Kanonen; aber der purpurflammende Westen, vor dem der Schwarzwald wie ein schwarzes Meer sich ausbreitete, zog mich viel mehr an, als das alte Eisen.

Dämmerung umfing bereits die Stadt, als wir dahin zurückkehrten, und trotz dem schönen Sommertage war es doch so kühl, daß wir die Mäntel hätten brauchen können.

Heute ließ ich mir die Kirche in unserer Nähe aufsperren. Ich fand da einen geräumigen, hellen, netten Saal, einfach und anständig verziert, und auf dem Hochaltar ein hübsches Bild von Melling aus Straßburg. Links neben dem Hochaltare hat man eine Platte von Erz, worauf ein Ritter und eine Dame, umgeben von einer aus der Tiefe unlesbaren Schrift, die sich sonst in der Gruft des alten Schlosses befand, eingemauert. Gegenüber ist eine andere Platte, die uns belehrt, daß dieses Bethaus 1783 durch Bischof Maximilian von Constanz, geweiht worden sei. Die Kirche gefiel mir ungemein. Man erzählte mir auch, daß in Hechingen unter der jetzigen Regierung der Gottesdienst überhaupt sehr vereinfacht, das Gepränge abgeschafft, und insbesondere die lateinische Sprache fast ganz außer Gebrauch gesetzt worden sei.

Angenehm war mir die Gelegenheit, die ich heute Nachmittags hatte, die Wohnung der regierenden Familie zu sehen. Das Schlößchen, das dem Fürsten von Hechingen zum Aufenthalte dient, heißt Lindich, und liegt eine halbe Stunde von der Stadt, in einem zwar nicht sehr großen, aber schönen Park. Vor mehreren

Jahren hatte man zwar angefangen, in dem untern Theile der Stadt, auf einem recht hübschen Puncte, ein Residenzgebäude zu errichten; aber der Bau blieb unvollendet, und man wohnt nach wie vor Sommer und Winter in Lindich. Da eben Niemand zu Hause war, so konnte man Alles recht bequem sehen. Das ganze Haus, worin der regierende Fürst und der treffliche Erbprinz sammt seiner liebenswürdigen Gemalin wohnen, ist zwar nicht prächtig, aber elegant und nett eingerichtet. Ueberall sieht man den Geist der Ordnung, des Fleißes, der edelsten Thätigkeit. Die vielen Familienporträts, und andere sinnige Angedenken zeugen von Herz und Gemüth, und die Bücher, die rings herum liegen, und nicht blos der Modelectüre angehören, beweisen die höhere Richtung des Geistes dieser Fürstenfamilie, und der beste Beweis dafür ist die allgemeinste Zufriedenheit der Unterthanen in einer Zeit, wo gerade die kleinen Staaten ihren Mißmuth am lautesten aussprechen. Gerne hätte ich noch die Wache von etwa 10 — 12 Mann unten am Thore des Schlosses weggewünscht, um mir den Fürsten und sein Ländchen so ganz glücklich zu denken. Die persönliche Sicherheit des Regenten schützt ja am besten die Liebe der Unterthanen.

Der Erbprinz hat näher an der Stadt noch ein kleines Gartenhaus, wo er einige Zeit im Sommer zu wohnen pflegt, und das mit gleichem Geschmack, aber einfach, eingerichtet sein soll.

Morgen geht es in die Schweiz. Von da meinen nächsten Brief.

Schaffhausen 30. August 1831.

M. w. Fr.!

Unter Donner und Blitz verließen wir vorgestern Hechingen um die Mittagszeit, und zogen fröhlich der hohen und erhabenen Schweiz, diesem Allerheiligsten der Natur, zu.

Die Gegenden um Balingen, Aldingen, noch in Schwaben, sind sehr gebirgig, haben aber manche schöne Partie. Im letztge-

nannten Orte fiel mir die ganz verschiedene Tracht und ein ganz anderer Menschenschlag auf. Die Weiber tragen da durchaus kurze, nur bis aufs Knie reichende schwarze Röcke, und hochrothe Strümpfe, ein ganz eigens geschniertes Mieder, und auf dem Kopfe die gewöhnliche schwäbische Haube mit flatternden Bändern über die lang herabhängenden Haare. Ihre Gestalten sind sehr stark, das Gesicht besonders breit und voll, dabei doch nicht ohne einige Anmuth.

In den meisten Dörfern dieser Gegend fand ich die sonst schlechten Häuser bunt angestrichen, und überall Denksprüche und Verse aufgemalt, eine Sitte, die mir gefällt, besonders wenn, wie hier wirklich der Fall, doch Vernünftiges in einer guten Sprache angewendet ist. Auf einem Hause in Wellendingen stand aber der ganz trostlose Spruch:

Immer wird's schlimmer,
Besser wird's nimmer!

Der Hausherr muß sehr melancholisch sein, oder — unsere Zeit genau beachten.

Die vorige Nacht brachten wir in Tuttlingen zu. So viel ich gesehen, ist dies ein recht artiges Städtchen, in einer schönen Gegend, und mit bedeutender Industrie in Eisen- und Stahlwaaren. Bei dem Posthalter, Hrn. Baader, waren wir gut versorgt, weit besser, als die vorigen Tage in Hechingen, und zahlten sehr billige Rechnung. Als wir gestern Morgens Tuttlingen verließen, regnete es, was uns um so viel unangenehmer war, als uns Hr. Baader gesagt hatte, wir würden auf den nächsten Bergen, an der Gränze von Würtemberg und Baden, eine der umfassendsten Aussichten auf die Hochgebirge der Schweiz genießen. Mit genauer Noth konnten wir durch die Risse der Wolken den Spiegel des Bodensees erblicken.

Bei Engen, wo eine alte schwäbische Wirthin uns alle außerordentlich an unsere vortreffliche Mad. Koberwein in ähnlichen Rollen erinnerte, ward es wieder heiter, und wir genossen Nachmittags fröhlich die Reize, welche die Natur über das schöne Hitzinger-Thal ausgegossen.

Endlich sahen wir von einer Anhöhe hinab in das Rheinthal und auf die alterthümlichen Thürme und Zinnen von Schaffhausen. Du weißt, mein theurer Freund! wie ich, aufgewachsen zwischen den Bergen der Steiermark, einen stets regen Sinn für die Schönheiten und die Wunder der Natur in meiner Seele trage; Du weißt, wie ich lange mich gesehnt, auch die Schweiz zu sehen, und kannst Dir also denken, wie ich jubelte, als ich, am Ziele meiner Wünsche, auf helvetischem Boden stand.

Das erste aber, was ich gestern in Schaffhausen that, war, auf die Rheinbrücke zu laufen, um den jedem echten Deutschen heiligen Strom mit Frohlocken zu begrüßen. Ich fand ihn, den ich seit so vielen Jahren gar nicht, und sonst immer nur als einen feierlich seine gewaltigen Fluten hinwälzenden Strom gesehen hatte, hier als einen lebendig bewegten, keck hinspringenden Jüngling in hellgrün glänzendem Kleide, wie er eben von der lustigen Gemsenjagd aus dem Hochgebirge herabkömmt. Eine Blume warf ich hinab in den Fluß, und bat ihn, dieselbe mitzunehmen, und sie meinen Lieben am köstlichen Gestade des Rheingaues zu bringen. Schnell riß er die Blume mit sich fort, und sehnsuchtsvoll sah ich ihr nach. „Wann wird mir endlich auch dieser Wunsch erfüllet werden? seufzte ich — aber eine Stimme rief mir zu: Wie ungenügsam Du bist; noch vor einer Stunde schienest Du nichts zu wünschen, als den Anblick der Schweiz; und kaum bist Du da, sehnst Du Dich schon weiter!" Ja:

Hominum genus in cassum frustraque laborat.
Semper, et in curis consumit inanibus aevum:
Nimirum quia non cognovit quis sit habendi
Finis, et omnino quoad crescat vera voluptas.

Lucretius.

Märkte in Steiermark,

die einst Städte waren, oder so genannt wurden.

Von Joseph Wartinger,
steiermärkischem Landschafts-Archivar.

In einem Aufsatze des ersten Heftes des II. Jahrganges der neuen Folge dieser Zeitschrift ist gesagt, daß Leibnitz in den Urkunden nie als Stadt, sondern nur als Markt erscheint; im Gegensatze werden in andern Urkunden Feldbach, Schladming, Mürzzuschlag und Neumarkt Städte genannt.

Feldbach war von dem Landesfürsten um drei hundert Pfund Wiener-Pfennige an Friedrich von Walsee zu Graz versetzt. Die Bürger hatten sich durch ihr eigenes Vermögen aus dem Pfande gelöset. Zur Belohnung erhielten sie vom Herzoge Rudolph IV. am 26. Februar 1362 eine fünfjährige völlige Steuerfreiheit, und das fürstliche Versprechen, daß Feldbach während jener fünf Jahre weder vom regierenden Herzoge Rudolph, noch von seinem Bruder und Erben solle verpfändet werden.

Fünf Wochen später, am 2. April 1362, erfreute der nämliche Herzog Rudolph die Feldbacher mit dem Rechte, eine Mauer um Feldbach zu führen, diesen Ort zu einer Stadt zu machen, die volle peinliche Gerichtsbarkeit innerhalb ihres Burgfriedens auszuüben, und so wie die Radkersburger, alle ihre Kaufmannswaaren durch Oestreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und durch die March, zu Land und zu Wasser zollfrei zu führen.

Herzog Rudolphs Urkunde bestätigte Herzog Wilhelm am 7. März 1401 wörtlich. König Friedrich gab am 2. December 1441, König Maximilian I. am 5. Februar 1498 und Erzherzog Ferdinand I. am 23. August 1521 aber nur eine allgemeine Bestätigung der Privilegien Feldbachs, ohne diesen Ort mit dem Namen Stadt oder Markt zu bezeichnen.

Doch schon im Jahre 1523 nennt der Magistrat Radkersburg in einer den Feldbachern ausgefertigten Abschrift zweier Mautfreiheitsdiplome Feldbach einen Markt. Auch König Ferdinand I. nennt in seinem Bestätigungsdiplome der Markt- und Zollfreiheit der Feldbacher, vom 26. Juni 1528, Feldbach nur einen Markt. Wann und warum Feldbach aus dem Range der Städte getreten ist, ließ sich bis jetzt noch nicht finden.

Schladming, das seinen Ursprung dem dortigen Silberbergwerke zu danken hat, erhielt schon im Jahre 1304 den ersten Freiheitsbrief von der alles Gute eifrig fördernden Kaiserin Elisabeth, Gemalin Kaiser Albrechts des Ersten.

Da die Silberadern schnell sich reich zeigten, so wuchs die Zahl der Arbeiter in eben diesem Verhältnisse; und Schladming, dessen Bewohner theils als Bergleute, theils als Grubeninhaber am Bergbaue unmittelbar Theil nahmen, blühte in einer kleinen Zahl von Jahren so sehr auf, daß nicht lange nach jenem ersten Freiheitsbriefe der Kaiserin Elisabeth, Kaiser Friedrich Schladming zur Stadt erhob. Der sich immer mehr erweiternde Bau der Silbergruben, in welchen zu Anfang des sechzehnten Jahrhundertes schon tausend fünfhundert Bergknappen gearbeitet haben sollen, gab den Schladmingern höhern Wohlstand, aber auch den gewöhnlichen Begleiter desselben, blinden Uebermuth, der sie ins Verderben führte.

Als im Jahre 1525 die salzburgischen Bauern ihren Erzbischof Matthäus, welcher den Priester Matthäus wegen aufrührerischer Predigten nach Mittersill in Verhaft führen lassen wollte, belagert hatten, sandte Erzherzog Ferdinand I. den steiermärkischen Landeshauptmann, Sigmund von Dietrichstein, mit 5000 Mann zur Befreiung des Erzbischofes gegen Salzburg. Die Schladminger verwei-

gerten den anrückenden Truppen den Durchzug, und, verstärkt durch gleichgesinnte Nachbarn, griffen sie den Landeshauptmann an, und tödteten ihm beinahe fünfhundert Mann. Doch dieser rückte am Johannistag (24. Juni) neuerdings vor, und eroberte Schladming; indessen hatten sich zwölfhundert Bauern aus der Umgegend von Salzburg, tausend aus Pinzgau, neunhundert aus Pongau, und zweihundert fünfzig Naurisser unter Michael Gruber's Führung gesammelt, sich unter dem Schutze der Nacht an Schladmings Thore geschlichen, welche ihnen von den Bürgern der Stadt sogleich geöffnet wurden; sie überfielen die größtentheils schlafende Besatzung, metzelten bei dreitausend Mann nieder, nahmen viele Adelige gefangen, und enthaupteten zwei und dreißig derselben auf dem Platze. Doch wurde durch den Rebellenhäuptling Michael Gruber der Landeshauptmann gerettet, welcher nach Werfen ins Gefängniß geführt, und erst am 8. September daraus befreiet wurde. Ein gleiches Schicksal hatten jene achtzehn Adelige, welche auf des nämlichen Grubers Rath sich in die Kirche geflüchtet hatten, aus welcher sie vom Pöbel gerissen, geplündert, und, wie Hunde zusammen gekoppelt, nach Werfen geschleppt wurden.

Kaum hatte der Erzherzog Nachricht von den Gräuelscenen in Schladming erhalten, als er den tapfern Niklas Graf von Salm mit einem kleinen Heere dahin sandte, die Schuldigen zu bestrafen; diese verschlossen dem Feldherrn die Stadt, er steckte diese in Brand, fing alle, die aus den Flammen flohen, auf, ließ die mehr Schuldigen hängen, einige darunter mit den Köpfen abwärts, welche von den Hunden zerfleischt wurden; die übrigen, selbst die völlig Schuldlosen, mußten Schladming räumen; der Ort wurde der Stadtrechte und aller Privilegien beraubt und bis auf den Grund geschleift; zugleich ward vom Erzherzoge auf das Strengste verboten, auf diesem Boden je mehr ein Haus zu bauen.

Doch nur zu bald zeigten sich für die herzogliche Kammer die nachtheiligen Wirkungen dieses strengen Verbotes in dem völligen Versiegen der Ausbeuten aus den Silbergruben.

Die aus den Kämpfen und Hinrichtungen noch übrig gebliebenen wenigen Bergknappen hatten keine Wohnungen; Niemand war, der ihnen auch nur die nöthigsten Lebensmittel herbeischaffte. Dringende Vorstellungen der Behörden und das gänzliche Ausbleiben der Erträgnisse des Bergwerkes bestimmten den Erzherzog, dem steiermärkischen Landesverweser, Wilhelm Schrott, dem Vicedom, Wolfgang Graswein, und dem landschaftlichen Kriegshauptmann, Andre Hofmann am 14. April 1526 aufzutragen, jenen Schladminger Bürgern, die am Aufruhre gar keinen Antheil genommen hatten, und ihre Unschuld beweisen würden, zu erlauben, auf ihren Brandstätten wieder Häuser zu bauen, und sich dort niederzulassen, doch aber keine Stadtmauer mehr aufzuführen.

Vier Jahre später, am 19. Mai 1530, ertheilte der nämliche Ferdinand, damals schon König von Ungarn und Böhmen, dem Orte Schladming die Rechte eines Marktes; fast hundert Jahre später, am 20. September 1629, erlaubte Kaiser Ferdinand II., des Vorigen Enkel, den Schladmingern Ringmauern aufzubauen, und die Thore des Marktes mit Schloß und Riegel zu sperren.

Mürzzuschlag wird bereits in einer Urkunde vom 21. Jänner 1318, durch welche der römische König Friedrich der Schöne den Bürgern von Mürzzuschlag das Privilegium ertheilt, daß sie nur vor ihrem Stadtrichter belangt werden dürfen, zweimal eine Stadt genannt. Eben dies sagt Herzog Albert des Weisen Privilegiumsbrief vom 29. Juli 1356. Auch Erzherzog Ernst der Eiserne nennt Mürzzuschlag eine Stadt in jener Urkunde, in welcher dem Richter und Rathe von Mürzzuschlag befohlen wird, alles Stangen- und Schieneisen, welches, wo immer zwischen Bruck und dem Semering zum Verkaufe verführet wird, zu ergreifen, und für die landesfürstliche Kammer einzuziehen. Zum letzten Male, wenigstens nach den im Joanneumsarchive befindlichen Urkunden, wird Mürzzuschlag in Kaiser Friedrich des Friedfertigen allgemeiner Privilegiumsbestätigung vom 5. Juni 1453 eine Stadt genannt.

Im auffallenden Gegensatze mit den angeführten Urkunden sind die Privilegienbriefe vom Herzoge Rudolph IV. vom Jahre 1360,

vom Herzoge Wilhelm vom Jahre 1396, vom oben genannten Erzherzoge Ernst vom Jahre 1414, vom Herzoge Friedrich von Tirol, genannt mit der leeren Tasche, als Vormund seines Neffen Friedrich des Friedfertigen, vom Jahre 1427, dann von diesem letztern Friedrich selbst von den Jahren 1468 und 1469, endlich vom Kaiser Maximilian I. vom Jahre 1493.

Neumarkt, wird nur allein vom Könige Friedrich dem Friedfertigen in jener Urkunde vom 28. December 1444, in welcher er den Neumarktern das Halsgericht und das Recht, Stock und Galgen zu errichten, bewilligt, eine Stadt genannt.

Uebrigens zeigt es sich aus den angeführten Urkunden, daß für Mürzzuschlag und Neumarkt die Stadtrechte nicht so bestimmt nachgewiesen sind, als bei Feldbach und Schladming.

Ueber Steiermarks Hornviehzucht und die Mittel zu ihrer Vermehrung und Vervollkommnung.

Von J. Hörmann,
ö. o. Professor der Thierarzneikunde an der k. k. Carl Franzens-Universität zu Grätz.

Wenn man die Cultur-Geschichte aller Völker durchgeht, wird man finden, daß die Hausthiere darin jedesmal eine große Rolle spielten. Vom Nomadenleben, dem Anfange der gesellschaftlichen Ordnung, bis zu dem höchst civilisirten Zustand eines Volkes wechselt und wächst ihre Bedeutung in dem Maße, als die Entwickelung des menschlichen Geistes neue Bedürfnisse schafft, zu deren Deckung mittel- oder unmittelbar unsere Hausthiere mitwirken müssen.

Im ersten Zustande der geselligen Verbindung, in welchem der Mensch nur das Bedürfniß der Selbsterhaltung zu haben scheint, fristet er sein Leben durch die Jagd; seine Lage ist daher höchst precär, und hängt beinahe blos vom Zufalle ab, der, wenn er nicht günstig ist, ihm oft den bittersten Mangel bereitet. Wir sehen solche Jägervolker nur auf dem amerikanischen Continent, während auf unserer Halbkugel Fischer und Hirtenvölker die gesellschaftlichen Grundlagen bilden. Dem Hirten liefert die Herde den einzigen Reichthum, welchen er besitzt, seine Nahrung; ja er würzt sich sogar sein kräftiges Mahl durch jenes geistige Getränk, das er aus der

Milch seiner Stute bereitet, und begeistert sich damit zu rohen Thaten eines brutalen Egoismus [1]).

In Felle gekleidet, sitzt er unter dem gastlichen Dache seiner Hurte, und gibt sich so lange einer sorglosen Ruhe hin, bis ihn der Mangel seiner Erhalter mahnt, einen andern Weideplatz zu suchen, dem er mit all seiner Habe auf dem Rücken der Thiere zuzieht, um dasselbe Leben zu führen, das er so eben unterbrochen hat. So irrt der rohe Sohn der Steppe heimatlos herum, dem Triebe folgend, den er mit seiner Herde theilt; fremd ist ihm die Liebe für das Vaterland; ubi bene, ibi patria ist sein Wahlspruch. Wo sein Vieh hinreichende Nahrung hat, und Niemand seine Neigung hemmt, da ist ihm wohl. Kein hehres Gefühl fesselt ihn an die Schelle, auf der er als Knabe spielte; sie ist nur demjenigen theuer, der ihr in Müh' und Arbeit die Mittel seiner Erhaltung abgewinnt.

Der Ackerbauer, an eine feste Stätte gebunden, sichert sich seinen Unterhalt durch Bearbeitung des Bodens, auf dem er seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, und da er an gewisse Gränzen gebunden ist, die er seiner gesellschaftlichen Stellung wegen nicht überschreiten darf, so kann nur eine sorgsame Pflege desselben ihn vor Mangel schützen. Die Ausdehnung seines Besitzthums und die Beschaffenheit desselben rücksichtlich der Oertlichkeit und des Grundes bedingen seine ökonomische Lage, die um so günstiger sein wird, je größer die erste, und je entsprechender gewissen ökonomischen Zwecken die zweite ist.

Um von seinem Boden das Nöthige und selbst einen Ueberfluß als den billigen Lohn seiner Mühe erlangen zu können, bedarf er aber gewisser Kräfte, durch welche er der Erde jene Gaben entlockt, die ihm seine und der Seinigen Erhaltung sichern, und ihn zum Wohlstande führen. Diese Kräfte gehen theils von ihm selbst, theils und zwar vorzüglich von seinen Hausthieren aus, indem sie ihm als treue Gefährten in seinem mühevollen Betriebe

---

1) Avaka, Milchsbranntwein, bei den Buräten. Arraca bei den Kalmücken, oder Dann, wenn er durch wiederholte Destillation geistiger und starker gemacht wurde. Kumis bei einigen andern asiatischen Nomaden.

jene Arbeiten leisten, die er wegen dem beschränkten Maße seiner physischen Kräfte nicht selbst zu vollziehen im Stande ist; überdieß liefern sie ihm noch durch ihre Abfälle jene Stoffe, die zur neuen Erweckung der Fruchtbarkeit nothwendig sind.

Hinsichtlich der ökonomischen Stellung ist der wandernde Hirt, welcher nur durch seine Herde lebt, der Unfälle wegen, welche dieselbe treffen können, häufig dem bittersten Mangel und selbst gänzlicher Verarmung blos gegeben, während der Ackerbauer bei einem unvorhergesehenen Unglücke, das über seine Hausthiere hereinbrechen kann, noch immer so viel von seinem unbeweglichen Besitzthume erhalten wird, daß dadurch seine Existenz gesichert ist.

Auch hat er viele jener Einflüsse, die den Zustand seiner Thiere bestimmen, mehr in seiner Macht, und ist somit im Stande schadenbringende Eindrücke von ihnen abzuhalten. Ihnen hat der Mensch so viel Gutes, Angenehmes und Bequemes im Leben zu danken, daß er ihren Werth in allen seinen Beziehungen nicht genug schätzen kann.

Durch die Genießbarkeit ihres Fleisches und der Milch werden sie die Hauptstützen seiner leiblichen Existenz, und ohne sie würde das Menschengeschlecht in einem bemitleidenswerthen Zustande physischer und geistiger Beschränkung verharren müssen.

Anders als der rohe Nomade benützt der civilisirte Mensch seine Hausthiere, deren Bestimmung als solche für den Ersten im eigentlichen Sinne verloren geht, indem er nur einen einseitigen und nothdürftigen Gebrauch von ihren Kräften und Leibern macht, insofern er weniger Bedürfnisse und keinen Luxus kennt. Viele Dinge, welche Jener gar nicht zu verwenden weiß, umstaltet der Kunstfleiß des Letzteren zu werthvollen Gegenständen des Hausrathes und des Handels, und eröffnet sich dadurch eine reiche Quelle des Einkommens und Vergnügens. Von der Brücke, die sich der Südamerikaner aus der Haut seiner Thiere baut, um über reißende Ströme zu setzen, bis zum zierlichen Schutz des Fußes weiß der verständige Mensch die Haut der Thiere auf die verschiedenartigste Weise und zu mannigfaltigen Zwecken zu bearbeiten. Aus ihren Haa-

ren schafft er sich eben so gut die luftige Wohnung von Filz, als das schwellende Lager, auf dem er mit Wohlbehagen ruht, und viele andere Stoffe bis zum kostbaren Shawl von Kaschmir, die ein Bedürfniß des verfeinerten Lebensgenusses geworden sind. Die Sehne, welche den tödtenden Pfeil durch die Lüfte schnellt, und die Saite, deren Töne das Ohr bezaubern, sind Producte unserer Hausthiere, nicht zu gedenken aller jener Dinge, die aus den Abfällen ihrer Körper zu den verschiedensten technischen Zwecken verwendet werden.

Von nicht geringerem Belange ist der Gebrauch ihrer Kräfte zu gewissen Arbeiten in ökonomischer und anderer Hinsicht. Vor dem Pfluge gespannt, lockern sie die fruchtbare Erde, damit der in sie gelegte Same keimen und heran reifen kann zur üppigen Frucht, die sie, geerntet, der Scheune zuführen. Für alle Continental-Bewohner sind sie die hauptsächlichsten Mittel des Völker-Verkehrs und des Handels, insofern sie die Producte des Gewerbsfleißes in alle Gegenden verführen; im Fluge erreicht der Gedanke die fernsten Länder durch die Schnelligkeit und Kraft des Pferdes, von welchem nicht selten schon die politische Gestaltung ganzer Reiche abgehangen hat. Durch ihre Schönheit dienen sie dem Luxus, und es gab noch nie einen Triumphzug, den nicht das edle Roß durch seine Gegenwart verherrlichet hätte. So nützlich dieses Thier in dem segenvollen Wirken des Friedens ist, eben so unentbehrlich ist es im Kriege, wo es nicht nur zur Fortschaffung des erforderlichen Material's dient, sondern auch an dem Kampfe mit Theil nimmt, in welchem es oft durch den Muth und die Kraft, womit es seinen Reiter in das Schlachtgetümmel trägt, zur glücklichen Entscheidung des Sieges beiträgt.

Eine verständige Benützung dieser für den Menschen so werthvollen Geschöpfe muß demnach eine blühende Cultur des Bodens, Wohlstand und Ueberfluß ihren Besitzern bringen, was um so gewisser erreicht werden kann, je besser und brauchbarer die Arten sind, die in irgend einem Lande gefunden werden.

Die klimatischen Einflüsse und die physikalische Beschaffenheit des Bodens sind nicht überall dieselben, daher auch die Vegetation entweder üppig und nahrungsreich, oder spärlich und kraftlos erscheint, wornach auch die Hausthiere, die sich zunächst von Pflanzen nähren, durch diese Verhältnisse in ihrer körperlichen Entwickelung bestimmt werden, und somit auch ihr Nutzenerträgniß verschieden sein wird.

Länder, die nach ihrer topographischen Lage vorzugsweise geeignet sind, eine blühende Thierzucht zu besitzen, stehen in einem nicht geringen Vorzug gegen solche, die ihrer Beschaffenheit wegen sich weniger eignen, hierin große Fortschritte zu machen, oder es nur durch große Anstrengungen und Mühe dahin bringen, sich dadurch einigen Vortheil zu erringen.

Obwol man auch in flachen Ländern, vorzüglich im niedern und fetten Boden (Marschgegenden), wie z. B. in Holland und Hollstein, die Hausthierzucht mit entschiedenem Vortheil betreibt, indem ihnen die große Fruchtbarkeit des stets feuchten Bodens Futter in überreicher Menge liefert; so besitzen doch in der Regel Gebirgsländer alle jene Bedingungen, unter welchen die meisten Arten unserer Hausthiere gedeihen und den Menschen nützlich werden können, ja ihre Bewohner sind vorzugsweise auf sie angewiesen, da ihnen die Natur Vieles versagte, was sie Andern im reichen Maße zugewendet hat.

Der schöne Alpenring, welcher Deutschland im Süden umgürtet, birgt in seinen reitzenden Thälern manch biederes Völkchen, das in stiller Abgeschiedenheit die schönen Herden pflegt, denen sie Wohlstand und Behaglichkeit verdanken. Ueppig bewachsene Alpen geben ihnen ein kraftvolles Futter, bei welchem das Vieh gedeihen und heranwachsen kann zur Freude und zum Nutzen des genügsamen Aelplers, der zwar mit Mühe und harter Arbeit sich das Seinige erwerben muß, doch mit seltner Liebe an seinen Bergen hängt.

Auch unser schönes Steiermark prangt in diesen Reihen himmelanstrebender Felsen mit seinen Alpen und Triften, auf welchem

dieselben Pflanzen, dieselben Gräser gedeihen, welche die Fluren der Schweiz, Tirols und Salzburgs bedecken. Viele von jenen fruchtbaren Thälern, die zwischen grün bewaldeten Hügeln der nach Süden auslaufenden Gebirge liegen, und in ihrer Mitte von Flüssen durchströmt sind, die beinahe sämmtlich ihre Gewässer aus dem Schooße der Alpen empfangen, ähneln durch ihre üppige Vegetation den Marschgegenden des nördlichen Deutschlands; ihre Niederungen sind jedoch öfters Ueberschwemmungen ausgesetzt, wenn der Schnee der Alpen schmilzt, oder heftige Gewitter in den Gebirgen sich entladen. In vielen dieser Thäler, die nach ihren Flüssen: Mur, Drau, Sau, San, Raab, Kainach, Sulm, Safen, Lafnitz, Feistritz, Lasnitz, Pösnitz u. a. m., benannt sind, begegnet das Auge einem reichen Pflanzenwuchse und mehreren Gewächsen des Südens. Der Mais erreicht eine ungewöhnliche Höhe, und verräth durch sein gesättigtes Grün eine Saftfülle, die ihn nicht nur als Cereal-, sondern auch als Futterpflanze zu einem der nützlichsten Gewächse macht. Der Weinstock umrankt die sanften Gelände der Hügel, und die zahme Kastanie beschattet schon als mächtiger Baum die Hütte des Landmanns. Das Klima ist mild, es ähnelt schon mehr jenem des nahen Italiens, selbst die südliche Feige überwintert, ohne eines sehr sorgfältigen Schutzes zu bedürfen, in mehreren der benannten Gegenden im Freien. Die häufigen Niederschläge der Atmosphäre in diesen Thälern tragen nicht wenig zu ihrer Fruchtbarkeit bei.

In den Alpendistricten hingegen ist der Sommer kurz und reich an ergiebigem Regen; oft sieht man selbst im Juli und August die höchsten Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt; aber demungeachtet durchdringt die Sonne, zurückgeworfen von den kahlen Wänden der Felsen, bei uns Mauern genannt, mit belebender Wärme die obern Schichten der Erde, und lockt ihre Kinder im bunten Gemenge hervor.

Ist die Vegetation im Allgemeinen auch nicht so üppig, wie auf den Ebenen und in den Thälern, so ist sie doch kräftig und nahrhaft durch ihre balsamischen Stoffe, welche sich selbst der At-

mosphäre mittheilen, und ihr jene belebende Eigenschaft verleihen, welche Menschen und Thiere auf gleiche Weise erquickt.

Der bebaubare Grund in diesen Gegenden ist gewöhnlich klein, dagegen die Weide, besonders jene der Alpen, in beträchtlicher Ausdehnung vorhanden, und somit ihre Bewohner, außer dem Erträgniß, welches ihnen das Holz abwirft, vorzugsweise auf Viehzucht hingewiesen, die durch Verkauf der Zuzucht und der Milchproducte ihren Unterhalt abwerfen muß.

In den meisten Districten, und insbesondere in nassen Jahren, wo die Ernten wenig ergiebig sind, oder gänzlich mißrathen, müssen sie sich das nöthige Getreide aus fernen Gegenden holen, da sie mit dem eigenen Erzeugnisse ihren Hausbedarf nicht decken können, der übrigens nicht unbedeutend ist, da die Bearbeitung solcher Berglehen einen großen Kraftaufwand und demnach viele Menschen erfordert, die nur bei kräftiger Nahrung ihrem harten Beruf nachkommen können.

In der Viehzucht also muß der Hochländer die Quelle seines Unterhaltes suchen; sie war es für ihn zu allen Zeiten, wie schon Polybius, Strabo, Plinius und Columella bezeugen, nach welchen die Bewohner der norischen Alpen einen beträchtlichen Handel mit Vieh, Häuten und Käse nach italienischen Städten betrieben [1]). Es ist indessen nicht zu läugnen, daß dieser für die Gebirgsländer so wichtige Erwerbszweig bei uns noch manche Mängel erleidet, die der möglichen Vervollkommnung desselben hinderlich sind, und worin Steiermark im Verhältnisse zu seinen nachbarlichen Alpenländern zurückgeblieben ist. Während Salzburg, Vorarlberg und die Schweiz durch ihre zahlreichen, und sogar von Ausländern viel besuchten Märkte den Handel mit Hornvieh und Pferden im Großen betreiben, beschränkt sich der unsrige nur auf einzelne Verkäufe von Schlacht- und Zuchtvieh im Lande und nach Oesterreich, und von wenigen Pferden, die zu niedern Preisen nach Un-

---

1) Das altceltische Norikum, oder Urgeschichte von Oestreich, Steiermark, Salzburg, Kärnthen und Krain, vom Prof. Albert von Muchar. Steierm. Zeitschrift, ältere Serie, 1. — 4. Heft.

garn und Italien gehen; während die Schweiz und das lombardische Königreich ihre vortrefflichen Käse nach allen Gegenden des Continents versenden, erzeugen wir nur etwas sauern, blos im Lande verkäuflichen Käse und nicht soviel Schmalz und Butter, um den eigenen Bedarf damit decken zu können, was gerade für uns von großer Wichtigkeit wäre, da durch die zahlreichen Arbeiter, die bei der Eisen- und Salz-Erzeugung im Lande beschäftiget sind, eine bedeutende Menge der beiden letztern Artikel consumirt wird, die demnach aus andern Provinzen eingeführt werden müssen.

Die Ursachen dieses mangelhaften Betriebes sind mannigfaltig, und liegen theils in der Dürftigkeit des Landmannes, theils in der bestehenden Benutzungsart des Bodens, in der Bestellung seiner Früchte, in dem Zustande des Viehes, in dessen Paarung, Behandlung und Auferziehung, und dann wol auch in der gläubigen Zuversicht, mit welcher der Landmann an dem Gewohnten und Altherkömmlichen hängt, wodurch ihm viele Verlegenheiten bereitet werden, denen er nur dadurch entgehen kann, daß er die durch Erfahrung bewährten Verbesserungen in der Landwirthschaft nachahmt, und die Viehzucht stets als den letzten und obersten Zweck seines Wirthschaftsbetriebes betrachtet, und dem gemäß sein ganzes landwirthschaftliches Verfahren einleitet; sie ist hier wie überall der eigentliche Nerv der Landwirthschaft, indem durch Dünger und Arbeit der Boden jene Eigenschaften erhält, die seine Tragbarkeit bedingen.

Die Mittellosigkeit des Landmannes, welche durch die schweren Zeiten der letzten Decennien herbei geführt wurde, ist ein mächtiges Hinderniß, das einer raschen Verbesserung der bestehenden Wirthschafts-Verhältnisse entgegensteht. Der Mangel an hinlänglichen Betriebs-Capitalien, um den größten Theils aus Noth verminderten Fundus instructus in einem gehörigen Verhältnisse wieder herstellen zu können, zwingt den Landmann, sich in der bestehenden Lage fortzuschleppen, und nur darauf bedacht zu sein, seine laufenden Ausgaben zu decken. Selbst der beste Wille, den Ertrag durch zweckmäßige Verbesserungen zu erhöhen, wird durch den Geldman-

gel gelähmt, und der Landwirth ist genöthiget, seine Meliorations-Pläne mit unzureichenden Mitteln und äußerst langsam zu verfolgen, worin er noch häufig durch unvorhergesehene Elementar-Ereignisse gestört und wieder auf mehrere Jahre zurück gesetzt wird, wie es z. B. im verflossenen Jahre 1834 vorzüglich in den untern Gegenden der Fall war, wo er sich wegen Mangel an Futter in die traurige Nothwendigkeit versetzt sah, seinen Viehstand bis auf das Minimum zu vermindern. Es bleibt daher eine Aufgabe staatswirthschaftlicher Umsicht, diesem gelähmten Zustand der Landwirthschaft durch angemessene Einleitungen abzuhelfen, damit dem Landwirthe die Möglichkeit eröffnet werde, so viel von seinem Reinertrage zu erübrigen, als er zum bessern Betriebe seiner Wirthschaft bedarf.

Die übliche Benützungsart des Bodens und die Bestellung seiner Früchte ist in dem gebirgigen Theil des Landes (Obersteier) verschieden von jener der flachen Gegenden des Unterlandes. Es ist dies eine Folge der Eigenthümlichkeit des Bodens und des Klima, so wie der daraus hervorgehenden verschiedenen Tendenz des ganzen Wirthschaftsbetriebes.

In Obersteiermark, wo weder das Klima noch der Boden dem Getreidebau vollkommen zusagt, indem jenes, vorzüglich auf den Höhen oder an der Schattenseite liegenden Gütern rauh und kalt, der Sommer nur kurz, und mit vielem und schwerem Regen verbunden ist, werden die Kornfrüchte häufig in der Blüthe verdorben oder in den Boden geworfen, und gelangen erst spät zur Reife; der Boden ist größtentheils schwer, compact, und dadurch hart zu bearbeiten; er erlangt demnach nie jene Lockerheit, die zur gehörigen Bestockung der Halmfrüchte erforderlich ist. In manchen Gegenden ist er kalt und schotterig, und demnach nicht geeignet, die Entwickelung der in dem Samen liegenden Keimkraft gehörig zu fördern; daher ist auch der Ertrag der Ernten, selbst bei der ungewöhnlich starken Aussaat, die nach den verschiedenen Getreidearten von 4 bis zu 7 Metzen auf das nied. österr. Joch anzunehmen ist, gering, und der Landwirth ist schon sehr zufrieden, wenn

er von Korn und Weizen das dritte, von Hafer und Gerste das vierte Korn erhält.

Die Dünger-Erzeugung in den Alpendistricten ist nicht hinreichend, um den Boden nach seinen Bedürfnissen begeilen zu können, woran theils der Alpenbetrieb, theils die Verminderung des Viehstandes, theils das wenige Streumaterial und die Natur desselben, so wie die Behandlung des Düngers selbst Ursache sind.

Obwol der Alpenbetrieb unter den gegenwärtigen Verhältnissen unvermeidlich ist, so wird er doch von vielen Landwirthen als ein nothwendiges Uebel angesehen, um das beim Hause erzeugte Futter für den langen Winter ersparen zu können, wobei aber nicht nur der Dünger während des ganzen Sommers verloren geht, da man nur eine, und in größeren Wirthschaften etwa zwei bis drei Kühe beim Hause läßt, sondern auch der Nutzen selten errungen wird, den man sich im Allgemeinen von der Alpenwirthschaft, wenigstens wie sie bei uns betrieben wird, verspricht.

Der größere Bedarf an Menschen, die häufigen Unglücksfälle, denen das Vieh vorzüglich auf den höchsten und steilsten Alpen durch Abfallen ausgesetzt ist, heben so ziemlich die Vortheile auf, welche die Alpenweide gewähren soll. Ist dabei der Sommer naß und kalt, so ist die Vegetation in der Alpenregion spärlich, der Weidegang oft durch fallenden Schnee unterbrochen, und das Vieh dem bittersten Mangel und der empfindlichsten Kälte preisgegeben; es kann dann unmöglich befremden, wenn die Thiere wenig Nutzen (Milch) geben, mit struppigem (wetterschlächtigem) Haar und abgemagert nach Hause getrieben werden, und das doppelte Futter bedürfen, um sie wieder zum vorigen Nutzen zu bringen.

Diese Folge tritt um so gewisser ein, je besser genährt das Vieh die Alpe bezieht, so, daß nicht selten nach vier bis sechs Wochen schon die Milch abnimmt, und mehrere Stücke im Ertrage ganz abbrechen.

Die Einführung eines theilweisen Alpenbetriebes wäre demnach bei dem gegenwärtig ohnedies verminderten Viehstande eine wünschenswerthe Sache, wenn ihm nicht unübersteigliche Hinder-

nisse im Wege stehen, indem dadurch der die zur fruchtbringenden Bestellung der Felder nöthige Dünger erhalten, und alle jene Nachtheile vermieden werden könnten, denen der Landmann bei dem gegenwärtigen Verfahren blosgegeben ist.

Diese theilweise Benützung der Alpen, blos durch Schafe, Ziegen und Geldvieh (junge Nachzucht und Ochsen), würde höchstens einen männlichen Hirten erfordern, während die weiblichen Dienstboten unter der gehörigen Leitung und Aufsicht des Hausvaters zur Betreibung einer nutzbringenden Milch-, Butter-, Schmalz- oder Käsewirthschaft zu Hause verwendet werden könnten.

Es ist nicht zu läugnen, daß die Einführung eines solchen Wirthschaftsbetriebes im Anfange viele Schwierigkeiten zu überwinden hätte, die in den örtlichen Verhältnissen mancher Besitzungen, so wie in der Ausdehnung derselben und in der Herbeischaffung des nöthigen Streumaterial's gegründet sind. Die Aufbringung des Letzteren, um bei einer theilweisen Stallfütterung damit hinlänglich für das ganze Jahr versehen zu sein, ist für den Gebirgswirth keine kleine Aufgabe, da er das ohnedies in nicht genügender Quantität erzeugte Stroh zum Mengfutter für den Winter bedarf, und somit hinsichtlich der Streu auf gehackte Nadelholzzweige (Graß), Laub, Farrenkraut, Moos und Sägespäne angewiesen ist, Materialien, die außer ihrer mühevollen Gewinnung noch mit dem Nachtheil verbunden sind, daß sie eine lange Zeit bedürfen, um jenen Grad der fauligen Zersetzung zu erlangen, der von einem guten Düngungsmittel erfordert wird.

Um diese nothwendige Faulung früher herbeizuführen, läßt man den Dünger Wochen und auch Monate lang unter dem Viehe im Stalle liegen, und bringt nur jedesmal eine frische Lage Streu darauf, die die Thiere, welche gewöhnlich frei, zu zwei und zwei in einem Stande herumgehen, allenthalben mit den abgesetzten Excrementen abtreten und zusammen kneten. Man nennt dieses Verfahren die Stalldüngung, und die Ställe, in welchen sie gepflogen wird, Um und = umstallungen oder Tretställe. Ob dabei der beabsichtigte Zweck früher und vollkommener erreicht wird, als wenn

man den Dünger täglich aus dem Stalle in eine gehörig versenkte und ausgemauerte Dungstätte schaffte, in welche gleichzeitig die Jauche aus dem Stalle geleitet werden könnte, welche, leider, noch in den meisten Wirthschaftshöfen unbenutzt der Straße oder dem nächsten Bache zufließt, ist eine Frage, die wol mehrerer Versuche würdig wäre, und deren glückliche Lösung gewiß die günstigsten Folgen nach sich ziehen würde, indem dadurch nicht nur eine beträchtliche Ersparung an Streu, da der nasse Mist dichter damit bedeckt werden muß, erzweckt würde, sondern auch die Stallungen und mit diesen das Vieh reinlicher und gesünder erhalten werden könnten. Daß solche einem Sumpfe ähnliche Ställe, in welchen der Unrath den ganzen Winter über gelassen, und die dabei, um sie warm zu erhalten, noch sorgfältig geschlossen werden, nicht vortheilhaft auf die Gesundheit der Thiere wirken können, liegt wol klar am Tage; und eben so einleuchtend ist es, daß der Entwickelung junger Thiere unter ihrem Einflusse ein mächtiges Hinderniß gesetzt ist, weßhalb es auch Niemanden wundern kann, wenn viele davon verkümmern und sich die Anlage zu Krankheiten erwerben, unter welchen besonders die in den Gebirgsgegenden häufig vorkommende Drehsucht (Wirblig-sein) und die Lungenseuche die wichtigsten sind.

Wenn auch in den meisten Wirthschaften die gewonnene Streu den Sommer über nicht ausreicht, so dürfte dieses demungeachtet nicht als ein absolutes Hinderniß für die Einführung einer theilweisen Stallfütterung angesehen werden, indem bei einer gehörigen Einrichtung des Stallbodens die Thiere in der warmen Jahreszeit eben so gut ohne Streu bestehen und gesund erhalten werden könnten, wie auf dem Riesengebirge und in einem großen Theile von Holland, wo diese Einrichtung allgemein üblich ist. Die Stände in einem solchen Stalle sind kürzer, so daß die Abfälle unmittelbar in die rückwärts befindliche Rinne gelangen und dadurch die Reinerhaltung um so leichter möglich gemacht werden kann. Hierdurch wäre ein scheinbar großes Hinderniß: der Mangel an Streu umgangen, und dabei dennoch der Dünger, wenn auch in geringerer Menge, für den Wirthschaftsbetrieb gewonnen.

Eine andere, und zwar schwerer auszuführende Sache ist die Erzeugung einer hinreichenden Menge Futter, um bei einer theilweisen Sommer-Stallfütterung damit auszureichen, ohne den Winterbedarf dadurch zu schmälern. Bei der bisher in ganz Obersteiermark üblichen Art der Wirthschaft ist zwar die Futter-Erzeugung auch als Hauptzweck des ganzen Wirthschaftsbetriebes anzusehen, indem zwischen Felder und Wiesen ein solches Verhältniß eingeführt ist, daß ungefähr ein Theil des Besitzes als Ackerland, und drei Theile als Grasboden nach folgender Ordnung und mit geringer Ausnahme benutzt werden. Im ersten Jahre wird der gedüngte und neu umgerissene Grasboden (Neuriß) mit Weizen oder Roggen bestellt, im zweiten Jahre mit Roggen oder Hafer, dem im dritten Jahre wieder Hafer folgt, wornach der Boden abermals drei bis vier Jahre als Grasnarbe benützt wird.

Man nennt diesen Betriebs-Turnus Eggarten-Wirthschaft; sie ist eine seit undenklichen Zeiten übliche Verfahrungsart in den Gebirgsgegenden und ein Resultat der örtlichen Verhältnisse und des Klima, die sie bei den vor Zeiten beschränkten Begriffen über Landwirthschaft geboten haben. Der hierdurch gänzlich der Natur überlassene Graswuchs kann höchstens so viel Futter hervorbringen, als der Landwirth zur Erhaltung seines wenigen Viehes für den Winter bedarf, weßhalb er auch die Alpenweide blos als Futteraushülfe für den Sommer betrachtet, ohne dabei auf einen besondern Nutzen Anspruch zu machen, der ihm indessen gewiß nicht entgehen könnte, wenn er zum künstlichen Futterbaue dort, wo ihm keine unüberwindlichen Hindernisse begegnen, und sonach zur theilweisen Stallfütterung seine Zuflucht nähme.

Nach der Rustical-Beansagung besitzt ein Ganz-Bauer 30 bis 40 Joch Grundstücke, ein Dreiviertel-Bauer 20 bis 30, ein Halb-Bauer 15 bis 20, und ein Viertel-Bauer 10 bis 15 Joch. Angenommen, daß bei der üblichen Eggarten-Wirthschaft $1/3$ des Grund- und Bodens zum Getreidebau verwendet wird, so kann ein Ganz-Bauer 20 Joch Eggarten und natürliche Wiesen zur Gewinnung des nöthigen Futters benützen; da man aber den Ertrag der

größten Theils einschürigen Wiesen im Durchschnitte nicht höher als auf 20 Ct. Heu von einem niederöstreichischen Joche annehmen kann, so gewinnt er im Ganzen unter günstigen Umständen 400 Ct. Heu, worunter aber auch das saure mitbegriffen ist, dessen Quantität je nach der nassen oder trockenen Lage des Gutes verschieden ausfällt. Rechnet man noch das von 10 Joch Getreideland gewonnene Stroh, welches gewöhnlich in Gebirgsgegenden viel reichlicher ausfällt, da man im Durchschnitt auf ein Joch 60 Ct. Roggen-, Weizen- oder Haferstroh annehmen kann, so erhält er 600 Ct. Stroh, und mithin an beiden ein Futter-Quantum von 1000 Ct. Da der Alpenbetrieb mit Einschluß der Hausweide im Frühjahre und Spätherbste in diesen Gegenden nur auf circa 120 Tage sich ausdehnt, somit 245 Tage für die Winter-Stallfütterung angeschlagen werden müssen, so geht daraus hervor, daß ein solcher Ganz-Bauer unter den bestehenden Verhältnissen höchstens nur 20 Stück ausgewachsenes Hornvieh, die Ochsen mitbegriffen, von seinem Futtervorrathe ernähren kann, und zwar keineswegs in jenem Maße, welches zur gehörigen und möglichen Nutzbringung erforderlich ist, indem er nur 20 Pf. von diesem Gemengfutter täglich, also 50 Ct. in 245 Tagen auf das Stück verwenden darf, was für Melkkühe von mittlerer Größe wol eben genug, aber hinsichtlich der Qualität zu gering ist, wenn sie nicht mit Beifutter unterstützt werden können. Dieses Beifutter besteht gewöhnlich entweder aus Heublumen, Getreidespreu und dem sogenannten Hintrich (taube Getreidekörner), mit heißem Wasser abgebrüht und mit etwas Mehl bestreut, oder aus geschnittenen Krautstängeln und Blättern, auch hie und da aus einigen Erdäpfeln, und wird gewöhnlich nur anläßigen (hochträchtigen) Kühen und Kälbern gereicht. Bei solchen beschränkten Futtermitteln kann demnach der Landwirth auch während der Winter-Stallfütterung keinen erheblichen Nutzen aus seinem Viehe ziehen, und da ihm derselbe auch während der Alpenweide aus den oben angeführten Gründen entgangen ist, so ergibt sich daraus, daß er sein Futter schlecht verwerthet, und der erzeugte Dünger ihm hoch zu stehen kommt.

Diesem ökonomischen Uebelstand kann nur durch Einführung des Futterbaues und der damit nothwendig verbundenen theilweisen Sommer=Stallfütterung begegnet werden. Es ist übrigens nicht zu läugnen, daß es in manchen Gegenden der obern Steiermark äußerst schwer, ja unmöglich ist, den Futterertrag durch den Anbau von Futterpflanzen zu vermehren, da die meisten davon unter den erstarrenden Einflüssen des Klima nicht fortkommen und zu Grunde gehen; allein eben so gewiß ist es, daß im tiefer liegenden Boden und auf solchen Gütern, die eine sonnseitige Lage haben, ein künstlicher Futterbau mit Vortheil eingeführt werden könnte, vorzüglich von solchen Arten, die der Erfahrung gemäß in den Gebirgsgegenden fortkommen, wie z. B. der rothe und weiße Kopfklee, der Futterroggen, und bei günstiger Lage selbst Mais und das so nützliche Mengfutter aus Wicken, Erbsen und Hafer bestehend; ferner, daß in solchen Gegenden, wo diese vortheilbringenden Pflanzen nicht gedeihen, eine sorgfältigere Pflege der Wiesen durch Bewässerung oder Düngung, durch Ausrottung von Gestripp und Trockenlegung sumpfadriger Stellen der natürliche Graswuchs begünstigt, und der Ertrag an süßem und kraftvollem Heu sicher vermehrt werden könne. Selbst die Benützung des frischen Laubes mehrerer Bäume, wie z. B. jenes der Esche, der gemeinen Eberesche (Vogelbeere), der Ulme, Erle und Linde bietet dem Landwirth in den weniger begünstigten Gegenden bei der Sommer-Stallfütterung eine nicht unbeträchtliche Hülfe dar, wozu noch die Brenn=Nessel gezählt werden muß, die, so lange sie jung und zart ist, eine vortreffliche und gesunde Nahrung gibt.

Der rothe Klee bleibt aber für Gebirgsgegenden überhaupt das zweckmäßigste und vortheilbringendste Grünfutter, indem er der Erfahrung gemäß in den meisten Orten gut fortkommt, und einen bedeutenden Ertrag abwirft; selbst in solchen Gegenden des Oberlandes, die von dem Klima eben nicht die Begünstigtesten sind, wie z. B. um Aussee, erhält man im Durchschnitte vom niederöstr. Joche im ersten Jahre 60 Ct. Heu und Grummetklee, was mit Abzug der 80 %, die beim Trocknen verloren gehen, 300 Ct.

Grünfutter ausmacht, womit man 4 Kühe in 120 Tagen ziemlich gut und nutzbringend ernähren kann [1]).

In den wärmeren Gegenden des Enns- und Murthales, die den Anbau des Futterroggens, Mais und Mischlings aus Wikken, Erbsen und Hafer schon zulassen, wird auch der Ertrag um so größer sein, je mehr die Localität diesem Anbau entspricht, und je besser der zu diesem Verfahren bestimmte Grund im Verfolge desselben mit Dünger und Arbeit begütet und gepflegt werden kann; indessen ist es nothwendig, eine gewisse Eintheilung in der Futterbestellung zu beobachten, damit der Landwirth während seiner Sommer-Stallfütterung in keine Verlegenheit gerathe, und zu jeder Zeit eine hinreichende Quantität Grünfutter verfüglich habe [2]), wozu auch der nun immer zunehmende Anbau der Kartoffel das Seinige beitragen wird, deren Kraut einerseits zur Aushülfe für den Spätsommer, so wie die Frucht selbst während der langen Winter-Stallfütterung sehr nutzbringend verwendet werden kann.

Wenn auch die allgemeine Einführung des künstlichen Futterbaues den des Getreides mehr einengt, so erwächst daraus für den Landwirth noch keineswegs ein Nachtheil, indem die jetzige Ausdehnung des Körnerbaues im Verhältnisse zu dem erzeugten Dünger und den Arbeitskräften ohnedieß zu groß ist, um damit genügend auszureichen, und beide wol auch häufig für solche Gründe vergeudet werden, die ihrer Beschaffenheit wegen keinen entsprechenden Ertrag abwerfen können, wozu noch der höchst unsichere Erfolg, dem der Körnerbau durch die feindlichen Einwirkungen des Klima in jenen Gegenden unterliegt, gezählt werden muß.

Wird der Landwirth durch eine größere Futtererzeugung in den Stand gesetzt, sein Nutzvieh zu vermehren, so kann er seine

---

1) Beschreibung des landwirthschaftlichen Zustandes des k. k. Salzkammergutes Aussee, von mehreren Mitgliedern der k. k. steierm. Landwirthschafts-Gesellschaft. Verhandlungen und Aufsätze. 24. Heft.

2) Hierüber verdient nachgelesen zu werden: »Verfahren, die größtmöglichste Menge Futter auf dem Acker zu erzeugen", von dem Gesellschafts-Mitgliede H . . . . . Verhandlungen und Aufsätze, 30. Heft.

zwar wenigern aber besser gewählten Aecker sorgfältiger bestellen, und somit die Productionskraft des Bodens, die an und für sich schon durch den Kleebau gehoben wird, erhöhen, was jenen Ausfall hinlänglich auszugleichen vermöchte, wenn es nicht schon der höhere Werth seines vergrößerten Viehstandes bewirken würde [1]. Selbst für kleinere Güter, die kein Alpenrecht besitzen, wird dieses Verfahren von großem Vortheile sein, da ihr Ertrag größten Theils nur auf die wenigen Thiere basirt ist, die sie unter den gegenwärtigen Umständen zu halten vermögen, und die nur dann einigen Nutzen abwerfen können, wenn sie mit hinreichender Nahrung besorgt werden. Auch könnten derlei Besitzer bei der geringen Ausdehnung und der gewöhnlich nahen Lage ihrer Gründe die Cultur-Kosten um ein Beträchtliches dadurch vermindern, daß sie auch Kühe zur Bestellung ihrer Aecker verwenden, was nach neueren Versuchen, welche diesfalls auch in Ungarn gemacht wurden, auch in größeren aber gut arrondirten Wirthschaften leicht ausführbar und nutzbringend ist, wenn man nur dabei einen gehörigen Wechsel unter den einzuspannenden Kühen, ihrer nöthigen Ruhe wegen, beobachten kann.

Wenn der Futterbau und die durch ihn bedingte Sommer-Stallfütterung in den Gebirgs-Districten zuläßig und nützlich sind, so werden sie es um so mehr in den fruchtbaren Thälern und auf den weiten Ebenen des Unterlandes, wo sowol der Boden als das mildere Klima den Pflanzenwuchs begünstigen, und ihn, wenigstens in den ersteren, zu einer Ueppigkeit gelangen lassen, welche jener des nahen Ungarns wenig nachsteht; ja die Nothwendigkeit dieser Einrichtung für jene Gegenden tritt um so augenscheinlicher hervor, wenn man bedenkt, daß ihre Bewohner die Alpen entbehren, und statt dieser höchstens nur dürre oder versumpfte Gemeindeweiden, oder bestaubte und unfruchtbare Straßenraine zur spärlichen Weide für ihr Vieh besitzen. Ist die Fruchtbarkeit in Unter-Steier-

---

1) Von den Mitteln, den reinen Ertrag der Landwirthschaft durch Verminderung der Culturkosten zu erhöhen, vom Central-Ausschusse, Dr. Joh. Burger, k. k. Gubernialrath. Verhandl. und Aufs. der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft. 19. Hft.

mark auch größer, so wird doch durch diesen nutzlosen, für die Thiere sogar schädlichen Austrieb der Verlust des Düngers um so fühlbarer, als bei dem größeren Besitz von Ackerland und des in den meisten Gegenden eingeführten Weinbaues derselbe unentbehrlich ist, wenn sich nicht am Ende der Boden erschöpfen und seine Tragbarkeit verlieren soll. Ein Land, welches durch seine glückliche Lage und durch den Einfluß einer milden Sonne vorzugsweise zum Getreidebau geeignet ist, darf darum in der Zucht vieler und guter Hausthiere nicht zurückbleiben, insofern jener nur durch diese bestehen und blühen kann, letztere auch dem Landwirthe die sicherste Stütze bieten, um bei ökonomischen Ausfällen nicht unterzugehen, indem er im Besitze dieser Kraft dem Betrieb, wenn es die Umstände erfordern, jene Richtung geben kann, die ihm eine sichere und äquivalirende Rente verspricht; entäußert er sich aber in Zeiten hoher Körnerpreise größten Theils seines Viehstandes, um sein Futterland zum Getreidebau verwenden, und dadurch einen ephemeren Nutzen erringen zu können, so benimmt er sich dadurch die Mittel, welche ihm allein in der Zeit des Umsprunges seinen Betrieb sichern und eine feste Stellung zu verleihen vermögen. Leider empfinden wir noch die traurige Wirkung jener Zeit, in welcher der Landwirth theils aus Noth, theils aus falschem Speculationsgeist seinen Viehstappel in einem Grade verminderte, der den ökonomischen Betrieb des ganzen Landes erschütterte, und dessen Folgen die theuer erkaufte Erfahrung lieferten, daß man eine vernichtete Viehzucht nicht sobald wieder herzustellen vermag, als man einen Acker bestellen und dessen Früchte ernten kann.

Zur Emporbringung dieses an Zahl und Güte herabgesunkenen Viehstandes wird demnächst erfordert, daß man die Futtererzeugung durch alle zu Gebote stehenden Mittel erhöhe, und dadurch die Möglichkeit begründe, die vorhandenen sowol als die zu erwartenden Thiere genügend und nutzbringend ernähren zu können, indem nicht allein die Menge, sondern vielmehr der Zustand derselben den wahren Vortheil ausmachen, nach welchem der Landwirth streben soll. Diese, unter den bestehenden Verhältnis-

sen nicht leichte Aufgabe, kann auf eine zweifache Weise gelöst werden:

Erstens, daß man das brachliegende, eine spärliche und unedle Nahrung gebende Weideland vertheile, und zu Wiesen umstalte, oder dasselbe unter den Pflug bringe, und es mit nützlichen Futterkräutern bestelle.

Zweitens, daß man den Klee oder eine andere von den oben genannten Futterpflanzen in den Fruchtwechsel mit aufnehme, um dadurch dem zunächst liegenden Futterabgang begegnen zu können.

Obgleich man es sich nicht verhehlen darf, daß die Beurbarung öder Landesstrecken, die oft noch in weiter Entfernung von den Besitzungen liegen, einen großen Aufwand von Kraft erfordern, der leider bei dem größten Theil der Grundbesitzer erschöpft ist, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß hierin, vorzüglich mit vereinter Zusammenwirkung, noch viel gethan werden könnte.

Wenn nur die Hälfte der in Steiermark befindlichen Hutweiden, die gegenwärtig mit Ausschluß der Alpen 246,744 nied. öster. Joch betragen, der Verbesserung fähig sind, und in guten, süßen Grasboden umstaltet werden können, so ergibt sich hieraus, bei der geringen Annahme von 15 Ct. per Joch, schon ein Zuwachs von 1,850,580 Ct. Heu, womit 20,000 Stück Hornvieh mehr, reichlich genährt werden können.

Ein noch erfreulicheres Resultat findet sich aber, wenn man den Ertrag desjenigen Futters berechnet, welches bei der allgemeinen Einführung des Kleebaues oder jenes der schon bemerkten Futterpflanzen gewonnen werden kann.

Würde bei der bestehenden Ackerfläche von 530,969 nied. öster. Joch, welche die Provinz Steiermark besitzt, nur Ein Joch von zehn zum Futterbau verwendet, und der Ertrag im Durchschnitte von einem Joch auf 60 Ct. angenommen, so resultirt daraus eine Gesammtfechsung von 3,240,000 Ct. des besten Heues, ein Quantum, welches die Erhaltung von 44,000 Stücke, und mit Einschluß der obigen 20,000 im Ganzen 64,000 Stück Hornvieh zuläßt, ohne daß darum der Wiesenertrag und Körnerbau einen wesentlichen Abbruch erleiden dürfte, indem

die durch diese Vermehrung des Viehstandes (der sich gegenwärtig auf 434,367 Stück beläuft,) gewonnene Kraft an Dünger und Arbeit jenen Ausfall hinreichend decken könnte, den der Verlust eines Joches Getreideland von zehn nach sich zöge.

Eine solche Vermehrung des künstlichen Futters, wovon das Land gegenwärtig an Klee, Wicken und Mischlingheu nicht mehr als circa 851,526 Ct. erzeugt, müßte eine verhältnißmäßige Zunahme der Hausthiere nach sich ziehen, indem nur durch diese das Futter gut und nutzbringend verwerthet werden kann; es ist aus diesem Grunde das erste und wirksamste Mittel, unsere an Zahl beträchtlich verminderte Hornviehzucht wieder zu heben, und zugleich würde es den ursächlichen Grund legen, der zum Theil aus Noth und Mangel entsprungenen Verschlechterung einen sichern Damm zu setzen, indem nur bei einer reichlichen Nahrung die vollkommene Entwickelung jener Eigenschaften möglich wird, die einer Raçe eigenthümlich zukommen. Ohne ihm ist keine Verbesserung denkbar, und alle Aufmunterungsmittel dazu werden so lange fruchtlos bleiben, bis dieses Hinderniß nicht aus dem Wege geräumt ist. In keinem futterarmen Lande blüht die Viehzucht, sie kann nur dort gedeihen, wo die Nahrung gut, und in hinlänglicher Menge vorhanden ist; wir sehen dieses in der Schweiz, in Holland, Hollstein und England, und selbst Amerika gibt uns einen sprechenden Beweis hievon, wenn man die unglaubliche Vermehrung jener wenigen aus Europa dahin verpflanzten Thiere betrachtet, die auf den grasreichen Pampas seiner südlichen Halbkugel weiden.

Wenn nach dem Vorausgeschickten die Vermehrung unserer Viehzucht als eine wünschenswerthe, ja nothwendige Sache dargethan wurde, so dringt sich zugleich die Frage auf, ob die vorhandenen Eigenschaften derselben einer Verbesserung bedürfen, oder wol gar neue, durch Einführung fremder und edlerer Thiere, also durch Veredlung, hervorgerufen werden sollen. Diese Frage kann nur dann befriedigend gelöst werden, wenn wir zuvor unsere Raçen und ihre Unterarten kennen gelernt, das Ursprüngliche von

dem Abgeleiteten gesondert, und die Eigenschaften, welche jeder von ihnen zukommen, gehörig gewürdiget haben.

Steiermark besitzt zwei Hauptstämme von Rindvieh, wovon der eine dem Lande eigenthümlich, als Urstamm (aboriginal) in demselben angesehen werden muß; seine Geschichte reicht hinauf bis in das graue Alterthum, und verschwindet in demselben Dunkel, in welches die seiner Urbewohner gehüllt ist.

Seine charakteristischen Merkmale sind: die rothbraune Farbe, größten Theils mit weißen Abzeichen am Kopfe, Rücken und Kreuz. Der Kopf ist kurz und breit gestirnt, die kleinen Hörner aus- oder aufwärts gekrümmt. Längs der Kehle bemerkt man einen langen und körnigen Triel (Brustlappen), der von der breiten Brust tief zwischen die kurzen Vorderbeine herabhängt. Der Körper ist lang und tonnenförmig, das Kreuz breit, ganz gerade, und der Schweif an demselben hoch angesetzt, die hintern Gliedmaßen gut gestellt und kurz, die Haut lose und dick. Thiere dieses Stammes messen mit 5 — 6 Jahren gewöhnlich nicht mehr als 48 — 50 Zoll in der Höhe, 46 Zoll Länge und 60 Zoll im Umkreise der Brust. Ihr Gewicht wechselt je nach dem Zustande ihrer Ernährung von 2 — 4 Ct., und das ihres Unschlittes von 70 — 80 Pf. Sie sind im Verhältnisse zu ihrer Körpergröße kraftvoll und ausdauernd in der Arbeit; ein Ochse zieht 7 — 8 Ct. mit Leichtigkeit; insbesondere aber eignen sie sich zum Betrieb hoher und steiler Alpen, indem ihre Klauen hart und ihre Gewandtheit so groß ist, daß sie die gefährlichsten Stellen mit Leichtigkeit erklettern, und das rauhe Klima dieser Gegenden ohne sonderlichem Nachtheil für ihre Gesundheit ertragen; auch können sie zur Zeit der Noth, die in nassen Sommern auf manchen Alpen öfters eintritt, länger ohne Schaden hungern, als das schwere und große Landvieh es vermöchte. Kühe geben im Durchschnitte täglich 6 — 8 Maß Milch von vorzüglicher Güte. Während der Sommerweide darf man immer 1 Pf. Butter auf den Tag annehmen, so daß während der Alpenzeit der Gesammtertrag an Milch auf 720 Maß steigt, wovon 90 Pf.

Butter, oder nach dessen Läuterung ungefähr 75 Pf. Schmalz gewonnen werden können.

Nach Zusammenstellung dieser Eigenschaften ergibt sich, daß diese Raçe im Verhältnisse zu ihrer unbedeutenden Körpergröße von hoher Güte und Brauchbarkeit ist, indem sie sich durch eine vorzügliche Qualität der Milch, und in soweit es ihre Größe zuläßt, selbst durch diejenigen Eigenschaften bemerkbar macht, welche die Mastungsfähigkeit bedingen; ja sie wird in Absicht ihres Fleischgewichtes sogar theurer bezahlt, als jede andre Art im Lande. Durch ihre dauerhafte Gesundheit und Tüchtigkeit zur Arbeit erhält sie noch insbesondere für jene Gegenden großen Werth, in welchen sie vorzugsweise gefunden wird. Sie ist übrigens nicht sehr zahlreich, in ziemlicher Reinheit kommt sie vor längs der salzburgischen Gränze, um Aussee, im obern Ennsthale, in der Sölk und dem obern Murboden, auch noch hie und da zerstreut im Lande, wo sie aber schon mehr oder weniger vermischt ist. Die Zweige dieses Stammes sind in dem ganzen Zuge der norischen Alpen verbreitet, und derselbe Typus, der jene in der obern Steiermark auszeichnet, charakterisirt sie in dem Hochlande von Kärnthen, Salzburg und Tirol; er ist noch derselbe, den die Römer schon kannten. Plinius und Columella beschrieben sie uns mit den nämlichen Eigenthümlichkeiten und Vorzügen, die wir heut zu Tage noch an ihnen finden [1]).

Die zweite Stammraçe, deren Auftreten durch historische Daten nachgewiesen werden kann, ist von dachsgrauer oder grauröthlicher Farbe mit schwärzlichem Haarschopfe zwischen den Hörnern, dunkeln Streifen um die Augen, und dunkelgrauer Schweifzotte. Der Kopf ist klein mit schmaler Stirne, die kurzen und feinen Hörner aus- und aufwärts gekrümmt, und mit einer schwarzen Spitze geziert; der Nacken ist stark, der Hals nicht sonderlich lang und die Triel fein und dünn. An dem kürzern Körper bemerkt man eine tiefe, rippenweite Brust, welche tonnen-

---

1) Professor Albert v. Muchar's altceltisches Norikum. Steiermärkische Zeitschrift, alte Folge, 2. Heft, Seite 61.

förmig gewölbt ist. Das Kreuz ist gerade und breit, der dünne Schweif hoch an demselben angesetzt. Die Gliedmaßen sind höher, wie bei den Vorigen, ziemlich fein, aber gut gestellt; die Haut lose und fein in ihrer Textur, so auch die Haare. Die mittlere Körpergröße beträgt 54 Zoll, die Dicke 70 Zoll. Das Gewicht wechselt bei vollkommen ausgewachsenen Thieren im ungemästeten Zustande von 5 — 6 Ct., und das des Unschlittes von 80 — 100 Pf. Die Thiere dieser Raçe sind kräftig, auch zum Zuge, besonders auf ebenem Boden gut zu verwenden, bedürfen aber mehr Nahrung, um bei Kräften und Nutzung zu bleiben. Kühe geben im Durchschnitte 8 — 10 Maß Milch täglich, die indessen an Buttergehalt nicht so reich ist, als jene der erstern Art. Im Ganzen betrachtet, ist diese Raçe mehr für mittlere Höhen und futterreiche Gegenden, als für Gebirge; sie ist arbeitsfähig auf nicht zu steilem Boden, und durch ihre bedeutende Körperhöhe geneigt, ein beträchtliches Fleischgewicht zu erlangen, wozu ihr noch der feinere Knochenbau zu Statten kommt. Was den Milchertrag, vorzüglich in quantitativer Hinsicht betrifft, können Thiere dieser Art mit den besten Raçen Deutschlands wetteifern, vorausgesetzt, daß sie gut und hinreichend genähret werden. In bessern Wirthschaften, wo überhaupt mehr Sorgfalt auf das Vieh verwendet wird, ist es nichts Seltenes, Thiere zu finden, von welchen täglich 12 und 14 Maß Milch gemolken werden, wobei aber immer die Möglichkeit statt findet, den Ertrag noch höher steigern zu können, wenn im Verhältnisse mehr und besser gefüttert wird. Den erfreulichsten Beweis von der Güte dieser einheimischen Raçe liefern jene sechs zu Roncadello in der Lombardie stehenden Kühe, welche Se. Majestät der Höchstselige Kaiser Franz dem Grafen Barni im Jahre 1824 zum Geschenke gemacht hat, und worüber Herr Gubernialrath Dr. Joh. Burger in seiner Reise durch Oberitalien berichtet, daß bei völlig gleicher Haltung mit den übrigen Schweizerkühen, zwischen jenen und diesen nicht der mindeste Unterschied obwaltete; daß sie weder mehr noch weniger fräßen, und weder mehr noch weniger Milch gäben. Erwägt man nun, daß in der Lombardie nach Verschiedenheit der

Gegend, ob trocken oder bewässert, der jährliche Milchertrag einer Kuh von 1600 — 2133 Maß angenommen wird [1]), bei uns hingegen nicht höher als auf 900 — 1000 Maß steigt, so können wir daraus ersehen, zu welcher Höhe von Nutzerträgniß unsere Raçe durch Futter und Pflege gebracht, und welcher Rang ihr deßhalb unter den vorzüglichsten Arten Deutschlands angewiesen werden muß.

Dieser ausgezeichnete Rindviehstamm, welcher den besten Schweizerraçen an Güte gleich kommt, ist zum Glücke noch ziemlich zahlreich in Steiermark verbreitet; seine Zweige sind, außer in dem Thale (Mürzthal), das ihm seinen Namen (Mürzthalervieh) verlieh, noch hie und da im Lande zerstreut, längs der Alpenkette, die das Mürz- und mittlere Murthal zu beiden Seiten einschließen, bis hinauf über Admont, in der Gegend von Obdach, von wo sie sich längs des südwestlichen Alpenzuges des Grätzer-, Marburger- und Cillier-Kreises bis an die Gränzen von Krain ausbreitet.

In einem großen Theile des Grätzer-Kreises ist sie die vorherrschende Art, wie z. B. in den Bezirken Birkfeld, Ratten und Vorau, wo sie ebenfalls heimisch ist. Eine Varietät dieser Raçe, mit welcher sie auch in vielen Districten untermischt vorkommt, ist das weiße und lichtsemmelfärbige Vieh, das zwar nicht so edel aber in den wesentlichen Eigenschaften mit dem Grauen übereinstimmt. Es ist im Knochenbaue stärker, etwas höher im Körperwuchs, hat einen breiteren und dickeren Kopf und größere Körperverhältnisse überhaupt; als tüchtiges Arbeitsvieh hat es einen besonderen Werth. Von vorzüglicher Schönheit wird diese Art in St. Lambrecht und seinen Umgebungen gefunden. Ob sie mit der grauen Stammraçe von gleichem Alter und Ursprung ist, und sich erst später durch die Einflüsse des Klima und anderer Umstände so gebildet hat, oder als selbstständige Raçe betrachtet werden kann, ist schwer zu bestimmen; indessen spricht die Aehnlichkeit der Formen für ihre Verwandtschaft, beide charakterisirt jener Typus, der im Allgemeinen den

---

1) Gubernialrath Dr. Joh. Burgers »Reise durch Oberitalien.« Wien 1832, Doll's Universitäts-Buchhandlung S. 106.

Hochlands-Raçen zukommt, und sie gehören sonach dem Lande nicht ursprünglich an, da sie mit dem eigentlichen Gebirgsvieh nichts als die allgemeinen Charaktere der Gattung gemein haben; ihr historischer Ursprung in Steiermark fällt höchst wahrscheinlich in jene Zeitperiode, in welcher das Gebiet der norischen Alpen bis an die Donau dem in Oberitalien errichteten Königreiche der Ostgothen einverleibt wurde. Eine Verordnung des Ostgothen-Königs Theodorich vom Jahre 520, in welcher er den Bewohnern der norischen Alpen erlaubte, ihre kleine Gebirgsraçe durch großes allemanisches, schwäbisches und bairisches Vieh verbessern zu dürfen [1]), bezeichnet mit vieler Wahrscheinlichkeit die Zeit, in welcher dieser Stamm in unser Land gekommen ist, und dieselbe wird um so größer, wenn man die jetzt noch bestehende Aehnlichkeit betrachtet, welche zwischen unserm sogenannten Mürzthalervieh und einigen süddeutschen Raçen statt findet, wie z. B. jener des Allgäues und die schwäbisch-hallische Raçe, wie sie auf dem Meinhardter- und Welzheimer Wald und am obern Kocher vorkömmt, zwei Raçen, die auch hinsichtlich ihrer Güte die Voraltern unsers vortrefflichen Stammes zu sein verdienen.

Noch muß ich eines Schlages von Rindvieh gedenken, welcher höchst wahrscheinlich aus der Paarung dieser weißen oder lichtsemmelfarbigen Art mit dem rothen und kleinen Gebirgsvieh entsprungen, und theils hie und da im Lande zerstreut, am zahlreichsten aber in der Sölk und Donnersbach, St. Johann, Bretstein, Pusterwald und Oberwels vorhanden ist.

Dieser Schlag hat dieselben Körperverhältnisse, wie das rothbraune Gebirgsvieh, und auch die Formen und Abzeichen mit demselben gemein, nur ist die Farbe lichter (semmelfarb) geworden, auch wird er diesem in Allem gleich geachtet. Da man einerseits diese Farbe unter dem Vieh des nahen Salzburgs (Pongau und Pinzgau) nicht findet, andererseits aber dieser Schlag von dem weißen und semmelfarbigen Vieh in der Gegend von Unzmark und St. Lambrecht

---

1) Cassiod. Var. L. III. Ep. 53.

gleichsam umgeben wird, so ist es wol sehr wahrscheinlich, daß derselbe ein Resultat der Paarung des norischen Stammes mit Jenem sei. Außer diesem constanten Schlage und den beiden bezeichneten Hauptstämmen besitzt das Land noch mehrere Arten von Rindvieh ohne bestimmten Charakter, die aus der vielfältigen Vermischung fremder und einheimischer Raçen hervorgegangen, und sowol in ihren Körperformen als auch in den Farben sehr verschieden sind, so daß es schwer wird, sie auf ihre ursprüngliche Abstammung zurückzuführen. Man findet sie allenthalben in Untersteiermark und längs der ungarischen Gränze. Die Ursachen ihrer Entstehung liegen theils in jenem fremden Viehe, welches zum Behufe der Veredlung in die Maiereien vieler Dominien vor Zeiten eingeführt wurde, theils auch selbst in der Vermischung des Volkes, welche man in diesem Theile des Landes beobachtet; man findet dieselbe Erscheinung unter den Hausthieren vieler anderer Länder, in welche verschiedene Nationen eingewandert sind; denn nur in den Hochländern und zwar fast aller Zonen, erhalten sich die Geschlechter rein und unvermischt, so bei den Menschen wie bei den Thieren.

Nach der vorausgeschickten Charakteristik unserer Raçen und Unterarten bleiben noch zwei wichtige Fragen zu erörtern übrig, um dem Viehzüchter die Bahn zu bezeichnen, auf welcher er sein vorgestecktes Ziel am leichtesten erreichen kann:

Ist nämlich nebst der Vermehrung noch eine Veredlung oder Verbesserung unserer einheimischen Arten nothwendig oder nicht, und was ist zu thun, um das Nutzerträgniß unseres Viehstandes zu erhöhen, ohne dabei die übrigen Zweige des Wirthschaftsbetriebes zu schwächen?

Dem Begriff der Veredlung zur Folge, ist dieselbe nur dort zulässig, ja nothwendig, wo die einheimische Art jene Eigenschaften entbehrt, die für den beabsichtigten Zweck ihrer Benützung nothwendig und erforderlich sind; sie kann also nur dadurch eingeleitet werden, daß man fremde, mit den gewünschten Eigenschaften ausgestattete Thiere einführt, und die einheimischen damit paaret. Da nun die Haupteigenschaften des Rindviehes in der Milchergiebigkeit,

Mastungsfähigkeit und in der Tauglichkeit zum Zuge liegen, so fällt es nicht schwer, aus dem bereits Gesagten die Bahn zu finden, welche wir einzuschlagen haben, um zu dem ersehnten Ziele in der kürzesten Zeit zu gelangen.

Die beiden Hauptstämme unseres Rindviehes besitzen bei dem Vorzug, daß sie reine und constante Raçen sind, die oben bemerkten Haupteigenschaften, wenn auch getrennt, in einem vorzugsweisen Grade.

Obgleich der norische Stamm vermög seiner kleineren Körperverhältnisse nicht zu jenem Fleischgewichte gelangen kann, wie die graue oder Mürzthalerraçe und ihre verwandte Abart, so kommt sie ihr doch in dem Gewichte des Talkes ziemlich nahe, und übertrifft sie an Arbeitsfähigkeit und Tauglichkeit für jene gebirgigen Gegenden, in welchen sie heimisch ist. Der Ausfall, den derselbe hinsichtlich der Milchergiebigkeit im Verhältnisse zur anderen Art bemerken läßt, und der vielmehr ein Resultat der Fütterung und Haltung als ein Mangel der Raçe zu sein scheint, indem man einzelne Individuen findet, die der zweiten Art hierin an die Seite gestellt werden können, wird durch den reichen Gehalt an Butter wieder ausgeglichen; dazu kommt noch der für jene Gegenden nicht unwichtige Vortheil, daß sie weniger Futter bedürfen, und von den Einflüssen des Klima nicht so viel zu leiden haben, als jede andere Raçe, die zum Behufe der Veredlung dorthin eingeführt würde; diese Art entspricht sonach den Bedürfnissen des Hochlandes so vollkommen, daß alle kostspieligen Veredlungsversuche als überflüssig angesehen werden müssen. Das eben Gesagte findet um so füglicher auf die zweite oder die sogenannte Mürzthalerraçe seine volle Anwendung, als dieselbe hinsichtlich des Milchertrages und der Mastungsfähigkeit ohnedies so hoch gestellt ist, daß sie unter dem Einflusse einer gehörigen Behandlung nichts zu wünschen übrig läßt.

Die Nothwendigkeit, ja Unerläßlichkeit der Veredlung tritt demnach nur bei demjenigen Vieh des Landes ein, welches gemischt, ohne bestimmten Charakter und durch eine zweckwidrige Behandlung

so herabgesunken ist, daß es den erwünschten Nutzen nicht mehr abwirft; nur dadurch, daß diese Bastarde mit männlichen Thieren eines reinen Stammes (wo derselbe nicht in seiner Totalität eingeführt wird,) anhaltend und fortgesetzt gepaart, können sie zu einem selbstständigen und nutzbringenden Schlag erhoben werden, und von der Beharrlichkeit des Veredlungsgeschäftes selbst wird es abhängen, ob dieses Ziel früher oder später erreicht wird. Uebrigens bedürfen wir nicht dazu das Ausland, indem wir selbst im Besitze eines Stammes (des Mürzthaler) sind, der sich für die Natur und Bedürfnisse des Unterlandes vollkommen eignet.

Wenn also nach dem bereits Gesagten die Nothwendigkeit der Veredlung bei unsern beiden Stammraçen nicht zugegen ist, so darf aber darum das Bedürfniß ihrer Verbesserung nicht übersehen werden, indem sie in einer Reihe von Jahren unläugbar in ihrer Güte zurückgegangen sind, und wenigstens im Einzelnen am Werthe verloren haben. Diese Verschlechterung hat indessen nicht in der Natur der Raçe ihren ursächlichen Grund, sondern sie ist vielmehr eine Folge der unzweckmäßigen Paarung und jener Zeit des allgemeinen Mangels, in welcher die meisten Viehzüchter gezwungen waren, ihre gute Zuzucht dem Fleischer zu verkaufen, und mit den schlechten und werthloseren Thieren ihre Zucht fortzusetzen, die noch überdies unzureichend genährt werden konnten, da die Grundbesitzer bei dem höhern Werth der Körner sich vorzugsweise auf den Anbau derselben warfen, und dabei die Futtererzeugung vernachlässigten.

Die Mittel zur Verbesserung in der Raçe liegen in denselben Einflüssen, aus welchen ihre Verschlechterung entsprungen ist; sie können also um so leichter gefunden und angewendet werden, als man diese aus ihren Wirkungen bereits zur Genüge kennt, und jene bei ihrer Anwendung außer der nöthigen Umsicht und Sorgfalt keine ökonomischen Opfer erfordern.

In dem Wahlspruche der Engländer: „paare das Gute mit dem Guten, und das Product wird den Aeltern gleichen", liegt wol das ganze Geheimniß der Verbesserung durch die Paarung. Es ist eine Erfahrungssache, daß die Eigenthümlichkeiten der Aeltern

auf die junge Nachzucht übergehen und zwar um so bestimmter, je reiner und selbstständiger die zu paarenden Thiere sind; hieraus erwächst dem Viehzüchter die wichtige Lehre, daß er nur diejenigen Thiere zur Fortpflanzung wählen soll, welche die meisten wünschenswerthen, für ihn und seine Verhältnisse passenden Eigenschaften besitzen. Er wird also, falls er seinen Nutzen im Milchertrage sucht, nur jene Kälber zur Aufzucht wählen, die von den milchreichsten Kühen gefallen und von solchen Stieren gezeugt wurden, die von eben solchen Müttern stammen [1]).

Dem Oekonomen, welchem Mastungsfähigkeit oder Zugkraft, letztere freilich nur immer in Verbindung mit einer der ersteren Eigenschaften von vorzüglichem Werthe sind, müssen diese Vorzüge in der Wahl seiner Zuchtthiere leiten, wenn er das erlangen will, was er wünscht; den vernünftigen Viehzüchter können also nur solche Eigenschaften bei der Paarung seiner Zuchtthiere bestimmen, die ihm Nutzen bringen und die er deßhalb bleibend in seiner Zucht eingeführt zu haben wünscht; Farbe, Abzeichen und Körperformen, die nicht wesentlich zum Charakter der Art gehören, müssen jederzeit nur als untergeordnete Nebensachen betrachtet werden, auf welche nie ein besonderer Werth zu legen ist, wenn man sich nicht selbst in Nachtheil bringen will. In unsern beiden Stammraçen finden wir noch eine hinreichende Menge von solchen Zuchtthieren, die mit den oben bemerkten Vollkommenheiten reichlich ausgestattet sind, vorzüglich in solchen Wirthschaften, in welchen von jeher ein großer Werth auf guten und schönen Viehstand gelegt wurde; es kommt also nur darauf an, daß solche Thiere zur allgemeinen Kenntniß des Publikums gelangen, wozu die Preisvertheilungen und das dadurch erweckte Interesse für eine gute Viehzucht beitragen sollen; so lange aber jene nur als eine günstige Gelegenheit zum Ankaufe von gut genährtem Schlachtvieh betrachtet werden, so lange werden

---

1) Der Tapfere stammt vom Tapferen und Edlen; selbst in den Stieren, selbst in den Pferden ist der Väter Tugend. Keine zagen Tauben erzeugen den kühnen Adler.

Horaz.

sie ohne Zweck und das dafür gespendete Geld nutzlos geopfert sein. Diesem Uebelstand kann nur dadurch abgeholfen werden, daß bei der Prämien-Vertheilung Niemand ausgeschlossen und dem wohlhabenden Bürger, so wie dem Gutsbesitzer dasselbe Recht eingeräumt werde, um diese Auszeichnung concurriren zu dürfen. Der Mann von Ehre wird es auch nur als solche betrachten, und seiner gewonnenen Geldprämie gewiß eine Bestimmung geben, die dem dürftigen aber verdienstvollen Viehzüchter zu Statten kommt; auch ist er nicht nothgedrungen, ein für die Zucht nützliches Thier dem Fleischer zu verkaufen. Auf diesem Wege könnten gerade die besten und werthvollsten Thiere zur öffentlichen Kenntniß gebracht, und der Landmann durch ein solches Beispiel zu einem Verfahren angeeifert werden, welches ihm bald dieselbe Stellung verleihen würde, die vordem nur der Wohlhabende und Reiche hatte. Die auf diese Weise eingeleitete Verbesserung durch die Paarung kann aber nur dann goldene Früchte tragen, wenn zugleich die Thiere in lichten, reinen und gesunden Stallungen gehalten, sauber geputzt und angemessen bewegt werden; je sorgfältiger die Pflege, vorzüglich bei jungen, im Wachsthume begriffenen Thieren ist, desto sicherer werden sich alle in der Raçe liegenden Vollkommenheiten entwickeln, und um so größer wird auch der Nutzen sein, der daraus dem Landwirth für seine Mühe und Anstrengung erwächst.

Die Nahrung und Behandlung des Hornviehes muß nicht nur der Natur desselben im Allgemeinen zusagen, sondern noch insbesondere jenem Zwecke entsprechen, den der Landwirth mit seiner Viehhaltung beabsichtiget, indem nicht ein und dasselbe Futter eben sowol eine reiche Milchabsonderung zu bewirken, als die Fleisch- und Fetterzeugung zu befördern, oder die Thiere bei Kraft und Dauer in der Arbeit zu erhalten vermag, woraus die Verschiedenheit in der Behandlung des Milchviehes, des Mast- und Arbeitsviehes entspringt, dessen nähere Auseinandersetzung den Zweck dieses Aufsatzes überschreiten würde und worüber Hrn. W. Pabst, k. würtemb. Oekonomierath's „Anleitung zur Rindviehzucht und zur verschieden-

artigen Benützung des Hornviehes" erschöpfend handelt, und deshalb von jedem Landwirthe nachgelesen zu werden verdient.

Was nun die Nutzungsart unseres Hornviehes betrifft, so hat dieselbe noch bei weitem nicht jenen Grad von Vollkommenheit erreicht, den sie vermög der Vorzüglichkeit unserer Arten und der für die Viehzucht günstigen Beschaffenheit des Landes erlangen könnte. Außer der Erzeugung des Düngers und der des nöthigen Arbeitsviehes wird durch den Handel mit Mastvieh ein vortheilbringender Verkehr getrieben, wovon einiges, wie aus der Gegend von Montpreis, Gairach und dem Sannthale nach Italien geht. Mehreres wird längs der Stub- und Schwanberger-Alpen und im Judenburger-Kreise für Salzburg aufgekauft, wo sie unter dem Namen Uebertäuerer-Ochsen im Handel vorkommen. Aus der Gegend von Bruck, Krieglach und Mürzzuschlag wird sowol Mast- als junges Zuchtvieh nach Oesterreich, Böhmen und Mähren ausgeführt, so wie auf dem zu St. Oswald in dem Bezirke Propstei Zeiring etablirten Viehmarkte eine bedeutende Anzahl Thiere jeden Alters für Oberöstreich aufgekauft werden; indessen hat sich Steiermark für eigentliches Melkvieh noch keinen Markt errungen, indem die Anzahl der jungen Zuzucht zu gering ist, um das eigene Bedürfniß zu decken, viel weniger erst einer äußeren Nachfrage Genüge leisten zu können, und gerade hierin könnte sich Steiermark eine reiche Quelle des Einkommens eröffnen, wenn es den verdienten Ruf seiner Hornviehraçen und die glückliche Lage des Landes benutzend, mit jenen Nachbarländern einen Verkehr anzuknüpfen suchte, die gegenwärtig ihren Bedarf aus der Schweiz, dem Allgäu oder aus Salzburg und Tirol zu beziehen gezwungen sind.

Wenn der Betrieb der Jungviehzucht zum Behufe des Handels vorzüglich für die Alpendistricte des Landes von einem entschiedenen Vortheile ist, so würde auf der anderen Seite die Einführung einer geregelten Milchwirthschaft und die damit verbundene Butter-, Schmalz- oder Käseerzeugung dem Landwirthe den erheblichsten Nutzen bringen; insbesondere in jenen Thälern und Gegenden des Unterlandes, die durch Klima und Boden zur Hervor-

bringung einer großen Menge Futters geeignet und deßhalb zur Stabilirung einer nutzbringenden Sommer-Stallfütterung wie geschaffen sind.

Mit Ausnahme einer kleinen Anzahl Wirthschaften wird die Molkerei bei uns noch ziemlich mangelhaft betrieben, und in der Nähe von Städten die Milch größten Theils nur zum Verschleiße gewonnen, wodurch sie auch am vortheilhaftesten verwerthet werden kann. Allein auf dem Lande, wo sie in natura keinen Absatz findet, kann sie nur dadurch nutzbringend verwendet werden, daß daraus Butter, Schmalz oder Käse für den eigenen Bedarf und für den Handel bereitet wird. Obersteiermark konnte bisher seinen Bedarf an Schmalz und Butter nicht decken, und das Erstere mußte für das zahlreiche Personal der Gewerkschaften theils aus Untersteier, theils aus Oesterreich bezogen werden.

Diese für ein Alpenland auffallende Erscheinung liegt zum Theil in dem großen Verbrauche jener Artikel durch das zahlreiche Personal der eigenen Dienstboten, die der obersteier'sche Landwirth zum Betriebe seiner Wirthschaft zu halten bemüssiget ist, zum Theil auch in der Nahrung und Haltung des Milchviehes, wovon die Menge und Beschaffenheit der Milch abhängt, und in der Behandlung derselben bei der Butter- und Käsebereitung.

Je besser die Nahrung in Qualität und Quantität, desto ergiebiger die Milch in Menge und Buttergehalt, vorzüglich bei solchen Raçen, die ihrer Natur nach viele und fette Milch zu geben die Anlage haben, wie es bei den unsrigen der Fall ist. Die Wirkung einer guten Fütterung wird noch mächtig unterstützt durch die zweckmäßige Behandlung des Melkviehes von seiner frühesten Jugend an; durch Reinlichkeit des Körpers, und im Stalle durch ein gleichmäßig warmes Verhalten, was vorzüglich in dem kälteren und rauheren Klima von Obersteiermark von Wichtigkeit ist; durch die reinliche Pflege des Euters und regelmäßiges, völliges Ausmelken desselben, wodurch nicht nur die Absonderung der Milch befördert, sondern auch das Euter vor allen jenen Gebrechen bewahret

wird, die durch das Zurückbleiben der fettesten Milchreste, die auch noch dadurch verloren gehen, häufig entstehen.

Hat sich einmal diesen Erfordernissen entsprechend die Behandlung des Melkviehes allgemein bei uns verbessert, so können wir auch mit Zuversicht einem größeren Ertrag an Milch entgegen sehen, die dann nur auf eine zweckmäßigere als die bisher übliche Weise behandelt werden darf, um ihre Producte: Butter, Schmalz und Käse in einer solchen Menge und Beschaffenheit zu gewinnen, daß nicht nur das Bedürfniß des Landes gedeckt, sondern auch ein nutzbringender Verkehr damit nach Außen angeknüpft werden kann, und worüber nachgelesen zu werden verdienen:

1) Gubernialrath Dr. Joh. Burger's »Reise durch Oberitalien.« 2 Th.
Padst's Anleitung zur Rindviehzucht.
August Niemann's holstein'sche Milchwirthschaft.
Vortrag des Centralausschusses der k. k. Landw. G. v. Steiermark zur höheren Benützung der Milch in den von bevölkerten Ortschaften entfernten Wirthschaften. Verhandl. u. Aufsätze der steierm. Landw. Gesellsch. Hft.
Die Milchwirthschaft auf der Herrschaft Wiesenau in Kärnthen. Verh. und Aufsätze der steierm. Landw. Gesellsch. Hft. 22. S. 195. 201. und 220.
Ueber das rechte Verfahren beim Melken der Kühe. Verhandl. und Aufsätze der steierm. Landw. Gesellsch. Hft. 28. S. 274.
Vorschlag zur höhern Benutzung der Kühe, die den Sommer auf den obersteier'schen Alpen zubringen. Verhandl. und Aufsätze der steierm. Landw. Gesellsch. Hft. 8. S. 148.

Welche Steiermärker
wirkten zunächst auf Weltbegebenheiten?

Auszug aus einem historischen Versuche
von
Doctor Joseph Hoffbauer.

Die Geschichte, eigentlich die Weltgeschichte, will nicht nur unsere Wißbegierde befriedigen, durch Darstellung großer und edler Charaktere unser Gemüth erheben, und uns versöhnen mit der Gegenwart, sondern auch über die Zukunft aus dem Vergangenen belehren; denn gleiche Ursachen bringen gleiche Wirkungen hervor. So verstanden ist Geschichte Philosophie lehrend durch Beispiele.

Geschichtlich merkwürdig ist Alles, was besondern Einfluß auf den Bildungsgang und auf das Schicksal der Menschheit hatte, was Wendepunct und Epoche hierbei wurde. In der Geschichte verhält es sich wie mit Reiseberichten. Wer verlangt Nachricht über jeden Stein oder Holzpflock am Wege! Aber um so lieber hört man die umständliche Darstellung von dorther, wo die Allmacht ihre Majestät festlich entfaltet, oder Wissenschaft, Kunst und Gewerbfleiß ihre Niederlage bauten.

Selbst die Entwickelung großer Kräfte, die leichnamreichesten Schlachten waren nicht selten nur Blitze, welche augenblicklich die Gegenwart aufschreckten, ohne jedoch bleibenden Erfolg rückzulassen. Vielleicht war Rom's und Griechenland's Cultur gleichfalls nie mehr,

als schöner Frühlingstag noch in Wintersmitte. Wohin führen nicht erst Betrachtungen über die Ruinen Persepolis, Babylon's, Palmyra's, die den unzweideutigsten Beweis eines Luxus und Kunstzustandes von damals offenbaren, welchem selbst der unserige nicht das Gleichgewicht hält; dann andererseits die Betrachtung über das tausendjährige Kindheitalter der Chinesen, über Afrika's starre Urwildheit, über die Empfänglichkeit Amerika's für Cultur! Wir in unserer Beschränktheit legen unseren Urtheilen und Vermuthungen gewöhnlich einen zu kleinen Maßstab zum Grunde. Daher auch unsere Anmaßung auf jenes schon jetzt, was zur Frucht erst nach einem Jahrtausend, oder doch erst nach Jahrhunderten erreifet; daher erachtet unsere Ungeduld sich bereits zur Ernte berechtigt, wenn kaum gesäet ward, und zertritt eben dadurch den Samen.

Bleibende Erfolge entwirrten sich allezeit nur aus der Thätigkeit der Geisteskräfte. Diese überwältigten endlich und überall die rohe materielle Macht. Die geistigen, nicht die materiellen Kräfte lenkten die Weltbegebenheiten. Aus allen Weltbegebenheiten aber, die große Völkerwanderung nicht ausgenommen, äußerte sich keine bei Weitem so einflußreich auf alles Menschliche, als die Stiftung des Christenthumes. Kirche und Staat, die eheliche und häusliche Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst erhielten eine andere Richtung und Wesenheit. Der Geist erkämpfte die Uebergewalt dergestalt, daß selbst das Schöne ohne Ausdruck eines edlen Gemüthes den Gebildeten nicht mehr reizet.

Eine merkwürdige Epoche im Christenthume ward die Reformation, durch Luther begonnen. Kaiser Ferdinand der Zweite war Schild und Schwert für das, wie es gewesen. Einen Gustav Adolph, den großen Schwedenkönig sich gegenüber, und dennoch bestehen mit Ehre und Erfolg, will viel gesagt haben! Ferdinand der Zweite, am größten im Unglücke, und daher unbesiegbar, verfocht aus Gewissenspflicht das Stabile, und erhielt es auch. Selbst der Protestantismus würde ohne Ferdinand's unerschütterlichen Muth alles Positive abgestreift, und in bloßes Raisonniren sich verstiegen, hierdurch aber nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zugleich auf Zerstörung jedes Positi-

ven und alles Bestehenden hingehetzt haben. Ferdinand's hohen Charakter würdigten sogar seine Gegner. Sein Zeitgenosse Fleming, einer der Schöpfer der deutschen Dichtkunst, besang ihn, ungeachtet seiner Theilnahme, welche so kräftig dem großen Gustav Adolph zustimmte, in dem weit entlegenen Persien. Als Dichter stand Fleming über den Erscheinungen, und mag im Wirklichen stets ein höheres Mögliche gesehen haben. Doch schon überhaupt treten dem weit Entfernten die Begebenheiten nur im Großen, und darum reiner vors Auge. Nebenumstände werden ihm nicht sichtbar, von denen Mithandelnde betroffen wurden, und diesen oft das Merkenswertheste scheinen. Hieraus läßt sich auch erklären, warum ganz gewöhnliche Menschen in einsamer Entfernung vom Schauplatze der Welthändel darüber im Wesentlichen oft richtiger urtheilen, als mithandelnde Hauptpersonen.

Die irdische Hülle Kaisers Ferdinand des Zweiten, zu Grätz am 2. Juli 1578 geboren, ruht in seiner Vaterstadt, in dem nun ansichtiger gewordenen Mausoleum, das er eigends zu dieser Bestimmung erbauen ließ; und das nicht nur in architectonischer Hinsicht, wenn gleich Verstöße gegen Einheit und das Richtige des Styles daran erkennbar seyn mögen, die Aufmerksamkeit des Vorübergängers anziehet, sondern Stoff zur tieferen Erwägung bietet, zumalen zwischen Ferdinand dem Zweiten und Franz dem Ersten, unserem unlängst verstorbenen frommen und unerschütterlichen, dem gleichfalls schwerbedrängten und endlich siegbeglückten Kaiser eine Aehnlichkeit des Charakters in schlimmen, wie in ruhmverklärten Tagen sich zeiget.

Wie einer Seits der Protestantismus das Christenthum zu umstalten strebte, drohte anderer Seits der Mohamedismus ihm Zerstörung. Abermals waren die Türken vor Wien gedrungen. Rüdiger Graf von Stahremberg, zu Grätz 1635 geboren, vertheidigte dasselbe. Wäre Wien gefallen, die Türkenherrschaft hätte sicherlich darin sich festgewurzelt. Wien, eine in jener Zeit bedeutende Festung, würde ihr Stützpunct und Bindungsmittel geworden sein zum Freizuge nach Ungarn und gegen Norden. Ueberdieß hätte eine solche Eroberung den kriegerischen Ungestüm der Sieger noch mehr entflammt, und

den bei Kriegsvölkern, insbesondere bei barbarischen, so oft entscheidenden Wahn ihrer Ueberlegenheit und Unbesiegbarkeit unberechenbar erhöhet.

Ferdinand der Zweite, der dem Protestantismus, und Rüdiger Graf von Stahremberg, der dem Türkenandrange Schranken gesetzt, haben hierdurch auf die Weltbegebenheiten bleibend eingewirkt, und sind dem zu Folge geschichtlich merkwürdige Personen. Beide, wie schon erwähnt, wurden in Grätz geboren. Unser Vaterland dürfte bisher nicht im Stande sein, einen andern seiner Söhne vorzuführen, der in geschichtlicher Merkwürdigkeit diesen Beiden sich gleichmessen könnte. Nur im Allgemeinen auf die weltgeschichtliche Merkwürdigkeit dieser beiden Steiermärker wollte ich hier hindeuten. Die umständliche Erzählung ihrer einzelnen Thaten lehrt jedes Buch über österreichische Geschichte; und ich erachte mich verpflichtet, hierüber um so weniger noch etwas zu sagen, weil nach meiner Ansicht eines der größten Hindernisse in wissenschaftlicher Ausbildung gerade in der Literatur selbst liegt, und zwar in Weitschweifigkeit und Wiederholung derselben.

Steiermarks Volksmenge,

in Vergleichung mit jener der übrigen

österreichischen Provinzen.

Aus ämtlichen Quellen geschöpft und bearbeitet
von
Dr. Gustav Franz Schreiner,
ö. o. Professor der Statistik an der k. k. Carl Franzens-Universität zu Grätz.

Vorwort.

Unter allen Gegenständen, denen wir unsere Betrachtungen widmen können, gibt es keinen, der ein höheres Interesse gewährte, als der Mensch. Seine erhabene Bestimmung, seine physische Beschaffenheit, und die Gesetze seiner inneren, geistigen Wirksamkeit, sein Verhältniß zu der ihn umgebenden Außenwelt, und insbesondere seine Beziehung zu den materiellen Gütern, die mannigfaltigen Schicksale seines Geschlechtes endlich bilden eben so viele Objecte von Forschungen, deren Ergebnisse im höchsten Grade anziehend und lehrreich sind; aber auch selbst die Erforschung und Entwicklung seines jeweiligen, geselligen und gesellschaftlichen Zustandes ist ein würdiger Vorwurf höchst erfolgreicher Untersuchungen, die eine um so größere Bedeutung haben, als davon sein irdisches Wohlsein und seine Zufriedenheit abhängen.

Des Menschen Erbtheil ist die Erde; sie dient ihm zur Wohnstätte, sie erzeugt seine Nahrung, sie ist der Schauplatz seiner Tha-

ten; sie setzt aber auch durch ihre Kugelgestalt seiner materiellen Thätigkeit bestimmte, und zwar sehr enge Gränzen. — Sich zu vermehren, und die Erde zu bevölkern, ward ihm der Auftrag. Und des Menschen Geschlecht hat sich vervielfältigt, wie der Sand am Meere, und erfüllet bereits alle Theile der Erde. Im Schweiße seines Angesichtes muß der größte Theil der Menschen seinen Unterhalt schon jetzt erringen, und doch drängen sich noch immer neue Generationen heran, und fordern ihren Theil an dem gemeinsamen Erbe, noch immer nimmt die Menschenzahl in allen Ländern in einem immer mehr beschleunigten Verhältnisse zu. Diese Erscheinung bedroht die ganze gesellschaftliche Ordnung mit einem mächtigen Umschwunge, der nicht verhindert, nur gemildert, dem nur der Weg geebnet werden kann, auf daß er nicht, vieles Edle, Große und Schöne zertrümmernd, sich gewaltsam Bahn zu brechen genöthiget werde.

Die Erforschung der Mittel zur Lösung dieser Aufgabe hängt zum Theile von der richtigen Erkenntniß der Gesetze ab, welche dieser Vermehrung des Menschengeschlechtes zum Grunde liegen. Diese Erkenntniß kann nur aus einer Menge von Thatsachen geschöpft werden, welche allein eine möglichst ausgebreitete Erfahrung zu liefern im Stande ist, die um so erfreulichere Resultate liefern werden, je zahlreicher und umfassender sie sind. Viele Gelehrte und Staatsmänner haben dazu bereits wichtige Beiträge geliefert, und selbst in dieser Zeitschrift hat der Herr Regierungsrath und Professor, J. Kudler, sehr werthvolle Materialien bereits im Jahre 1821 bekannt gemacht [1]). Auch dieser Aufsatz soll dazu ein Schärflein beitragen, aber nichts Anderes als Materialien geben, mit deren Hülfe Andere, die dazu mehr Geschick als der Verfasser haben, den angedeuteten Naturgesetzen und der darauf zu gründenden Abhülfe nachforschen können. Ich werde meine Mittheilungen an die von dem Herrn Regierungsrathe Kudler veröffentlichten Daten anschließen, die über die Steiermark mitgetheilten Zahlenverhältnisse mit jenen der übrigen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates und

---

1) S. das 1te Heft der alten Serie der steiermärkischen Zeitschrift S. 116 — 153

anderer Länder Europa's, so weit es der beschränkte Raum dieser Blätter gestattet, vergleichen, und mich in dieser Mittheilung blos auf die wichtigsten Verhältnisse der Bevölkerung beschränken, einem zweiten Aufsatze, der einem der nächsten Hefte einverleibt werden soll, alles dasjenige vorbehaltend, was sich auf die specielleren Eigenheiten des Volkes nach Abstammung, Religions-Verschiedenheit u. s. w. bezieht. —

Daß ich eine so umfassende, durchaus nur auf officielle Daten basirte Berechnung nicht ohne eine mächtige Unterstützung hochgestellter Staatsmänner und einzelner ihnen unterstehenden Behörden hätte liefern können, sieht Jedermann ein. Nur durch ihre zuvorkommende Güte wurde ich in den Stand gesetzt, alle Provinzen der Monarchie gleichmäßig umfassen, und bei der Ausmittelung der nachstehend mitgetheilten Zahlenverhältnisse berücksichtigen zu können. Ihnen Allen sei hiemit öffentlich mein wärmster Dank dargebracht.

Uebersicht des Inhalts:

I. Die Volkszahl früherer Jahre.

Die Volkszahl bildet ein bedeutendes Element der physischen Macht und der politischen Größe eines jeden Staates. Durch die bloße Zahl eines Volkes wird die Lösung mehrer Probleme im Gebiete der Politik bedingt. Ihre genaue Erhebung durch eine wirkliche Volkszählung oder Beschreibung ist daher in jedem wohlgeordneten Staate unerläßlich, und eine umsichtliche und gewissenhafte Führung der darauf sich beziehenden Conscriptions-Acten wichtiger,

als mancher in den untern Sphären des Staatsdienstes angestellte Beamte glauben mag. In Oesterreich ist eine umfassende Beschreibung der Volkszahl schon längst eingeführt; doch nicht in allen Provinzen des großen, aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Kaiserstaates findet eine politisch = militärische Conscription Statt. Diese erfolgt nur in dem Erzherzogthume Oesterreich ob und unter der Enns, in Salzburg, Kärnthen, Krain, Böhmen, Mähren, Schlesien und Galizien, im Küstenlande, mit Ausschluß der Stadt und des Gebietes von Triest, in der Militärgränze und in der Steiermark; in der Lombardie hingegen, in Venedig, Tyrol und Dalmatien wird die Volkszahl nur von den politischen Obrigkeiten erhoben, ohne daß jedoch die Fremden und Ausländer ausgeschieden, und besonders ersichtlich gemacht würden; endlich in Ungarn, Croatien, Slavonien und Siebenbürgen findet gar keine Volksbeschreibung Statt. Jede auf die Volksmenge dieser letzteren Provinzen sich beziehende Angabe ist daher immer nur das Resultat einer approximativen Berechnung.

Die Ergebnisse der Erhebungen der Volkszahl in der Steiermark aus früheren Jahren sind vor dem Jahre 1819 in verschiedenen Zeitschriften und einzelnen statistischen Werken bald in einem größern Detail, bald nur nach den allgemeinsten Umrissen bekannt gemacht worden. Die Resultate der Jahre 1819 und 1820 hat Herr Regierungsrath und Prof. J. Kudler in dieser Zeitschrift nach ihrem ganzen Umfange gegeben, und daraus, durch Vergleichung derselben mit den Zahlenverhältnissen anderer Länder und der übrigen Provinzen der Monarchie, höchst anziehende und wichtige Folgerungen gezogen. Um die ganze Reihe der Conscriptions-Ergebnisse dieser Provinz durch mehr als drei Decennien in ununterbrochener Reihenfolge überschauen zu können, folgen hier die Hauptzahlen der Volkszählungen bis zum J. 1821 zurück, in welcher Zeit bis herab zum J. 1827 die Conscriptionsbücher in der alten, durch das Patent vom 25. October 1804 angeordneten Art und Weise geführt wurden.

Hier sind ihre Haupt-Angaben:

Das Jahr	Summe			Hievon abwesend außer Landes	Mithin Anwesende	Hiezu		Mithin ist der effective Stand aller Civil-Einwohner
	der Einheimischen	des männlichen Geschlechtes	des weiblichen Geschlechtes			die Fremden aus andern Erbländern	die Ausländer	
Im J. 1821	784743	379641	405102	3009	781738	3706	1168	786612
« « 1822	792223	384347	407876	3141	789082	3656	1054	793792
« « 1823	798168	388808	409360	3158	795010	3812	973	799795
« « 1824	807477	394631	412846	3152	804325	4285	1030	809640
« « 1825	816107	399780	416327	3192	812915	4074	961	817950
« « 1826	824505	404958	419547	3338	821167	4521	979	826667
« « 1827	836128	411412	424716	3597	832531	4768	991	838290

II. Die Resultate der neuesten Volkszählungen.

Bis zum Jahre 1828 wurde die politisch-militärische Conscription ohne Unterbrechung jährlich vorgenommen. Am Ende des Jahres 1827 kam die k. k. vereinigte Hofkanzlei mit dem Hofkriegsrathe dahin überein, daß im J. 1828 keine Conscriptions-Revision vorgenommen werden solle, welche auch im darauf folgenden Jahre unterblieb. Im J. 1829 wurde endlich anbefohlen, daß die Conscriptions-Revision hinfüro nur jedes dritte Jahr vorgenommen werde. Auch in der Art der Abfassung der Conscriptions-Bögen und in der ganzen Classification des männlichen Geschlechtes sind, durch die im J. 1827 und seitdem erflossenen allerhöchsten Verfügungen über die Recrutirung, Abänderungen nothwendig geworden, welche durch eine allgemeine Instruction, mitgetheilt durch das Hofkanzlei-Decret vom 12. März 1829, eingeführt wurden. Durch diese Umgestaltung erhielten die Conscriptionsbücher eine Form, welche fast ausschließlich nur die Zwecke der Militär-Recrutirung berücksichtigt. — Hatte der Statistiker schon früher einige Ursache, über die

ältere Conscriptionsführung sich zu beklagen, da schon vor dem J. 1830 die Religions- und Nationalverschiedenheit und das eheliche Verhältniß in den Conscriptionssummarien fast gar nicht berücksichtiget, und die Einwohner nach ihrer Beschäftigung und nach den Altersclassen zu wenig genau classificirt wurden; so hat er gegenwärtig noch mehr Grund dazu, indem bei der gegenwärtigen Art der Volksbeschreibung, so zweckmäßig sie auch in Hinsicht auf die dadurch erleichterte Militär-Aushebung etwa sein mag, nicht nur die früheren Unvollkommenheiten beibehalten, sondern auch noch manche Rubriken weggelassen wurden, welche für den Statistiker von großer Brauchbarkeit waren, wie z. B. mehre Rubriken der Stände-Verschiedenheit, die Classification der Ledigen, Witwer u. dgl. mehr, so daß er aus den Conscriptionsacten, wie sie gegenwärtig geführt werden, einen viel geringeren Nutzen ziehen kann, als früher.

Nach dieser neuen Art der Erhebung wurde in den Jahren 1830, 1831 und 1834 vorgegangen. Bei dieser Gelegenheit ergaben sich folgende Resultate:

Name des Kreises und Classification des Volkes.	Zahl der Bewohner in den Jahren:		
	1830	1831	1834
I. Grätzer Kreis.			
A. Männliches Geschlecht, und zwar:			
a) Geistliche	499	529	579
b) Adeliche	830	840	832
c) Beamte und Honoratioren . .	1108	1112	1210
d) Gewerbsinhaber, Künstler, Kunstzöglinge und Academiker . . .	4147	3856	3159
e) Bauern	14351	14350	14240
f) Ganz Unanwendbare	52715	54739	56537
g) Landwehr-Mannschaft . . .	1468	1583	749
h) Nachwuchs, und zwar:			
α) Von der Geburt bis 15 Jahren	53943	54305	55425
β) Im Alter von 16 Jahren . .	2910	2819	2312
γ) Im Alter von 17 Jahren . .	2619	2746	2384
δ) Im Alter von 18 Jahren . .	2664	2346	2243

Name des Kreises und Classification des Volkes.	Zahl der Bewohner in den Jahren:		
	1830	1831	1834
i) In keine der vorigen Rubriken Gehörige	12435	11779	12172
B. Das weibliche Geschlecht überhaupt	163166	165695	168869
Summe der Einheimischen	312855	317699	320711
Um nun die wirkliche Volkszahl des Kreises zu erhalten, müssen davon die Abwesenden abgezogen werden mit . .	5722	5870	6143
somit bleiben anwesend	307133	311829	314568
Hiezu die Fremden aus anderen Erbländern mit	12248	12050	11604
Und die Ausländer mit	614	623	628
mithin beträgt die effective Volkszahl	319995	324502	326800
II. Marburger Kreis.			
A. Das männliche Geschlecht, und zwar:			
a) Geistliche	207	206	222
b) Adeliche	105	107	121
c) Beamte und Honoratioren . .	326	325	345
d) Gewerbsinhaber, Künstler, Kunstzöglinge und Academiker . . .	1111	1114	980
e) Bauern	10191	10256	10249
f) Ganz Unanwendbare	32690	34258	36743
g) Landwehr-Mannschaft	933	949	450
h) Nachwuchs, und zwar:			
α) Von der Geburt bis 15 Jahren	36623	37189	38593
β) Im Alter von 16 Jahren . .	1958	1582	1253
γ) Im Alter von 17 Jahren . .	1743	1709	1269
δ) Im Alter von 18 Jahren . .	1688	1489	1283
i) In keine der vorstehenden Rubriken Gehörige	8230	7789	6690
B. Das weibliche Geschlecht überhaupt	103459	104350	108245
Summe der Einheimischen	199264	201323	206443
Um nun die wirkliche Volkszahl des ganzen Kreises zu erhalten, müssen davon die Abwesenden abgezogen werden mit . .	3687	3013	2841
dann bleiben anwesend	195577	198310	203602

Name des Kreises und Classification des Volkes.	Zahl der Bewohner in den Jahren:		
	1830	1831	1834
Dazu müssen gezählt werden die Fremden aus den übrigen Erbländern mit	3117	2444	2818
Und die Ausländer mit	83	98	88
mithin ist die wirkliche Volkszahl	198777	200852	206508
III. Cillier Kreis.			
A. Das männliche Geschlecht, und zwar:			
a) Geistliche	253	250	275
b) Adeliche	107	102	75
c) Beamte und Honoratioren . .	252	244	238
d) Gewerbsinhaber, Künstler, Kunstzöglinge und Academiker . . .	456	480	522
e) Bauern	11740	11638	11575
f) Ganz Unanwendbare	31444	34851	35463
g) Landwehr=Mannschaft	856	691	422
h) Nachwuchs, und zwar:			
α) Von der Geburt bis 15 Jahren	35514	35686	37639
β) Im Alter von 16 Jahren . .	1690	1587	1080
γ) Im Alter von 17 Jahren . .	1764	1531	1167
δ) Im Alter von 18 Jahren . .	1733	1464	1132
i) In keine der vorigen Rubriken Gehörige	10470	8871	7526
B. Das weibliche Geschlecht überhaupt	104393	106037	106126
Summe der Einheimischen	200672	203432	203240
Um nun die wirkliche Volkszahl des ganzen Kreises zu erhalten, müssen davon die Abwesenden abgezogen werden mit	2980	3393	3010
mithin Anwesende	197692	200039	200230
Dazu müssen gezählt werden die Fremden aus den übrigen Erbländern mit	2467	1226	2147
Und die Ausländer mit	42	30	28
somit ist die effective Volkszahl	200201	201295	202405

Name des Kreises und Classification des Volkes.	Zahl der Bewohner in den Jahren:		
	1830	1831	1834
IV. Judenburger Kreis.			
A. Das männliche Geschlecht, und zwar:			
a) Geistliche	182	188	215
b) Adeliche	89	79	75
c) Beamte und Honoratioren . .	231	234	234
d) Gewerbsleute, Künstler, Kunstzöglinge und Academiker	1201	1144	1140
e) Bauern	6680	6681	6749
f) Ganz Unanwendbare	15901	16501	15825
g) Landwehr-Mannschaft . . .	382	383	214
h) Nachwuchs, und zwar:			
α) Von der Geburt bis 15 Jahren	14941	15148	15384
β) Im Alter von 16 Jahren . .	753	682	736
γ) Im Alter von 17 Jahren . .	679	648	725
δ) Im Alter von 18 Jahren . .	654	567	681
i) In keine der vorigen Rubriken Gehörige	1361	1519	1590
B. Das weibliche Geschlecht überhaupt	46440	47329	48213
Summe der Einheimischen	89494	91103	91781
Um nun die wirkliche Volkszahl des ganzen Kreises zu erhalten, müssen davon die Abwesenden abgezogen werden mit	7803	7486	6245
bleiben anwesend	81691	83617	85536
Dazu müssen gezählt werden die Fremden aus den übrigen Erbländern mit	15718	15228	13988
Und der Ausländer mit	143	117	110
mithin beträgt die effective Volkszahl	97552	98962	99634
V. Brucker Kreis.			
A. Das männliche Geschlecht, und zwar:			
a) Geistliche	145	152	148
b) Adeliche	147	150	148
c) Beamte und Honoratioren . .	213	205	230
d) Gewerbsleute, Künstler, Kunstzöglinge und Academiker	1080	884	897

Name des Kreises und Classification des Volkes	Zahl der Bewohner in den Jahren:		
	1830	1831	1834
e) Bauern	3769	3741	3772
f) Ganz Unanwendbare	12077	11790	12315
g) Landwehr-Mannschaft	287	206	80
h) Nachwuchs, und zwar:			
α) Von der Geburt bis 15 Jahren	11285	11521	11540
β) Im Alter von 16 Jahren	551	549	507
γ) Im Alter von 17 Jahren	517	490	468
δ) Im Alter von 18 Jahren	576	482	451
i) In keine der vorigen Rubriken Gehörige	2380	2515	1955
B. Das weibliche Geschlecht überhaupt	34448	34481	34554
Summe der Einheimischen	67475	67166	67065
Um nun die wirkliche Volkszahl des ganzen Kreises zu erhalten, müssen davon die Abwesenden abgezogen werden mit	2239	2877	2366
bleiben Anwesende	65236	64289	64699
Dazu müssen gezählt werden die Fremden aus den übrigen Erbländern mit	4061	7759	6474
Und die Ausländer mit	126	154	123
somit die effective Volkszahl	69423	72202	71296
VI. Das ganze Land.			
A. Das männliche Geschlecht, und zwar:			
a) Geistliche	1286	1325	1439
b) Adeliche	1278	1278	1251
c) Beamte und Honoratioren	2130	2120	2257
d) Gewerbsleute, Künstler, Kunstzöglinge und Academiker	7995	7478	6698
e) Bauern	46731	46666	46585
f) Ganz Unanwendbare	144827	152139	156883
g) Landwehr-Mannschaft	3926	3812	1915
h) Nachwuchs, und zwar:			
α) Von der Geburt bis 15 Jahren	152306	153849	158581
β) Im Alter von 16 Jahren	7862	7219	5888
γ) Im Alter von 17 Jahren	7322	7124	6013
δ) Im Alter von 18 Jahren	7315	6348	5790

Name des Kreises und Classification des Volkes.	Zahl der Bewohner in den Jahren:		
	1830	1831	1834
i) In keine der vorigen Rubriken Gehörige [1])	34876	33473	29933
B. Das weibliche Geschlecht überhaupt	451906	457892	466007
Summe der Einheimischen	869760	880723	889240
davon die Abwesenden	22431	22639	20605
mithin Anwesende	847329	858084	868635
Dazu die Fremden aus den übrigen Erbländern mit	37611	38707	37031
Und die Ausländer mit	1008	1022	977
somit beträgt die effective Civilvolkszahl	885948	897813	906643
Hiezu das Militär mit	21568	15997	16734[2])
somit betrug die ganze Volkszahl	907516	913810	923377

1) Um jeder Art von Fehlschlüssen zu begegnen, welche etwa von Unkundigen aus den vorstehenden Zahlen abgeleitet werden dürften, und um insbesondere das Ausland auf den richtigen Standpunct zu versetzen, von welchem dieselben beurtheilt werden müssen, dürfte es nicht überflüssig sein, einige allgemeine, keineswegs erschöpfende Erläuterungen, welche zu dem angeführten Zwecke wirklich nothwendig sind, über die einzelnen Rubriken beizufügen.

Unter den Geistlichen sind nicht nur die Religionslehrer und Seelsorger aller Confessionen, sondern auch alle Geistlichen mit höhern Weihen, die Klostergeistlichen, welche die Gelübde bereits abgelegt haben, ja sogar die Cleriker und Novizen enthalten.

Unter den Adelichen ist blos der weltliche Adel männlichen Geschlechts begriffen.

Als Honoratioren erscheinen nur die Doctoren des Rechtes, welche den Stallum agendi haben, jene der Medicin und Chirurgie und die Schullehrer begriffen.

Unter den Beamten sind nur jene enthalten, welche bürgerlichen Standes sind, und zwar sowol Staatsbeamte, als auch solche obrigkeitliche (städtische und herrschaftliche) Beamte, welche vermöge ihres Wirkungskreises die Stellen der Staatsbeamten ersetzen u. s. w.

Die Classe der Gewerbsinhaber u. s. w. umfaßt keineswegs die Bürger, welche kein Gewerbe besitzen; von den Kunstzöglingen nur jene, welche eines der ersten Prämien erhalten haben u. s. w., mithin keineswegs Jeden, der durch die obigen Ausdrücke bezeichnet erscheine. Dasselbe gilt auch von den Bauern, durch welche Rubrik nur die wirklichen Besitzer

III. Steiermarks Volkszahl mit jener anderer Länder verglichen.

Obwol die absolute Volksmenge eines Landes eben keinen fruchtbaren Vergleichungspunct darbietet, da die hierin bestehende Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mehrer Länder durch viele andere und wichtigere Verhältnisse derselben wieder aufgehoben wird, so dürfte es doch nicht ohne alles Interesse sein, diejenigen Länder aufzufinden, welche der Steiermark in Hinsicht ihrer Volkszahl am nächsten kommen; denn nur auf die letzteren muß die Vergleichung, des engen Raumes wegen, den unsere Zeitschrift einem Aufsatze einräumen kann, hier beschränkt werden.

Vergleicht man nun die Steiermark in Hinsicht ihrer Volkszahl zuvörderst mit den übrigen Ländern des österreichischen Kaiserthums, so zeigt sich, daß unsere Provinz unter ihnen den 10. Platz einnimmt, da die österreichischen Erbländer in Hinsicht der absoluten Volksmenge sich folgendermaßen an einander reihen:

---

von ererbten, erkauften oder im Wege der älterlichen Abtretung erlangten Wirthschaften u. m. dgl. angegeben erscheinen.

Auch die Rubrik der ganz Unanwendbaren enthält nicht blos solche, welche bedeutende körperliche Gebrechen, sondern auch alle, welche das 38. Lebensjahr vollendet haben, die Zuchthaussträflinge u. m. A.

Die Rubrik Nachwuchs erklärt sich durch sich selbst.

Jene, welche die Aufschrift führt: In keine der vorigen Rubriken Gehörige, zerfällt zuerst in zwei Abtheilungen: in solche, welche ihrer Qualification nach vom Militärdienst zeitlich befreit, und in solche, welche dazu anwendbar sind. Die Letzteren bilden wieder zwei Classen, je nachdem sie zum Dienste für die Armee oder für die Landwehr vorgemerkt sind. Die ersteren sind in 11 stellungspflichtige Altersclassen vom vollendeten 19. bis zum vollstreckten 29. Jahre geordnet. Die letzteren bilden wieder zwei Unterabtheilungen unter den Aufschriften: Gegen Supplenten, offerte Entlassene und Andere. In die letztere Unterabtheilung gehören solche, welche für den Dienst in der Armee minder anwendbar sind. Die Auseinandersetzung und vollständige Aufzählung aller auf diese Rubriken sich beziehenden Vorschriften ist dem gegenwärtigen Aufsatze fremd, und gehört mithin nicht hieher; auch genügen diese wenigen Erläuterungen zu dem oben ausgesprochenen Zwecke.

2) Für das Jahr 1834 ist derselbe Stand angenommen worden, wie er im Anfange des Jahres 1833 war.

Name der Provinzen.	Summe der Einheimischen		Die gesammte effective Volkszahl [1])	
	in den Jahren:			
	1830	1831	1830	1831
1. Ungarn	11117125	11231173	11182624	11282743
2. Galizien	4451175	4487489	4484146	4519585
3. Böhmen [2])	3820853	3888828	3887972	3928341
4. Die Lombardie	2380637	2390526	2400282	2431443
5. Mähren und Schlesien . .	2060000	2087095	2079758	2097505
6. Das Venezianische	2028106	2034602	2058066	2060615
7. Siebenbürgen	1896908	1914694	1906084	1926837
8. Oesterreich unter der Enns	1185339	1190442	1326657	1329974
9. Die Militärgränze	1071351	1075966	1126952	1129948
10. Die Steiermark	869760	880723	907516	913810
11. Oesterreich ob der Enns	820890	829619	832777	837057
12. Tirol	797405	803037	801750	807958
13. Kärnthen und Krain . .	727571	735002	733411	734694
14. Das Küstenland	425828	432055	429273	435094
15. Dalmatien	338599	344311	346556	350583
16. Die ganze Monarchie . .	33991547	34325540	34503824	34781172

Wäre die Steiermark ein selbstständiges Reich, so müßte man sie unter die Staaten der vierten Rangordnung einreihen, und somit denjenigen beizählen, welche zwar weniger als 1 Million, aber doch mehr als 100,000 Einwohner haben [3]). Zieht man demnächst eine Parallele zwischen der Volksmenge dieses Herzogthums nach ihrem Stande im J. 1831 und jener einiger anderen europäischen Staaten, so kommen ihm am nächsten:

die preußische Provinz Pommern (1828) mit 874775 Seelen
das französische Departement des Norden „ 989938 „ [4])
„ Fürstenthum Wallachel . . . . . „ 970000 „ [5])

---

1) Unter diesen Zahlen befinden sich auch das k. k. Militär und die Ausländer.

2) Dem Königreich Bohmen kommt in Hinsicht auf die Volksmenge fast ganz gleich das Königreich Pohlen, welches 1832: 3,914,668 Seelen zählte. S. D. H. Berghaus Annalen der Erd-, Völker- u. Staatenkunde. 10. Jahrgang. IX. B. 4. Hft. S. 349.

3) S. J. C. Bissinger's: Vergleichende Darstellung der Grundmacht oder der Staatskräfte aller europäischen Monarchien und Republiken. In zwei Abtheilungen u. s. w. Pesth und Wien, bei C. A. Hartleben 1823. 4. S. 272.

4) S. die königl. Ordon. vom 11. Mai 1832.

5) Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyclopädie der Erdkunde ic., frei bearbeitet nach Balbi u. s. w. Güns 1834. 1. Band. S. 817.

die irische Grafschaft Cork (1821) . . mit 802535 Seelen [1]
das Großherzogthum Hessen (1835) . = 700694 „ [2]
das Königreich Griechenland (1827) . = 700000 „ [3]
der preußische Regierungsbez. Potsdam (1831) = 874776 „ [4]
das russische Gouvernement Pskow (1831) = 865000 „ [5]

Auch die einzelnen steiermärkischen Kreise halten einen zu ihrem Vortheile ausfallenden Vergleich mit anderen Ländern sowol in Hinsicht ihrer absoluten als relativen Volksmenge aus, doch muß auch hier eine Beschränkung auf das zunächst Liegende Statt finden.

In Hinsicht auf den effectiven Stand der gesammten Civilvolkszahl, wie er nach der Conscription des J. 1831 sich darstellte, kommen dem Grätzerkreise von den verschiedenen Theilen, in welche die einzelnen Provinzen der Monarchie getheilt werden, am nächsten:

in Böhmen der Leitmeritzer Kreis . . mit 346061 Seelen
= Galizien der Wadowicer Kreis . . . = 328637 „
= Ungarn die Zempliner Gespannschaft = 327030 „
die Hauptstadt der Monarchie . . . . = 320236 „
im Venezianischen die Delegation Vicenza's = 319206 „

Von den europäischen Staaten und ihren Theilen kommen ihm am nächsten:

die englische Grafschaft Surrey (1821) mit 323851 Seelen [6]
das Großherzogthum Luxemburg (1829) = 300000 „ [7]
= franz. Departement der Seine und Marne (1832) . . . . = 323894 „ [8]
= franz. Departement der Vendée . = 330350 „

1) Genealogisch-historisch-statistischer Almanach für das J. 1831. Weimar 1831. S. 9.
2) Allgemeine Zeitung vom 24. Jän. 1836. Beilage Nr. 24. S. 190.
3) A. Balbi: Abrégé de Geographie etc. Paris 1834. S. 595.
4) Genealogisch-historisch-statistischer Almanach rc. S. 50.
5) Ebendaselbst S. 59.
6) Ebendaselbst S. 8.
7) Hörschelmann Erd-, Völker- und Staatenkunde von Deutschland. Berlin 1829. S. 108.
8) S. die k. Ordon. vom 11. Mai 1832.

der preußische Regierungsbezirk Danzig = 329938 „
das russische Gouvernement Esthland . = 303000 „
die Provinz Geldern in dem Königreiche
der Niederlande . . . . = 313420 „ [1])

Dem Marburger- und Cillier Kreise stehen am nächsten unter den Unterabtheilungen des österreichischen Staates:

in Böhmen der Pilsner Kreis . . . . mit 200624 Seelen
= „ „ Taborer „ . . . . = 200654 „
= der Lombardie die Delegation Lodi . = 204042 „
= Ungarn das Tolnaer Comitat . . . = 205170 „
= Galizien der Tarnopoler Kreis . . . = 209730 „

und unter den verschiedenen europäischen Ländern:

der Canton Zürich (1833) . . . . mit 226000 Seelen [2])
die englischen Grafschaften Salop od. Shrop = 206153 „ [3])
und Durham . . . . = 207673 „
die 7 Insel Republik . . . . = 225000 „ [4])
in dem Königreiche der Niederlande die
Provinz Friesland (1833) . . . . = 209766 „ [5])
die Insel Corsica (1832) . . . . . = 198407 „

An den Judenburger Kreis reichen zunächst von den einzelnen Unterabtheilungen der Monarchie:

die Stadt Prag . . . . mit 102416 Seelen
in Slavonien das Poseganer Comitat . = 106030 „

---

1) S. Berghaus geographisch-statistische Zeitung in seinen Annalen. Berlin 1833. Band VIII. Heft 3. S. 376.

2) Meier's von Knonau: Der Canton Zürich histor. geogr. statistisch geschildert. Ein Hand- und Hausbuch für Cantonsbürger und Reisende. St. Gallen und Bern 1834.

3) R. v. Jenny's: Geographisch-statistisch-topographisches Handwörterbuch von Großbritannien und Irland rc. Wien 1828. S. 122 und 136.

4) Annalen der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten verfaßt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Berlin 1833. 8. Band. 1. Heft. S. 57.

5) S. Berghaus Annalen. Berlin 1833. Band VIII. S. 576.

in Ungarn die Sohler Gespannschaft . mit 106020 Seelen
die Stadt Venedig . . . . = 98390 „
in Siebenbürgen das Dobokaer Comitat = 94795 „
= „ der Kronstädter District = 94443 „
= Ungarn die Csongrader Gespanschaft = 93133 „
= Siebenbürgen der Háromszéker Stuhl = 91895 „

und unter den verschiedenen europäischen Ländern und ihren einzelnen Theilen:

der Canton Tessen . . . . mit 102000 Seelen [1])
die schottische Grafschaft Argyle . . . = 101425 „ [2])
der Canton Graubündten . . . . . . = 101000 „ [3])
= Canton Lucern . . . . = 109000 „

Dem Brucker Kreise reihen sich zunächst an unter den Unterabtheilungen des Kaiserstaates:

in der Lombardie die Delegation Sondrio mit 86947 Seelen
= Ungarn das Graner Comitat . . . . = 67152 „
= „ die Wieselburger Gespanschaft = 83374 „
= Siebenbürgen der Maroser Stuhl . . = 71140 „
= „ = Udvárhelyer „ . . = 77436 „
= „ = Csiker „ . . = 76057 „

und unter den übrigen Ländern und Staaten Europa's:

das Fürstenthum Anhalt Dessau (1832) mit 66000 Seelen [4])
die päpstliche Delegation Ascoli (1816) = 69058 „ [5])
das Großherzogthum Meklenburg Strelitz = 77000 „ [6])

---

1) Stefano Francini's: Statistik der Schweiz, bearbeitet von G. Haynauer. Aarau 1829. S. 76.

2) J. G. Sommer: Lehrbuch der Erd- und Staatenkunde. Prag 1835. I. Bnd. S. 202.

3) K. F. V. Hoffmann: Die Erde und ihre Bewohner ic. Stuttgart und Wien 1833. S. 238.

4) Hoffmann a. a. O. S. 283.

5) Almanach a. a. O. S. 424.

6) Balbi a. a. O. S. 595.

in Rußland das Land der Czernomorskischen Kosaken . . . . mit 60000 Seelen [1])
» den Niederlanden die Provinz Drenthe (1833) » 64888 „ [2])

IV. Ab- oder Zunahme der Volksmenge.

Der größere Theil der Steiermark gehört in die Reihe derjenigen Länder, in denen der Mensch mit der Natur um sein gesichertes Dasein ringen, und zwar in der Regel einen sehr schweren Kampf bestehen muß, wie dieses überhaupt in allen Hochgebirgsgegenden der Erde der Fall ist. Daß in einem solchen Lande die Volksmenge nicht so regelmäßig und ununterbrochen fortschreiten könne, wie in fruchtbaren Flachländern, liegt klar am Tage. Wir gewahren daher auch aus Ursachen, welche bereits Herr Regierungsrath Kudler im ersten Hefte der alten Serie dieser Zeitschrift S. 123 entwickelt hat, im Laufe der ersten zwei Jahrzehende dieses Jahrhunderts ein stättes und großes Schwanken in der Landesvolkszahl. Erst nachdem die Einwirkungen der Mißjahre aufgehört und einer erfreulicheren Ernteperiode Platz gemacht, und auch die Segnungen des Friedens sich durch längere Dauer desselben befestiget hatten, begann die Volksmenge auch in unserem Lande, wenn gleich noch immer nicht regelmäßig, doch wenigstens ununterbrochen, jedoch langsamer als in anderen Ländern, vorzuschreiten.

Sie vermehrte sich im Durchschnitte der neun Jahre von 1819 bis 1827:

im Marburger Kreise	jährlich	um	2262	Seelen	oder	1 259/1000 pct.
» Cillier	„	„	2025	„	„	1 247/1000 „
» Brucker	„	„	541	„	„	835/1000 „
» Grätzer	„	„	2177	„	„	733/1000 „
» Judenburger	„	„	425	„	„	482/1000 „
und im ganzen Lande	„	„	8171	„	„	1 18/1000 „

---

1) Hausbuch a. a. O. S. 532.
2) S. Berghaus Annalen 1833. 8. Band, 6. Heft, S. 578.

Die jährliche Vermehrung der einheimischen Volksmenge des ganzen Landes betrug nämlich

im J. 1818	gegen das J.	1817:	225	Seelen
" 1819	" "	1818:	8961	"
" 1820	" "	1819:	4181	"
" 1821	" "	1820:	6817	"
" 1822	" "	1821:	7480	"
" 1823	" "	1822:	5945	"
" 1824	" "	1823:	9309	"
" 1825	" "	1824:	8630	"
" 1826	" "	1825:	8398	"
" 1827	" "	1826:	11623	"
" 1830	" "	1827:	33632	" } im Durchsch. 11210 2/3
" 1831	" "	1830:	10963	" } im Durchsch. 3654 1/3
" 1834	" "	1831:	8517	" } im Durchsch. jährlich 2839 Seelen.

Mithin betrug der Zuwachs im Laufe der letzten 17 Jahre 124,681 oder im Durchschnitte jährlich 7334 3/17 Seelen.

Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß die ununterbrochene Vermehrung, ungeachtet des Vorschreitens der Volkszahl, noch immer bedeutenden Schwankungen unterworfen geblieben. Die Ursachen dieser Erscheinung lassen sich durchaus nicht mit Zuversicht angeben. Vielleicht, daß eine Vergleichung der jährlichen Militär-Aushebung in Verbindung mit den Sanitätsberichten, der Ergiebigkeit der Ernten, den Preisen der allgemein nothwendigen Lebensmittel und mit dem Stande des Arbeitslohns dieses Schwanken zu erklären im Stande wäre. Ich bedauere daher, daß ich die zu solcher Berechnung erforderlichen Materialien zusammen zu bringen nicht im Stande war; doch hoffe ich, daß es mir gelingen wird, das hier noch Fehlende im Laufe der nächsten Monate noch zu sammeln und bei der Behandlung der Sterblichkeit und Fruchtbarkeit nachtragen zu können.

Stellt man nun die Ergebnisse einer Durchschnittsberechnung über die Vermehrung der Volksmenge in den neun Jahren von

1819 bis 1827 in Betreff sämmtlicher Provinzen des österreichischen Kaiserstaates zusammen, so ergibt sich folgende Classification derselben:

1. Die Militärgränze	mit einem jährl. Zuwachse v.		16963 S. od.	$1^{726}/_{1000}$ pCt.	
2. das Königr. Galizien	"	"	69118	" $1^{687}/_{1000}$	"
3. " Seeküstenland	"	"	6538	" $1^{680}/_{1000}$	"
4. " Königr. Böhmen	"	"	51215	" $1^{451}/_{1000}$	"
5. " " Dalmatien	"	"	4580	" $1^{447}/_{1000}$	"
6. Mähren und Schlesien	"	"	26775	" $1^{422}/_{1000}$	"
7. Siebenbürgen	"	"	23367	" $1^{347}/_{1000}$	"
8. Kärnthen und Krain	"	"	8886	" $1^{225}/_{1000}$	"
9. Oesterreich unter der Enns	"	"	12988	" $1^{106}/_{1000}$	"
10. Steiermark	"	"	8171	" $1\ ^{18}/_{1000}$	"
11. Ungarn	"	"	95961	" $^{926}/_{1000}$	"
12. Lombardie	"	"	18318	" $^{895}/_{1000}$	"
13. Venedig	"	"	14710	" $^{766}/_{1000}$	"
14. Oesterreich ob der Enns	"	"	5352	" $^{668}/_{1000}$	"
15. Tirol	"	"	4589	" $^{609}/_{1000}$	"

Der jährliche Zuwachs der Einheimischen im Durchschnitte der oben angegebenen neun Jahre beträgt für die ganze Monarchie 377,576 Seelen oder $1^{2}/_{10}$, oder genauer $1^{193}/_{1000}$.

Nach diesen, mit Ausnahme des Königreichs Ungarn, durchaus auf ämtliche, im Wege der Volkszählung erhobene Zahlen gegründeten Berechnungen stellen sich bei uns für die vorschreitende Vermehrung der Völker keine so allgemeinen Gesetze hervor, wie sie Herr Bikes [1]) aufgefunden hat. Weder die astronomische Lage, noch der gebirgige Charakter der Landschaften, noch endlich die relative Volksmenge zeigen sich hier deutlich wirksam. Nur die nationelle Verschiedenheit scheint vor Allem auch bei uns von großem Einflusse zu sein; denn wir sehen auch hier jene Länder, welche vorzugsweise von Slaven bewohnt sind, in der Bevölkerung am raschesten vorwärts schreiten, und in der vorstehenden Tabelle die ersten 6 Plätze einnehmen, was wir auch in der Steiermark bestätiget finden, wo

1) S. Die Bewegung der Bevölkerung mehrerer europäischen Staaten. Stuttgart und Tübingen 1833.

auch die zwei von Wenden bewohnten Kreise die Vordersten sind, während die deutschen Kreise und von den übrigen Provinzen diejenigen, in denen sich gar keine Slaven vorfinden, die letzten Plätze einnehmen. Nur Ungarn, obgleich fast zur Hälfte durch Slaven bevölkert, macht hievon, so scheint es, eine Ausnahme, die aber vielleicht in dem Charakter der Landesoberfläche ihre genügende Erklärung findet. An die slavischen Provinzen reihen sich am nächsten die von Deutschen bewohnten Länder an, wie sich dieses bei Kärnthen, Oesterreich unter der Enns, der Steiermark und selbst bei Siebenbürgen zeigt; davon machen nur das Land ob der Enns (hauptsächlich wegen Salzburgs) und Tirol eine Ausnahme, obgleich bei dem letzteren schon die romanische Bevölkerung, und bei beiden der Hochgebirgscharakter des Landes Ursache davon sein dürften. Der gemischte Stamm der romanischen Völker scheint am langsamsten vorzuschreiten. Daß die Zunahme der Volksmenge gegen die Ebenen hin abnehme, scheinen auch hier Ungarn, die Lombardie und Venedig zu bestätigen, welche Provinzen sich unmittelbar an einander anschließen und nur den mit der Viehzucht beschäftigten, zugleich minder ergiebigen und hochgebirgigen Ländern Tirol und Oesterreich ob der Enns vorgehen. Uebrigens wird sich bei der Berechnung der Fruchtbarkeit der Ehen noch eine Gelegenheit geben, auf diesen Gegenstand zurückzukommen. . . . .

Aus der Vergleichung des Verhältnisses, welches sich für die vorschreitende Volksmenge Oesterreichs ergibt, mit jenem anderer Länder zeigt sich, daß in Oesterreich in dieser Hinsicht sehr günstige Umstände obwalten, was auch einen sehr erfreulichen Schluß auf den Volkswohlstand und auf die Verwaltungsverhältnisse zuläßt. Während Oesterreichs Volksmenge im Durchschnitte jährlich um $1^1/_{10}$ pct., jene der Steiermark um 1 pct. zunimmt, hat die Volkszahl im Königreiche Dänemark in den 33 Jahren von 1801 — 1834 nur um 32 pct., in Schweden in den letzten 30 Jahren nur um 23 pct., in Preußen in den letzten Jahren nur um reichlich 1 pct. sich vermehrt [1]).

---

1) S. Allgemeine Zeitung vom 22. Nov. 1835. Beil. S. 2655.

Dagegen hat die Volksmenge in England und Schottland im Laufe von 30 Jahren um 45 pct. zugenommen [1]). Im Königreiche beider Sicilien und in den meisten europäischen Staaten beträgt sie, nach Vikes, 1 per 100, in Rußland kann sie nach ihm höchstens nur zu 2 per 100 angenommen werden.

Die Statistiker lieben es, auch die Zahl der Jahre zu berechnen, deren ein Land zur Verdoppelung seiner Volkszahl bedarf. In Oesterreich zeigt sich dieses Verhältniß viel günstiger, als die meisten statistischen Schriftsteller, auf älteren Zahlen fußend, gewöhnlich anzunehmen pflegen; denn es bedarf zur Verdoppelung seiner Volksmenge nach einer Durchschnittsberechnung der J. 1819 — 1827

1.	die Militärgränze	nur	40½	Jahre
2.	Galizien	„	41½	„
3.	das Küstenland	„	42	„
4.	Böhmen	„	48	„
5.	Dalmatien	„	48	„
6.	Mähren und Schlesien	„	49	„
7.	Siebenbürgen	„	52	„
8.	Kärnthen und Krain	„	54	„
9.	Oesterreich unter der Enns	„	63	„
10.	Die Steiermark	„	68½	„
11.	Ungarn	„	75	„
12.	Lombardie	„	78	„
13.	Venedig	„	91	„
14.	Oesterreich ob der Enns	„	104	„
15.	Tirol	„	114	„

Die ganze Monarchie bedarf zur Verdoppelung ihrer Volksmenge 51½ Jahre.

Unter den steiermärkischen Kreisen bedarf die Volksmenge zu ihrer Verdoppelung

---

1) S. Pölitz's Jahrbücher der Geschichte und Staatskunst. Leipzig 1834. October. S. 332.

im Marburger Kreise		55½	Jahre
„ Cillier	„	56	„
„ Brucker	„	83½	„
„ Grätzer	„	95	„
„ Judenburger	„	144	„

V. Steiermarks Areale und Bevölkerung.

Die Berechnung der Bevölkerung, welche nichts anderes ist, als die Ausmittelung des Verhältnisses, in welchem die Volkszahl zu dem Flächenraume eines Landes steht, setzt die Kenntniß von dem Areale desselben voraus. Nach den neuesten Vermessungen und Berechnungen umfaßt der Flächenraum der Steiermark 390 österreichische oder 408 geogr. □ M. Dieser Flächenraum ist unter die fünf Kreise des Landes folgendermaßen vertheilt:

1. der Judenb. Kr.	mit	100 öst. od.	104	oder gen. $104^{14}/_{39}$	geogr. □ M.
2. „ Grätzer	„ „	98 „	103	„ $102^{10}/_{39}$	„
3. „ Brucker	„ „	68 „	71	„ $70^{37}/_{39}$	„
4. „ Cillier	„ „	65 „	68	„ $67^{32}/_{39}$	„
5. „ Marburger	„ „	59 „	62	„ $61^{22}/_{39}$	„

In Hinsicht auf ihren Flächenraum nehmen die österreichischen Länder unter einander folgende Plätze ein:

1. Das Königreich Ungarn mit den dazu gehörigen Ländern	mit 4000	öst. od.	4182	geogr. □ M.
2. das „ Galizien	„ 1508	„	1576	„
3. „ Großfürstenth. Siebenbürgen	„ 962	„	1006	„
4. „ Königreich Böhmen	„ 911	„	952	„
5. die Militärgränze	„ 683	„	713	„
6. „ gefürstete Grafschaft Tirol	„ 494	„	516	„
7. das Markgrfth. Mähren m. Schlesien	„ 461	„	482	„
8. „ venezianische Königreich	„ 411	„	430	„
9. „ Herzogthum Steiermark	„ 390	„	408	„
10. „ lombardische Königreich	„ 377	„	394	„

11. die Herzogth. Kärnthen u. Krain	=	354 öst. od.	368 geogr. □ M.	
12. das Erzh. Oesterreich unter der Enns	=	344 „	359 „	
13. = „ ob „ m. Salzb.	=	333 „	348 „	
14. = Königreich Dalmatien	=	228 „	238 „	
15. = österreichische Küstenland	=	139 „	145 „	

Die ganze österreichische Monarchie nimmt somit einen Flächenraum ein von 11,595 österreichischen oder $12{,}102^{2167}/_{5839}$ geographischen Geviert-Meilen. — Die Steiermark behauptet auch hier eine mittlere Stellung. Unter denjenigen Staaten oder Ländern, die ihr dem Flächenraume nach am nächsten kommen, sind größer als die Steiermark: das Königreich Holland mit $520^1/_3$; Servien mit $562^1/_2$; Belgien mit $606^1/_4$ deutsche □ M. [1]). Curland mit 516; das Gouvernement Moskwa mit 576; preußisch Sachsen mit 455; Pommern mit 567; die Provinz Toledo mit 412; Sevilla mit 423 geogr. □ M. u. s. w. [2]); kleiner hingegen sind, mit Ausnahme der Staaten vierter Größe, welche weniger als 100 □ M. groß sind: das Königreich Würtemberg mit 358; Toscana mit 395; Baden mit 279; das Königreich Sachsen mit 271 geogr. □ M. Noch weiter zurück stehen Kurhessen mit 208; Meklenburg Schwerin mit 223 □ M. u. A.

Mit Rücksicht nun auf den Flächenraum und auf die absolute Volkszahl läßt sich die Bevölkerung ausmitteln. Die Vertheilung der Bewohner über den ganzen Flächenraum eines Landes ist für die Verwirklichung verschiedener Zwecke der Gesellschaft von einer viel größeren Wichtigkeit als die absolute Volksmenge, weil davon das Maß der wechselseitigen gewerblichen Unterstützung, die erleichterte Austauschung der mannigfaltigen Bedürfnißmittel, die Lebhaftigkeit des geistigen Verkehrs und des gesellschaftlichen Umganges, das Maß der Rechtssicherheit, und viele andere öffentliche und Privat-Verhältnisse abhängen. Die Dichtheit der Bevölkerung ist zugleich ein Maßstab der Landescultur, der Volksbildung und der Vollkommenheit des staatlichen Lebens. Sie hängt aber auch zum größten

1) Hausbuch des geographischen Wissens a. a. O.
2. Genealogisch-historisch-statistischer Almanach. S. 59, 60, 50, 51 und 495.

Theile von der Beschaffenheit des Bodens, von der Form der Oberfläche des Landes, vom Klima und mehren ähnlichen Ursachen ab, und kann darum an und für sich schon, und abgesehen von allen anderen Einflüssen in hochgebirgigen Ländern nie so groß sein, als in den Ebenen und in fruchtbaren Gegenden.

Daraus erklärt sich denn auch der mittlere Bevölkerungsstand unseres Landes und daraus auch die Verschiedenheit, welche wir in der Bevölkerung der einzelnen Landestheile wahrnehmen. Nach der Conscription des Jahres 1834 kommen 2180 Einheimische oder 2268 Seelen von der gesammten effectiven Civilbevölkerung auf die geographische Geviertmeile. Doch sind nicht alle seine Theile gleich gut bevölkert. Der Süden hat eine dreimal dichtere Bevölkerung als der Norden, wo sich die Gebirge häufen und die Fruchtbarkeit des Bodens abnimmt.

Im Durchschnitte kommen im oberen Lande (im Brucker- und Judenburger Kr.) ohne Militär $907^{121}/_{175}$ Einheimische oder von der ganzen effectiven Civilbevölkerung $1011^{5}/_{175}$ Seelen; in der Mitte des Landes (im Grätzer Kr.) $3113^{72}/_{103}$ Einheimische oder $3172^{84}/_{103}$ Civileinwohner, und in Untersteiermark (Marburger- und Cillier Kr.) $3151^{53}/_{100}$, und von der ganzen Civilbevölkerung $3145^{63}/_{130}$ Seelen auf eine geographische Geviertmeile.

Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung (1834) finden sich auf einer geographischen □ Meile:

	Von den Einheimischen.	Von der gesammten Civileinwohnerschaft.
Im Marburger Kreise . .	3329 S.	3330 S.
„ Grätzer „ . .	3114 „	3173 „
„ Cillier „ . .	2988 „	2976 „
„ Brucker „ . .	944 „	1004 „
„ Judenburger „ . .	882 „	958 „

Es steht demnach die Steiermark überhaupt auch in Hinsicht auf ihre Bevölkerung auf einer mittleren Stufe und nimmt in dieser Beziehung im Schwesterreigen der österreichischen Provinzen nach

dem Ergebnisse der Volkszählung vom Jahre 1831 den 10. Platz ein, nämlich:

	Einheimische.	von der effect. Volkszahl [1]).	
1. die Lombardie . . .	mit 6067 od.	6171	S. a. 1 geogr. □M.
2. das Venezianische . .	„ 4732	4792	„
3. Mähren und Schlesien	„ 4330	4352	„
4. Böhmen	„ 4085	4126	„
5. Oesterreich unter d. Enns	„ 3316	3691	„
6. das Küstenland . .	„ 2980	3001	„
7. Galizien	„ 2844	2864	„
8. Ungarn	„ 2686	2698	„
9. Oesterreich ob der Enns	„ 2384	2405	„
10. Steiermark . . .	„ 2159	2240	„
11. Kärnthen und Krain .	„ 1997	1994	„
12. Siebenbürgen . . .	„ 1903	1915	„
13. Tirol	„ 1556	1566	„
14. Militärgränze . . .	„ 1509	1585	„
15. Dalmatien	„ 1447	1473	„
für die ganze Monarchie endlich	„ 2836	2874	„

Auf gleicher Stufe der Bevölkerung steht demnach die Steiermark gegenwärtig mit dem Großherzogthume Oldenburg (2259 S.) [2]) und mit dem Cantone Glarus, der 2144 S. auf einer Geviertmeile zählt. Nur wenig wird es übertroffen von dem Königreiche Hannover, welches (1834) 2375 [3]), und von dem Großherzogthume Meklenburg Strelitz, das 2417 S. auf gleichem Raume hat. Dagegen übertrifft es selbst wieder an Bevölkerung Dänemark (1983), Spanien (1729), Portugal (1873), den Canton Tessin (2096) und die Schweiz (2000).

Zieht man eine Parallele zwischen den österreichischen Provinzen und andern europäischen Staaten, so stehen auf ziemlich gleicher Stufe der Bevölkerung:

---

1) Mit Militär und Ausländern.

2) Bikes in Pölitz's Jahrbüchern a. a. O.

3) Bikes in Pölitz's Jahrbüchern der Geschichte und Staatskunst October 1834, S. 312.

die Lombardie mit dem Canton Basel . mit 6208 S. a. 1 □ M.[1])
das Venezianische mit dem Kön. der Niederlande = 4612 „
Mähren u. Schlesien mit Sachsen Altenburg = 4320 „
Böhmen mit der brittischen Monarchie = 4112 „
das Land unter der Enns mit Anhalt Dessau = 3340 „
der Marburger Kreis mit Frankreich . . = 3391 „
der Grätzer Kr. m. Schwarzburg-Sondershausen = 3124 „
das Küstenland mit Schwarzburg-Rudolstadt = 2992 „
der Cillier Kreis mit Hessen-Homburg . = 2947 „
Galizien mit Kurhessen . . . . . . = 2832 „
Ungarn mit Lippe-Schaumburg . . . . = 2656 „
Oesterreich ob der Enns mit Hannover . = 2375 „
Kärnthen, Krain und Siebenbürgen } mit Dänemark . = 1988 „
Tirol und die Militärgränze mit Spanien = 1729 „
Dalmatien mit der Republik Andorra . = 1664 „
der Brucker- und der Judenburger Kreis } m. d. Cant. Wallis = 848 „

endlich die österreichische Monarchie mit dem Fürst. Reuß jüngerer Linie mit 2867, Anhalt Bernburg mit 2789, und Waldeck mit 2717 Seelen auf 1 geogr. Geviertmeile. — Es ist mithin Oesterreich viel dichter bevölkert, als Preußen, wo im J. 1831 nur 2679 Personen auf die Geviertmeile kamen [2]).

Die bevölkertsten Theile der österreichischen Monarchie sind:
die Delegation Mailand der Lombardie mit 14209 S. a. 1 öster. □ M.
„ Lodi „ = 9716 „
„ Pavia „ = 8513 „
„ Padua des Venezianischen = 7896 „
„ Cremona der Lombardie = 7607 „
„ Rovigo im Venezianischen = 7252 „
„ Como der Lombardie = 7120 „

---

1) S. Handbuch des geogr. Wissens a. a. O., und wird nur von Belgien mit 6272, Aargau mit 6336, Thurgau mit 6389, San Marino mit 6582, Lucca mit 7429 und den Hansestädten übertroffen.

2) S. d. allgem. Literaturzeitung. Halle und Leipzig 1832. März. S. 399.

das ungarische Littorale	mit 6666	S. a. 1öster. □M.
die Delegation Vicenza des Venezianischen	= 6514	"
" Mantua der Lombardie	= 6227	"
" Treviso im Venezianischen	= 5934	"
der Biczover Kreis Böhmens . .	= 5768	"
die Delegation Venedig des Venezianischen	= 5723	"
" Verona "	= 5698	"
der Königgrätzer Kreis Böhmens .	= 5686	"
die Delegation Brescia der Lombardie	= 5681	"
der Bochnier Kreis Galiziens . .	= 5587	"
= Leitmeritzer " Böhmens .	= 5324	"
= Wadowicer " Galiziens . .	= 5301	"
= Bunzlauer " Böhmens . .	= 5301	"
= Chrudimer " " . .	= 5279	"
= Olmützer " Mährens . .	= 5249	"
= Troppauer " Schlesiens .	= 5105	"
= Prerauer " Mährens . .	= 5002	"
= Teschner " Schlesiens .	= 4926	"

Einen **mittleren** Stand der Bevölkerung haben:

die Neutraer Gespanschaft	= 3949	"
der Hradischer Kreis Mährens . . .	= 3925	"
die Abaujvárer Gespanschaft Ungarns	= 3924	"
der Iglauer Kreis Mährens	= 3891	"
die Kreuzer Gespanschaft Croatiens	= 3846	"
= Eisenburger " Ungarns .	= 3853	"
der Tarnover Kreis Galiziens . . .	= 3817	"
die Graner Gespanschaft Ungarns .	= 3731	"
der Przemysler Kreis Galiziens . .	= 3731	"
die Szalader Gespanschaft Ungarns	= 3728	"
der Taborer Kreis Böhmens	= 3716	"
die Saroser Gespanschaft Ungarns .	= 3594	"
der Marburger Kreis	= 3404	"
= Grätzer "	= 3311	"
= Cillier "	= 3097	"

Am **dünnsten** bevölkert sind unter allen österreichischen Kreisen:

die Szaboltser Gespanschaft Ungarns .	mit	1492	S. a. 1 □ M.
„ Thordaer „ Siebenbürgens	„	1423	„
„ Hunyader „ „	„	1418	„
der Csiker Stuhl „	„	1408	„
das Liccaner Regiments-Gebiet	„	1367	„
„ Oguliner „	„	1351	„
der Villacher Kreis Kärnthens	„	1323	„
das Ottochaner Regiments-Gebiet . . .	„	1244	„
der Kreis Zara in Dalmatien	„	1238	„
„ Bisztriczer District in Siebenbürgen .	„	1210	„
das Herzogthum Salzburg	„	1137	„
Klein Kumanien in Ungarn	„	1136	„
das 1. wallachische Gränz-Regiments-Gebiet	„	1082	„
der Pusterthaler Kreis Tirols	„	1023	„
„ Brucker „ der Steiermark .	„	1062	„
„ Judenburger „ „ .	„	990	„
die Mamaroser Gespanschaft	„	909	„
der Ober-Innthaler Kreis Tirols . . .	„	906	„
die Kraßnaer Gespanschaft Siebenbürgens	„	873	„ [1])

VI. Vertheilung der Volkszahl nach Wohnplätzen.

Die Art und Weise, wie der Mensch wohnt, bietet in der Regel einen sicheren Maßstab zur Beurtheilung seiner Cultur, seines Wohlstandes und der Entwickelung des staatlichen Lebens dar. Zwischen der schmutzigen, dunklen Jurte des Ostjaken und der reinlichen, heiteren Wohnung des Rheinländers ist gewiß der Unterschied nicht größer, als zwischen der Denkungsart und dem Ideenreichthume des Einen und des Anderen. Man braucht daher nur zu sehen, wie ein Volk wohnt, um zu wissen, wie es lebt, und in welchem Kreise von Vorstellungen es sich überhaupt und im allgemeinen bewegt.

1) Alle obigen Daten sind nach den Ergebnissen der Conscription des J. 1831 berechnet.

Es ist aber auch der Umstand bezeichnend, ob der Menschen Viele in Städten und Märkten oder in Dörfern, ob sie gesellig beisammen oder sporadisch vereinzelt wohnen; ob die Wohnplätze groß und volksreich oder klein seien, und welches Verhältniß zwischen den Landbewohnern zu den Einwohnern der Städte und Märkte Statt findet.

Die Gesammtzahl der Ortschaften belief sich in der Steiermark

im J.	1821	auf	3682 [1])
"	1822	"	3694
"	1823	"	3694
"	1824	"	3694
"	1825	"	3710
"	1826	"	3710
"	1827	"	3710
"	1830	"	3717
"	1831	"	3719
"	1834	"	3737 [2]).

Es hat sich mithin die Zahl der Ortschaften im Laufe der letzten 14 Jahre um 37 oder jährlich um $2^{642}/_{1000}$ im Durchschnitte vermehrt.

Von dieser Gesammtzahl kommen auf

den Cillier	Kreis	1125	Orte
" Grätzer	"	1047	"
" Marburger	"	885	"
" Judenburger	"	411	"
" Brucker	"	269	"

Diese Vermehrung entfällt aber nur auf den Grätzer- und Marburger Kreis, in den übrigen Kreisen hat in den letzten 14 Jahren gar keine Vermehrung der Ortschaften Statt gefunden.

1) Bei diesen und den folgenden Zahlen sind die Vorstädte durchaus als besondere Orte in Rechnung gebracht.

2) Die gegen das Jahr 1831 sich zeigende Vermehrung um 18 Ortschaften ist nur eine scheinbare, die sich bei dem Grätzer Kreise nur durch eine zweckmäßigere, mit dem stabilen Steuerkataster so viel möglich mehr in Einklang gebrachte Abtheilung einiger größeren Conscriptionsgemeinden und durch eine genauere Angabe der Vorstädte, deren Zahl in frühern Jahren um 2 zu gering angegeben ist, ergeben hat.

In Hinsicht der Vertheilung der Ortschaften über den Flächenraum des Landes findet unter den Kreisen der Steiermark folgende Abstufung Statt; es kommen auf 1 geogr. Geviertmeile

im Cillier	Kreise	$16\,^5/_{10}$	Wohnorte
„ Marburger	„	$14\,^3/_{10}$	„
„ Grätzer	„	$10\,^2/_{10}$	„
„ Judenburger	„	$4\,^0/_{10}$	„
„ Brucker	„	$3\,^0/_{10}$	„

und unter den Provinzen des österreichischen Kaiserthums ergibt sich folgende Rangordnung; es kommen nämlich nach den Resultaten der Conscription des J. 1831 im Durchschnitte auf 1 geogr. Geviertmeile:

1. in Oesterreich ob der Enns	bei	6851	Ortschaften	$19^7/_{10}$	Wohnorte
2. „ Kärnthen und Krain	„	5995	„	$16^3/_{10}$	„
3. „ Böhmen	„	12541	„	$13^2/_{10}$	„
4. „ Oesterreich unter der Enns	„	4573	„	$12^7/_{10}$	„
5. „ der Steiermark . . .	„	3690	„	$9^0/_{10}$	„
6. „ Mähren und Schlesien	„	3972	„	$8^2/_{10}$	„
7. im Venezianischen . . .	„	3474	„	$8^0/_{10}$	„
8. „ Küstenlande	„	987	„	$6^7/_{10}$	„
9. in der Lombardie . . .	„	2547	„	$6^5/_{10}$	„
10. „ Galizien	„	6339	„	$4^0/_{10}$	„
11. „ Dalmatien	„	916	„	$3^8/_{10}$	„
12. „ Tirol und Vorarlberg	„	1770	„	$3^4/_{10}$	„
13. „ Ungarn	„	12496	„	$3^0/_{10}$	„
14. „ der Militärgränze .	„	2064	„	$2^9/_{10}$	„
15. „ Siebenbürgen	„	2675 [1])	„	$2^7/_{10}$	„

In der ganzen Monarchie kommen bei 70,595 Ortschaften im Durchschnitte $5^8/_{10}$, also nicht ganz um die Hälfte weniger Ortschaften auf 1 geogr. Geviertmeile, als in der Steiermark.

Forscht man nach der Volksmenge, welche im Durchschnitte auf eine Ortschaft kommt, so findet sich, daß

1) Bei diesen Angaben sind die Vorstädte durchaus nicht für sich als besondere Orte gerechnet.

im Grätzer	Kreise	312 1/10	Bewohner
= Brucker	„	265 0/10	„
= Judenburger	„	242 4/10	„
= Marburger	„	233 3/10	„
= Cillier	„	180 2/10	„

auf einen Wohnort entfallen, und so nehmen auch die österreichischen Länder eine ganz andere Rangordnung unter einander ein, wenn man auf die Zahl der Einwohner sieht, welche im Durchschnitte auf eine Ortschaft kommen. Nach den Ergebnissen der Volkszählung (Berechnung bei den ungarischen Erbländern) für das J. 1831 kommen von der effectiven Volkszahl auf jeden einzelnen Ort im Durchschnitte

1. in der Lombardie	954 6/10	Bewohner
2. = Ungarn	902 9/10	„
3. = Siebenbürgen	720 4/10	„
4. im Venezianischen	593 2/10	„
5. in der Militärgränze	547 2/10	„
6. = Mähren und Schlesien . . .	525 6/10	„
7. = Galizien	512 5/10	„
8. = Tirol und Vorarlberg . . .	456 5/10	„
9. im Küstenlande	440 8/10	„
10. in Dalmatien	382 7/10	„
11. = Böhmen	313 2/10	„
12. = Oesterreich unter der Enns .	289 7/10	„
13. = der Steiermark	247 6/10	„
14. = Kärnthen und Krain . . .	122 6/10	„
15. = Oesterreich ob der Enns . .	122 2/10	„

In der ganzen Monarchie kommen im Durchschnitte 492 6/10 Bewohner auf einen Ort.

Bei dieser Vergleichung zeigt sich vor Allem, daß der Mensch überall in den Flächen in größere Ortschaften sich zusammendrängt, dagegen in den Gebirgsgegenden in mehre und kleinere Ortschaften vereinzelt und vertheilt hat. Eine eben so allgemeine Beobachtung, die sich durch die kreisweise Berechnung der einzelnen Provinzen noch

deutlicher hervorstellt, ist es, daß der Deutsche überall in kleineren Ortschaften und in vereinzelten Gehöften, der Italiener hingegen, der Magyar und der Slave in großen, volkreichen Orten wohnt; nur in der Steiermark findet von allen dem gerade das Gegentheil Statt.

Die Wohnplätze der Menschen zerfallen auch in der Steiermark in Städte, Märkte und Dörfer.

a) Städte.

Wollte man bei Erforschung des Verhältnisses, welches zwischen den Landbewohnern und jenen der Städte und Märkte Statt findet, nach dem von dem geheimen Ober-Regierungsrathe J. G. Hoffmann [1]) für die preußische Monarchie aufgestellten Grundsatze, dem zu Folge als Städte alle Ortschaften anzusehen sind, die im Stande der Städte repräsentirt werden, auch hier vorgehen, so könnten in der Steiermark und in Oesterreich überhaupt nur die landesfürstlichen Städte und Märkte, keineswegs auch die unterthänigen und Schutz-Städte in Anschlag gebracht werden, was aber bei uns schon darum von keiner practischen Wichtigkeit wäre, weil manche unterthänige Stadt und mancher Markt dieser Art, wie z. B. Murau, Mureck u. a. größer, volk- und gewerbreicher ist, als viele unter den landesfürstlichen. Ueberhaupt wird dieser ganze Unterschied und das darauf sich beziehende Verhältniß, abgesehen von ihrem Einflusse auf Sterblichkeit, Lebensdauer und Moralität, von Jahr zu Jahr und zwar um so weniger bezeichnend und bedeutungsvoll, je mehr sich die städtischen Gewerbe über das flache Land verbreiten, was in Oesterreichs meisten Provinzen schon in einem ziemlich hohen Grade wirklich der Fall ist.

Nach der Conscription des J. 1834 zählte die Steiermark 20 Städte mit 29 (richtiger 31) Vorstädten, 8867 Häusern und 62,585 (28,190 männl. und 34,395 weibl.) Einwohnern. Der Städte- und Märktebewohner sind im ganzen Lande 114,205. Es kommt

1) S. desselben: Neueste Uebersicht der Bodenfläche, der Bevölkerung und des Viehstandes der einzelnen Kreise des preußischen Staates. Nach dem zu Ende des J. 1831 ämtlich aufgenommenen Verzeichnisse herausgegeben. Berlin 1833. S. 2.

somit im ganzen Lande 1 Stadt auf 20$^{4}/_{10}$ geogr. □ M. Außer der Hauptstadt des Landes ist unter allen Städten die Kreisstadt Marburg mit 3 Vorstädten, 664 Häusern und 4578 (nämlich 2066 männl. und 2512 weibl.) einheimischen Einwohnern die größte, und Friedberg, im Grätzer Kreise, mit 75 Häusern und 446 Einheimischen die kleinste. Die Städte sind unter die einzelnen Kreise folgendermaßen vertheilt:

Im Grätzer Kreise sind 6 Städte mit 12 Vorstädten, 3884 Häusern und 43,147 (nämlich 19,331 männl. und 23,816 weibl.) Einwohnern; es kommt mithin eine Stadt auf 17$^{1}/_{10}$ geogr. □ M. Unter den Städten dieses Kreises, wie überhaupt des ganzen Landes, ist die Hauptstadt der Provinz Grätz mit 6 Vorstädten, 2742 Häusern, 17 Kirchen und 37,049 einheimischen Civileinwohnern die größte, und Friedberg die kleinste.

Im Judenburger Kreise sind 5 Städte vorhanden mit 5 Vorstädten, 778 Häusern und 4807 (2209 männl. und 2598 weibl.) Einwohnern. In diesem Kreise entfällt mithin eine Stadt auf 20$^{8}/_{10}$ geogr. □ M. Die größte unter den Städten ist hier die Kreisstadt Judenburg mit 1 Vorstadt, 203 Häusern und 1521 Einwohnern, die kleinste hingegen Oberwölz mit 118 Häusern und 552 Einwohnern.

Im Cillier Kreise gibt es 4 Städte mit 4 Vorstädten, 615 Häusern und 3856 (1783 männl. und 2073 weibl.) Einwohnern. Es kommt in diesem Kreise 1 Stadt auf 17 geogr. Geviertmeilen. Am größten ist auch hier die Kreisstadt Cilli mit 3 Vorstädten, 207 Häusern und 1511 einheimischen Civileinwohnern, und das kleinste Städtchen ist Windischgrätz mit 120 Häusern und 694 Einwohnern.

Der Marburger Kreis hat 3 Städte mit 6 Vorstädten, davon eine als zu der im Grätzer Kreise gelegenen Stadt Radkersburg gehörig anzusehen ist, 1105 Häusern und 7314 (3259 männl. und 4055 weibl.) Einwohnern. In diesem Kreise kommt mithin eine Stadt auf 20$^{6}/_{10}$ geogr. □ M. Unter den Städten ist auch hier die Kreisstadt Marburg die größte mit 3 Vorstädten, 664

Häusern und 4578 (2066 männl. und 2512 weibl.) Einheimischen, und Friedau mit 97 Häusern und 614 Einwohnern die kleinste.

Der Brucker Kreis enthält 2 Städte mit 4 Vorstädten, 485 Häusern und 3461 (1608 männl. und 1853 weibl.) Einwohnern; somit kommt eine Stadt auf $35^{5}/_{10}$ geogr. □ M. Unter den beiden Städten dieses Kreises ist Bruck obgleich Kreisstadt, mit 2 Vorstädten, 202 Häusern und 1506 Einheimischen die kleinere; Leoben hingegen mit 2 Vorstädten, 283 Häusern und 1955 Einwohnern die größere.

Die Steiermark gehört mithin weder in die Reihe derjenigen Länder, in denen, wie z. B. auf der Insel Sicilien, der größte Theil der Bewohner in Städten lebt, und wo man nur ein Dutzend Dörfer findet, noch auch in die Zahl derjenigen Landstriche, wo man, wie z. B. in Ungarn und Pohlen, die Städte und Märkte nur sparsam über den ganzen Flächenraum vertheilt antrifft. Auch in dieser Beziehung nimmt die Steiermark, wie in so manchem Anderen, eine mittlere Stelle ein. Erforscht man nämlich dieses Verhältniß in den österreichischen Provinzen, so zeigt sich, daß im Durchschnitte eine Stadt komme

1. in Böhmen	bei 284	Städten, auf	$3^{4}/_{10}$	geogr. □ M.
2. „ Mähren und Schlesien	„ 119	„	$4^{0}/_{10}$	„
3. im Küstenlande	„ 30	„	$4^{8}/_{10}$	„
4. „ Venezianischen . .	„ 46	„	$9^{3}/_{10}$	„
5. in Oesterreich unter der Enns	„ 35	„	$10^{3}/_{10}$	„
6. „ Dalmatien	„ 17	„	$14^{0}/_{10}$	„
7. „ Kärnthen und Krain .	„ 25	„	$14^{7}/_{10}$	„
8. „ Galizien	„ 95	„	$16^{6}/_{10}$	„
9. „ der Steiermark . . .	„ 20	„	$20^{4}/_{10}$	„
10. „ Oesterreich ob der Enns	„ 17	„	$20^{5}/_{10}$	„
11. „ Tirol und Vorarlberg	„ 22	„	$23^{5}/_{10}$	„
12. „ der Lombardie . . .	„ 15	„	$26^{3}/_{10}$	„
13. „ Siebenbürgen	„ 29	„	$34^{7}/_{10}$	„
14. „ der Militärgränze . .	„ 12	„	$59^{4}/_{10}$	„
15. „ Ungarn	„ 56	„	$74^{1}/_{10}$	„

In der ganzen Monarchie kommt, bei einer Anzahl von 822 Städten, eine Stadt auf $14^{7}/_{10}$ geographische Geviertmeilen.

Die Städte sind in der Steiermark nicht immer durch Ringmauern geschlossen, obgleich alle in frühern Zeiten ummauert waren; doch sind sie in der Regel reinlich, die Häuser aus gebrannten Ziegeln, welche mit Bruchsteinen abwechseln, selten aus ägyptischen Ziegeln aufgeführt, mit Holzschindeln, seltener mit Ziegeln eingedeckt und meist assecurirt, gewöhnlich mit einem, seltener mit zwei Stockwerken über dem Erdgeschosse versehen, und die Straßen gepflastert. Nur eine und die andere unter den Städten hat ein dorfähnliches Ansehen.

Ihrer Volkszahl nach reihen sich die Städte der Steiermark folgendermaßen an einander:

Zahl der Folge	Name		Zahl				
	der		der				
	Städte	Kreise	Einheimischen	Männer	Weiber	Häuser	Bewoh. 1 Hauses
1.	Grätz	Grätz	37049	16180	20869	2742	$13^{5}/_{10}$
2.	Marburg	Marb.	4578	2066	2512	664	$6^{9}/_{10}$
3.	Fürstenfeld	Grätz	2374	1089	1285	323	$7^{3}/_{10}$
4.	Leoben	Bruck	1955	891	1064	283	$6^{9}/_{10}$
5.	Radkersburg [1]	Grätz	1913	934	979	346	$6^{0}/_{10}$
6.	Pettau	Marb.	1630	664	966	205	$8^{0}/_{10}$
7.	Judenburg	Judenb.	1521	710	811	203	$7^{5}/_{10}$
8.	Cilli	Cilli	1511	698	813	207	$7^{5}/_{10}$
9.	Bruck	Bruck	1506	717	789	202	$7^{5}/_{10}$
10.	Hartberg [2]	Grätz	1077	502	575	267	$4^{0}/_{10}$
11.	Murau	Judenb.	978	449	529	177	$5^{5}/_{10}$
12.	Knittelfeld	"	967	432	535	160	$6^{0}/_{10}$
13.	Windisch-Feistritz	Cilli	967	449	518	159	$6^{0}/_{10}$
14.	Rottenmann	Judenb.	789	358	431	120	$6^{3}/_{10}$

1) Mit der im Marburger Kreise gelegenen Vorstadt Gries und mit Oberradkersburg; ohne dieselben mit 257 Häusern und 1421 Einheimischen, nämlich [illegible] männl. und 728 weibl. Seelen.

2) Hartberg's Häuserzahl, da sie in den von dem hohen Landespräsidio abverlangten statistischen Tabellen fehlt, konnte nur approximativ berechnet werden.

Zahl der Folge	Name der Städte	Name der Kreise	Zahl der Einheimischen	Zahl der Männer	Zahl der Weiber	Zahl der Häuser	Bewoh. 1 Hauses
15.	Voitsberg	Grätz	780	373	407	120	6 5/10
16.	Windischgrätz	Cilli	694	300	394	120	5 8/10
17.	Rann	"	631	283	348	129	5 3/10
18.	Friedau	Marb.	614	288	326	97	6 3/10
19.	Oberwölz	Judenb.	552	260	292	118	4 7/10
20.	Friedberg	Grätz	446	225	221	75	5 9/10

b) Märkte.

Der Märkte sind in der Steiermark gegenwärtig (1834) 96 vorhanden mit 8756 Häusern und 51,620 (25,393 männl. und 26,227 weibl.) Einwohnern. Es kommt somit ein Markt auf 4²/₁₀ geogr. □ Meilen. Der größte Markt im ganzen Lande ist Leibnitz, im Marburger Kreise, mit 163 Häusern und 1267 (586 männl. und 681 weibl.) Einwohnern; und der volkreichste Vordernberg, im Brucker Kreise, mit 127 Häusern und 1405 (711 männl. und 694 weibl.) Einheimischen; der kleinste hingegen Wöllan im Cillier Kreise mit 32 Häusern und 128 (65 männl. und 63 weibl.) einheimischen Seelen, obgleich ihm der Häuserzahl nach Maxau im Cillier- und Neustift im Marburger Kreise gleich kommen.

Die Märkte sind unter die einzelnen Kreise auf folgende Art vertheilt:

Im Grätzer Kreise sind 30 Märkte mit 2848 Häusern und 16,551 (7940 männl. und 8611 weibl.) Einwohnern; es kommt mithin hier ein Markt auf 3⁴/₁₀ □ Meilen. Unter den Märkten dieses Kreises ist Mureck mit 143 Häusern und 945 (470 männl. und 476 weibl.) Einwohnern der größte, und Mooskirchen mit 34 Häusern und 199 (100 männl. und 99 weibl.) einheimischen Seelen der kleinste.

Der Cillier Kreis hat 25 Märkte mit 1907 Häusern und 9637 (4702 männl. und 4935 weibl.) Einwohnern; es kommt somit ein Markt auf 2⁷/₁₀ geogr. □ Meilen. Unter den Märkten dieses Krei-

ses nimmt Gonowitz mit 199 Häusern und 643 Einwohnern den ersten und Wöllan den letzten Platz ein.

Im Marburger Kreise befinden sich 16 Märkte mit 1511 Häusern und 7314 (3259 männl. und 4055 weibl.) Seelen. In diesem Kreise kommt mithin ein Markt auf $3^8/_{10}$ □ Meilen. Den ersten Platz unter den Märkten behauptet Leibnitz, und den letzten nimmt Neustift ein mit 32 Häusern und 153 (67 männl. und 86 weibl.) Seelen.

Im Judenburger Kreise gibt es der Märkte 14 mit 1419 Häusern und 8318 (3911 männl. und 4407 weibl.) einheimischen Seelen; davon kommt ein Markt auf $7^4/_{10}$ □ M. Am größten ist der Markt Aussee[1]) mit 154 Häusern und 1176 Einwohnern, am kleinsten hingegen Irdning mit 55 Häusern und 322 (155 männl. und 167 weibl.) Einheimischen.

Der Brucker Kreis hat 11 Märkte mit 1071 Häusern und 7617 (3638 männl. und 3979 weibl.) Einwohnern. Ein Markt kommt in diesem Kreise auf $6^4/_{10}$ geogr. □ Meilen. Der größte Markt ist Eisenerz mit 149 Häusern und 1286 (598 männl. und 688 weibl.) Seelen, der volkreichste Vordernberg mit 127 Häusern und 1405 (711 männl. und 694 weibl.) Einheimischen und der kleinste Altenmarkt mit 27 Häusern und 176 (81 männl. und 95 weibl.) Einwohnern.

Bei einer Vergleichung der österreichischen Provinzen ergibt sich, daß im Durchschnitte ein Markt

1. in Oesterreich unter der Enns	bei	239	Märkten auf	$1^5/_{10}$	geogr. □ M.
2. im Venezianischen . . .	„	172	„	$2^5/_{10}$	„
3. in Mähren und Schlesien .	„	178	„	$2^7/_{10}$	„
4. „ der Lombardie . . .	„	141	„	$2^8/_{10}$	„
5. „ Oesterreich ob der Enns	„	114	„	$3^0/_{10}$	„
6. „ Böhmen	„	278	„	$3^4/_{10}$	„
7. „ der Steiermark . . .	„	96	„	$4^3/_{10}$	„
8. „ Ungarn	„	645	„	$6^5/_{10}$	„

1) Nur nach einer approximativen Berechnung.

9. . Dalmatien . . . . . bei 34 Märkten auf $7\,^{0}/_{10}$ geogr. □M.
10. . Galizien . . . . 194 „ $8\,^{1}/_{10}$ „
11. . Kärnthen und Krain . . 42 „ $8\,^{8}/_{10}$ „
12. im Küstenlande . . . . . 14 „ $10\,^{4}/_{10}$ „
13. in Siebenbürgen . . . . . 46 „ $16\,^{8}/_{10}$ „
14. . Tirol und Vorarlberg . 28 „ $18\,^{4}/_{10}$ „
15. . der Militärgränze . . . 23 „ $31\,^{0}/_{10}$ „

in der ganzen Monarchie hingegen bei 2244 Märkten auf $5\,^{4}/_{10}$ geographische Geviertmeilen komme.

Die Märkte unterscheiden sich in der Steiermark nur wenig von den Städten; denn manche derselben sind, entweder noch immer oder waren doch noch vor kurzer Zeit, mit Ringmauern umgeben, durch mancherlei städtische Gewerbe belebt, gleich den Städten mit einem Straßenpflaster versehen, und nicht selten größer und volkreicher, als sie. Ziegelbau ist auch in ihnen vorherrschend, doch trifft man in vielen derselben auch Holzhütten an. Am elendesten sind die Märkte im Cillier-, am reinlichsten und freundlichsten im Grätzer- und Marburger Kreise.

Ihrer Volkszahl nach reihen sich die Märkte der Steiermark in nachstehender Ordnung an einander an:

Zahl der Folge	Name der Märkte	Name der Kreise	Zahl der Einheimischen	Zahl der Männer	Zahl der Weiber	Zahl der Häuser	Bewoh. 1 Hauses
1.	Vordernberg	Bruck	1405	711	694	127	$11\,^{0}/_{10}$
2.	Eisenerz	„	1286	598	688	149	$8\,^{6}/_{10}$
3.	Leibnitz	Marb.	1267	586	681	163	$7\,^{8}/_{10}$
4.	Aussee	Judenb.	1176[1]	540	636	154	$7\,^{6}/_{10}$
5.	Mureck	Grätz	945	470	475	143	$6\,^{6}/_{10}$
6.	Schladming	Judenb.	933	411	522	170	$5\,^{5}/_{10}$
7.	St. Lorenzen	Marb.	922	470	452	121	$7\,^{6}/_{10}$
8.	St. Georgen	Grätz	918	426	492	160	$5\,^{7}/_{10}$

1) Die Volkszahl ist auch hier nur approximativ berechnet aus dem bei Hartberg angegebenen Grunde.

Zahl der Folge	Name der		Zahl der				
	Märkte	Kreise	Einheimischen	Männer	Weiber	Häuser	Bewoh. 1 Hauses
9.	Burgau	Grätz	917	452	465	152	6 0/10
10.	Mürzzuschlag	Bruck	901	407	494	136	5 1/10
11.	Gleisdorf	Grätz	879	397	482	119	7 4/10
12.	Polstrau	Marb.	859	419	440	144	6 0/10
13.	Gröbming	Judenb.	817	372	445	104	8 2/10
14.	Feldbach	Grätz	797	382	415	111	7 2/10
15.	Zell	Bruck	797	362	435	108	7 4/10
16.	Admont	Judenb.	764	394	370	110	6 9/10
17.	Pöllau	Grätz	756	359	397	122	6 2/10
18.	Weitz	"	720	397	323	151	4 8/10
19.	Mahrenberg	Marb.	689	326	363	110	6 3/10
20.	Neumarkt	Judenb.	687	338	349	120	5 7/10
21.	Obdach	"	685	311	374	132	5 2/10
22.	Schwannberg	Marb.	664	313	351	124	5 4/10
23.	Trofayach	Bruck	657	327	330	138	4 8/10
24.	Gonowitz [1]	Cilli	643	318	325	199	3 2/10
25.	Oberburg	"	642	329	313	108	5 9/10
26.	Kindberg	Bruck	605	268	337	105	5 8/10
27.	Wernsee	Marb.	605	277	328	94	6 4/10
28.	Luttenberg	"	600	299	301	108	5 6/10
29.	Fehring	Grätz	595	297	298	104	5 7/10
30.	Eibiswald	Marb.	579	279	300	87	6 7/10
31.	Vorau	Grätz	572	263	309	95	6 0/10
32.	Wildon	"	566	261	305	103	5 5/10
33.	Kapfenberg	Bruck	557	259	298	91	6 1/10
34.	Birkfeld	Grätz	556	263	293	102	5 0/10
35.	Stainz	"	554	264	290	77	7 2/10
36.	Rohitsch	Cilli	552	274	278	102	5 4/10
37.	Gnas	Grätz	547	252	295	113	4 8/10
38.	Gradwein	"	546	285	261	98	5 6/10
39.	St. Ruprecht	"	542	238	304	75	7 2/10
40.	Hohenmauthen	Marb.	528	257	271	85	6 2/10
41.	Köflach	Grätz	527	264	263	84	6 3/10
42.	Tüffer	Cilli	525	253	272	114	4 6/10

1) Ist auch nur approximativ angesetzt.

Zahl der Folge	Name der Märkte	Name der Kreise	Zahl der Einheimischen	Zahl der Männer	Zahl der Weiber	Zahl der Häuser	Bewoh. 1 Hauses
43.	Sachsenfeld	Cilli	523	251	272	88	5 9/10
44.	Frohnleiten	Grätz	516	248	268	103	5 0/10
45.	Weißkirchen	Judenb.	512	220	292	79	6 5/10
46.	Feistritz	Grätz	511	237	274	91	5 6/10
47.	Uebelbach	"	510	243	267	82	6 2/10
48.	Lichtenwald	Cilli	509	233	276	136	3 7/10
49.	Laufen	"	500	249	251	91	5 5/10
50.	Aflenz	Bruck	490	253	237	63	7 8/10
51.	Hörberg [1])	Cilli	485	240	245	69	7 0/10
52.	Oberzeyring [2])	Judenb.	479	237	242	107	4 5/10
53.	Weitenstein	Cilli	479	230	249	78	6 1/10
54.	Passail	Grätz	478	231	247	91	5 3/10
55.	Drachenburg	Cilli	474	235	239	75	6 3/10
56.	St. Lambrecht	Judenb.	470	236	234	105	4 5/10
57.	Deutsch-Landsb.	Marb.	468	214	254	79	5 8/10
58.	Straß	Grätz	465	233	232	78	6 0/10
59.	Leutschach	Marb.	460	226	234	71	6 5/10
60.	Schönstein	Cilli	455	234	221	81	5 6/10
61.	Reichenberg	"	439	217	222	84	5 4/10
62.	Mautern	Bruck	438	220	218	82	5 3/10
63.	St. Leonhard	Marb.	437	207	230	76	5 7/10
64.	Arnfels	"	437	189	248	73	6 0/10
65.	Ehrenhausen	"	429	210	219	70	6 0/10
66.	Semriach	Grätz	426	199	227	83	5 1/10
67.	Pischelsdorf	"	424	203	221	77	5 5/10
68.	St. Florian	Marb.	400	192	208	74	5 4/10
69.	Preding	Grätz	390	182	208	75	5 2/10
70.	Hochenegg	Cilli	387	173	214	71	5 4/10
71.	Haus [3])	Judenb.	385	176	209	64	6 0/10
72.	Seckau	"	382	174	208	67	5 7/10
73.	Prasberg	Cilli	381	187	194	80	4 7/10
74.	Peilenstein	"	366	173	193	80	4 5/10
75.	Peggau	Grätz	359	174	185	69	5 2/10

1) Ist nicht aus den Conscriptionsdaten genommen.

2) Ist auch nur approximative angegeben.

3) Die Häuserzahl, da sie in den eingeschickten statistischen Tabellen fehlt, ist nur approximative berechnet.

Zahl der Folge	Name der Märkte	Name der Kreise	Zahl der Einheimischen	Zahl der Männer	Zahl der Weiber	Zahl der Häuser	Bewohner auf 1 Haus
76.	St. Peter	Judenb.	356	176	180	85	4 2/10
77.	Anger	Grätz	354	162	192	75	4 7/10
78.	Riegersburg	"	353	166	187	67	5 3/10
79.	Unzmarkt	Judenb.	350	171	179	67	5 2/10
80.	Ilz	Grätz	340	153	187	64	5 3/10
81.	Irdning	Judenb.	322	155	167	55	5 9/10
82.	St. Gallen	Bruck	305	152	153	45	6 8/10
83.	St. Georgen	Cilli	292	148	144	52	5 6/10
84.	Ligist	Grätz	289	139	150	50	5 8/10
85.	Saldenhofen	Cilli	277	130	147	48	5 8/10
86.	Fraslau	"	275	140	135	59	4 7/10
87.	Rietz	"	268	124	144	45	6 0/10
88.	Wind. Landsberg	"	253	134	119	51	5 0/10
89.	Studenitz	"	246	111	135	48	5 1/10
90.	Lemberg	"	230	107	123	47	4 9/10
91.	Mooskirchen	Grätz	199	100	99	34	5 9/10
92.	Altenmarkt	Bruck	176	81	95	27	6 5/10
93.	Montpreis	Cilli	155	75	80	38	4 1/10
94.	Neustift	Marb.	153	67	86	32	4 8/10
95.	Marau	Cilli	153	72	81	31	4 9/10
96.	Wöllau	"	128	65	63	32	4 0/10

c) Dörfer.

Die Zahl der Dörfer beläuft sich in der Steiermark auf 3590 mit 144,152 Häusern und (nach der Conscription des J. 1831) 775,035 Einwohnern. Im ganzen Lande kommen somit 8 7/10 Dörfer auf eine geographische Geviertmeile. Ungeachtet man in der Steiermark vergebens Dörfer sucht, die mit Csába (Békeser Gespannschaft mit 22,143 Einw.), Oroszháza (Békeser Comitat mit 9581 E.), Mezö-Berény (ebendaselbst mit 7881 E.), Tóth-Komlós (in demselben Comitate mit 6898 Einw.) und anderen ähnlichen Ortschaften Ungarns verglichen werden könnten; so gibt es doch viele, die an Größe die Märkte übertreffen. Freilich darf man bei einer solchen Vergleichung nur jene Dörfer im Auge behalten, deren Häu-

ser nicht zerstreuet, sondern, gleichwie in den Städten und Märkten, entweder in Gässen vereinigt oder doch wenigstens nahe beisammen liegen; denn die meisten steirischen Gemeinden bestehen aus ganz vereinzelt liegenden Hütten (hier zu Lande Keuschen genannt) und Bauerngehöften, die über das ganze Land zerstreuet, und nur durch die Pfarre und Kirche, oder durch gewisse politische Einrichtungen zu einzelnen (Conscriptions- oder Steuer-) Gemeinden vereinigt sind. Mehre darunter haben über oder nahe an tausend Einwohner; die größten Dörfer dieser Art sind im Marburger-, Cillier- und Grätzer Kreise; ihre Aufzählung würde aber den Aufsatz ungebührlich erweitern.

Die Gesammtzahl der Dörfer ist unter die einzelnen Kreise des Landes auf folgende Art vertheilt:

Im Cillier Kreise sind 1092 Dörfer mit 34,520 Häusern und 189,747 (90,629 männl. und 99,118 weibl.) Eingebornen, von welcher Zahl 16 Dörfer auf eine geographische Geviertmeile kommen. Die größten Gemeinden dieses Kreises sind: Bösenwinkel, Unterdollitsch, Wresen u. s. w.

Der Grätzer Kreis zählt 999 Dörfer mit 46,932 Häusern und 261,013 (124,571 männl. und 136,442 weibl.) Einheimischen. In diesem Kreise kommen mithin $9^7/_{10}$ Dörfer auf eine geographische Geviertmeile. Die bedeutendsten Gemeinden dieses Kreises sind: Staudach, Unterrohr, Hohenbrugg, Thal u. s. w.

Im Marburger Kreise gibt es 860 Dörfer mit 39,869 Häusern und 189,632 (90,408 männl. und 99,224 weibl.) Seelen; es kommen mithin $13^8/_{10}$ Dörfer auf eine geogr. □ M. Die größten Gemeinden dieses Kreises sind: Slemen, Zellnitz, Kohlberg, Kapel u. m. A.

Der Judenburger Kreis enthält 387 Dörfer mit 14,028 Häusern und 78,656 (37,348 männl. und 41,308 weibl.) Seelen. Auf eine geogr. Geviertmeile kommen mithin hier $3^7/_{10}$ Dörfer. Die größten Gemeinden dieses Kreises sind: Laßnig- Schatt- und Sonnseite, Ardning, Oeblarn u. m. A.

Im Brucker Kreise sind 252 Dörfer mit 9803 Häusern und 55,987 (27,265 männl. und 28,722 weibl.) Einwohnern; somit kommen nur $6^4/_{10}$ Dörfer auf eine geogr. □ M. Die volkreichsten Gemeinden dieses Kreises sind: Landl, Grumpenthal, Hieflau, Wald u. m. A.

Forscht man nun nach dem Verhältnisse, in welchem in der Steiermark die Einwohner der Städte und Märkte zu den Dorfbewohnern stehen; so zeigt sich, daß sich nach den Ergebnissen der Conscription des J. 1834 die ersteren zu den letzteren verhalten:

im Cillier	Kreise	wie 100 : 1406	oder	wie	1 : 14
„ Marburger	„	„ 100 : 1128	„	„	1 ; $11^1/_4$
„ Judenburger	„	„ 100 : 599	„	„	1 : 6
„ Brucker	„	„ 100 : 505	„	„	1 : 5
„ Grätzer	„	„ 100 : 437	„	„	1 : $4^1/_3$

und im ganzen Lande verhalten sich die Bewohner der Städte und Märkte zu jenen des flachen Landes wie 100 : 679, oder wie 1 : $6^4/_5$. Es sind mithin unter 100 Einwohnern

im Cillier	Kreise	7	Stadt- und	Markt- und	93	Landbewohner
„ Marburger	„	8	„	„	92	„
„ Judenburger	„	14	„	„	86	„
„ Brucker	„	17	„	„	83	„
„ Grätzer	„	19	„	„	81	„
und im ganzen Lande		13	„	„	87	„

Bei einer Vergleichung dieses Verhältnisses mit der Vermehrung der Volkszahl zeigt sich auch hier das Axiom der politischen Arithmetik, daß die Sterblichkeit auf dem flachen Lande geringer sei, als in den Städten, so klein auch im Ganzen genommen und so dorfähnlich viele der steirischen Städte und Märkte sind, vollkommen bestätiget; denn mit Ausnahme des einzigen, von den höchsten Gebirgen des Landes bedeckten Judenburger Kreises nehmen die Landeskreise unter einander ganz dieselbe Ordnung in Hinsicht der Vermehrung und der Verdoppelung ihrer Volksmenge, wie in Bezug auf das vorstehende und zunächst besprochene Verhältniß ein.

Bei einer Vergleichung der Steiermark mit den übrigen Provinzen des Kaiserstaates zeigt sich, daß im Durchschnitte nach den Conscriptionslisten des J. 1831 auf eine geogr. □ M.

1. in Kärnthen und Krain . . .	bei 5928 Dörfer	$16\,^{1}/_{10}$	Dörfer
2. = Oesterreich ob der Enns . .	= 6720 "	$13\,^{6}/_{10}$	"
3. = Böhmen	= 11979 "	$12\,^{6}/_{10}$	"
4. = Oesterreich unter der Enns .	= 4299 "	$12\,^{0}/_{10}$	"
5. = der Steiermark	= 3574 "	$8\,^{6}/_{10}$	"
6. = Mähren und Schlesien . . .	= 3675 "	$6\,^{7}/_{10}$	"
7. im Venezianischen	= 3256 "	$6\,^{7}/_{10}$	"
8. = Küstenlande	= 943 "	$6\,^{5}/_{10}$	"
9. in der Lombardie	= 2391 "	$6\,^{0}/_{10}$	"
10. = Galizien	= 6050 "	$3\,^{8}/_{10}$	"
11. = Dalmatien	= 865 "	$3\,^{6}/_{10}$	"
12. = Tirol und Vorarlberg	= 1720 "	$3\,^{3}/_{10}$	"
13. = Ungarn	= 11795 "	$2\,^{8}/_{10}$	"
14. = der Militärgränze	= 2029 "	$2\,^{8}/_{10}$	"
15. = Siebenbürgen	= 2305 "	$2\,^{6}/_{10}$	"
und in der ganzen Monarchie . .	= 67529 "	$3\,^{6}/_{10}$	"

kommen.

Während in der Steiermark mit Ausnahme von Grätz, Marburg und Leoben im J. 1831 kein anderer Ort mehr als 2000 Einwohner hatte, zählte man in der ganzen Monarchie:

986	Märkte, Dörfer	und Gemeinden	von 2	bis 4000	Einwohnern
157	"	"	= 4	= 6000	"
53	"	"	= 6	= 8000	"
18	"	"	= 8	= 10000	"
20	"	"	= 10	= 15000	"
9	"	"	= 15	= 20000	"
4	"	"	= 20	= 30000	"
1	"	"	=	= 35300	"

Wie überhaupt in gebirgigen und holzreichen Ländern, so ist auch in der Steiermark in den Dörfern der Holzbau der gewöhnlichere, und überhaupt der bei weitem vorherrschende; nur im unte=

ren Lande und in den hügeligen östlichen Strichen des Grätzer Kreises sind auch aus gebrannten und ägyptischen Ziegeln aufgeführte Häuser häufig, und in mehren Ortschaften beginnt seit einigen Jahren auch der Piseebau häufiger zu werden. Die Bedachung besteht aus Holz, nur in einer und der anderen Gegend, besonders aber in den an Ungarn, Krain und Croatien gränzenden Landstrichen sind auch Strohdächer zu Hause. Einen auffallenden Unterschied in der Bauart, in der inneren Einrichtung und in der Geräumigkeit begründet die Nationalität und drückt überhaupt beiden Landestheilen einen ganz verschiedenen Charakter auf.

d) Häuser.

Mit der Zunahme der Volksmenge hat sich in der Steiermark nicht so wie in den übrigen Provinzen der Monarchie die Zahl der Häuser regelmäßig vermehrt. Es zählte die Steiermark

im Jahre	1821	165,369	Häuser
"	1822	165,542	"
"	1823	165,523	"
"	1824	165,195	"
"	1825	162,716	"
"	1826	163,058	"
"	1827	163,336	"
"	1830	159,614	"
"	1831	160,940	"
"	1834	161,675	"

Diese großen Schwankungen können nur einem minder genauen Verfahren bei der Conscriptionsführung oder einem Fehler bei der Summirung zugeschrieben werden. Der Einfluß der Numerirungs-Berichtigung kann unmöglich so bedeutend sein, um ein solches auffallend bedeutendes Schwanken zu erklären. Wären aber die Conscriptionslisten als richtig anzunehmen, so hätte sich in diesem Lande die Zahl der Häuser seit dem J. 1801 um 4165 vermindert, was bei der Anlage mancher neuen Dörfer und bei der auffallenden Vermehrung der Häuser in vielen, ja in den meisten Ortschaften eine sehr befremdende Erscheinung ist.

Nach dem Ergebnisse der Volkszählung vom J. 1834 ist die Häuserzahl unter die einzelnen Kreise auf folgende Art vertheilt:

Es kommen auf den Grätzer Kreis 54,564 Häuser mit 68,209 Wohnparteien, und davon auf die geographische □ Meile $529^{7}/_{10}$ Häuser;

auf den Marburger Kreis entfallen 42,485 Häuser mit 45,356 Wohnparteien, und auf jede einzelne Geviertmeile $86^{2}/_{10}$ Häuser;

im Cillier Kreise gibt es 37,042 Häuser mit 40,928 Wohnparteien; in diesem Kreise kommen daher $544^{7}/_{10}$ Häuser auf eine geogr. □ Meile;

der Judenburger Kreis zählt 16,225 Häuser mit 20,608 Wohnparteien, davon kommen in diesem Kreise 156 Häuser auf eine geogr. □ Meile;

im Brucker Kreise endlich zählt man 11,359 Häuser mit 14,279 Wohnparteien, so daß hier $159^{9}/_{10}$ Häuser auf eine geogr. Geviertmeile kommen.

Im ganzen Lande entfallen gegenwärtig $396^{2}/_{10}$, und auf jede einzelne Ortschaft $43^{1}/_{10}$ Häuser, endlich auf jeden einzelnen Ort (die Vorstädte für sich gerechnet) von der gesammten Civilbevölkerung $241^{9}/_{10}$ und auf jedes einzelne Haus $5^{6}/_{10}$ Bewohner.

Erforscht man nun noch, in welchem Verhältnisse die Steiermark in Hinsicht auf die Vertheilung der Wohngebäude zu den übrigen Provinzen stehe, so zeigt sich, daß (nach der Conscription des J. 1831)

1. im Venezianischen . . .	bei	357,491	Häusern, deren	$831^{7}/_{10}$
2. in der Lombardie . . .	=	295,222	„	$743^{7}/_{10}$
3. = Mähren und Schlesien	=	299,247	„	$620^{8}/_{10}$
4. = Böhmen	=	556,485	„	$584^{5}/_{10}$
5. = Oesterreich unter der Enns	=	156,722	„	$520^{1}/_{10}$
6. im Küstenlande	=	64,442	„	$444^{8}/_{10}$
7. in Galizien	=	655,442	„	$417^{8}/_{10}$
8. = Ungarn	=	1,636,240	„	$391^{3}/_{10}$
9. = Oesterreich ob der Enns	=	125,363	„	$360^{2}/_{10}$

10. „ der Steiermark . . . bei 160,940 Seelen, deren 345 4/10
11. „ Kärnthen und Krain . „ 113,778 „ 309 4/10
12. „ Siebenbürgen . . . . „ 286,347 „ 284 6/10
13. „ Dalmatien . . . . . „ 65,612 „ 274 9/10
14. „ Tirol und Vorarlberg . „ 113,183 „ 219 6/10
15. „ der Militärgränze . . . „ 133,868 „ 188 3/10

in der ganzen österreichischen Monarchie endlich, bei einer Gesammtzahl von 5,020,382 Häusern, deren 415 im Durchschnitte auf eine geographische Geviertmeile entfallen.

Eine ganz andere Ordnung nehmen die Provinzen unter einander an, wenn man nach der Größe der Ortschaften oder nach der Zahl der Häuser forscht, aus deren jede einzelne aus ihnen zusammengesetzt ist; denn es kommen im Durchschnitte (1831) auf eine Ortschaft

1. in Ungarn . . . . 131 1/10 Häuser
2. „ der Lombardie . . . . . 118 9/10 „
3. „ Siebenbürgen . . . . . 107 0/10 „
4. „ Galizien . . . . 104 0/10 „
5. im Venezianischen . . . . . 102 9/10 „
6. in Mähren und Schlesien . 75 3/10 „
7. „ Dalmatien . . . . . . 71 4/10 „
8. im Küstenlande . . . . . . 65 3/10 „
9. in der Militärgränze . . . 65 0/10 „
10. „ Tirol und Vorarlberg . . 64 0/10 „
11. „ Böhmen . . . . 44 0/10 „
12. „ der Steiermark . . . . 43 6/10 „
13. „ Oesterreich unter der Enns 36 5/10 „
14. „ Kärnthen und Krain . . 29 0/10 „
15. „ Oesterreich ob der Enns . 18 3/10 „

und in dem ganzen Kaiserstaate im Durchschnitte 71 1/10 „

Von der gesammten effectiven Volksmenge kommen nach dem Ergebnisse der Conscription des Jahres 1831 auf ein Haus:

1.	in der Militärgränze . . .	$8\,^{4}/_{10}$	Seelen
2.	= der Lombardie	$8\,^{3}/_{10}$	"
3.	= Tirol und Vorarlberg . .	$7\,^{1}/_{10}$	"
4.	= Mähren und Schlesien .	$7\,^{0}/_{10}$	"
5.	= Böhmen	$7\,^{0}/_{10}$	"
6.	= Oesterreich unter der Enns	$7\,^{0}/_{10}$	"
7.	= Ungarn	$6\,^{9}/_{10}$	"
8.	= Galizien	$6\,^{8}/_{10}$	"
9.	im Küstenlande	$6\,^{7}/_{10}$	"
10.	in Oesterreich ob der Enns .	$6\,^{7}/_{10}$	"
11.	= Siebenbürgen	$6\,^{7}/_{10}$	"
12.	= Kärnthen und Krain . .	$6\,^{5}/_{10}$	"
13.	im Venezianischen	$5\,^{8}/_{10}$	"
14.	in der Steiermark	$5\,^{7}/_{10}$	"
15.	= Dalmatien	$5\,^{4}/_{10}$	"
	in der ganzen Monarchie endlich . . .	$6\,^{9}/_{10}$	"

Was endlich die Vertheilung der Wohnparteien anbelangt, so kommen auf ein Haus

1.	in Ungarn	bei 2,371,200	Wohnp.	$2\,^{0}/_{10}$
2.	= Oesterreich unter der Enns	= 288,075	"	$1\,^{8}/_{10}$
3.	= der Lombardie	= 475,985	"	$1\,^{6}/_{10}$
4.	= Galizien	= 1,017,531	"	$1\,^{6}/_{10}$
5.	= Mähren und Schlesien . .	= 474,754	"	$1\,^{6}/_{10}$
6.	= Böhmen	= 896,470	"	$1\,^{6}/_{10}$
7.	= Oesterreich	= 181,998	"	$1\,^{5}/_{10}$
8.	= Tirol und Vorarlberg . .	= 165,500	"	$1\,^{5}/_{10}$
9.	im Küstenlande	= 98,652	"	$1\,^{4}/_{10}$
10.	in Kärnthen und Krain . . .	= 147,487	"	$1\,^{3}/_{10}$
11.	= der Steiermark	= 185,845	"	$1\,^{2}/_{10}$
12.	= Siebenbürgen	= 335,903	"	$1\,^{2}/_{10}$
13.	im Venezianischen	= 400,297	"	$1\,^{1}/_{10}$
14.	in der Militärgränze	= 127,553	"	$1\,^{0}/_{10}$
15.	= Dalmatien	= 59,843	"	$^{9}/_{10}$
	in der ganzen Monarchie endlich	= 7,227,093	"	$1\,^{4}/_{10}$

Notizen.

Heimatliches.

Erörtert von Prof. Joh. Gabr. Seidl.

Was ich unter dieser Aufschrift biete, bildet gleichsam einen Anhang zu der im zweiten Hefte des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift (S. 135 — 144) von mir eröffneten Rubrik. Ich liefere hier, ohne weitere Ansprüche, nur bunte Steine, wie ich sie auf meinen Wanderungen durch das Gebiet der vaterländischen Literatur eben am Wege finde. Vielleicht können sie bei einem künftigen Baue zur Ausfüllung dieser oder jener Lücke dienen; wenigstens glaube ich, daß nichts, was die Heimat betrifft, für selbe ganz werthlos sei. Mögen Jene, welchen, da sie in einem lebhafteren Verkehre stehen, reichere Quellen geöffnet sind, ein Gleiches thun!

Eine freundliche Hindeutung auf das Eigenthümliche des steiermärker Tanzes findet sich in den Blättern für literarische Unterhaltung. Leipzig, bei F. A. Brockhaus (Jahrg. 1834. Nr. 332, S. 1372). Die Veranlassung dazu gab eine kurze Anzeige des Werkes: „Darstellungen aus dem steiermärk'schen Oberlande von F. C. Weidmann." Der Verfasser dieses mit vielem Fleiße und lebhafter Wärme für die Sache geschriebenen Buches erhält dort den Namen: Wiedemann, von welchem eine beigefügte Note, mit abermaliger Entstellung des in der literarischen Welt recht wohl bekannten Namens, bemerkt, daß er ein vielgereister Mann sei u. s. w. „Zum Tanze" fährt der Leipziger-Referent mit des Verfassers Worten fort „pflegen die Tänzer auch kleine Lieder, Vassele (?) genannt, zu improvisiren," die aber, fügt Ref. mit seinen eigenen Worten bei, meist treffend, oft auch genial sind. — Ref. hat hier die von Herrn Weidmann mit dem wahren Lokalnamen „Vasseln" bezeichneten Liedchen durch Veränderung

eines einzigen Buchstabens (die wol auch auf Kosten des Setzers gehen mag) auf schwäbischen (allemannischen) Grund und Boden hinübergespielt. Weit passender, als die Bemerkung, daß dieselben „meist treffend und oft genial sind", ist Hrn. Weidmann's eigene Charakterisirung derselben, welcher sie Fulgurationen eines wahrhaft poetischen Geistes und Sinnes nennt. Gewöhnlich geht dieses sogenannte „Tanz' angeb'n" in eine Art von poetischen Zweikampf über, wobei sich die Gegner mit lyrischen Epigrammen stechen und pariren, oder sich in gereimten Kettenverhältnissen unerschöpflich bekämpfen, indem die Schlußzeilen des kaum abgesungenen Quatrin's schon zugleich den Keim für die Antwort des schlagfertigen Nebenbuhlers enthalten. Ueberhaupt dürften sowol diese Basseln, als auch die Gasselsprüche, diese theils lüsternen und kirrenden, theils bitteren und prickelnden Ständchen dem Norddeutschen etwas ganz Fremdartiges sein. — Nachdem der Ref. Hrn. Weidmann's Charakteristik des steiermärk'schen Tanzes wörtlich mitgetheilt, schließt er mit der Frage: „Ob und in welchem Grade dieses wol wahr sein mag?" Man kann ihm hierauf mit gutem Gewissen antworten, daß im Vorhergehenden nichts übertrieben sei. Obwol eben nicht ein besonderer Freund des Tanzes (am wenigsten jenes sinnlosen, für einen künstlichen Tanz zu unnatürlichen, für einen natürlichen zu verkünstelten Umherkeuchens und Durcheinanderhüpfens, welches nebst den zungenlähmenden Partie-Spielen in unserer Zeit die Oberhand genommen und jede geistreichere gesellschaftliche Unterhaltung in den Hintergrund gedrängt hat), kann ich doch nicht umhin, diesem, natürliche Grazie mit sinnreichem Wechsel verbindenden, wahrhaft poetischen National-Tanze das Empfehlendste nachzurühmen. In ihm spricht sich eine Idee aus; Alles kommt trotz der vielfach verschlungenen Figuren und Wendungen so ungezwungen und doch so überraschend, daß man glaubt, es könne nicht anders sein, wiewol man sich's im Augenblicke vorher noch nicht erwartet hätte. Nichts ist schroff, nichts sinnleer, Alles Rundung, Alles Ausdruck; dazu noch die plastische Ruhe der Bewegung; das gleichmäßige, nur manchmal von einem rascheren Dreher, wie von einem Aufblitz der Laune, unterbrochene Fortwiegen; die bald kindlich wehmüthige, bald muthwillig lustige Melodie der Tanzweisen, in welchen klagendes Schleifen mit neckischem Hüpfen und schnippischem Abschnellen der Töne, geregelt von einem eigenthümlichen Basse, wechselt, und das Anschlagen der leeren Saiten, gleich musikalischen Gedankenstrichen von einer Tonart in die andere hinüberführt. Wenn der Deutsche (Walzer) die Dithyrambe der Tanz-Lyrik ist, so könnte man den steiermärkischen Tanz die Elegie derselben nennen.

Einige Notizen zur Statistik von Steiermark liefert eine von Herrn von Malchus, dem Verfasser des Handbuchs der Militärgeographie ꝛc. ꝛc. herrührende Rezension (Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1834. 11. Heft. S. 1081) des kürzlich erschienenen, hinter seinen Versprechungen zurückbleibenden Werkes: „Historisch-statistischer Umriß von der österreichischen Monarchie. Aus Papieren eines österr. Staatsbeamten. (Nebst einer ethnographischen Karte von Oesterreich.) Leipzig, in der Fest'schen Buchhandlung. 1834," welche ich hier zur Prüfung vorlege. Der Rezensent gibt das Verhältniß der land- und forstwissenschaftlich benützten Bodenfläche des Kaiserstaates zur Arealgröße desselben an. Im Durchschnitte kommen nach seiner (aus Lichtenstern und Andrée geschöpften) Berechnung auf jede □ Meile des ganzen Staatsgebietes 7785 $^{3}/_{5}$ Joch. Das Maximum davon erreicht Steiermark mit 9503 $^{7}/_{33}$ J. — Die Quantität des jährlichen Wein-Erzeugnisses weist, nach dem von Malchus besprochenen Werke, welches die Cerealien und den Weinbau nur beiläufig, die übrigen Crescentien und Producte aber gar nicht berührt, für Steiermark ungefähr 600,000 Eimer (eben so viel, als für Tirol), also beiläufig $^{1}/_{66}$ des in der ganzen Monarchie erzeugten Erträgnisses aus. — Die Ausbeute an Silber schlägt der Rezensent für Steiermark (nach Andrée's neuester Zahlen-Statistik) auf 800 Mark (also ungefähr $^{1}/_{136}$ des Totalbetrages aus der Monarchie) an [1]).

Die Geschichte der steiermärk'schen Agnes Bernauer (so wie Portugal eine an der bekannten Inez de Castro hat), nämlich der armen, als Opfer eines Justizmordes gefallenen Veronika von Teschniz, welche noch immer einer dramatischen Verherrlichung entgegensieht, bringt (nach zwei Handschriften) des Johann Freiherrn von Hormayr Taschenbuch für die vaterländische Geschichte (Neue Folge, sechster Jahrgang. 1835. Braunschweig, bei Friedr. Vieweg. S. 286) unter dem etwas anzüglich klingenden Titel: Allopathische Mittel gegen die Liebe.

Eine poetische Beschreibung des tragischen Endes, welches Graf Ulrich von Cilli fand, enthalten Michael Behaim's Reimchroniken. (Pfälzische Handschrift; Blatt 288. a.)

Die gehaltvolle Zeitschrift des böhmischen Museums (Jahrgang 1832. Letztes Heft. S. 443 u. f. f.) widmete einen umfassenden Artikel, welcher den ausgezeichneten böhmischen Literator Hrn.

---

1) Die Redaction der st. Zeitschrift wird es sich angelegen sein lassen, im nächsten Hefte eine Berichtigung obiger Angaben aus ämtlichen Quellen zu liefern.

Fr. L. Celakowsky zum Verfasser hat, der in Laibach erscheinenden poetischen Blumenlese: „Die krainische Biene", welche recht schmackhaften Honig einträgt. Einem der slavischen Dichter, denen diese Biene ihre Spenden verdankt, macht Hr. Celakowsky unter Anderem auch folgenden Vorwurf: „Besonders wiederholt sich das ihm, so wie auch anderen dieser Dichter so sehr gefallende Metrum (◡ — ◡◡ — ◡) gar zu oft, und fällt unangenehm ins Ohr. Gedichte jeder Gattung drehen sich um dieses gackernde, den geschmacklosen österreichischen und deutsch-steierischen Liedern entlehnte Versmaß bis zum Ueberdrusse." — Ich kann nicht umhin zu gestehen, daß mich des Hrn. C. schnödes Absprechen über die ganze Volkspoesie zweier Länder mit gerechtem Unwillen erfüllt hat. Die Volkspoesie der Slaven ist mir viel zu wenig bekannt (und selbst, was mir davon bekannt ist, habe ich nur aus Uebersetzungen und Bearbeitungen kennen gelernt), als daß ich über den Vorzug, welchen dieselbe gegen unsere österreichische und deutsch-steierische behauptet, der nach dem ästhetischen Gefühle des Hrn. C. ein unendlicher, nicht mehr blos gradueller sein muß, mir ein Urtheil zu erlauben wagte. Daß die National-Dichtungen der Slaven, welche mir, dem National-Charakter gemäß, mehr zur epischen Natur sich hinzuneigen scheinen, einen Schatz großartiger Ideen, kühner Bilder, echter Lebenswahrheit und gesunder, nahrhafter Poesie bewahren, davon habe ich mich aus dem Wenigen überzeugt, was mir davon zugänglich geworden ist, und ich würde es selbst demjenigen, welcher ihr ganzes Bereich an der Quelle durchgenossen hat, als eine unnütze Dienstfertigkeit auslegen, wenn er sich erst zu ihrem Vertreter aufwerfen zu müssen glaubte. Jede Volkspoesie vertritt sich selbst. Sie geht, wie der Strom des Blutes, vom Herzen des Lebens aus und kehrt wieder in dasselbe zurück; sie ist ein treuer Spiegel der Denk- und Gefühls-Weise; sie gibt die Begeisterung für ihre heiligsten Interessen im einfachsten Ausdrucke; sie deckt die verborgensten Falten des Inneren mit liebenswürdiger Naivetät auf; sie zeichnet oft derb und scharf, aber immer wahr und sicher; sie sucht nichts, — was sie gibt, das hat sie gefunden; sie kann so wenig als die Geschichte dafür, daß sie poetisch ist. Aber von ihr fordern wollen, daß jeder Zoll an ihr Poesie sei, wäre eben so einfältig, als von einem Schachte verlangen, daß jedes Fleckchen, das man anbohrt, durch und durch blankes Gold sei. Ich halte es daher für höchst ungerecht, die Volkslieder irgend einer Nation schlechthin geschmacklos zu schelten. Wenn Hr. C. von den österreichischen Liedern auch nichts weiter kennt, als was die wackeren Sammler „Tschischka und Schottky" mitgetheilt haben,

so muß ich ihn doch für einen Verächter der Lyrik überhaupt nehmen, um mir zu erklären, daß er (selbst unter jenen Liedchen, welche sich in dem von ihm verdammten amphibrachischen Metrum fortbewegen) so gar nichts gefunden habe, was einem empfänglichen Sinne zusagte. Was die deutsch-steierischen Lieder betrifft, so glaube ich sie nur so im Zuge von ihm mitgenommen, indem noch keine Sammlung derselben vorhanden ist. Hätte er aber sowol sie, als die österreichischen dort vernommen, wo sie entstanden sind, so würde er doch vielleicht mit seinem harten Urtheile gezögert, und sich beiläufig an die Fabel vom parischen Marmor erinnert haben, der zwar auch unter einem thrazischen Wolkenhimmel noch ein schöner Stein blieb, seinen eigenthümlichen, durchsichtigen Glanz aber doch nur an Einer Stelle im vollsten Schimmer zeigte, nämlich unter dem sonnigen tiefblauen Morgenhimmel der heimatlichen Paros. — Aber selbst den Vorwurf, welchen Hr. C. dem amphibrachischen Metrum macht, finde ich, so allgemein hingesprochen, zu strenge; gackernd werden kann jedes Metrum, wenn es statt eines Gedichtes ein Gegacker enthält. Ich finde vielmehr darin etwas Hebendes, Lebendiges, Ungezwungenes, was dem leichten Liede recht wohl läßt. Die Reimlosigkeit der ungeraden Verse befördert das Verschmelzen und Hinüberziehen (enjambement) und läßt dem Gedanken mehr Freiheit. Eben daß es bei unseren Volksliedern so häufig vorkommt, beweist, daß es das passende ist; denn die Volkspoesie baut sich, wie der Vogel, ihr Nestchen am besten selbst. Gehörig gehandhabt, scheint es mir der volksthümlichen Lyrik fast nicht minder zuzusagen, als das sogenannte Niebelungen-Versmaß (der sechsfüßige Jambus mit eingemischten Anapästen und weiblicher Cäsur bei männlichem Ausgange, abwechselnd mit männlicher Cäsur bei weiblichem Endreime) der volksthümlichen Epik zusagt.

Verzeichniss

der

seit dem Erscheinen des vorigen Heftes beigetretenen (T. P.) Herren Subscribenten.

Nach Kreisen und Bezirken alphabetisch geordnet.

Grätzer Kreis.

Herr Fellner, Joseph, k. k. Präsidial-Secretär.
» Mandel, Ludwig Freiherr v., k. k. Kämmerer und ständ. Ausschußrath.

Herr Schubert, Joseph, Dr. der Heilkunde und k. k. Bezirks-Physiker.

Brucker Kreis.

Herr Schönbein, Anton, Amtsschreiber an der Herrschaft Aflenz.

Auswärtige.

Herr Kreutzberger, Ignaz, Handelsmann zu Wien.

Die im zweiten Hefte des I. Jahrganges der neuen Folge summarisch angeführten H. H. Subscribenten in Kärnthen sind vermöge des inzwischen anher gelangten Namensverzeichnisses derselben folgende:

Se. fürstliche Gnaden Herr Ignaz Zimmermann, Fürstbischof von Lavant.

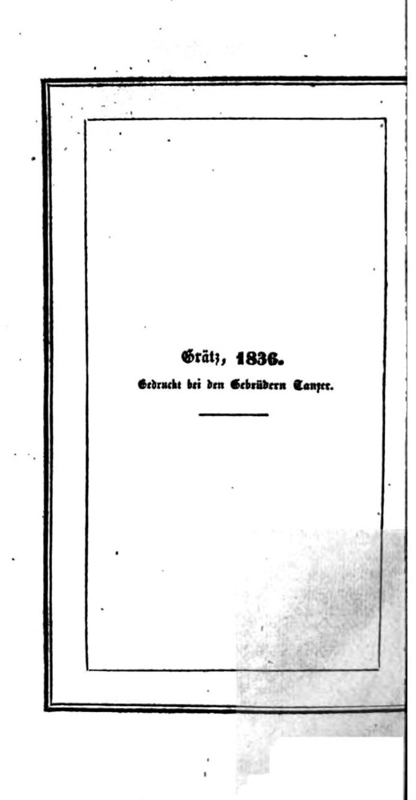
Herr Achatzel, Math., Professor der Mathematik zu Klagenfurt.
» Aichenegg, Franz Xaver v., Bez. Commissär in Althofen.
» Alber, Carl, k. k. Straßenbau-Assistent in Kappel.
» Albrecht, Caspar, Domherr, Dechant u. Stadtpfarrer zu St. Andrä.
» Balthasar, Ferdinand, Bez. Commissär in Grades.
Casino-Gesellschaft in Klagenfurt.

Herr Egger, Franz Graf von, Ritter des österr. Leopoldsordens, k. k. Kämmerer, zu Klagenfurt, mit 2 Exemplaren.
» Fuchs, Joseph, Gewerk in Kanker.
» Herbert'sche, Albin Freiherr v., Erben zu Klagenfurt.
» Isopp, Carl, Bezirks-Commissär zu Bleiburg.
» Kienreich, Franz Xaver, Gymn. Prof. zu Klagenfurt.

Herr Krummer, Franz, Propst in Kreuz.
» Kugl, Jos., pensionirter Pfarrer in Wolfsberg.
» Kumpf, Johann Gottfried, Dr. und 1. Stadtphysiker zu Klagenfurt.
» Lessiack, Clement, Pfarrer zu Kappel.
» Mannhart, Joh. Bapt., Gymnasial-Präfect in Klagenfurt.
» Mayer, Simon Martin, Prediger in Klagenfurt.
» Meinig, Matthäus, Dechant zu Bleiburg.
» Mitterdorfer, Jos., in Gurk.
» Moro, Gebrüder Ritter von, zu Klagenfurt.
» Moro, Joh. Bapt., magistratlicher Steuereinnehmer zu Klagenfurt.
» Neßmayer, Lorenz, bürgl. Magistratsrath zu Klagenfurt.
» Rabitsch, Jos., Dr. und pens. gräfl. Franz Egger'scher Güter-Inspector zu Klagenfurt.

Herr Rupitsch, Augustin, Dechant Gurk.
St. Paul, Benedictiner-Stift.
Herr Scheuchenstuel, Franz v., grä Thurn'scher Güter-Inspector zu Kl genfurt.
» Schönbeck, Thomas, Bez Co missär in Mageregg.
» Semen, Ignaz, Domcapitel Gur scher Güter-Inspector zu Klage furt.
» Spieß, Philipp, Oberamtmann St. Georgen.
» Tares, Honorat, Schloßbeneficia gewesener Dechant in Wolfsber
» Traunfellner, Alois, Apothel zu Klagenfurt.
» Vest, Johann Edl. v., Apothel zu Klagenfurt.
» Volleritsch, Jos., pens. Bez. Co missär.
» Wittmann, Carl, Bezirks-Co missär in Keutschach.





Grätz, 1836.

Gedruckt bei den Gebrüdern Tanzer.

